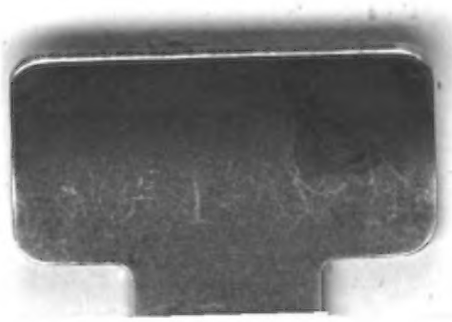
JUGENDBLÄTTER

MÜNCHEN: 1868

Digitized by Google

Paed. pr. 1700-1868



Digitized by Google

<36601691620016

<36601691620016

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Paed. pr. 1700-1868 14

Jugendblätter

für

christliche Unterhaltung

und Belehrung.

Jahrgang 1868.

Erstes Heft.

München, Verlag von Braun & Schneider.

Redaction: Isabella Braun, unter Verantwortlichkeit der Verleger.

Digitized by Google

Prospektus.

Obwohl die Tendenz der Jugendblätter, welche bereits in dreizehn Jahrgängen erschienen sind, den Abonnenten bekannt ist und stets dieselbe bleibt, sendet die Redaktion doch wieder einen Prospekt voraus, indem sie auf einen erweiterten Lesekreis hofft, die Eltern und Erzieher aber mit Recht fragen werden, was wir bieten.

„**Fromm, fleißig und fröhlich**" steht auf den Bändern der bekränzten Standarte, welche wir vor allen Blicken erheben, und das Einleitungsgedicht dazu kann füglich als Prospekt dienen.

Die Jugendblätter wollen keineswegs mit der Schule, wohl aber mit dem Elternhause wetteifern, um in oben angedeuteter Richtung die gleichmäßige Entwickelung des jugendlichen Gemüthes und Geistes zu fördern.

Wie das Leben selbst am Besten erzieht, vermögen es auch theilweise Beispiele aus dem Leben. Solche wollen wir der Jugend bieten und sie gleichsam hinstellen als Wegweiser für die eigenen Lebenspfade. Dazu dienen: **Erzählungen aus der Jugendzeit**, gemischt von Heiterkeit und Ernst; — aus der **Weltgeschichte** mit ihren weiter reichenden Lehren; **Biographien** edler, hervorragender, strebsamer Menschen. Dazwischen soll der Born jugendlichen Frohsinns sprudeln, sei es in harmlosen **Scherzen**, in **Neckräthseln**, kleinen **Theaterstücken**. Aber auch den Reisebündel wollen wir gemeinsam schnüren, uns auf der weiten Erde umsehen, verschiedene **Länder** und **Völker** kennen lernen, auch auf heimathlichem Boden beobachtend bei **Thier**, **Pflanze** und **Gestein** stehen bleiben und den Schöpfer in seinen herrlichen Werken bewundern. Wir wollen auch dem Fluge der **Poesie** folgen und in das geheimnißvolle **Sagen- und Märchenreich** manchen Blick werfen.

Da die Jugendblätter ein Familienbuch sind, wird ihr Inhalt sowohl den Kleinen, wie den Großen etwas bieten, zugleich soll durch künstlerisch ausgeführte Illustrationen das Interesse am Inhalte erhöht werden.

Indem die Redaktion diese Zusagen erneut, zählt sie auf den ausdauernden Beistand der Mitarbeiter, darunter rühmlich bekannte Namen, welche die Bedeutung und den Einfluß guter Schriften kennend, nicht verschmähen, auch der jugendlichen Schaar die Gaben ihres Talentes freundlich zu spenden.

München.

Die Redaktion.

Digitized by Google

Jugendblätter.

Herausgegeben

von

Isabella Braun.

Mit Beiträgen von: Dr. Friedrich Beck. Franz Binder. Franz Bonn. Elisabeth Grube. Auguste von Gäßler. Hermann Geiger. A. Godin. Friedr. Güll. Dr. Holland. Franz von Kobell. Th. Messerer. Dr. Medicus. Ch. Rey. Louise von Plönnies. Franz Pocci. Dr. Proschko. Oskar von Redwitz. Karl Rheineck. Fried. Ringseis. Gustav Tobler. Karl Zastrow u. A.

Mit sechs fein colorirten Lithographien und sechs Holzschnitten.

Jahrgang 1868.

(14. Jahrgang.)

München.

Braun & Schneider.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Digitized by Google

Inhalt.

I.
Erzählungen, Märchen, Parabeln.

	Seite
Eine Lüge. Von Franz Bonn	3
Der Marine-Offizier. Von F. B.	24
Kleinigkeiten. Von Isabella Braun	46. 484
Die Musterkinder. Von Th. Messerer	67
Karl von Salerno. Von Hermann Geiger	89
Die Thränenfee. Märchen von A. Godin	91
Aus der Weihnachtszeit. Von Isabella Braun	97
Der Taubstumme. Von J. St.	145. 194
A' Jagdg'schichtl. (oberbayerisch.) Von Franz von Kobell	241
Eine schlagfertige Antwort. Von Karl Zastrow	253
Der kleine Bürgersoldat. Von Th. Messerer	320
Eine gefährliche Entenjagd. Von F. B.	332
Schlaraffenland. Von Elisabeth Grube	339
Zwang und Freiheit. Parabel	379
Held Karl und die kleine Jungfrau von Orleans. Von Th. Messerer	385
Onkel Eduard. Von Salesius	441. 513
Der kleine Begleiter. Sage von Dr. Bucher	475
Die schwarzgelbe Rose. Von Dr. J. Proschko	481
Das tägliche Brod. Parabel	563

II.
Biographien.

Der Märchendichter Andersen. Von Franz Binder	162. 217
Peter von Cornelius. Von K. Rheineck	366
Aus Mozarts Jugendjahren. Von J. St.	433 438. 495
Louis Napoleon. Von J. Ney	459. 504

III.
Naturgeschichtliches und Aufsätze verschiedenen Inhalts.

Kröten, Frösche, Nattern, Salamander. Von Gustav Tobler	28. 121. 264
Unglaublich und doch wahr! Von Dr. H. Holland	51. 246. 311
Die Eule. Von Dr. Medicus	84
Mäuschen und Wieselein. Von Anton Forsteneichner	138
Sei witzig, die Welt ist spitzig! Von Becker	139
Schneelandschaften. Von Ney	183. 230
Die letzten Tage einer Königin. Von Zastrow	427

Digitized by Google

Seite

Ein edles Wort Kaiser Karl des V. Von F. B. 384
Ein Tag auf dem Landgute. (Aus der Römerzeit.) Von G. 468
Gleichnisse. Von Alexandra, k. Prinzessin von Bayern 570

IV.

Gedichte, Sprüche, Räthsel.

Der Jugendblätter Gruß. Von Dr. Friedrich Beck 1
Früh genug! Von Oskar von Redwitz 23
Der Flüchtling. Von Dr. Isidor Proschko 26
Neckräthsel. Von Friedrich Güll 48. 252
Die Himmelsbeute. Von Dr. J. Proschko 49
Wenn der kleine Schelm ein Freßsäckchen werden will. Von Friedrich Güll . 120
Was aus dem Bäumchen werden soll, Das weiß nur Gott allein. Von F. Bonn 136
Der Kinder Neujahrsgruß. Von Isabella Braun 140
Fünfundzwanzig! Von Dr. J. Proschko 158
Des Königs Münster. Von Dr. Friedrich Beck 177
Des Kindes Gebet. Von Franz Bonn 193
Scheermäuschen. Von Dr. Isidor Proschko 214
Sprüche. Von Franz Pocci 229
Am Morgen. Von Friedrich Güll 240
Spruchreime. Gesammelt von Dr. Friedrich Beck . . . 214. 363. 518
An die betrübte Mutter des todten blinden Knaben. (Nach dem Englischen.)
Von Louise v. Ploennies 258
Scherzando. Von Friedrich Güll 262
Ein Frühlingslied. Von Franz Pocci 334
Kindesliebe. Von Dr. J. Proschko 337
Die Nachbarskinder. (Erzählung in Versen.) Von Franz Bonn . . . 408
Die Ueberraschung. Von Augusta von Gäßler 476
Die Musikanten. Von Franz Pocci 529
Kindesdank. Von Isabella Braun 570

V.

Dramatisches.

Die Enkelinnen am Geburtstage der Großmutter. Von Augusta von Gäßler 284
Frau Zirbelnuß. Von Friederike von Ringseis 289

Digitized by Google

Digitized by Google

Folgsam,
fleiſsig, fröhlich,
fromm.

Der Jugendblätter Gruß.

Von Dr **Friedrich Beck.**

(Mit Bild.)

Wieder kommen wir gezogen
Zu des jungen Volkes Schaar,
Sammeln uns zum schmucken Kranze,
Rüsten uns zum Reigentanze
Mond' um Monde für ein Jahr.

Gleichen wir uns wie Geschwister,
Sind wir doch gar mannichfalt;
Jedes Blatt in unserm Kreise
Zeigt verschied'ne, eigne Weise
So an Farbe, wie Gestalt.

Seht im Kranz die dunkle Flechte;
Epheu ist's, ihr kennt es gut!
Märlein wird es und Geschichten,
Alt' und neue, euch berichten,
Die ihr hört mit frohem Muth.

Eichenlaub ist d'rein gewoben
Als ein starkes, festes Band,
Will, um Herz und Sinn zu stählen,
Euch des Schönen viel erzählen
Von dem deutschen Volk und Land.

Und sind's Lorbeer'n nicht, die sprossen
Hier, ein heiß begehrtes Glück?
Edlen Hochsinn nicht vergebens
Preisen sie im Bild des Lebens,
Das entrollt wird eurem Blick.

Schelmisch blickt hervor die Winde,
Wiegt sich in der Sonne Gold;
Wo nur immer sie erschienen,
Sind erheitert eure Mienen,
Scherz und Schwänken ist sie hold.

Doch nach oben weisen heil'ge
Palmenzweige, mahnen still,
Daß ihr nie euch lasset rauben
Unsern besten Schatz, den Glauben,
Wie die Welt auch locken will.

Soll ich noch das Sinngrün deuten
Mit der Blättchen zartem Glanz?
Sprüche sind es, Räthsel, Lieder;
Immer seht ihr gern sie wieder
Eingemengt dem vollen Kranz.

Und so weihen wir uns selber
Euch zur Gabe, die euch lieb,
Wahren euch die alte Treue,
Wie mit jedem Jahr der neue
Frühling weckt der Blüthen Trieb.

Seid gegrüßt uns, seid willkommen,
Oeffnet uns der Herzen Thor;
Uns're grünenden Standarten
Aus der Dichtung Zaubergarten
Flattern lustig schon empor.

Folgt der Fahne, d'rauf geschrieben:
„Folgsam, fleißig, fröhlich, fromm!"
Führen wird sie euch zur Wahrheit,
Zu des Himmels lichter Klarheit;
Nochmals Gruß denn und Willkomm!

Eine Lüge.

Erzählung von **Fr. Bonn.**

I.

Von dem kleinen Städtchen, dessen wenige Straßen um einen niedlichen heimlichen Marktplatz eng genug gelagert waren, außerhalb des Thores an einer staubigen Landstraße, stand ein einsames Haus. Während sich das Städtchen mit seinen hohen Dächern, seinen alten Mauern und Thoren und die gothische Spitze seiner alten Pfarrkirche in einem stillen Wasser spiegelten, das schon viele hundert Jahre an dem Gemäuer vorbeizog, stand das einsame Haus in anderer Himmelsrichtung, weit ab vom Wasser in einem breiten Thale, auf dessen Sohle ein kleiner Bach und eine mit Pappeln besetzte Landstraße sich hinzogen, während links und rechts dunkle Wälder in eintönigen Formen die mäßigen Hügel bedeckten. Das Haus mit seinen weißen Wänden, seinen wenigen Fenstern, seiner rothbraunen Hausthüre hatte nichts Einladendes, doch war es geräumig und nebenan lag ein stiller Obstgarten, dem eine schadhafte Mauer Schutz gewährte. Die Läden an den Fenstern des untern Stockes waren immer geschlossen, der Schellenzug an der Hausthüre verbogen und aus den Nägeln los, die Fensterscheiben im ersten Stocke aber waren trüb und taub, so daß man meinen konnte, das Haus gehöre zu einer Erbschaft, über welche ein langer Proceß sich entsponnen habe und sei unbewohnt. Und doch wohnte dort einer der reichsten Männer des ganzen Städtchens, ein alter Hagestolz. Der Mann war früher Besitzer einer Mühle gewesen und da man die Mühle die Goldmühle nannte, trug man später, als er sich zu Ruhe setzte, und in das einsame Haus an der Stadt zog, den Namen der Mühle auf das Haus über, in dem der alte Goldmüller lebte und nannte es trotz seines verkommenen ärmlichen Aussehens die „Goldmühle." Man wunderte sich oft, daß der reiche alte Mann sich ein so einsames Haus zum Aufenthalte für seine letzten Lebenstage wählen mochte, aber der alte Goldmüller hatte dafür seine guten Gründe. Für's erste fand er kein billigeres Haus, als das an der Landstraße und für's zweite waren ihm alle Menschen zuwider, denn er liebte nur sein Gold. Dem zu liebe war er auch in die Stadt gezogen, nicht der Menschen halber; in der Stadt fand sich mehr Gelegenheit zu wucherischen Geschäften und wer zu hundert Procent Geld zu leihen nehmen wollte, der wandte

ſich an den alten Goldmüller. — Draußen in ſeinem einſamen Hauſe war er von keinem Nachbarauge beobachtet und überwacht, und ſo lebte er mit einer alten Haushälterin ſeit Jahren in der ſtillen entlegenen Behauſung und freute ſich ſeines Geldes und ſeiner Zinſen. —

Wer den Weg vor das Stadtthor nahm, der konnte täglich zur Mittags- und Abendszeit dem Goldmüller auf der Promenade begegnen, die um die eine Hälfte der Stadt einen Gürtel zog. In einem ärmlichen abgetragenen grauen Rocke, die Hände auf dem Rücken, Niemanden grüßend, ſchritt der Goldmüller einigemale den Weg entlang und ob es ſchönes Wetter war oder ſtürmte, immer machte er denſelben Spaziergang und immer hatte er dasſelbe gelbe, ſcharfgezeichnete Geſicht, das keine Freude und kein Leid zu kennen ſchien und kalt und lieblos war, wie ſein Eigenthümer.

An einem Feiertage — es war Allerheiligen — die Sonne ſtand hinter dichten Nebeln und ein kalter Herbſtwind ſchüttelte die letzten Blätter von den Bäumen, — ging der alte Goldmüller wie gewöhnlich Mittags auf der Promenade, aber Abends kam er nicht mehr, obwohl die gewohnte Stunde längſt geſchlagen hatte.

„Wo bleibt denn heut der Goldmüller?“ ſagte Doktor Miltner zu ſeiner Gattin, welche am Fenſter ſaß und in einem Buche las.

Das Haus des Doktor Miltner ſtand nämlich an der Promenade und von ſeinen Fenſtern aus beobachteten Miltner und die Seinigen täglich den Goldmüller, der ging wie eine Uhr, jeden Tag um die gleiche Stunde auf der gleichen Stelle.

„Entweder geht meine Uhr zu früh, oder dem Goldmüller iſt etwas begegnet“, ſagte lächelnd Dr. Miltner und blies ein paar blaue Wölkchen aus ſeiner Pfeife — dann ſchritt er wieder im Zimmer auf und ab.

Es war ſtill und dämmerte. Das große Zimmer mit ſeinen dunklen Meubeln, Teppichen und Vorhängen war nur ſpärlich vom ſinkenden Tage erhellt und das Feuer, das im Ofen kniſterte, begann tanzende rothe Lichtſtreifen durch die Oeffnungen des Ofenthürchens auf die Decke zu werfen.

„Frau! Du verdirbſt Dir die Augen mit Deinem Leſen“ ließ ſich jetzt Dr. Miltner wieder hören, deſſen vorige Bemerkung über den Goldmüller von der eifrig leſenden Frau Doktorin überhört worden war.

Er hatte deßhalb die letzten Worte etwas kräftiger betont, ſo daß die Frau Doktorin, die eben in einem Buche von dem Morgenlande und ſeinen

Zaubern las, plötzlich in die Wirklichkeit aufgeschreckt, zusammenfuhr und das Buch schließend, sich erst wieder zurecht finden mußte, daß sie die Frau Doktorin Miltner und zu Hause war.

„„Es wird so früh Nacht““ — begann nun die Frau Doktorin, „„das ist eine trübselige Zeit in unserm Deutschland; da lob ich mir den Orient.““

„Was Orient!“ erwiderte Doktor Miltner, „mir ist unsere Heimath lieber. — Wenn's früh Nacht wird, zündet man die Lampe an — und gibt es etwas Behaglicheres, Gemüthlicheres auf der Welt, als so ein Abend in einem stillen deutschen Hause, wann das Feuer im Ofen knistert, der Vater im Schlafrock Tabakwolken aus einer langen Pfeife bläst und Mutter und Kinder, bestrahlt von mildem Lampenlichte, um den Tisch sitzen, während die Schwarzwälderuhr an der Wand, wie ein treues Herz der Stube, in gleichem Takte ihre Pendelschläge macht!“

„Ja deutscher Familienvater! Du hast schon recht;“ — sprach lächelnd die Frau Doktorin und gab ihrem theuern Manne die Hand. Dann ging sie und brachte die Lampe und mit ihr kam ein kleiner Junge — das war der junge Herr Doktor Miltner — ein Bürschlein von fünf Jahren, blond und klug, wie Einer, der schon bis zwanzig zählen kann und das ABC ohne Fehler weiß. Der kleine Fritz sprang auf den Vater zu und küßte ihm die Hand. Doktor Miltner aber nahm den Jungen auf seinen Arm und trabte nun wie ein Pferd im Zimmer auf und ab, was dem kleinen Reiter sehr behagte. Dann durfte dieser auch die Pfeifenspitze in den Mund nehmen, ein Genuß, den er aber bald genug mit bitterer Miene aufgab, denn die Pfeife, aus welcher der Herr Doktor rauchte, hatte mit ihm schon auf der Universität studirt und daher einen sehr ausgeprägten Geschmack.

„Wo ist denn der Philipp?“ begann Doktor Miltner und die Doktorin antwortete kleinlaut: „„Er ist noch nicht zu Hause.““

„Wo ist er? Weißt Du nicht Frau, daß ich's nicht gerne sehe, wenn unsere Kinder immer wo anders sind, als bei uns zu Hause? Wo ist er hin?“ sprach Doktor Miltner in etwas heftigem Tone, denn er war ein Mann von strengen Grundsätzen in der Kindererziehung und mit dem weniger strengen Regimente der Frau Doktorin, die den Kindern doch mehr Freiheit lassen wollte, nicht immer einverstanden.

„„Er ist zu einem Kameraden, dem Bürgermeister-Franz zum Kaffee geladen,““ antwortete die Frau Doktorin.

„Und davon erfahre ich jetzt erst! Warum hat man mir davon Nichts gesagt?“

„„Du warst eben fort bei einem Patienten, als Franz kam, um Philipp einzuladen und als Du heimkamst, vergaß ich Dir's zu sagen““ entschuldigte sich die Frau Doktorin.

„Vergaßest mir's zu sagen, weil Du den Orient im Kopfe hattest und über Deinen Träumen von dem schönen Süden nicht an Deines Gatten Wort dachtest. Diese Kameradschaften und Einladungen taugen nichts und haben keinen Zweck, als daß sie frühzeitig die Kinder unzufrieden machen mit ihrem Stück Hausbrod,“ zürnte der Doktor.

„„Ich habe die Nanni schon fortgeschickt, um Philipp zu holen,““ besänftigte nach einer kleinen Pause die Doktorin.

Sie hatte die Lampe vollends in Ordnung gerichtet und in die Mitte des Tisches gestellt, dann rückte sie die Stühle zurecht. Der Doktor setzte sich auf das Sopha, vor dem der Tisch stand, stopfte den Tabak in der Pfeife fester, nahm eine Zeitung zur Hand und las; die Frau Doktorin nahm an seiner Seite Platz und begann an einem langen Strumpfe zu stricken; der kleine Fritz steckte die Nase in ein großes Bilderbuch, das ihm die Mutter auf den Tisch gelegt hatte und trommelte mit den Füßen, die über den hohen Stuhl herabhingen an Stuhl und Tischfuß, bis es ihm zuerst die Mutter mit leisen Worten und dann der Vater mit einem ernsten Blicke verwiesen. Dann war es so stille, daß man ein Mäuschen hätte laufen hören.

Da ging unten die Thüre — die Nanni kam aber ohne Philipp. Die guten Eltern erschracken nicht wenig, als die Nanni allein in's Zimmer trat. Aber sie fanden keine Zeit zum Fragen, wo Philipp blieb, denn die Nanni war bleich und stammelte voll Schrecken und Hast: „Herr Doktor! Denken Sie nur, der Goldmüller ist ermordet worden, sie haben ihn in den Hals gestochen und Alles geraubt — die ganze Stadt ist in Aufregung — kommen Sie nur schnell!“ Kaum hatte aber Nanni die Neuigkeit gemeldet, so tönte schon wieder die Hausglocke; es war ein Polizeidiener, ebenfalls mit verstörtem bleichen Gesichte, der den Herrn Doktor holen sollte. Der Herr Doktor legte rasch seine Pfeife weg, zog seinen Rock an, nahm seinen Hut und Stock und wollte eben zur Stube hinaus, da kamen wieder ein paar Leute, um ihn zu holen, um dem noch athmenden Goldmüller wo möglich Hilfe zu leisten! —

Da war die Ruhe aus dem ſtillen Hauſe gewichen, denn auch nachdem Doktor Miltner ſchon fort war, kamen immer wieder Nachbarn und Leute, welche immer neue und wo möglich noch ſchrecklichere Nachrichten brachten. Der Eine wollte wiſſen, man habe den Thäter, der Andere wußte, es ſeien ihrer Mehrere, ein Dritter ſagte, es ſei eine Bande, die ſchon lange die Umgegend unſicher mache und ſo ging es fort. Nicht nur im Doktorhauſe, ſondern auch im ganzen Städtchen war Alles in Aufregung. So etwas hatte man ja nicht erlebt ſeit dreißig Jahren, wo auch ein Raubmord vorgekommen war, den jetzt die Leute ſich wieder erzählten, weil die neue Frevelthat die alte Erinnerung wieder friſch belebt hatte. Daß über dieſem grauſigen Ereigniſſe die Heimkunft des Philipp vergeſſen wurde, kann nicht befremden, hatte doch ſelbſt Nanni, ſtatt ihn beim Bürgermeiſter zu holen, ſich ſchleunigſt wieder nach Hauſe begeben und ihren Auftrag unverrichtet gelaſſen und jetzt jammerte ſie mit der Frau Doktorin über den Goldmüller, dem es übrigens, wie ſie meinte, recht geſchehen, „warum war er ſo geizig und lebte ſo allein mit ſeinem vielen Gelde da draußen vor der Stadt in dem einſamen Hauſe an der Landſtraße.“ — Die Frau Doktorin meinte, die Leute würden alle Tage ſchlechter und bat die Nanni, ja recht vorſichtig zu ſein und die Hausthüre gut zuzuſchließen, denn auf der Promenade ſei es Nachts auch recht einſam und da könne leicht etwas paſſiren. Der kleine Fritz war über dieſem Geſpräche eingeſchlafen, nachdem er ſich vorher auf den Schooß der Frau Doktorin geflüchtet hatte.

Mittlerweile ging unten wieder die Thüre, die man aus Verſehen hatte offen gelaſſen und mäuschenſtille ſchlich ſich Philipp in's Zimmer.

„Wo biſt Du ſo lange — warum gehſt Du nicht bei Tage heim? Haſt uns Angſt und Sorge gemacht und der Vater hat gezankt, daß Du ſchon wieder fort biſt! Kannſt nie daheim bleiben bei Deinem Brüderlein und bei den Eltern!“ So ließ ſich nun die Frau Doktorin mit großem Ernſte vernehmen. Philipp aber ſtand an dem Tiſche und blätterte in dem Bilderbuche ohne ein Wort zu erwidern. Alsbald brachte aber die Nanni wieder den Goldmüller zur Sprache, ſo kam das Geſpräch gar bald in den alten Fluß und fluthete weiter bis nach geraumer Zeit und ſchon ziemlich ſpät Abends Doktor Miltner wieder nach Hauſe kam. Der ernſte Fall hatte den Doktor tief ergriffen. Der Goldmüller lebte noch, aber er hatte eine ſehr gefährliche Verletzung am Halſe erhalten und es beſtand wenig Hoffnung, daß er die Nacht überleben werde. Die Verbindung der Wunde, die Aufregung der Leute, das

ſchreckliche Bild des alten Geizhalſes in ſeinem Blute, das gräßliche Ereigniß eines Raubes in dem friedlich ſtillen Städtchen — alle dieſe Umſtände wirkten zuſammen, um das ſonſt ruhige Gemüth des Doktors zu erſchüttern und aus ſeinem gewöhnlichen Gleichgewichte zu ſtören. Philipp und Fritz waren bereits zu Bette gebracht — und es iſt unter ſolchen Verhältniſſen daher leicht begreiflich, wenn Doktor Miltner nicht mehr daran dachte, daß ſein Philipp gegen ſeinen Willen bei dem Bürgermeiſterſohne eingeladen war und wenn er ſich nicht mehr erkundigte, wie und wann er heimkam.

Die Bewohner des Städtchens ſchliefen heute um eine Stunde ſpäter ein und weniger ruhig als ſonſt, obwohl der Nachtwächter in ſeinem gewöhnlichen Tone die alten Strophen ſang. Es war ſpät in der Nacht, bis die Lichter im Hauſe des Doktors ausgelöſcht wurden und auf der Promenade jene Stille und Finſterniß herrſchte, von der Leute in großen Städten gar keinen Begriff haben. Wie mochte es im Herzen des Räubers ausſehen, wie mochten ihm, wenn er noch in dem Städtchen weilte, die heiſere Stimme des Nachtwächters, da er vom Strafgericht Gottes ſang, unheimlich in die Ohren klingen! Aber er irrte wohl weit draußen durch Wald und Feld, oder ſaß auf der Eiſenbahn und ließ vom Rollen und Poltern der Wagen die Stimme ſeines Gewiſſens übertäuben, wenn in ihm noch eine ſolche Stimme hörbar und nicht längſt verſtummt war.

Am andern Morgen ging die Sonne wieder freundlicher auf, der rauhe Herbſtwind hatte ſich gelegt und die Nebel waren nicht ſo dicht, wie geſtern. Im Hauſe des Doktor Miltner regte ſich zur beſtimmten Stunde, wie ſonſt das gewohnte Hausweſen und obwohl die Aufregung des geſtrigen Abends den Schlaf der Bewohner etwas geſtört hatte, bot doch das Haus des Doktors ſchon in früher Stunde wieder das Bild einer wohlgeordneten behäbigen deutſchen Familie. Der Kaffee ſtand auf dem Tiſche, um die mütterliche Kanne die Taſſen wie Kinder verſammelt und Herr Doktor Miltner im Schlafrock und Pantoffeln hatte ſein Pfeifchen wieder angezündet und dampfte ſchon ſeine Wolken vor ſich hin, ehe noch die Sonne einen zweifelhaften Strahl durch's Fenſter zu werfen verſuchte. Um den Tiſch ſaßen Vater und Mutter und die zwei Knaben, denen der Kaffee bald zu ſchwarz, bald zu weiß war, bis die ſorgſame Mutter die Taſſen zum Ueberlaufen gefüllt hatte. Wir kennen die Familie — den Herrn Doktor mit ſeiner alten Pfeife, die Frau Doktorin, die gerne vom Orient ſpricht, den kleinen Fritz, der auf des Vaters Arm ſo ſtatt-

lich zu reiten verſteht, nur der ältere Sohn des Hauſes, der Herr Philipp, iſt uns noch nicht genau vorgeſtellt, denn geſtern bei dem allgemeinen Durcheinander kam er unbemerkt in die Stube herein und verhielt ſich ſtill, bis er zu Bette ging, ſo daß wir ihn nicht recht zu beobachten Gelegenheit hatten und von ihm nicht viel mehr wiſſen, als daß er Philipp hieß und beim Bürgermeiſter-Franz eingeladen war.

Beim Kaffee, als Philipp mit ſeinem Löffel in der Taſſe herumrührte und ſich dann ſeinen Weck in kleine Bröcklein brach, fiel dem Doktor Miltner wieder die bürgermeiſterliche Kaffeepartie von geſtern Nachmittag ein und er wendete ſich an Philipp mit der Frage: „Wo biſt Du ſo lange geblieben geſtern, daß man Dich mußte holen laſſen?“ Dieſe Frage war anſcheinend ſehr einfach. Da Philipp beim Bürgermeiſter-Franz war, ſo wußte eigentlich der Vater ſchon, wo Philipp ſo lange geblieben, und die Frage war alſo mehr ein Vorwurf, als eine Frage. Und doch war dieſe Frage für Philipp eine ſehr verfängliche. Das verhielt ſich nämlich ſo: Das Städtchen, wo wir uns befinden, hatte noch alte Stadtmauern aus der guten Zeit, wo ſich die Bürger der Städte hinter feſte Mauern und Gräben verſchanzten, um vor feindlichen Angriffen und Ueberfällen geſchützt zu ſein. Dieſe Mauern hatten Thore und Thürme und auf einem dieſer Thürme wohnte eine Stadtthürmersfamilie, die nicht im beſten Rufe war. Dieſe Familie beſtand aus einem alten blinden Mann und mehreren Söhnen, von denen einer im Alter Philipps, alſo neun Jahre zählte. Dieſer Bube hieß Toni und war das Muſter eines ungezogenen ausgelaſſenen Jungen, der trotz ſeiner Jugend doch ſchon ſo viel Bubenſtreiche ausgeübt hatte, daß er im Städtchen einen Ruf, wenn auch keinen guten genoß. Es war natürlich, daß der blinde Mann, der ſein Weib zwei Jahre nach Toni's Geburt verloren hatte, in ſeinen ärmlichen Verhältniſſen dem Buben keine gute Erziehung zu theilwerden ließ und derſelbe daher ſich ſelbſt anheimgegeben, auf allerlei Ungebühr, Muthwillen und Ungezogenheiten verfiel, zu denen die Thürmerswohnung über dem alten Stadtthor noch beſondere Gelegenheit und Anlaß bot. So kam es, daß alle wohlgezogenen Knaben ſowohl vom Lehrer als von den Eltern vor dem Umgang mit dem Thürmerstoni vielmals gewarnt wurden und auch Doktor Miltner hatte ſeinem Philipp jeden Verkehr mit dem böſen Thürmerstoni auf's Strengſte unterſagt. — Es iſt aber in der menſchlichen Natur ein tiefer geheimer Zug nach dem Verbotenen und ſo war für die meiſten Jungen und insbeſondere für Miltners

Philipp der alte Thorthurm mit dem ungezogenen Toni ein Gegenstand geheimer Sehnsucht und stillen Verlangens. Es war auch gar zu heimlich auf dem alten Thurme. Nicht nur, daß die Aussicht von den kleinen Fensterchen in das stille Thal hinunter etwas unendlich Heimliches und Anziehendes hatte, so gab es dort oben auch allerlei Stiegen, Winkel, Verstecke, Nester von Dohlen; es führten vom Thurme verborgene Gänge zur Stadtmauer, da ließ sich klettern, verstecken und vom Thurme herab allerlei Muthwillen ausüben, wozu Toni's Blasrohr nicht wenig beitrug, mittelst dessen die Buben Lehmkugeln auf die Vorübergehenden herabbliesen, was ein Haupt-Vergnügen war. Trotz dieser geheimen Reize gingen die meisten braven Buben, eingedenk der Warnung ihrer Eltern, an dem Thurm vorüber. Philipp aber, ein von Natur aus sehr begabter und lebendiger Junge, unterlag der Versuchung und hatte sich von dem Thürmerstoni wiederholt verleiten lassen, mit ihm auf den Thurm zu steigen und dort oben zu spielen. Einmal war der Vater dahinter gekommen und seitdem war dem Philipp strenge Strafe angedroht, wenn er wieder mit dem Thürmerstoni sich einlassen und den Thurm betreten würde. Als nun Philipp am Allerheiligentage zum Bürgermeister-Franz gehen wollte, begegnete ihm der Thürmerstoni mit dem Blasrohr. Philipp war lange seinem Vater gehorsam gewesen und hatte den Thurm gemieden; er wollte auch dießmal an Toni vorbeigehen, aber Toni sprang auf ihn zu und erzählte ihm von einem neu entdeckten Neste und daß er wieder recht viel Lehm habe — auch sei heute der Vater nicht zu Hause, da könnten sie im Thurme thun, was sie wollten und dergleichen, so daß endlich Philipp sich bereden ließ und mit dem Thürmerstoni ging.

Philipp befand sich also am Allerheiligentage nicht, wie seine Eltern glaubten, beim Bürgermeister-Franz, sondern auf dem Thurme bei Toni. Dort verging ihm unter allerlei Spielen der Tag ungemein rasch, so daß es schon Nacht war, als ihn Toni fortließ und zufällig kam er gerade heim, als die Nanni fort war, um ihn beim Bürgermeister zu holen, wo sie ihn nicht getroffen und sicher erfahren haben würde, daß Philipp gar nicht dort gewesen, hätte nicht das schreckliche Ereigniß, der Mord des alten Goldmüllers, sie wieder nach Hause getrieben. Philipp hielt das für ein Glück — aber wir werden sehen, es war für ihn ein Unglück. Es wäre ja sonst sofort aufgekommen, wo Philipp Nachmittags gewesen, so blieb Dr. Miltner auf dem guten Glauben, Philipp sei beim Bürgermeisterfranz so lange geblieben und Philipp stand

nun vor der Frage seines Vaters, Antwortete er die Wahrheit, so mußte er die angedrohte strenge Strafe fürchten und sagte er, er sei beim Bürgermeister-Franz geblieben, so log er. Dr. Miltner hatte seinem Sohne oft gesagt, es gäbe nichts Häßlicheres und Schlechteres, als die Lüge und mit geheimem Glücke freute sich der treue Vater darüber, daß sein Philipp noch nie gelogen habe.

Philipp fühlte das wohl, als ihn jetzt der Vater fragte; aber der Gedanke an die strenge Strafe hielt ihn zurück, die Wahrheit zu gestehen und obwohl die Frage des Vaters mehr ein Vorwurf sein sollte, als eine Frage, ließ das böse Gewissen dem Philipp es doch nöthig erscheinen, eine Antwort zu geben und mit leichtem Erröthen, etwas zagend, aber doch bald sich fassend, sagte Philipp: „Beim Bürgermeisterfranz war ich.“ Es war dieß die erste entschiedene Lüge, die über Philipps Lippe kam. Es blieb aber natürlich nicht die Einzige. Denn der Vater fuhr fort: „Das weiß ich, daß Du dort warst — aber warum kamst Du nicht heim, ehe es dunkel wurde?“ Philipp war jetzt gefaßter; da die erste Lüge über seine Lippen gekommen war, ging es leichter, weiter zu lügen und so antwortete er rasch: der Franz habe ihn nicht fortgelassen, er hätte ein neues Ritterspiel bekommen, das gar so lustig gewesen wäre. Auch hätte er gar nicht gewußt, daß es schon so spät sei.

Dr. Miltner beruhigte sich bei diesen Antworten. Er war von der Wahrhaftigkeit seines Sohnes so sicher überzeugt, daß er die Verlegenheit Philipps nicht besonders bemerkte und was er davon auch wahrnehmen mochte, lediglich dem Umstande zuschrieb, daß Philipp eben wegen seines langen Ausbleibens des Vaters weitere Vorwürfe fürchtete. Er schärfte daher seinem Sohne nur noch ein, künftig zur rechten Zeit heimzukommen, knüpfte daran ein Gespräch mit der Frau Doktorin, daß es überhaupt besser sei, wenn die Kinder zu Hause blieben und damit war die Sache aus. Das Frühstück war zu Ende. Philipp setzte sich an seine Hausaufgabe. Fritz spielte mit Bausteinen, die Frau Doktorin nähte und der Herr Dr. Miltner ging zu seinen Patienten. Alles war wie sonst. In Philipps Herzen aber klopfte es einige Zeit bang und ängstlich, denn die erste Lüge hatte das Band zwischen ihm und dem Herzen des treuen Vaters zerrissen und lastete schwer auf der kindlichen Seele. Das währte aber nicht allzulange. Bald siegte der jugendliche Leichtsinn, Philipp zerstreute sich und wenn er sich auch fest vornahm, nie mehr zum Thürmerstoni zu gehen, was er auch getreulich hielt, so vergaß er doch

bald seine Lüge und das Leben Philipps trieb fort, wie sonst, ungestört und ungetrübt, wie ein munterer Bach. —

II.

Jahre waren hingeschwunden. Philipp Miltner war zum Jüngling herangewachsen und bezog die Universität. Sein Vater hatte bald nach der Zeit, wo wir ihn kennen lernten, den kleinen Ort verlassen und war in einer größeren Stadt Gerichtsarzt geworden. Die neuen Verhältnisse brachten erhebliche Veränderungen in der Familie des Doktors mit sich. Das kleine Städtchen, der Thorthurm und der Thürmertoni lagen fernab vergessen in Philipps Gedanken, und nur hin und wieder streifte seine Erinnerung über die Plätze und Erlebnisse seiner Kindheit hin. Philipp stand vor dem Universitätsleben und mit der bunten Mütze und dem farbigen Bande war vor seinem Herzen ein ganzer Frühling von Plänen, Entwürfen, stolzen Gedanken und junger Glückseligkeit aufgegangen. Mit Entzücken ruhten der Eltern Augen auf dem blühenden Gesichte Philipps. Er hatte einen guten Fortgang gemacht und schöne Hoffnungen begleiteten ihn, da er jetzt von seinem treuen Vater und seiner lieben Mutter Abschied nahm, die ihm außer andern mütterlichen Wünschen besonders den an's Herz legte, er solle sich ja vor Verkältung hüten, denn in unserm Klima sei es nicht, wie im Orient und eine Verkältung könne leicht gefährliche Folgen haben. Dr. Miltner blies den Rauch aus seiner alten Pfeife und küßte herzlich seinen Sohn, der nun mit der bunten Mütze und dem modischen Shawl, einen Reisesack in der Linken, ein Stöcklein in der Rechten sich auf den Weg nach der Eisenbahn machte, die ihn in wenig Stunden in die Universitätsstadt bringen sollte. Glückliche Eltern! Glücklicher Sohn! —

Die Fahrt, so kurz sie war, wurde dem jungen Studenten doch allmählig lange, denn obwohl in der ersten viertel Stunde, wenigstens so lange die Thürme der Stadt, in welcher seine Eltern wohnten, sichtbar blieben, sein Auge feucht war und seine Empfindungen bei den lieben Eltern weilten, so traten doch bald die Erwartungen der Universitätsstadt vor seinen lebhaften Geist und erfüllten ihn mit jener Ungeduld, die der süßeste Schmerz ist, den ein junges Herz empfinden kann. Die Gesellschaft, welche sich in dem Eisenbahnwaggon zusammengefunden hatte, war aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt. Ein Paar sprachen von Geschäften, ein Dritter schlief und Philipp

ſchaute daher beinahe fortwährend durch das offene Fenſter des Wagens auf die wechſelnde Gegend. Es war die erſte Fahrt, die er allein machte. Die Gegend erſchien einförmig und langweilig und da er ſchon oft geſehen hatte, daß Reiſende leſen und ihm gerade bei Durchmuſterung ſeiner Reiſetaſche ein altes Zeitungsblatt in die Hand kam, in welches die Mutter ein Stück Kuchen gewickelt hatte, das Freund Philipp bereits auf der erſten Station verzehrte — ſo faltete er das Blatt gehörig zuſammen, ſtrich es glatt und begann zu leſen. Es war eine Zeitung, halb ſo alt wie Philipp ſelbſt. Sie trug die Jahrzahl, die man vor neun Jahren ſchrieb und was die Zeitung enthielt, war längſt vergeſſen. Philipp las das Politiſche und Nichtpolitiſche lediglich, um ſich die Zeit zu verkürzen; ſeine Gedanken ſchweiften zu den Studiengenoſſen, die ihn erwarteten, zu den Freuden, die ſeiner harrten, zu den hohen Genüßen, die ihm die Univerſität bieten wird. Er las und las — da kam Etwas, was ihn feſſelte und ſeine Gedanken an die ſchwarzen Lettern heftete, die ihm eine alte längſtvergeſſene Geſchichte erzählten.

Es war ein Schwurgerichtsbericht, der auch uns intereſſirt weil wir den Fall kennen, um den es ſich handelt. Der Raubmord an dem Goldmüller und der Bericht lautete alſo:

„Unter lebhaftem Zudrange des Publikums kam geſtern (das Datum war wie geſagt neun Jahre alt) die Anklage gegen Joſeph Stelzner, Thürmersſohn von N. N. (es war das Städtchen, wo wir den Hrn. Dr. Miltner kennen lernten, alſo Philipps Heimath) wegen Raubmordes an dem „Goldmüller“ daſelbſt zur Verhandlung. Der Angeklagte ein junger Menſch etwa zwanzig Jahre alt von angenehmem Aeußern, mit hellblonden Haaren, ärmlich gekleidet, macht keineswegs den Eindruck, als wäre er einer That fähig, wie die iſt, wegen deren er vor Gericht ſteht. Gleichwohl iſt, wie es ſcheint ſeine Schuld klar erwieſen. Wir laſſen einen kurzen Auszug aus der Anklageſchrift folgen, deren Verleſung der Angeklagte mit großer Aufmerkſamkeit und Spannung anhörte. Der Goldmüller, ein Mann von fünfundſiebzig Jahren, unverheirathet, früher Beſitzer einer großen Mühle, lebte ſeit mehreren Jahren zurückgezogen und einſam in dem Städtchen N. Er bewohnte ein Haus, das vor dem Städtchen fern von Nachbargebäuden lag und deſſen ärmliches und verwahrloſtes Aeußere wohl keinem Fremden nahe legen mochte, daß es den reichſten Mann des Städtchens beherberge. Der Goldmüller hatte lediglich eine alte Haushälterin bei ſich und ſeit Jahren befand ſich ſonſt kein Dienſtbote

seinem Hause. Niemand hatte mit ihm näheren Umgang und so konnten auch wohl die inneren Verhältnisse, insbesondere der Ort, wo der Goldmüller sein Geld und seine Werthpapiere verwahrte, nicht leicht einem Fremden bekannt sein. Am Allerheiligentage hatte die Haushälterin, eine fünfzigjährige gut beleumundete Frauensperson, den Goldmüller allein in seiner Wohnung zurückgelassen. Sie gibt an, daß sie die Hausthüre bei ihrem Weggehen fest verschlossen habe. Sie hatte sich wegen des Festtages in die Kirche und auf den Kirchhof begeben und fand, als sie Abends um 1/2 6 Uhr nach Hause zurückkehrte, die Hausthüre nur angelehnt. Bei ihrem Eintritt in's Haus fand sie auf der Stiege einen Sack mit Geld und als sie in den oberen Stock kam, hörte sie durch die offene Thüre der Wohnstube des Goldmüllers ein Wimmern und Röcheln. In der Stube lag der alte Goldmüller in seinem Blute auf dem Boden; entsetzt eilte sie laut um Hilfe schreiend wieder auf die Straße hinab. Der eben vorübergehende Bürger Thalmeier begab sich sofort mit der Haushälterin, die vor Schreck kaum mehr zu reden vermochte, in das Haus. Dieser Zeuge bekundet, daß der alte Goldmüller auf dem Boden in seinem Blute lag, daß er ihn mit Hilfe der Haushälterin auf das Bett hob. Der Goldmüller konnte nicht mehr reden. Es kamen noch andere Leute auf den Lärm herbei und es zeigte sich alsbald, daß ein Wandschrank, in welchem nach Angabe der Haushälterin der Goldmüller sein Geld aufzubewahren pflegte, erbrochen und seines Inhaltes beraubt war. Insbesondere fehlte eine alte, goldene Uhr sammt Kette, welche an einem Nagel der Wohnstube über dem Bette hing und ein kleiner goldener Ring, den der Goldmüller zu tragen pflegte.

Der herbeigeholte praktische Arzt Dr. Miltner fand den Goldmüller mit einer drei Zoll tiefen und zwei Zoll breiten Stichwunde am Halse, welche nach seiner Ueberzeugung nur mit einem spitzen scharfschneidenden Messer zugefügt worden sein konnte. Diese Wunde war absolut tödtlich und verursachte unmittelbar den am andern Tage erfolgten Tod des Goldmüllers. Daß somit ein Raubmord vorliegt, ist außer Zweifel. Bezüglich des Thäters konnte man anfänglich keine Spur entdecken. Zeuge Thalmeier wollte, als er von dem Hause des Goldmüllers etwa 300 Schritte entfernt war, einen hastig vorbeieilenden Menschen gesehen haben, welcher der Richtung nach von dem Hause des Goldmüllers herkommen mochte. Da es aber schon sehr dunkel war, konnte er diese Person nur der Statur nach beschreiben. Auch die Haushälterin glaubte,

ſie habe eine Mannsperſon von mittlerer Größe, als ſie ſich dem Hauſe näherte, wegeilen ſehen, eine nähere Beſchreibung vermochte auch ſie nicht zu machen. Man hatte verſchiedene Perſonen in Verdacht genommen und in Unterſuchung gezogen, bis es endlich nach einem halben Jahre einem Zufall zu danken war, daß man den Thäter in dem Angeklagten entdeckte.

Joſeph Stelzner, der Sohn des blinden Thorwarts, war ſchon in der Schule durch ſeinen Leichtſinn und ſeine Ungezogenheit bemerkbar geworden und hatte ſich in ſeinem vierzehnten Lebensjahre heimlich aus dem Hauſe ſeines Vaters und aus ſeiner Heimath entfernt. Er war mit einer Kunſtreitergeſellſchaft fortgezogen und trieb ſich bald mit dieſer, bald mit einer Seiltänzergeſellſchaft in ganz Deutſchland umher. Obwohl nun während fünf Jahren über ſeine Aufführung keine nachtheilige Kunde zu ermitteln war, was bei dem unſteten Aufenthalte nicht befremden kann, ſo legt doch ſchon dieſe Lebensweiſe nahe, daß Joſ. Stelzner bei ſeinem Hang zum Müßiggange trotz ſeiner Jugend zu einer ſolchen That, wie die ihm zur Laſt gelegte, fähig ſei. Zu jener Zeit, als der Goldmüller ermordet wurde, war Joſeph Stelzner plötzlich wieder in der Heimath geſehen worden. Er war ohne Wiſſen ſeines Vaters, der ihn längſt verſtoßen hatte, zurückgekehrt und verſchwand bald nach der That wieder aus dem Orte N. N. Joſeph Stelzner geſteht auch zu, zur fraglichen Zeit acht Tage ſich in ſeiner Heimath ohne Wiſſen ſeines Vaters aufgehalten zu haben. Die Beſchreibung, welche Zeuge Thalmeier und die Haushälterin von dem der That verdächtigen aus dem Hauſe ſpringenden Burſchen machen, trifft auf Joſeph Stelzner zu und glauben beide Zeugen, wenn auch nicht mit Gewißheit, doch mit einiger Wahrſcheinlichkeit den Angeklagten als jenen Burſchen wiederzuerkennen. Joſeph Stelzner war in ſeiner Jugend oft in das Haus des Goldmüller gekommen, ehe der Goldmüller daſſelbe bezogen hatte, er war alſo mit den Lokalitäten im Allgemeinen bekannt. Der volle Beweis ſeiner Schuld ergibt ſich aber dadurch, daß Joſ. Stelzner ſich erwieſenermaßen im Beſitze des geraubten Ringes und der goldenen Uhr befand. Er geſteht auch den Beſitz zu, die Uhr will er im Spiele in einer verrufenen Schenke einer großen Stadt, von einem unbekannten Burſchen gewonnen, den Ring auf der Landſtraße in der Nähe ſeines Heimathortes gefunden haben; er kann jedoch ſeine Angaben in keiner Weiſe wahrſcheinlich machen oder erweiſen. Der Angeklagte, welcher die That trotz dieſer Beweiſe mit aller Entſchiedenheit läugnet, hatte anfangs den Beſitz des Ringes und der Uhr gelä

net und erſt als ihm die Leute, an welche er die Gegenſtände verkaufte, vor's Geſicht geſtellt wurden, dieſe offenbar unwahrſcheinlichen Angaben über deren Erwerb gemacht.

Auch der vom Angeklagten verſuchte Entlaſtungsbeweis iſt gänzlich mißlungen. Joſ. Stelzner will nämlich zur Zeit der That am Allerheiligentage Nachmittag ſich in der Wohnung ſeines Vaters befunden haben. Der blinde Vater entſchlug ſich aber der Zeugſchaft und der Bruder des Angeklagten, Anton Stelzner, ein gleichfalls übelbeleumundeter Bube von neun Jahren, wollte zwar wiſſen, daß Joſ. Stelzner um jene Zeit einmal an einem Feiertage zu Hauſe war, konnte ſich jedoch des Tages nicht beſtimmt erinnern. Der weitere Zeuge auf den ſich der Angeklagte berufen will, der neun Jahre alte Sohn des" —

Hier war das Blatt abgeriſſen und der Bericht für Philipp zu Ende.

Philipp hatte mit ſteigernder Spannung den Bericht geleſen, denn es war ihm alsbald klar geworden, daß er den Angeklagten, deſſen Name ihm zwar fremd war, kenne und er erinnerte ſich auch, daß in ſeinem Elternhauſe viel von dem Raubmord am Goldmüller die Rede war. Nun fiel ihm auch ſofort ein, daß der Bruder des Angeklagten Niemand anderer, als der Thürmerstoni ſei, und da er ſich auch dunkel daran erinnerte, daß einmal, als er beim Thürmertoni war, ein größerer Bruder deſſelben ihnen einige Athleten-Kunſtſtücke vormachte — ſo ergänzte er ſich den abgeriſſenen Bericht ſofort dahin, daß der weitere Zeuge der neun Jahre alte Sohn des Dr. Miltner, alſo er ſelbſt geweſen ſein müße. Er ſpannte ſeine Gedanken an, aber es fiel ihm nicht mehr ein, an welchem Tage, ja zu welcher Jahreszeit dieß war — auch wußte er gewiß, daß er nie als Zeuge vernommen worden ſei, was doch geſchehen wäre wenn er der weitere Zeuge hätte ſein ſollen. Wie gerne hätte er aber jetzt wieder das zweite Blatt der Zeitung gehabt, das er als er den Kuchen zu ſich nahm, weggeriſſen hatte, denn auf dieſem Blatte mußte ja ſtehen, ob er der Zeuge war oder ein anderer.

Ohne daß er den Zuſammenhang der Dinge zu durchſchauen vermochte, bemächtigte ſich Philipps eine tiefe Unruhe und er bemerkte über dieſer inneren Bewegung kaum, daß der Zug hielt und er in der längſt erſehnten Muſenſtadt angekommen war. Die frohen Zurufe ſeiner jungen Freunde, die ihn erwarteten, brachten ihn erſt wieder aus den Zweifeln und Empfindungen, mit denen der alte Schwurgerichtsbericht ſeine Gedanken erfüllt und ſein Gemüth erſchüttert hatte, zu ſich ſelbſt. Das neue Leben, die Freunde, das ſtolze friſche Glück

des jungen Studenten ließen Philipp bald das alte zerrissene Zeitungsblatt vergessen, das ihn so beunruhigt hatte und dann sah er ja ein, daß, wenn er der Zeuge gewesen, er vernommen worden wäre, was aber nicht geschehen war. — So sang er fröhlich im Kreise seiner Commilitonen alte Studentenlieder und war guter Dinge, wenn's auch manchmal in ihm zu fragen schien: was mag aus Joseph Stelzner geworden sein?

Aber, wenn auch der Mensch über dem bunten Wechsel des Lebens die stillen Fäden nicht achtet, welche die ewige Gerechtigkeit in ihrem ewig gleichen Walten durch die Jahre hin fortspinnt: die strenge Nothwendigkeit der sittlichen Gesetze treibt ihre Folgen wie Früchte bis zur Stunde der Reife fort und dann zerreißt der bunte Tand und die kalte Wahrheit steht vor uns, um so ernster und schmerzlicher, je weiter von ihr ab wir unser Dasein verträumten. Es war ein halbes Jahr vergangen, bis Philipp die alte Zeitung wieder in die Hand fiel. Er packte eben wieder zur Heimreise und fand das Blatt im Reisesack. Bei dem Anblick des Blattes stiegen ihm die alten Zweifel wieder auf, diesesmal aber heftiger und bedeutungsvoller. Philipp erinnerte sich nunmehr plötzlich, daß der Allerheiligentag, an welchem der Goldmüller ermordet wurde, derselbe Tag war, an dem er beim Thürmerstoni spielte und daß ihm an diesem Tage der Bruder des Thürmerstoni die Kunststücke zeigte.

Es fiel ihm jetzt auch wieder ein, daß er damals gegen den Willen seines Vaters bei dem Thürmerstoni gewesen und daß er seinen guten Vater damals angelogen habe. Diese Erinnerung mochte deßhalb in Philipp wieder lebendig geworden sein, weil er vor wenig Stunden einen rührend lieben Brief von seinem Vater erhalten hatte, in welchem dieser seine Freude aussprach, den treuen Sohn bald wieder zu sehen und in seine Arme schließen zu können. Der Brief war so eigenthümlich zu Herzen gehend geschrieben, daß Philipp schon nach dessen Durchlesung tief ergriffen war. Er hatte beschlossen, sofort abzureisen und seine Eltern zu überraschen. Die Ferien sollten zwar erst zwei Tage später beginnen, aber er hoffte seinem Vater, der ihn so lieb hatte, eine große Freude zu machen, wenn er schon Morgen an dessen Geburtstag eintreffen würde. Deßhalb hatte er rasch seinen Reisesack vorgesucht und nun war ihm das Blatt wieder in die Hände gekommen und dessen Wirkung war eine noch aufregendere, weil er ohnehin schon sich sehr bewegt fühlte. Jetzt, da Philipp sich seiner Lüge wieder erinnerte, kam er auch auf den Gedanken

es sei ja möglich, daß seine Vernehmung deßwegen unterlassen wurde, weil er noch unmündig gewesen und vielleicht Vater Miltner selbst versichert hatte, daß sein Sohn bei dem Thürmerstoni an jenem Allerheiligentage nicht gewesen sein könne, da er damals beim Bürgermeisterfranz eingeladen war. Philipp erinnerte sich jetzt auch, daß der Vater ihn später noch einmal befragt habe, wo er an dem Allerheiligentage Nachmittags gewesen und daß er auch damals seinen Vater angelogen habe.

Der Gedanke, er könne durch diese Lüge beigetragen haben, daß Jos. Stelzner unschuldig verurtheilt worden wäre, fiel wie ein lähmendes Bleigewicht auf Philipps Brust und wenn er sich auch sagte, daß der Besitz der Uhr und des Ringes, die Aussagen der Zeugen und alle andern Umstände den Thäter zweifellos verriethen, so sprach doch eine Stimme in Philipps Herzen: „Joseph Stelzner war damals zu Hause; ich hätte es bezeugen können, meine Lüge war Schuld, daß ich nicht vor Gericht gefragt wurde; Joseph Stelzner ist unschuldig, vielleicht schmachtet er noch im Kerker — ich muß ihn retten." Diese Stimme hatte für Philipp etwas Entsetzenerregendes, denn er gedachte des tiefen Schmerzes seines guten Vaters, wenn er ihm den Glauben an seines Sohnes nie befleckte Wahrheitsliebe zerstören würde und je größer ihm das Unrecht der bewußten Lüge mit Rücksicht auf ihre Folgen schien, um so mehr sträubte sich auch sein Schamgefühl gegen einen Schritt, der ihn diese Lüge zu bekennen zwingen würde und der ihm doch in seinem Gewissen als absolut nothwendig vorkam. Der Hauswirth Philipps, ein alter Drechslermeister, der seinem Herrn Studenten beim Einpacken behilflich sein wollte, bemerkte die Unruhe Philipps. Philipp war sonst so heiter und heute fiel seine Bewegtheit und Unruhe selbst dem alten Hauswirth auf, der umsonst sich besann, was wohl mit dem jungen Herrn sein möge. Philipp sprach kein Wort und wickelte seine Sachen zusammen, wobei er Alles verkehrt machte. Endlich war der Reisesack gepackt und der Hauswirth ging nach der Thüre, um noch Einiges zur Abreise zu besorgen; da faßte sich Philipp ein Herz und sagte: „Apropos, erinnern Sie sich nicht, daß vor etwa neun Jahren hier — die Universitätsstadt war auch der Sitz des Schwurgerichtes — ein gewisser Joseph Stelzner zum Tode verurtheilt wurde?" Der Hauswirth blieb stehen und besann sich eine Weile. „Wie kommen Sie darauf?" erwiderte er dann und sah den jungen Herrn erstaunt an. „Es interessirt mich" — entgegnete dieser — „ich möchte es wissen." „Ja," sagte der gemüthliche Hauswirth,

„zum Tode verurtheilt wurden seit neun Jahren ein paar Dutzend — ihre Namen habe ich mir nicht gemerkt." — „Der, den ich meine, soll den Goldmüller in meiner Heimath ausgeraubt und ermordet haben." — Der Hauswirth sah den jungen Studenten betroffen an, denn Philipp erröthete und erblaßte abwechselnd, als wäre er selbst der Mörder — und wie kam denn der junge Herr dazu, sich zu interessiren, ob einer vor neun Jahren hingerichtet wurde? Der Drechslermeister schüttelte den Kopf: „Ich weiß wohl," sagte er, „von einem Raubmord in Ihrer Heimath; aber was dem Mörder geschah und wie er hieß, das weiß ich nicht." — Damit ging der Hauswirth. Er hatte das Zimmer schon verlassen und Philipp war ärgerlich, daß der Mann ein so schlechtes Gedächtniß habe, als dieser die Thüre wieder öffnet und hereinrief: „Jetzt fällt mir's ein, der ist hingerichtet worden; es war der Erste mit dem Fallbeil." — Die Thüre schloß sich wieder; Philipp warf sich auf das Sopha und verhüllte sein Gesicht mit beiden Händen.

Im Hause des Dr. Miltner war es, seit Philipp die Universität bezogen hatte, recht still geworden, denn auch der kleine Fritz war den ganzen Tag im Institut und so saßen die Eltern still und einsam bei Tische. Dr. Miltner war seit Wochen unwohl. Die eigenthümliche Erregung, mit der er seinem Sohne schrieb, war krankhaft und obwohl man nicht daran denken mochte, daß sein Zustand gefährlich sein könne, konnte der Doktor doch die Rückkehr Philipps kaum erwarten und sprach in fieberhafter Aufregung fortwährend von Philipp. Die Frau Doktorin war eine ruhige Natur; ihr verursachte daher auch diese fieberhafte Sorge ihres Mannes keine Angst und doch hatte Philipp höchste Zeit, daß er heim kam, wenn er noch in seines treuen Vaters Auge schauen wollte, ehe sich dieses für immer schloß. Eine dunkle Ahnung hieß Philipp so rasch nach Hause eilen; der Brief des Vaters hatte nur von einem leichten Unwohlsein gesprochen und doch hielt es Philipp keine Stunde mehr in der Universitätsstadt aus. — Er konnte es kaum erwarten, bis der Zug ankam, der ihn heimführen sollte. Dazu kam die schreckliche Unruhe, ob sein Zweifel, er könne durch seine Lüge an dem Tode des Jos. Stelzner unbewußt Schuld tragen, begründet sei oder nicht, eine Frage, die ihm wohl nur sein Vater lösen konnte. Aber rascher, als der rascheste Eilzug auf den Schienen dahin braust, eilet der unheimliche Gast, der uns oft beschleicht wie ein Dieb in der Nacht und unser Herz bricht, ehe wir es ahnen — der Tod. Philipp fand seinen treuen Vater in einem Zustande plötzlicher Schwäche. Die

Freude des Wiederſehens machte zwar das liebe Auge des Doktors heller glänzen, aber ein eigenthümlicher Schleier lag über ſeinen Zügen; es war der Schatten jener kalten Hand, die ſchon am zweiten Tage nach Philipps Ankunft im Vaterhauſe das edle Herz ſeines guten Vaters brach. Dr. Miltner ſtarb an einer Lungenlähmung, die alte Pfeife noch im Munde, aus der er ſchon als Student luſtige Wölklein geblaſen hatte. Natürlich hatte Philipp in der kurzen Zeit und bei dem Zuſtande ſeines Vaters, denſelben nicht mehr zu befragen gewagt bezüglich des goßen Zweifels, der ſein junges Herz peinigte. Jetzt weinte er bitter an der ſtummen Leiche ſeines Vaters, der geſchieden war, ohne zu wiſſen, daß ſein Sohn ihn in einer ſo folgenſchweren Weiſe belog, ohne dieſem die Lüge verziehen zu haben. Es waren heiße, bittere Thränen, welche aus Philipps Augen ſtrömten!

Die erſte Zeit nach des Vaters Tod war bei dem tiefen Schmerze, der die Mutter ergriff und krank machte, nicht dazu angethan, daß Philipp ſich bezüglich der ihn quälenden Zweifel Gewißheit verſchaffen konnte und wenn er ſich auch ſpäter ein Herz nehmen wollte, die Mutter zu befragen und ihr ſeine Unruhe aufzudecken, verſchob es Philipp doch immer wieder. Geſprächsweiſe Andeutungen und Nachfragen blieben ohne Erfolg, denn die Mutter hatte kein allzuweit reichendes Gedächtniß und wußte von dem Nichts, was Philipp gern erfahren hätte. So verging die Zeit der Ferientage, die für den frohen Studenten wahre Trauertage waren, und er mußte zu ſeinen Studien zurück. Die Ungewißheit, die Unruhe in ſeiner Seele wuchs mit jedem Tage, aber jeder Tag bildete eine neue Wand, die ſich zwiſchen den Entſchluß ſich über Joſeph Stelzner's Schickſal Gewißheit zu verſchaffen und ihn zu retten und zwiſchen die Ausführung dieſes Entſchluſſes ſtellte — bis endlich das Wort des Hauswirths den Ausſchlag gab: „er war der Erſte, der mit dem Fallbeil hingerichtet wurde“ und ſich Philipp ſagte: — „Geſchehen — iſt geſchehen. Unſchuldig wird nicht leicht Einer verurtheilt und wenn auch — er iſt hingerichtet — wozu quälſt Du Dich mit dem Gedanken, Etwas zu ändern, was nicht zu ändern iſt!“

So blieb der Wurm in ſeinem Herzen — ein ſchmerzlicher, nagender Wurm, der ihm alle Freude des Lebens verdarb. Des Tages hundertmal und oft im Lauf der Nächte ſtand vor ihm der trübe Gedanke: Du biſt an Joſeph Stelzner's Tod Schuld durch deine Lüge. — Wer hätte ahnen mögen, daß eine ſo kleine Lüge, ſo ſchwere, ſo lange Folgen haben könne! — Jahre

vergingen; Philipps Ruhe, der Friede seiner Seele war dahin! — Philipp hatte seine Studien beendet und trat in Praxis bei dem Gerichte seiner Vaterstadt, wohin sich seine Mutter mit dem Bruder Fritz, der nun auch schon bald auf die Universität kommen sollte, zurückgezogen hatte. Philipp war sehr fleißig gewesen und es zeigten sich nun die Früchte seines Studiums; denn in kurzer Zeit galt er für den besten von allen Praktikanten und besonderes Geschick zur öffentlichen Rede ließ ihn bald als Vertheidiger sich auszeichnen. Eines Tages saß Philipp in der Amtsstube des Assessors, dem er zugetheilt war, als der alte Gerichtsdiener einen Arm voll alter Akten herbeischleppte und sie dem eben abwesenden Herrn Assessor auf den Tisch legte. Philipp war neugierig zu sehen, welchen interessanten Einlauf da der alte Bote gebracht habe, der sich mittlerweile den Aktenstaub von seinem Rocke putzend, entfernte. Philipp las den Aktendeckel: „Untersuchung gegen Joseph Stelzner wegen Raubmords" — die Buchstaben zitterten vor seinen Augen. Einen Augenblick hielt er inne, erschrocken bis in's tiefste Herz; dann riß er die Akten hastig auf und blätterte mit Hast bis zum Urtheile. „Zum Tod verurtheilt" — starrte es ihn hier an und er blätterte fort — „nicht begnadigt?" — frug es zitternd in seiner Seele; aber die Akten waren zu Ende; Philipp starrte stumm vor sich hin. Er suchte in den Zeugenverhören, er fand seines Vaters Aussage. — Philipp war der neunjährige Entlastungszeuge, auf den sich der Unschuldige berief; da steht die Aussage des Dr. Miltner: „Mein Sohn befand sich, wie er mir auf meine Frage wiederholt versicherte und wie ich auch sonst annehmen muß, an jenem Tage gar nicht in der Wohnung des Thürmers, früher mag das vorgekommen sein. Ich hatte ihm den Umgang mit dem Thürmerstoni schon im Oktober untersagt und seitdem kam mein Sohn Philipp nicht mehr zu diesem. Mein Sohn versicherte mir auch, daß er am Allerheiligentage bei einem andern Kameraden war und mein Knabe hat noch nie gelogen." Unter dieser Aussage stand eine Bemerkung des Untersuchungsrichters, des Inhalts: „Mit Rücksicht auf vorstehende Aussage des Herrn Dr. Miltner ist von der Vernehmung des ohnehin unmündigen Philipp Miltner Umgang zu nehmen."

Philipp brach in sich zusammen. Seine Zweifel waren Gewißheit — seine Lüge ist schuld gewesen an dem Tode des vielleicht Unschuldigen. Da kam der Assessor. Philipp bebte. — Der Assessor bemerkte die seltsame Erregung des jungen Praktikanten. „Was haben Sie denn, was machten Sie da mit den

alten Akten?“ fragte der Assessor. Philipp konnte kaum antworten. „Ich wollte nur nachsehen,“ stammelte er endlich. Der Assessor aber fuhr fort — „Ein sehr interessanter Akt; dieser Joseph Stelzner wurde zum Tode verurtheilt wegen Raubmords; ein schlagender Indizienbeweis, verdächtiger Besitz der geraubten Gegenstände, Anwesenheit am Orte der That, mißlungener Alibibeweis und doch war er unschuldig; denn ehe das Urtheil rechtskräftig war, stellte sich der Thäter selbst, das Verfahren wurde wieder aufgenommen. Stelzner wurde freigesprochen und der Andere hingerichtet.“ —

„Stelzner wurde freigesprochen!“ rief Philipp außer sich vor Bewegung — „wissen Sie das gewiß?“

„Ich war ja sein Vertheidiger,“ entgegnete der Assessor, der sich die Aufregung Philipps nicht erklären konnte, gelassen.

„Mein Vater wurde als Zeuge vernommen?“ frug nun Philipp, dem das Herz aufging — vor stiller tiefinniger Freude.

„Richtig ja, das war Ihr Herr Vater“ — sagte nun der Herr Assessor und nahm die alten Akten von ihrem Platze, um darin zu blättern.

Philipp aber nahm rasch seinen Hut und empfahl sich.

Wie ein Gefangener nach langer Haft wieder die Sonne grüßt und die blaue Luft, mit seligem Entzücken und zitternder Wonne, so grüßte Philipps Herz das Wort des Herrn Assessors: „Stelzner wurde freigesprochen!“ — Er eilte heim an Herzen der Mutter seinen jahrelangen, stillen Gram, seine Freude auszuweinen und die Zunge, die sonst in schlimmer Haft lag, sprach nun warm und glühend zu der Mutter, die tiefbewegt den Worten Philipps lauschte. — Als Philipp mit seiner Mittheilung zu Ende war, drückte seine Mutter einen innigen Kuß auf Philipps Stirn und sagte:

„Wenn nun Dein lieber Vater bei uns wäre, dann würde er Dir wohl wie ich vergeben, daß Du ihn belogen. Du hast schwer gebüßt für diese Lüge, würde er sagen; aber Du siehst nun ein, daß ich recht hatte, wenn ich zu Dir, als Du ein Kind warst, oft gesagt: „Es gibt nichts Häßlicheres und Schlechteres, als das Lügen.“ —

Philipp ward ein vortrefflicher Anwalt, eine Zierde seines Standes. Der erlebte Fall gab ihm oft ein erschütterndes und wirksames Beispiel, wenn er als Vertheidiger die Schwäche eines Verdachtsbeweises angriff. Die Zweifel, welche die schönsten Jahre seiner Jugend getrübt, hatten ihn früh gereift und ernst gemacht.

Der unglückliche Joſeph Stelzner war durch die Haft und die entſetzliche Lage ſchuldlos zum Tode verurtheilt zu werden, in ſeinem Innerſten tief erſchüttert und verändert worden und obwohl der Leichtſinn ſeiner Jugend ihn fort an den Abgrund des Verbrechens führte — hatte er doch den gefundenen Ring für ſich veräußert und dem Mörder die goldene Uhr im Spiele abgewonnen — ſo wirkte doch der ſchreckliche Ernſt der Zeit, in welcher er in Haft war, ebenſo wie die glückliche Rettung und Freiſprechung ſo mächtig auf ihn, daß er umkehrte und ein ordentlicher Menſch wurde.

Er war mit der Zeit ein anſäßiger Mann geworden und der Advokat Philipp Miltner beſuchte ihn, da ſie ſpäter in einer Stadt lebten, hie und da. Joſeph Stelzner hatte ein paar luſtige Knaben und wenn der Anwalt auf Beſuch kam, erhielten ſie jedesmal außer ein paar rothwangigen Aepfeln die gute Lehre: „Es gibt nichts Häßlicheres und Schlechteres, als das Lügen.“ —

Früh genug!

Von **Oskar von Redwitz.**

Du ſchiltſt der Tage trägen Gang
Und willſt kein Kind mehr bleiben,
Du möchteſt gern in dunkelm Drang
Die Zeit noch raſcher treiben!
Du junges Kind, was ficht Dich an?
Gib Dich zufrieden, — o ſei klug!
Wie blitzesſchnell iſt's doch gethan
Und Du biſt älter früh genug.

Jetzt wohnſt Du noch im Paradies
Umblüht von lichten Roſen.
Da Dich die Zeit noch nicht verſtieß,
Willſt Du Dich ſelbſt verſtoßen?

O, juble, daß Du noch ein Kind,
Daß Dir des Lebens Noth und Trug
Noch unerſchloßne Räthſel ſind,
Du lernſt ſie löſen früh genug.

O wüßteſt Du, was Deine Zeit
Vielleicht an Leid und Sorgen,
An Täuſchung und an bitterm Streit
Auch Dir noch hält verborgen,
Du würdeſt nimmer klagen ſo:
Es hab' die Zeit ſo trägen Flug;
Drum danke Gott, daß Du noch froh,
Du wirſt noch traurig früh genug.

O, bleib ein Kind, ſo alt Du ſeiſt,
Ja, bleib's durch alle Zeiten,
Nichts kann ſo ſtark, wie Kindergeiſt
Durch's Leben Dich geleiten.
Als Kind zum Vater heimwärts kehr,
Wenn einſt Dein letztes Stündlein ſchlug,
Drum liebes Kind, o dräng nicht ſehr
Du wirſt noch ſterben früh genug! —

Der Marine-Offizier.

Mitgetheilt von F. B.

Es war Sommerszeit. In den Gebirgen des Salzkammerguts, welche
ch l umziehen, ſtreifte ein junger Marine-Offizier in friſcher Naturfreude
her. Er war ſo ſelbſtvergeſſen dahin gewandelt, daß er, als er nun zur
imkehr umwenden wollte, ſich im Wege nicht mehr auskannte. In der Nähe
nerkte er jedoch eine Hütte. Dort ſprach er zu und erſuchte die Bewohnerin

derſelben, ſie möchte ihm ihren Sohn als Wegweiſer mitgeben, nur ſoweit, bis er ſich in der Richtung wieder zurechtfinde. Das Mütterlein rief bereitwillig nach ihrem Buben, der ſich ſofort flink und munter in Bewegung ſetzte und höflich neben dem fremden Offizier einher lief. Es dauerte nicht lange, ſo war der rechte Weg gefunden.

Der Offizier heißt den Buben nun wieder umkehren und ſteckt ihm zum Dank ein Geſchenk zu. Der Junge aber ſchüttelt den Kopf und zieht ſeine Hand zurück. „Nimm's nur!" ſagte der Offizier freundlich. Der Bube aber entgegnet: „Ah gengens, behalten's Ihnen nur, i nimm's nit." — Der Offizier hielt das für Schüchternheit und wollte ihm das Geld aufnöthigen. Der Junge aber blieb beharrlich und verſetzte mit Sträuben: „Nein, nein, i nimms auf kein Fall!" — Lachend fragte jetzt der Offizier: „Aber ſag mir nur, warum Du das Geld nicht nehmen willſt?" Der Bube antwortete mit klugen Blicken: „Ah, i woaß ſchon, d' Soldaten haben eh koan Geld!" — „So?" verſetzte der Offizier, „woher weißt Du denn das?" — Treuherzig erwiderte der Bub: „Na ſehens, i hab en Bruder beim Militär, der hat nie a Geld. Erſt heut in der Fruah hat d' Muada (Mutter) die letzt' Goas (Gais) verkauft und hat ihm 's Geld g'ſchickt."

Die ehrliche Einfalt rührte den Marineoffizier, und einer edlen Regung folgend, kehrte er mit dem guten Jungen um und wanderte noch einmal nach der Bauernhütte zurück. Mit Verwunderung ſah die Mutter den Fremden wieder mit ihrem Buben daherkommen; aber ihre Verwunderung verwandelte ſich in freudiges Staunen, als der unbekannte Marine-Offizier ihr den dreifachen Betrag der verkauften Gais in die Hand drückte und zugleich verſprach, ſich ihres Sohnes annehmen zu wollen, wenn er brav ſei.

Die Segenswünſche einer beglückten armen Frau begleiteten den davon eilenden Marine-Offizier, der niemand Anderer war, als der Erzherzog Ferdinand Max.

Dieſes Geſchichtlein war vor etwa ſechs oder acht Jahren in Wiener Blättern zu leſen. Seit jenen friedlichen Tagen iſt eine gewaltige Veränderung vor ſich gegangen. Der wander- und thatenluſtige Marineoffizier iſt Kaiſer von Mexiko geworden, um nach einer kurzen bewegten Regierung von drei Jahren das beklagenswerthe tragiſche Ende unter den Kugeln von Queretaro zu finden. Kaiſer Max hatte wohl längſt unter der heißen Sonne von Mexiko die kleine friedliche Scene bei Iſchl vergeſſen; aber mit tauſend Andern

hat gewiß die arme dankbare Frau, die ſeine wohlwollende Freigebigkeit dort ſo glücklich gemacht, Thränen und Gebete dem unglücklichen Fürſten nachgeſendet, der mit ſeinem hochſtrebenden Geiſte ſo Edles gewollt und ſo jammervoll hintergangen worden iſt — ein Opfer der Hinterliſt, des Verraths und der Barbarei. Friede ſeiner wohlwollenden, edelmüthigen, ſchwer geprüften Seele!

Der Flüchtling.

Von Dr. **Iſidor Proſchko.**

„Ha, juble Sklave! Die Feſſel entzwei!
Frei bin ich wieder! bin fröhlich und frei
Und trinke die Lüfte, die reinen mit Luſt!
Wie blitzet das Auge, wie hebt ſich die Bruſt!
Fort, fort aus des Kerkers entſetzlichem Graus,
Die weite Welt iſt wieder mein Haus!“

Und frei von der Feſſel, die lang ihn umſchloß
Durcheilt er die Flur gleich dem flüchtigen Roß.
Und als ihre Lichter entzündet die Nacht,
Als droben die herrliche Sternenpracht
Ihm leuchtet zum Pfade, da ſteht er und lauſcht
Vor einer Hütte vom Bächlein umrauſcht.
Hier will er ruhen, will bitten hier,
Will fordern, — und gibt man nicht willig Quartier,
So will er nehmen, — ja, muß es ſein —
So führe Gewalt den Geächteten ein! —

Da ſtehet vor ſeinem Blicke der Mann
In deſſen Haus er ſich flüchten kann.
Er ruft: „Gib Schutz mir, gib Geld und Gut —
Und willſt Du's nicht geben, ſo gib mir Dein Blut!“ —

Es lächelt Jener mit naſſem Blick.
„„Ich Geld und Gut? Dein Auge ſchick
In jene Hütte ſo leer und arm,
Ich hab nicht Brod, daß Gott erbarm!
Gib Du mir Nahrung für Weib und Kind,
Die drinnen in Jammer und Elend ſind,
Denn morgen wird man uns treiben hinaus,
Dem harten Gläubiger bleibt nun dies Haus.““ —

Da ſtarret der Flüchtling gar finſter vor ſich:
„Und warum verjagt man vom Hauſe Dich?“ —
„„— Weil fünfzig Thaler ich ſchuldig ward,
Die Menſchen, Du weißt ja, ſind ſtreng und hart.““

Dem Armen vom Aug eine Thräne ſinkt —
Der rauhe Sklave nach Worten ringt;
Er ſteht wie gebannt, jetzt athmet er tief,
Als ob ihn der Häſcher zum Kerker rief,
Als ob er ihn feſſle; — doch nein, o nein!
Es leuchtet ein anderer, milderer Schein —
Der Strahl der Gnade — ein Augenblick
Genügt und er fällt auf den Sünder zurück;
Er hat getroffen das ſtarre Herz,
Das nur verhärtet des Lebens Schmerz.

Jetzt bricht der Flüchtling in Thränen aus:
„Du Mann der Armuth, behalte Dein Haus,
Und lebe zufrieden — ich zahle für Dich!
Auf! nimm ſtatt des Geldes — Du Armer nimm mich!“ —

„„Dich?““ frägt der Andre. „„Wie deut ich dies Wort?““
Da fährt in Wehmuth der Sklave fort:
„Auf meinen Kopf iſt ein Preis geſetzt
Von fünfzig Thalern; begreifeſt Du jetzt?
Du führſt mich gebunden vor's Gericht,
Verweigern wird man den Preis Dir nicht!“

„„Ha!““ ruft der Andre, — „„ich feſſeln Dich?
Du ſtark wie ein Rieſe, — ein Schwacher ich!““
„Fort!“ ruft der Flüchtling — „ich folg Dir nach
Und wärſt Du gleich einem Kinde ſchwach;
Ich folge Dir nach wie ein frommes Kind,
Und wäreſt Du lahm und wäreſt Du blind!“ —

Und ſiehe, der Mann, der zu rauben kam,
Folgt wie zur Schlachtbank das ſtille Lamm,
Und läßt ſich führen zum Kerker zurück,
Ein anderer Menſch, beſeligt vom Glück,
Vom Glücke, das hoch ſein Herz ihm ſchwellt,
Weil er geworden vom Sträfling ein Held.

Und dieſe That, ſo groß und ſo ſchön,
Sie leuchtet empor zu den himmliſchen Höh'n,
Sie wird auch kund dem Richter und ſchon
Gelangt ſie ſogar zum Herrſcherthron;
Und der Fürſt ſpricht das Urtheil: „Der Mann ſei frei,
Die Großmuth gab ihm der Tugend Weih!“ —

Und Mancher, der dies vernommen, ſpricht:
„Herr! der Du erbarmend ſtrahleſt im Licht,
Du biſt der gute Hirte fürwahr,
Willſt miſſen kein Schäflein aus Deiner Schaar.
Hoſianna dem Gott der Erbarmung, ſo groß!
O. Seine Gnade iſt grenzenlos!
Die Sünde haßt Er, doch hat Er lieb
Den Sünder, bevor er noch ſtammelt: „Vergib!“ —

Kröten, Fröſche, Nattern und Salamander.

Von Guſtav Tobler.

I.

Das iſt eine ſaubere Geſellſchaft, die Sie uns vorführen wollen! Wer um gerne von dieſen ekelhaften Thieren hören, deren Name ſchon Wi-

derwillen erregt? Und nun wollen Sie uns wohl gar glauben machen, das Gequack der Frösche sei ein schöner Gesang, oder die häßliche Kröte, diese Repräsentantin des Stumpfsinnes, sei ein sehr interessantes Thier, der Salamander, dieser Inbegriff der Dummheit und der Gleichgültigkeit, lege große Intelligenz an den Tag, und die im Dunkeln einherschleichende Schlange sei das zierlichste Thier der Welt?

Warum führen Sie uns nicht an den klaren, reinen Bach, statt an die Pfütze, dem Lieblingsaufenthalt dieser eckligen Gesellschaft? Ja, der Bach, der ist schön, wenn er so behaglich durch die saftigen Wiesengründe sich hinschlängelt, wenn sich an seinem Rande die schlanke Erle wiegt, wenn aus dem reichen Blumenteppich, der ihn einrahmt, liebliche Blümchen prangen, wie das Vergißmeinnicht, das sein reines tiefes Blau vom Himmel herabgeholt zu haben scheint. Warum erzählen Sie uns nicht von den schlanken, in Metallglanz schimmernden Fischlein, die sich auf dem reinen Kiesgrund des Baches sonnen, plötzlich aber, so wie man sich ihnen nähert, wie der Blitz nach allen Seiten hin davon schießen, um sich in Vertiefungen, hinter Steine, unter die Wurzeln der mächtigen Silberpappel zu verbergen? Allein statt uns von diesen niedlichen anziehenden Dingen und von dem Heer froher Sänger zu erzählen, die in den Gebüschen nisten und mit ihrem mannichfaltigen Gesang das Murmeln des Baches übertönen, wählen Sie Frösche und Kröten. Nein, das ist zu arg!"

Ihr scheint mir, meine lieben Leser zu weit zu gehen. Ich gebe freilich zu, daß diese Thiere, von denen ich mich mit Euch unterhalten will, nicht schön sind; allein ihr Leben, ihr Bau bietet so viel Merkwürdiges, so viel Belehrendes dar, wir finden auch hier hundert Dinge, die uns mit Bewunderung für den Schöpfer erfüllen, warum sollten wir nicht von ihnen sprechen? Und überdieß, birgt nicht oft eine häßliche Hülle einen edlen, köstlichen Kern? Wer wollte von einem Kinde nichts wissen wollen, weil es häßlich ist? Kann nicht ein offenes gerades Gemüth unter einer unscheinbaren Hülle oder hinter schielenden Augen ein klarer offener Blick geistigen Verständnisses verborgen liegen? Hütet Euch nur, nach dem Aeußern zu urtheilen!

Ein herrlicher Sommer-Abend winkt, Alles eilt in's Freie. Die Kinder haben heute Ferien und treiben sich lustig im weiten, abwechslungsreichen Garten herum. Der Vater sitzt unter einer jungen breitästigen Linde, welche am Westende des Gartens steht und freut sich der schon tausendmal bewunderten Aussicht über den spiegelglatten See, durchfurcht von kleinen Schiffen, welche mit

ihrem weißen Segel wie Schwäne ſtolz und ruhig über die blaue Fläche hinziehen, umrahmt von Wäldern, Wieſen, Rebhügeln, wohlhabenden Dörfern und reizenden Landhäuſern.

Plötzlich entſteht lauter Lärm unter der Kinderwelt. Die Kleinen ſchreien Zeter und laufen davon; die Knaben fordern einander zu muthigem Angriffe auf, am lauteſten aber lärmt der kleine Bello, ein braunes langhaariges Wachtelhündchen, ſo daß die ſanfte, ablehnende Stimme eines älteren Mädchens kaum gehört wird.

„Was gibt es denn hier?“ fragt der Vater, indem er raſch auf die Knaben zuſchreitet, aus deren Mitte ein Hagel von Steinen nach einem beſtimmten Ziele hinfliegen.

Mina, das ältere Mädchen, ergreift des Vaters Hand und klagt, wie die Brüder und die andern Knaben eine arme Kröte ſteinigten.

„Hört auf der Stelle auf!“ ruft der Vater, während er zu dem armen Thiere tritt. Es iſt ſchon zu ſpät. Es liegt auf dem Rücken mit zerſchmettertem Kopfe, aufgeriſſenem Leib und alle Viere von ſich ſtreckend. Nur noch dann und wann zuckt ein Bein. Vorwurfsvoll wirft der Vater einen Blick auf die Knaben, deren Schlachtenmuth ſchnell einem andern Gefühle Platz gemacht hatte.

Zwei Schulkameraden hatten ſich hinter ein Gebüſch gedrückt und ſchlichen davon. Karl und Wilhelm aber, die Söhne, im Bewußtſein begangenen Unrechts, ſenken beſchämt den Blick und laſſen den Stein, den ſie ſchon zum Wurfe bereit gehalten, leiſe und unbemerkt zu Boden fallen. Eine maleriſche Gruppe, in welcher die arme Geſteinigte nicht den reizendſten Mittelpunkt bildet.

„Was hat Euch denn das arme Thier gethan?“ fragt der Vater mit faſt weicher Stimme.

Anfangs keine Antwort. Als aber der Vater Miene machte, die Frage zu wiederholen, meinte Karl: die Kröte ſei auch gar zu häßlich.

Und nun erzählt Wilhelm ermuthigt durch ſeinen Bruder: „Das kleine Schweſterchen hat plötzlich laut aufgeſchrieen und an allen Gliedern gezittert. Ich laufe hinzu und ſehe dieſe große, dicke, abſcheuliche Kröte mit ihren feurigen Augen, die langſam und ſchwerfällig über den Weg ſchreitet. Ich rufe die Andern herbei, ſchlage aber zugleich mit dem Stocke nach dem häßlichen Thiere. Und nun ertönt der Ruf: „Steinigt, ſteiniget die giftige Beſtie!“ Alle greifen nach Steinen und nun iſt ſie todt!“

„Ja, und das ist recht", ruft da vorlaut Karl, „denn die Kröte ist ja giftig."

„Wer sagt denn, daß sie giftig ist?" fragt der Vater.

„Oh der Gärtner sagt es; er hat es selbst erfahren. Eine Kröte spritzte ihn an, und da hat er die geschwollene Hand gekriegt."

„Der Gärtner hat in seinem Aberglauben Euch einen falschen Grund angegeben. Die Kröte ist ein armes Thier, allen Angriffen seiner natürlichen und unnatürlichen Feinde ausgesetzt. Es hat keinen Stachel wie die Biene, kein Horn wie der Ochse, keine Scheere wie der Krebs, um sich zu wehren; sein großes Maul ist zahnlos, nicht einmal entfliehen kann es bei seinem langsamen, schwerfälligen Gang. Jede Waffe der Vertheidigung ist ihm versagt. Und wenn nun ein anderes Thier nach dem dicken, plumpen Kumpan schnappen will, so schwitzen die Warzen seiner Haut einen milchigen, übel riechenden Saft aus, der ihnen die Mahlzeit verdirbt und hilft das nicht, so spritzt es dem Verfolger einen Strahl Wasser in's Gesicht und sucht, während sich jener die Augen wischt, sich in einen Winkel zu verkriechen. Das ist ihr einziges, ganzes Vertheidigungsmittel; sie hat kein anderes, selbst wenn es ihr Leben gilt. Aber giftig ist weder der Milchsaft, noch die ausgespritzte Flüssigkeit. Man hat vielfache Versuche deßhalb angestellt, und gefunden, daß kleinere Thierchen von denselben betäubt, bei größern aber keinerlei nachtheilige Folgen verspürt werden. Es ist dieses Vergiftetsein eitles Geschwätz und Aberglaube, wie die Behauptung, daß die Kröte den Kühen die Milch aussauge, worauf dann die Euter anschwellen, oder wenn man erzählt, die Feindschaft zwischen Spinnen und Kröten sei so groß, daß letztere platze, wenn eine Spinne nur über ihr hänge.

Wenn der Gärtner eine geschwollene Hand bekommen, so mag das wohl eine ganz andere Ursache haben. Wie leicht dringt das Horn der sogenannten Löwenraupe oder anderer ähnlicher Raupen, deren Nester er von den Bäumen entfernen will, in die Haut und erzeugt Entzündungen! Wahrlich, der Gärtner hat Unrecht, wenn er die Kröte haßt, er sollte sie beschützen, da sie eine Menge Schnecken und Raupen frißt, die seinen Pflanzungen schaden.

Und nun, liebe Kinder, wißt Ihr, daß mir der Tod der armen Kröte noch ganz besonders nahe geht?"

Erstaunt sehen Alle nach dem Vater, nicht wissend, ob er im Ernst spreche, oder ob er scherze.

„Es ist mein voller Ernst. Ich müßte mich sehr irren, wenn die Gesteinigte nicht eine alte Bekannte von mir ist. Kommt, setzt Euch! Ich will Euch erzählen, warum es mir leid, ja doppelt leid thut, daß Ihr dem unschuldigen Thiere gegenüber so grausam gewesen seid.

Ihr wißt, daß unser altes Gartenhaus gegen Norden mein kleiner zoologischer Garten ist?"

„Ach ja, die lieben Vögel, die Du dort pflegst", sagt Mina.

„Und die Fischlein, Wasserinsekten und andere Thierchen, die so munter in den Aquarien herumschwimmen!" ruft Karl.

„Nun freilich. Ihr kennt meine Lieblinge wohl und helft mir auch, sie zu nähren."

„Sie sind auch gar nicht mehr scheu, wenn ich mich ihnen nähere," sagt Karl, „sie kommen zutraulich heran und nehmen mir das Futter aus der Hand."

„Richtig! und sind sie Dir nicht gerade ihrer Zutraulichkeit wegen lieb geworden?"

„Oh gewiß."

„Nun gerade so ging es mir mit der Kröte."

„Ja, aber die Kröte und die niedlichen saubern, so zierlichen Vögel; das ist doch ein großer Unterschied."

„Nein, Mina," sagt Wilhelm, „Vater hat einen Salamander, der ist auch nicht schön, aber mir doch lieb geworden, weil er mich zu kennen scheint."

„Wie Ihr wißt," fährt der Vater fort, „führt eine Thüre nach einem schattigen Gebüsche, das gegen Norden liegend immer Kühlung bietet und bei unbeständigem Wetter etwas feucht ist."

„Du hängst dort die Käfige einiger Vögel auf, wenn es gar zu warm ist," fällt Mina ein.

„Ueber der Thüre bildet Geisblatt und Waldrebe ein schattiges Dach. Zwei alte, steinerne Tritte führen aus dem Häuschen hinab. Die Fugen dieser Tritte sind gelockert, namentlich hat sich der untere so gesenkt, daß zwischen ihm und demjenigen, den er tragen soll, sich eine Spalte befindet, groß genug, um eine Hand hineinzustecken. Diese Vertiefung hatte Euer armes Opfer zu seiner Sommerwohnung auserkoren.

Es mögen nun beinahe drei Wochen sein. Ich hatte einige meiner Pfleglinge an die Abendsonne gebracht und war eben im Begriff bei eintretender

Kühle sie wieder hineinzutragen, als ich die Kröte bemerkte, welche langsam ihr Loch verließ. Der Regenschauer, der die Sommerhitze Nachmittags abgekühlt hatte, mochte sie veranlaßt haben, ihr Hotel früher als gewöhnlich zu verlassen, um einen Spaziergang zu machen, sich aber gleichzeitig nach etwas Nahrung umzusehen.

Das Spazierengehen ist für eine so dicke Person etwas beschwerlich, denn schon nach wenig Schritten mußte sie ausruhen. Wahrlich, sie bot keinen schönen Anblick dar, und ich begreife, daß Mariechen, als sie so plötzlich diese Unholdin erblickte, erschrecken konnte. Sie hockte auf den kurzen Hinterbeinen, die sich ganz unter dem dicken, unförmlichen Bauche verbargen, stützte sich mühsam auf die Vorderbeine, deren Zehen weit ausgespreitzt waren, glotzte mit den großen, weit vorstehenden Augen recht gedankenlos in die Welt und blieb zudem so unbeweglich, als wäre sie aus schmutzig schwarzem Marmor gehauen. Hatte sie der Schrecken über meine plötzliche Erscheinung gelähmt, oder dachte sie tiefsinnig darüber nach, ob sie ihren Spaziergang trotz alledem verfolgen solle, oder ob es klüger wäre, das sichere Versteck wieder zu erreichen? Eine Bewegung, die ich machte, um eine kleine Schale mit Würmern aufzunehmen, die ich vorher niedergelegt hatte, entschied. Sie macht plötzlich halb Kehrt, freilich langsam genug, und schickt sich an, den Rückweg nach ihrer Wohnung einzuschlagen.

Halt, denk ich, vielleicht kann ich deinen Entschluß ändern. Ich werfe einen Regenwurm, gerade in dem Augenblick vor sie hin, als sie sich anstrengte, die zweite Bewegung zu ihrem „Kehrt euch" zu machen. Das hatte gewirkt; sie senkt den Kopf, streckt den Hals, öffnet ihr ungeheueres Maul, aus dem nun ziemlich schnell eine lange, klebrige Zunge hervorschießt, mit dieser packt sie den Wurm, bringt ihn in's Maul und verschlungen ist er.

Nachdem diese Operation vollendet, nimmt das geistreiche Thier seine frühere gedankenvolle Stellung wieder ein, scheint aber den Gedanken an Flucht gänzlich aufgegeben zu haben, sowie ihren Abendspaziergang. Ich bin nun für sie eine wichtige Person geworden; sie scheint mich wirklich mit Gefühlen der Dankbarkeit anzuglotzen. Ich wollte diese gute Meinung von mir aber auch verdienen und sie erhielt nun einen zweiten, dann einen dritten, vierten Regenwurm, welche alle in ganz gleicher Weise verschlungen wurden.

Am andern Abend, es war regneriſch geworden, ging ich abſichtlich wieder hin, um zu ſehen, ob ſich die dicke Nachbarin meiner noch erinnere. Richtig, ſie hockte beinahe an der gleichen Stelle, wie am Abend vorher und ſchien in Gedanken verſunken. Sie mag gedacht haben: „Kommt er, kommt er nicht? Ich muß ſagen, ſo übel wäre das nicht, wenn die Götter ſein Herz lenkten, daß ich auch heute der ſo müheſamen Wanderung nach dem Nachteſſen überhoben wäre.“ Ihr Wunſch ſollte in Erfüllung gehen. Ich hatte mich für dieſen Fall vorgeſehen, damit ihre Mahlzeit eine ſplendide würde, um ihrer Gunſt ganz theilhaftig zu werden. Sie erhält zuerſt einen fetten Regenwurm, dann fünf bis ſechs kleinere und größere Gartenſchnecken. Alles wird mit Luſt verzehrt.

Den dritten Tag kommt ſie wieder und nimmt abermals ihr Futter in Empfang. Wir wurden immer beſſere Freunde. Das Wetter mochte gut oder regneriſch ſein, ſie fand ſich täglich ungefähr zur gleichen Zeit ein und erwartete mich ganz geduldig. Obſchon ſie kein Zeichen ihrer Freude zu geben vermochte, wie der Hund mit ſeinem Wedeln oder die Katze mit ihrem Spinnen, ſo ſchien ſie doch ein gewiſſes Zutrauen zu mir gefaßt zu haben, indem ſie nicht wich, wenn ich auch mit der Hand ganz in ihre Nähe kam. Sie wurde mir lieb, und ich bemerkte ihr widerliches Aeußere nicht mehr. Ich wollte bei dieſer Gelegenheit Verſuche über die Art ihrer Nahrung anſtellen und fand, daß ſie außer Regenwürmern, Gartenſchnecken, auch Raupen in beträchtlicher Menge fraß und darum behaupte ich, daß die Kröten in einem Garten von Nutzen ſind, indem ſie die Beete von jenen den Pflanzungen ſchädlichen Thieren befreien. Namentlich thun dies die lebhaftern, jungen Kröten, die auch mehr Nahrung bedürfen. Und nun begreift Ihr wohl, daß mir der Tod dieſes Thieres leid thut?“

„Wenn ſie nur nicht ſo häßlich wäre!“ meint Mariechen.

„Das habe ich ſchon zugegeben, liebes Kind. Die Kröte, namentlich die alte, iſt häßlich; allein ſie ſcheint das ſelbſt zu fühlen, bleibt ja den Tag über in ihrem Schlupfwinkel verborgen und geht in der Regel nur des Nachts aus. Die Häßlichkeit wird erſt auffallend, widerlich, eckelhaft, wenn ſie ſich breit macht. Erinnert Ihr Euch an den letzten Jahrmarkt? Es waren Seiltänzer in der Stadt. Ein großer, ſtarker Neger befand ſich unter ihnen, der mit andern Gliedern der Geſellſchaft, vor Beginn der Vorſtellung, das Publikum unterhalten oder vielmehr durch Poſſen herbeizulocken ſuchte. Es wäre nun

Niemanden die natürliche Häßlichkeit des ſchwarzen Mannes aufgefallen, ſo wenig als uns der rußige Kaminfeger häßlich ſcheint, wäre der Neger beſcheiden, mit freundlichen Blicken dageſtanden. Als er aber ſeinen großen Mund mit den dicken Lippen zur Fratze verzerrte, als er die großen, ſchwarzen Augen herumrollen ließ, mit den weißen Zähnen fletſchte wie ein Affe, da habt Ihr Euch mit Eckel von ihm abgewendet."

Während der Vater noch ſprach, war Otto, der Sohn des Arztes hinzugetreten und hatte aufmerkſam dem Obigen zugehört. Als nun der Vater abgerufen wurde, näherte ſich Otto der geſteinigten Kröte, um ſie zu unterſuchen.

„Was willſt Du mit dem Thiere?"

„Der Lehrer hat gerade in der letzten Naturgeſchichtsſtunde von den nackthäutigen Reptilien, den Lurchen erzählt und uns ihren inneren Bau erklärt. Seht, da iſt der Magen. Möchte wiſſen, was darin iſt."

„Pfui, laß das! Regenwürmer, Raupen, Schnecken ſind darin. Der Vater hat ja eben erzählt, wie und mit was er ſie fütterte."

„Gut! dann aber will ich das Herz ſehen. Sieh, Wilhelm, das kleine nette Ding iſt das Herz. Schade, daß es nicht mehr ſchlägt. Der Lehrer ſagte, es ſchlage noch einige Zeit, nachdem die Kröte ſchon todt iſt."

„Das iſt aber viel kleiner, als ein Entenherz, das mir die Köchin vor einigen Tagen zeigte."

„Es iſt auch ganz anders, als ſo ein Vogelherz," fährt unſer kleiner Naturforſcher in pedantiſchem Tone fort, während er das kleine Herzchen den aufmerkſamen Zuhörern vorweiſt. „Dieſes Herz hat nur zwei Kammern."

„Kammern? Doch keine Schlafkammern?" wirft Karl ein.

„Störe mich nicht, dummer Junge," erwidert der junge Profeſſor. „Kammern nennt man die beiden Abtheilungen des Herzens. Dieſer untere Theil iſt die Herzkammer und dieſe treibt das Blut in die Arterien oder Pulsadern."

„Iſt das auch eine Arterie, welche der Arzt befühlt, wenn ich krank bin?"

„Freilich, liebes Mariechen, das Schlagen des Pulſes iſt eine Folge der Herzbewegung, durch welche das Blut ſtoßweiſe in alle Theile des Körpers getrieben wird. Allein es bleibt nicht dort, ſondern es muß wieder in's Herz zurück. Dieſes geſchieht vermittels der äußerſten Verzweigungen der Venen, Blutadern, oder derjenigen Adern, die das Blut in den obern Theil des Herzens zurückführen. Dieſer Theil iſt durch eine Haut in die rechte und in die

linke Vorkammer getrennt. Die erstere, die rechte Vorkammer, welche das Venenblut aufgenommen, macht es wie die Herzkammer, sie stößt das Blut in die Lunge. Von da kommt es erfrischt in die linke Vorkammer, die es wieder in die Herzkammer treibt."

„Das verstehe ich Alles nicht recht, lieber Otto. Nur soviel begreife ich, daß das Blut förmlich im Kreis herumlauft."

„Das ist auch ganz richtig, Mina. Man nennt diese Bewegung auch den Kreislauf des Blutes. Wenn Du einmal in die obere Klasse vorrückst, so macht Dir unser Lehrer das Alles recht klar und deutlich. Alle Reptilien haben ein solches Herz und das soll die Ursache sein, warum sie alle kaltes Blut haben und auch die Kälte besser ertragen können, als die Vögel und Säugethiere. Der Lehrer sagt, daß Kröten und Frösche im Winter oft einfrieren, ohne daß es ihnen schadet."

„Begrabt nun die arme Kröte," bat Mina.

„Nein, noch nicht, noch nicht," wehrt Otto. „Ich habe mir die Haut des Thieres noch nicht angesehen."

„Ach, die ist das Häßlichste an dem Thiere," sagt Mariechen, „rühre sie nicht an!"

„Warum denn nicht? Ich finde sie nicht häßlich, überhaupt finde ich die Kröte gar nicht häßlich. Solltest nur eine junge, ganz kleine Kröte sehen; ein allerliebstes Thierchen."

„Wirst uns doch nicht glauben machen wollen," erwidert Karl, „die junge Kröte verhalte sich zur Alten, wie der Schmetterling zur Raupe?"

„Ja wohl, lieber Karl, es ist fast so," sagte der Vater, der eben wieder hinzugetreten war. „Wenn nun freilich der Schmetterling in der Pracht seiner schönen Farben und Zeichnungen, mit den anmuthigen Bewegungen seiner Flügel sich auf einer Blume wiegt und in seinem leichten Flug viel mehr Reiz für uns hat, als die junge Kröte; wenn wir auch zugeben müssen, daß der Abstand zwischen ihm und der Raupe in ihrer dummen Gefräßigkeit, der Puppe in ihrem todtenähnlichen Zustande, viel größer ist, als zwischen der jungen und der alten Kröte, so liegt doch etwas Uebereinstimmendes im Zustande der ...den, wenn auch zum Theil in umgekehrtem Sinne.

Die junge Kröte ist in ihrer ersten Jugend ganz anders gestaltet, so daß ...r ebenso wenig begreifen können, wie aus dem Thierchen eine Kröte werden

ſoll, als wir in einer Raupe den zukünftigen, zierlichen, bunten Schmetterling zu erkennen vermögen."

„Wie ſieht es denn aus?"

„Das kann ich ſagen," erwidert Otto. „Mir macht der ſchmutzige Aufenthalt der Kröte nichts. Sie ſucht, um ihre Eier zu legen, Waſſer und iſt gar nicht wähleriſch. Jede Grube, jeder Sumpf, ja ein Fußtritt eines großen Thieres ſogar, wenn nur Waſſer, ſelbſt ſtinkendes darin iſt, wird zum Laichen benutzt. Dieſen Frühling ſah ich in dem kleinen Teiche hinter unſerm Hauſe, in welchem die Bauernfrauen im Herbſt den Hanf einlegen, ganze Schnüre von Eiern. Es waren Kröteneier, denn die von Fröſchen ſind in Klumpen. Sonſt aber gleichen ſie einander. Sie ſehen aus, wie ein rundes Glaskügelchen mit einem kleinen ſchwarzen Punkt in der Mitte."

„Ganz richtig, mein lieber Freund. Nach wenig Tagen kriechen die Jungen aus."

„Sitzt die Kröte auch auf den Eiern, wie die Hennen, wenn ſie Eier ausbrütet?"

„Nein, Mariechen. Die Sonne brütet ſie aus. Sie allein iſt die Mutter der jungen Brut, um welche ſich Vater und Mutter nicht bekümmern. Das junge Thierchen lernt dieſe nicht kennen. Die jungen Katzen, Küchelchen u. ſ. w. hingegen, werden auf's treueſte genährt und geſchützt. Freilich nur ſo lange als ſie das bedürfen, bis ſie ihr Futter ſelbſt finden und gehörig erſtarkt ſind. Iſt das geſchehen, ſo verlaſſen ihre Eltern ſie und kennen ſie kaum mehr."

„Da iſt es doch ganz anders unter uns Menſchen," ſagt Mina. „Wie treu ſind unſere Eltern für unſer leibliches und geiſtiges Wohl beſorgt, wie tief und dauernd iſt gegenſeitige Liebe und Dankbarkeit! Sie reicht ja bis über das Grab hinaus!"

„Freilich, unter geſitteten Menſchen. Allein," erwidert der Vater, „es gibt noch Völker, die in dieſer Hinſicht ſehr niedrig ſtehen und es wie unſere Hausthiere machen. Sowie das Kind ſolcher Menſchen erſtarkt iſt, bekümmern ſich die Eltern nicht mehr um dasſelbe und dieſes fragt auch nicht mehr nach Vater und Mutter.

Kommen wir aber wieder auf unſere Kröte zurück. Der kleine, runde, ſchwarze Körper iſt nämlich ſeit dem Ausſchlieſen von Tag zu Tag größer geworden und die gallertartige Maſſe um denſelben herum, die wie Glas ausſieht, hat mehr und mehr abgenommen. Jener iſt die zukünftige Kröte, dieſe

iſt ihre erſte Nahrung. Iſt dieſe aufgezehrt und die Hülle für das Thierchen zu klein, ſo wird jene geſprengt. Das Junge kriecht aus und bewegt ſich munter im Waſſer. Aber wer würde in dem kleinen Geſchöpf die zukünftige Kröte vermuthen? Denkt Euch ein rundes, ſehr ebenförmiges Ding, und an dieſem angewachſen, einen langen und breiten Schwanz. Erſteres iſt der Kopf, denn genauer unterſucht, entdeckt man an ihm ein Maul und zwei Augen. An der Seite aber kommen bald zwei kleine, zerfaſerte Auswüchſe hervor, die Kiemen, wie bei den Fiſchen, durch welche das junge Thierchen Athem holt. Man nennt dieſes kleine, unförmliche Ding eine Kaulquappe (in einigen Gegenden Roßnagel, Mollenkopf). Viele Tauſende ſind bei einander, da ein einziges Krötenweibchen wohl an tauſend Eier legt.

Geraume Zeit bleiben ſie ruhig an einer ſeichten Stelle liegen, wo die Sonne noch ihren wohlthuenden Einfluß auf ſie ausüben kann. Greift man aber mit der Hand nach ihnen, ſo fahren ſie nach allen Seiten auseinander. Ein Beweis, daß ſie Augen haben."

„Allein wie iſt es möglich, daß ſie ſo gut ſchwimmen können? haben ſie denn Schwimmfüße oder Floſſen?"

„Keines von beiden, mein liebes Kind. Der Schwanz iſt ihr Eins und Alles. Sie bewegen ihn ſchlangenartig und ſchwimmen raſch in jeder beliebigen Richtung."

„Die Kröte," ſagt Karl, „iſt aber ſelten im Waſſer, wie können denn die Kaulquappen beſtändig in demſelben ſein?"

„Ich habe ſchon bemerkt," erwidert der Vater, „daß ſie keine Lungen zur Aufnahme atmoſphäriſcher Luft haben. Dieſe entwickeln ſich erſt nach und nach in dem Theile, der zunächſt am Kopfe liegt und der ſich gleichzeitig allmählig zum Leib der Kröte ausbildet. Die Kiemen aber, die gefiederten Büſchel zur Seite des Kopfes, nehmen ab, und am hintern Theil des ſogenannten Leibes, treten nun zwei Höckerchen hervor, während der Kopf mehr und mehr die Form des Krötenkopfes annimmt.

Nun geht die weitere Entwickelung raſch vor ſich. Sehen wir dieſes Thier wenige Tage ſpäter genau an, ſo finden wir die beiden Höcker zu Beinen verlängert mit deutlichem Ober- und Unterſchenkel und mit Schwimmfüßen, deren ſich der kleine Knirps trefflich zu bedienen weiß. Schwamm er ſchon vorher nur mit dem Schwanze munter davon, ſo geht es jetzt doppelt ſchnell. Und das iſt auch gut, denn die Fiſche haben entſetzlich unter ihnen gehauſt und

Tausende ohne Mühe verzehrt. Nun müssen sie schon Jagd auf sie machen, weil die kleinen Dinger ihren Feinden geschickt zu entkommen wissen und sich verbergen.

Einige Tage später sind auch zwei Höckerchen gleich hinter dem Kopfe sichtbar, aus denen sich die Vorderbeine entwickeln. Die Füße an diesen haben keine Schwimmhaut und nur vier Zehen, während der Hinterfuß deren fünf hat. Merkwürdig ist, wie der Schwanz von Tag zu Tag in dem Grade kürzer wird, als die Beine an Vollkommenheit zunehmen. Was soll er auch noch? Er verschwindet endlich ganz.

Nun ist die junge Kröte der alten gleich an Gestalt, athmet durch Lungen (auch die Kiemen sind verschwunden), ist dunkel, fast schwarzgrau. Die Lunge, in die kein Wasser dringen darf, zwingt das Thierchen häufig an die Wasser-Oberfläche zu kommen, um zu athmen. Das ist unbequem und zudem geht das Schwimmen doch etwas mühsamer. Ueberhaupt hat es sich lange genug in dem nassen Elemente aufgehalten. Es klettert daher an's Ufer, an's Trockene und hascht da nach Mücken, Fliegen und dergleichen. Und wie wenn es verabredet wäre, verlassen nun Tausende und Tausende ihre erste Heimath, und hüpfen munter, behende durcheinander nach kleinen Schnecken und Würmern schnappend. Wege, Wiese, Weide, Alles wimmelt von dem kleinen Völklein."

„Ach, das geschieht ja durch den Krötenregen, wie Nachbar Bernhard uns einst erzählte," ruft Wilhelm dazwischen.

„Regnet es denn wirklich junge Kröten?" fragt ganz naiv Mariechen.

Otto bricht in lautes Lachen aus. „Aber Mariechen, hast Du denn nicht eben gehört, wie lange die Kröte braucht, bis sie aus dem Ei geschloffen und sich ganz entwickelt hat, bis sie das niedliche kleine Krötchen ist? Wie soll denn das in den Wolken geschehen? Sei doch gescheit!"

„Lieber Otto, die kleine Marie ist zu entschuldigen. Die überraschend große Menge dieser Thierchen, die zudem plötzlich nach einem Regen erscheinen, hat nicht nur einfache Landleute zur Annahme eines „Krötenregens" veranlaßt, sondern man nahm das früher ziemlich allgemein an und die Gelehrten suchten diese Annahme zu erklären. Die Eier der Kröten sollten mit dem verdunstenden Wasser in die Höhe steigen, dort von den wärmern Sonnenstrahlen schnell ausgebrütet werden und als Regen herabfallen. Es ist nun freilich nicht schwer, die Unhaltbarkeit dieser Erklärungsweise darzuthun. Das Wasser nimmt ja bei seiner Verdunstung auch die feinsten, in ihm aufgelösten Theile

nicht mit, geſchweige die nicht ſehr kleinen Kröteneier. Auch haſt Du ganz recht, mein junger Freund, der Verwandlungsprozeß geht nicht ſo raſch vor ſich, auch wenn, wie früher fälſchlich angenommen wurde, die Sonnenſtrahlen in der Höhe (viel näher der Sonne) geeigneter zum ſchnellen Ausbrüten ſind.

Es läßt ſich aber dieſes plötzliche Erſcheinen einer ſo großen Menge junger Kröten ganz natürlich erklären. Der plötzliche Uebergang aus dem Waſſer an die warme trockene Luft eines hellen Sommertages wäre zu groß. Es wählt daher das auswanderungsluſtige, junge Volk windiges Regenwetter zu ihrem erſten Spaziergang auf's Trockene. Auch kommt ja der ſogenannte Krötenregen nur in der Nähe von Sumpfgegenden, von flachen Seeufern, großen Teichen u. ſ. w. vor, alſo immer in der Nähe der Waſſer, in welchen die Kröte aufgewachſen iſt.

Altert nun aber die Kröte, ſo wird ſie heller, ihre Haut bedeckt ſich mit den häßlichen platten Warzen, die, wie ich ſchon erwähnte, den ſchleimigen Milchſaft ausſchwitzen und einen übeln Geruch von ſich geben. Das Maul iſt entſetzlich groß, die Zunge lang und klebrig. Der Bauch wird immer größer, ſo daß er die Hinterbeine faſt verbirgt, und endlich ſcheinen die Beine ſelbſt lahm geworden zu ſein, als hätte die Kröte Rheumatismen oder die Gicht bekommen. In Folge deſſen ſind die Bewegungen langſam, ſchleppend, ſo daß es begreiflich iſt, daß ſie nur bei Nacht oder bei Regenwetter ausgeht. Rechnet man Alles das zuſammen, fügt man noch ihr Geſchrei und die Schlupfwinkel in altem Gemäuer, in fauligem Waſſer hinzu, ſo kann man wohl begreifen, daß das Thier in ſchlechten Ruf gelangte."

„Ich finde nicht," wirft hier Otto ein, „daß das Geſchrei der Kröte gerade unangenehm ſei."

„Es gibt Leute, die Deiner Meinung ſind," antwortet der Vater, „ja, die ſogar von einem ſanften, wohlklingenden Geſang reden, der zwar melancholiſch, aber doch melodiſch klinge. Andere erkennen in den gleichen, nach gleichmäßigen Zwiſchenräumen ſich wiederholenden Tönen eine Aehnlichkeit mit der Abendglocke. Braucht aber jedenfalls eine lebhafte Einbildungskraft!"

„Gibt es nicht auch verſchiedene Kröten, wie es verſchiedene Arten Fröſche gibt?" fragt nun Otto.

„Freilich, mein kleiner Freund. Das Thier, das Deine Kameraden ſteinigten, iſt die gemeine Kröte, Feldkröte, auch Lork genannt (Bufo cinereus). Eine andere, ſchönere, aber nicht ſo häufig vorkommende iſt die

Kreuzkröte, Rohrkröte (Bufo calamita). Sie ist fast ebenso groß, wie diese, oben grünlich mit röthlichen Warzen, über den Rücken trägt sie einen gelben Streifen und an den Seiten ist sie ebenfalls mit gelben Punkten gezeichnet; der Bauch aber ist grau gefleckt. Sie hält sich vorzüglich in altem Gemäuer auf und kann zu diesem Zweck auch wohl eine Strecke weit an einer Mauer hinaufklettern. Auch sie hat, wie die gemeine Kröte klare Augen, welche durch eine feuerfarbige Regenbogenhaut fast feurig scheinen.

Eine kleinere Art ist die Feuerkröte, so genannt ihres schwarzblauen Bauches wegen, auf welchem die orangefarbigen Flecken lebhaft abstechen. Dem eigenthümlichen Laut, den sie von sich gibt, verdankt sie den Namen Unke."

„Ach, das ist die kleine Kröte, derem melodischem Gesange ich nachging. Sie war im großen Wassertümmel."

„Ganz richtig, lieber Otto, sie halten sich fast beständig im Wasser auf."

„Ja, das sind drollige Thiere," fährt Otto zu erzählen fort. „Ich schlich ganz leise heran, um die Konzertgeber in der Nähe zu besehen. Und was sah ich? Etwa sechzehn bis zwanzig Köpfe mit breitem Maul, das von einem Ohr zum andern reichte — dumm das, sie haben ja keine Ohren! Aber sie streckten nur die Köpfe zum Wasser heraus. Nun fing eine an: „Püh — püh — unk!" Kaum ist das Unk heraus, so stimmt ihr Gegenüber den zweiten Vers an: „Püh, püh, unk." Dann singt eine Dritte den folgenden Vers, der in unserer Sprache vollkommen gleich lautet, allein in der Krötensprache gewiß einen tiefen Sinn hatte, denn alle andern schienen darüber gerührt und machten eine Pause."

„Nun, und war es dann aus?"

„Bewahre, nein! Es wurden in gleicher Weise wenigstens zwanzig Verse als Solo gesungen. Nun wollte ich mir einen der Bassisten in der Nähe betrachten, denn mir schien, als ob an der Seite des Kopfes etwas wie eine Blase sich zeige. Ich tauche rasch mein Schmetterlingsnetz in's Wasser, um den Bassisten oder vielleicht auch die Primadonna zu fangen. Allein sie schienen doch nicht so von ihrem Gesange eingenommen zu sein, daß sie meine verdächtigen Bewegungen nicht bemerkt hätten. Husch, waren sie alle untergetaucht und nach allen Seiten hin auseinander gestoben. Indessen muß ich doch zwei der Sänger etwas unhöflich berührt haben, denn sie waren von Entrüstung wie gelähmt, so daß ich sie herausfischen und auf's Trockene bringen konnte."

„Und was sahst Du dabei Besonderes?" fragt Karl.

„Ja, sie hatten eine andere Gestalt angenommen. Ihr wißt, daß der Rücken der Kröte gewölbt ist, fast einen Höcker bildet. Nun bei meinen da unbeweglich auf dem Boden liegenden kleinen Kröten war der Rücken wie eingedrückt, bildete eine Art Mulde. Zehn Minuten dauerte dieser Zustand, dann fing zuerst die Eine, dann auch die Andere an sich zu bewegen, und der Rücken nahm wieder die gewöhnliche Gestalt an. Sie versuchten nun dem Wasser zuzuhüpfen, was ich ihnen auch großmüthig erlaubte."

„Du hast ganz richtig beobachtet, mein lieber Freund. Ich füge noch hinzu, daß diese Kröte eine der kleineren ist, daß sie besser hüpfen kann als die andern Kröten und nicht in Faden laicht, sondern in Klumpen wie die Frösche.

Bei diesem Eierlegen erinnere ich mich einer Kröte, welche ich einst in der östlichen Schweiz zu beobachten Gelegenheit hatte.

Im Jahre 18.. kehrte ich aus Deutschland zurück. Mit rasender Schnelligkeit fuhr der Schnellzug dem schönen Bodensee zu, durch eine hügelige Gegend, welche mir von Zeit zu Zeit und nur auf kurze Augenblicke das schöne Bild des Gebirgskranzes aufrollte, das die Südseite des Bodensees umrahmt. In Lindau, als ich Abends beim Sonnenuntergang spazierte, faßte ich den Entschluß, noch etliche Tage in den schönen Dörfern zu verweilen, die sich auf den reizenden Vorbergen ausbreiten, welche dem mächtigen Alpstock als Fußschemel dienen.

Das wurde dann auch wirklich ausgeführt und ich schlug meine Hütte bald in diesem, bald in jenem Dorfe des Ländchens auf, das durch den Aufbau seines Bodens, durch die Bauart der Häuser, die Beschäftigung seiner Bewohner und durch ihr heiteres, sangeslustiges Wesen, einen eigenthümlichen Eindruck auf jeden Besuchenden macht. Keine viertel Stunde lang geht es eben fort immer Berg auf, Berg ab.

Ich ging einst in Begleitung eines mit den Erscheinungen in der Gebirgswelt noch wenig vertrauten Reisenden.

„Wie weit ist es noch bis Sp. . . . .?" fragte er einen Vorübergehenden.

„Noch anderthalb gute Stunden," war die Antwort.

„Ihr seid wohl nicht bei Trost, guter Freund! Ich meine, wie weit ist es bis zu dem schönen Dorfe mit der freundlichen Kirche dort? In einer viertel Stunde kann man doch dort sein?"

„Versucht's, soll mich freuen. Behüt Gott, lebt wohl!"

Und der gute Freund hatte ganz recht. Zweimal mußten wir in tiefe

Schluchten hinab, dann wieder hinauf, freilich auf der schönsten Landstraße, die man sich in solchen Berggegenden nur wünschen kann.

Doch ich wollte Euch von einer Kröte erzählen und nicht von dieser freundlichen Gegend. Es war ein herrlicher Sommerabend, als ich in J. . . . anlangte. Nach dem Abendessen ging ich in der lieblichen Umgebung spazieren. Schon beim ersten Hause an der Landstraße nach Südosten, hörte ich einen eigenthümlichen Ton, ähnlich demjenigen der Feuerkröte, nur milder. Ich sehe mich rings um, bemerke aber weder Sumpf, noch Wassertümmel, noch Teich. Plötzlich ertönt ein helles „gönng — — — — gönng —" ganz in meiner Nähe. Sowie ich aber näher trete, — der Ton schien aus einer Stützmauer der Straße zu kommen, so verstummt der eintönige Gesang. Ich bleibe nun eine Zeit lang ganz unbeweglich stehen. Da beginnt es wieder; zuerst leise, dann laut und immer lauter. Noch war ich noch nicht im Klaren, woher der Ton komme. Das eine Mal schien es mir, er töne aus dem Gebüsch oben auf der Mauer. Sollte es ein Laubfrosch sein? Plötzlich aber wieder höre ich es deutlich, ganz nahe an meinem Ohr. Ja der Ton kommt aus den Mauern heraus!

„Gellid, (Nicht wahr) das ist gspässig?" (sonderbar) sagte lachend ein Vorübergehender, den meine Kopfbewegungen und nun mein Erstaunen aufgefallen war. „Das ist eine Molle."

„„Was ist denn eine Molle?""

„Ja, das weiß ich nicht, 's wird öppen e Thier sy;" sagte er und ließ mich allein.

Ich war nun so klug wie vorher, dachte an Feuer-Salamander, an die Feuerkröte, durchlief in meinem Gedächtnisse alle die trefflichen Kunstsänger unter den Lurchen.

Ich setze indessen meinen Spaziergang fort und höre noch oft das einförmige, oft einige Zeit unterbrochene „gönng — — — gönng!" Die Neugierde war nun rege, ich bleibe oft stehen, forsche, lausche, bin endlich so glücklich, eine Spalte in der Mauer zu finden, aus welcher deutlich der Ton hervorschallte.

Aber was nun weiter. Ich hätte zu gerne den Sänger selbst gesehen. Das ging nicht, die Steine der Mauer waren zu groß und zudem war es nicht erlaubt, die Mauer zu zerstören. Und hineingucken nützte nichts, weil ich eben nichts sah. Das Loch oder die Spalte war so klein, daß ein Thier, wie ein

Salamander oder eine Kröte nicht hineinkriechen könnte. Sollte es etwa eine eigene Art Grille sein?

Noch im Bette beschäftigte mich die Sache. Am andern Morgen früh aufgestanden, hinderte mich der bedeckte Himmel den nahen Berg zu besteigen, der eine der schönsten Rundsichten bietet. Ich schlug wieder den Spazierweg ein, den ich gestern gewählt hatte.

Die Straße beinahe eben, führt an schönen Häusern mit frischen, klaren Brunnen vorbei. Zwischen ihnen liegen saftige Wiesen, beschattet mit schönen Fruchtbäumen. Dann wechseln die Wiesen ab mit Gruppen von Ahorn und Eschen, oder von Buchen, Tannen, welche bald die Höhen krönen, bald den Abgrund zur Linken verbergen. Das Ganze gleicht mehr einem schlängelnden Weg in einem großartigen Parke, als einer Landstraße.

Die Mauer, aus der gestern Abend der Gesang ertönte, reizte auf's Neue meine Neugierde. Gerne würde ich einen Maurer bezahlt haben, der mir den Stein weggeschafft hätte.

Es war als hätte eine freundliche Fee meinen Wunsch gehört und ihn mir gewährt; ich bemerkte etwa fünfzig Schritte weiter zwei Maurer, beschäftigt die Tritte einer steinernen Treppe abzubrechen. Es war die Treppe, aus deren Spalte ich gestern die geheimnißvollen Töne gehört hatte.

„Werden diese Tritte alle weggenommen?"

„Ja, mein Herr."

Gut, denke ich, bleibe stehen, bis sie an den zweit untersten Tritt gelangen, wo die etwas lockere Fuge den Aufenthalt des Thieres anzudeuten schien. Ich will schon dafür sorgen, daß die Maurer sorgfältig zu Werke gehen.

Nach etwa einer halben Stunde Arbeit schicken sie sich an den fraglichen Stein abzuheben. Nochmals messe ich die Weite der Spalte und habe mich überzeugt, daß kein anderer Ausgang möglich ist, als die Spalte nach Nord-Osten.

Der Stein wird nun sachte und vorsichtig abgehoben. Und als sollte mir ein flüchtiger Vogel entwischen, war ich im Nu in der Nähe. Was sehe ich? In einer kleinen Höhlung, die dadurch entstanden war, daß beim Bau der Treppe dieser Theil nicht sorgfältig ausgemauert worden, sitzen zwei kleine Kröten, etwa so groß wie die Feuerkröte, grau mit hellen, an den Seiten mit etwas dunkleren platten Warzen.

Ebenso erstaunt wie ich bei ihrem Anblick, ebenso verblüfft sind sie, wie sie so plötzlich, so unerwartet aus dem heimlichen Halbdunkel in's helle Licht des Tages sich versetzt sehen. Sie machen auch nur einen schwachen Versuch, zu entkommen, als ich nach ihnen greife. Sie mußten wohl das Gehen in ihrem engen, schmalen Häuschen verlernt haben und vom Hüpfen konnte keine Rede sein. Und daß sie immer in ihrer Wohnung bleiben mußten, das war klar genug, denn sie hätten nicht einmal ein Bein zum Spalt hinausstrecken, geschweige durchschlüpfen können, um in Gottes freier Natur einen Spaziergang zu machen."

„Aber wie sind sie denn da hineingekommen? Wie und von was nähren sie sich?" fragen Otto, Karl, Mina, Wilhelm fast zu gleicher Zeit.

„Das sollt Ihr noch erfahren. Die Thierchen nahm ich mit, wollte sie lebend behalten. Als sie aber nach einiger Zeit sehr abmagerten und sichtbarlich zu Grunde gingen, tödtete ich sie in Weingeist und habe sie meiner Sammlung einverleibt.

Später erst kam mir eine interessante Schrift zu Gesicht, in welcher Agassiz, ein berühmter Naturforscher, der das lebende Thier selbst beobachtete, von ihm sagt: Diese Kröte heiße Höhlenkröte, Fesselfrosch. (Alytes obstetricans). Sie lebe in Süddeutschland, Frankreich und namentlich in einigen Gegenden der westlichen und der östlichen Schweiz. Sie halte sich in Erdhöhlen, in Mauern, Felsenlöchern auf. Das Merkwürdigste aber ist, daß das Männchen (Andere meinen, es sei das Weibchen) die Eierschnur um die Hinterschenkel wickelt, wo sie festgeklebt bleibt, bis die Thierchen ausgekrochen. Sie brauchen, wie wir schon gehört, zu ihrer Entwickelung Wasser und diejenigen Alten, deren Höhlenöffnung groß genug ist, bringen diese Jungen dann in's Wasser. Es gibt auch Naturforscher, welche annehmen, das Thierchen krieche schon als schwanzlose kleine Kröte aus dem Ei und begebe sich selbst nach dem nahen Sumpf oder Teich.

Wie ein Knabe, der zu seiner Ausbildung das väterliche Haus verlassen mußte, so kehrt dann die halberwachsene junge Höhlenkröte in die Höhle zurück, die ihre Wiege war, oder sucht auch eine eigene passende Wohnung auf. So läßt es sich erklären, wie das in der Jugend sehr behende, gut kletternde kleine Thierchen auch durch eine kleine Oeffnung in's Innere gelangen konnte.

Die Nahrung ist eine leichte, was begreiflich ist, da sich das Thier so

wenig Bewegung geben kann, und beſteht aus Würmern, Schnecken, Fliegen, Aſſeln, die ſich in die Höhle verkriechen oder ſich dorthin verirrt haben."

Kleinigkeiten.

Von **Iſabella Braun.**

I.

Die Weihnachtszeit wob auf's Neue ihren Zauber um die Kinderherzen und Kindeshoffnungen. Der junge Blick ſah zum Himmel empor; jeder Sonnenſtrahl, der in goldenen Streifen herabſchwebte, erſchien als Engelsflügel und jedes glitzernde Schneeſternchen als Engelsauge, die Wolken aber als der Himmelswagen, in welchem die koſtbaren Dinge zur Erde gebracht und heimlich der Mutter übergeben werden. Wenn es einmal ſo recht ſtürmte und der Wind um die Ecke des Hauſes fuhr, wohl auch die Fenſterläden mit Gewalt zuſchlug, dann zitterten die kleinen Herzen in heiliger Furcht und das Gewiſſen regte ſich in ernſten Vorwürfen. Manches fromme Kind ſeufzte wohl auch: „O, Du liebes Jeſulein! verzeih' mir nur dieſes Eine Mal noch! ich will brav ſein! und wenn ich auch all' die ſchönen Sachen nicht verdiene, ſo ſchenk' ſie mir doch!"

Zu ſolcher Zeit haben die lieben Engelein nicht nur ſchöne Gaben vom Himmel herab-, ſondern auch ſchöne Gedanken und Empfindungen zum Himmel empor zu tragen und davon will ich etwas erzählen.

Ada war erſt vier Jahre alt, als wieder die ſelige Weihnachtszeit die kleinen Himmelshoffnungen zur vollen Blüthe brachte und täglich ſich neue anſetzten. Sie wußte, die Mama war ihre Vermittlerin beim Jeſulein und den Engeln; ſie konnte ja ſelbſt noch kein Brieflein ſchreiben, wie Bruder Nikolaus; ſie mußte es erſt lernen, und o, wie gut und ſchön wollte ſie es dann machen!

Jetzt aber vertraute ſie an jedem Abend der Mama ihre Wünſche und bat mit ſchmeichelnden Lippen und zärtlichen Augen, nichts davon zu vergeſſen und Alles beim Jeſulein zu beſtellen. Immer kamen neue Dinge dazu, bis

endlich die Kinderphantaſie ſich gänzlich erſchöpft hatte. Und als die Mutter verſprach, die Botſchaft getreulich zu übernehmen, ſchlang Ada die Aermchen um ſie und ſagte: „Gute, gute, liebe Mama!“ Da drückte dieſe ihr Kind an's Herz, hauchte einen Segenswunſch, und dann ſeufzte ſie.

„Biſt Du traurig, Mama?“ frug Ada erſchreckt und gleich darauf, denn die Mutter hatte zuſtimmend mit dem Haupte genickt, frug die Kleine: „Warum biſt Du traurig, liebe Mama?“

Dieſe ſagte nun mit feierlichem Ernſte, während Ada mit Spannung lauſchte:

„Du kennſt ja das Gretchen, welches noch vor Kurzem im Hinterhauſe wohnte, zuletzt ein ſchwarzes Tüchlein um den Hals trug und dazu ſolch dünne, armſelige Kleidung. Weißt Du noch, wie ſchwarze Männer kamen und auf ihren Schultern eine große Kiſte, nämlich einen Sarg — forttrugen? wie einige Menſchen dem vorangetragenen Kreuze und dem Prieſter weinend folgten und wie Gretchen ſchrie aus Herzeleid? Ihre Mutter lag in dieſem Sarge, man bettete den todten Leib in die Erde, die Seele aber war zum lieben Gott in den Himmel gezogen. Das arme Gretchen hat nun Niemand mehr auf der Welt, denn ihr Vater iſt auch ſchon im Himmel, und nun mußte ich an ſie denken, als Du Deine Aermchen um mich ſchlangſt. Was meinſt Du, Ada, ſollen wir nicht das liebe Jeſulein bitten, daß er uns Gaben für das arme Gretchen ſchickt, damit wir ſie unter den Weihnachtsbaum legen?“

Ada war bei dieſer Rede immer trauriger geworden und hatte ſich immer näher und zärtlicher an ihre Mama geſchmiegt. Nun tröpfelte es aus ihren Augen herab, und als die Mutter dieſe köſtlichen Perlen des Mitleids ſah, ſtrich ſie dem Kinde das lange Lockenhaar von der Stirne und frug lächelnd:

„Nun, kleine Ada, beſinn Dich, was ſoll ich beim Jeſulein für Gretchen beſtellen?“

Jetzt ſchlang Ada noch zärtlicher die Aermchen um der Mutter Hals, blickte ihr jubelnd in die Augen, und rief:

„O, beſtelle für Gretchen das Allerbeſte: beſtelle eine neue Mama, nichts, nichts, als eine neue Mama!“ —

Neckräthſel.

Geſammelt von **Friedrich Güll.**

---

1. Wie lang lebt eine Gans?
2. Welche Schuhe zieht mancher gar nicht aus?
3. Wann zündet man die Laternen an?
4. Wo fährt der Wind im Kreis herum?
5. Wo geht der Wind unten hinein und oben hinaus?
6. Welchen Tag hat Jeder erlebt, und doch kann ſich Keiner daran erinnern?
7. Welche Trauben geben keinen Wein?
8. Welche Hühner ſind dem Fuchs am liebſten?
9. Welche Hühner füttert der Bauer wider Willen umſonſt?
10. Welche Schafe frißt kein Wolf?
11. Wem ſchmeckt auch das beſte Eſſen nicht?
12. Wer iſt ſich ſpinnenfeind?
13. Wer lebt wie „Hund und Katzen?“
14. Wo ſteht es geſchrieben, an welchem Tag die Welt untergeht?
15. Vier Hörner und keine Füße, was iſt das?
16. Zwei Hörner, zwei Füße und ein breiter Schwanz, was iſt das?
17. Welche Hunde laſſen ſich am leichteſten abrichten?
18. Wo wächſt der beſte Wein?
19. Welche Eier zerbrechen nicht?
20. Worüber denken wir am meiſten nach?
21. Welche Uhr ſchlägt nicht Zwölfe?
22. Welcher Wirth ſchenkt Bier und Wein?
23. Wann ſind die Eier am wohlfeilſten?
24. Wer weint ohne Traurigkeit?
25. Wo iſt Feuer und Waſſer beiſammen?

Die Himmelsbeute.

Ballade aus der Zeit der Belagerung Wiens durch die Türken von Dr. J. Proſchko.

Vom himmelhohen Stephansthurm
Heulen die Glocken: „Zum Sturm, zum Sturm!“
Schwarz wirbelt der Rauch, es loht der Brand,
Der Bürger ſtehet am Wall gebannt
Schon ſinket ſein Arm erlahmt und matt,
Denn unten ſtürmet der Türk die Stadt.

Vom himmelhohen Stephansthurm
Heulen die Glocken: „Zum Sturm, zum Sturm!“
Schwarz wirbelt der Rauch, es loht der Brand,
Und oben ſteht, das Rohr in der Hand
Graf Stahremberg und zählet die Zahl
Der Schaaren drunten im Donauthal.

Und neben ihm ſteht ein anderer Held;
Der blicket hinauf zum Himmelszelt,
Der Biſchof, Graf Kollonitſch iſt's, der ſpricht:
„Der alte Gott verläßt uns nicht!
Trotz aller Karthaunen getroſt ich bin,
Er ſchirmt und rettet das treue Wien.“

Und Beide blicken noch lange hinaus,
Denn näher drängt ſich mit Sturmgebraus,
Des Kampfes eiſernes Würfelſpiel,
Die Mauern der Kaiſerſtadt ſind ſein Ziel;
Stets lauter vom hohen Stephansthurm
Heulen die Glocken: „Zum Sturm, zum Sturm!“

Da ruft der Marſchall: „Herr Biſchof, fürwahr!
Dort fliegt Sobiesky mit ſeiner Schaar;
Den Herzog von Lothringen ſeh' ich dabei,

Herr Gott, Dich loben wir! Wien iſt frei!
Dort jagt der Türke nach Ungarn zu, —
Herr Gott, Dich loben wir! groß biſt Du!“

Der Biſchof faltet die Hände und ſpricht:
„O Gott, Du verläſſeſt die Deinen nicht!
Doch jetzt, Herr Marſchall! hinab in's Feld,
Zu holen die Beute vom Türkenzelt.“ —
„„Die Beute, Herr Biſchof? hör' ich recht?““ —
„Die Beute, Herr Marſchall, nach Sieger-Recht!“ —

Der Biſchof miſcht in die Menge ſich ſchnell
Denn unten, da wogt es wie Wind und Well;
Der Bürger von Wien, der muthig ſtand,
Der Pole mit ſeiner Siegerhand,
Des Lothringers Söldner, nun Alle hier,
Sie ſchleppen die Beute nach ihrem Quartier.

Vom himmelhohen Stephansthurm
Rufen die Glocken, — doch nicht zum Sturm;
Zum Dome des Herrn wallt Groß und Klein
Dem göttlichen Retter den Dank zu weih'n;
Und am Portale die Sieger ſteh'n,
Gar luſtig im Aether die Fahnen weh'n.

Einher auch ziehen mit Schmuck und Gold
Die Krieger, die reiche Beute geholt;
Die Pracht, ſo im türkiſchen Lager ſich fand
Nun flimmert und ſchimmert in Siegers Hand.
Da blicket Graf Stahremberg plötzlich auf,
Es kömmt auch der Biſchof vom Lager herauf.

„Herr Biſchof!“ ruft lächelnd der edle Held,
„Was habt Ihr erbeutet im Türkenzelt?
Denn wahrlich, der tapf're Kriegerſchwarm

Digitized by Google

MARGIN

Iſt heute an hohem Gewinn nicht arm!
Laßt ſehen, hochwürdiger Herr, was hat
Der Biſchof erbeutet für ſeine Stadt?"

Sanft lächelt der Biſchof Kollonitſch hier
Und ſpricht: „Die edelſte Beute ward mir!
Dort ſchaut die Schätze, ſo ich errang,
Indem in's türkiſche Lager ich drang;
Die Schätze bringe zum Opfer ich dar
Dem rettenden Gott, — eine Kinderſchaar."

Er weiſet auf arme Waislein hin,
Die barfuß vorüber am Dome zieh'n
Viel Sklavenkinder, die geſtern noch
Geſchmachtet im Lager, im Türkenjoch,
Viel arme Kinder von Qual bedroht
Entſtellt von Jammer, entſtellt von Noth.

Vom himmelhohen Stephansthurm
Rufen die Glocken im Jubelſturm
Und mitten im hellen Glockenklang
Der Kindesjubel nach Oben drang:
„Gott ſegne, Gott lohne in ſeiner Pracht
Den, der die Himmelsbeute gemacht!"

Unglaublich und doch wahr!

Zur Sittengeſchichte des neunzehnten Jahrhunderts von **H. Holland.**

(Mit Bild.)

„Mr. Walcot wird demnächſt hier ankommen!" So hieß es vor einiger Zeit, ſo ſtand es in den Tagesblättern angekündigt, ſo verkündeten große Anſchlagzettel. Der berühmte „Herr Walcot kommt übermorgen; der einzige

Erfinder einer neuen Schleifmaschine. Er wird sie verkaufen in seinem Wagen, unter dem blauen Himmel, einzig und allein vor dem Karlsthore."

Also lautete die Verheißung für uns Münchner, welche alsbald des weiteren belehrt wurden, der Gefeierte, Vielgenannte sei endlich angekommen, ja: Er ist da!

Und alsbald sah man einen gewaltigen Wagen, groß wie eine wirkliche „Herberge" in der Vorstadt Au, nur etwas prächtiger und schöner, mit Spiegelfenstern und Flügelthüren, Alles in Allem enthaltend, einen Salon, eine Küche, eine Kassa, ein Verkaufsgewölbe, ausgestattet mit Spiegeln, Divans und Comfortstühlen vor einem Klapptische. Außen prangten die Wappenschilde aller Länder, Staaten und Städte, welche der Unvergleichliche bereits mit seiner Erfindung beglückt hatte und erst noch zu beglücken gedachte, dazu Diplome aller Art, Preismedaillen erster Größe von London, Boston und New-York, Paris, Wien, Konstantinopel und Pecking, ferner Inschriften, Zuschriften, Abschriften, Originalia in schwerer Menge — Alles hübsch in Glas und Rahmen; und zwar Alles nur zum Nutzen der hilfsbedürftigen Menschheit, Alles aus reiner Liebe für Licht, Fortschritt, Aufklärung und Besserung. Deßhalb auch der spottbillige Preis. Denn was in England eine Guinea, in Amerika ein paar Dollar, in Frankreich fünf Franken, in Berlin einen Thaler kostet, wird nach dem landesüblichen Gulden, nur um einen Gulden losgeschlagen.

Die neue Erfindung war einfach und klar; jedes Kind kann's begreifen. Zwei viereckige, scharfkantige kleine Stahlplättchen, so aneinander geschraubt, daß zwei Spitzen sich decken, geben in dem dadurch gebildeten spitzen Einschnitt einem jeden schnell und nachdrücklich durchgezogenen Eisen eine äußerst subtile Schärfung, welche jedoch bei öfterer Wiederholung porös oder besser hochdeutsch gesagt, schartig werden muß und jedes Messer nach kurzer Zeit in eine stattliche Handsäge umarbeiten wird. Das macht aber nichts. Man kann Alles scharf und schnell damit schleifen und schneidig machen; die Dame, welche ihr zierliches Arbeitsscheerchen nicht ruiniren will, kann ja den Spagatzwicker ihres aktenschreibenden Gatten schärfen; wer sein Federmesser nicht d'ranzusetzen wagt, kann's mit dem Fleischbeil versuchen und dem Besitzer eines Rasirmessers bleibt es unbenommen, vorerst die Probe mit einer Sense zu machen — denn vom kleinsten, nur für die niedlichsten Fingerchen einer Dame passenden Instrumentchen an, bis zur heubereitenden Waffe des Landmannes, war ja dieselbe Erfindung gleich nützlich und brauchbar. Noch mehr — auch den Diamant

des Glasers machte dieses Schleifzeug entbehrlich, denn die Kanten der beiden Stahlplatten, scharf und abgehärtet wie das Herz eines Geizhalses gegen den Jammerruf eines armen Unglücklichen — ritzen jede Glastafel in beliebiger Weise.

Der Handel ging gut, die Explication war einfach, der Beweis immer klar und augenscheinlich. Ein alter Jatagan, neugewetzt mit einem einzigen Strich, diente eine zarte Gänsefeder zu schneiden; ein stumpfes Beil, einmal von der Maschine bearbeitet, spaltete das feinste Briefpapier zu einer gekräuselten Flaumfeder; die blanken Gulden rollten nur so in den Kasten, die Instrumente hatten rasenden Absatz und der Mann eine brillante Einnahme. Die Messerschmiede und Scheerenschleifer der Stadt hatten hintennach aber bald neue Arbeit vollauf, die verdorbenen Schneidwerkzeuge wieder herzustellen. So war Allen geholfen! dem Erfinder und den ehrsamen Anhängern des ehrlichen Handwerks.

Die Sache war neu und zog deßhalb die Leute an. Wer aber Italien kennt oder gar Paris, der wußte den Schwindel bereits. Dort florirt er in allen Ehren, in unangefochtener Sicherheit und mit gutem Humor. Und wer mit Humor den Leuten das Geld aus der Tasche nimmt, der zieht immer den größeren Nutzen davon, als wer mit griesgrämigem Ernste den Menschen das Nützlichste um die Ohren schlägt.

Ein heiteres, beinahe graziöses Gegenstück aus dem fröhlichen italienischen Volksleben und ein anderes aus der Pariser Metropole, ist unsern Lesern sicherlich erwünscht, zumal da wir als Gewährsmänner einige Autoren sprechen lassen, zu denen die kleinen Hände unserer Leserinnen schwerlich sich versteigen.

Folgen Sie also, meine großen und kleinen Herrschaften! uns nach Florenz, auf den großen, weltberühmten Platz del Gran Duca. Hier hat sich Francesco Toppo, der größte Professor der Zahnheilkunde, etablirt. Aber nicht alle Tage erscheint der Wundermann, sondern nur an den Freitagen und an diesen nur zwischen 9 und 1 Uhr.

An Freitagen, so berichtet uns Herr Sebastian Brunner,*) wird in Florenz ein Markt abgehalten und Hunderte von Landleuten aus der Um-

*) „Studien und Kritiken in und über Italien", Wien 1866. I. 155 ff.

gegend strömen an diesem Wochentage in der Hauptstadt zusammen. Jeder, der ein Zahnleiden hat, überläßt die Operation weder dem Chirurgen seines Ortes, noch seiner Nachbarschaft; er geht in das Zahnspital, welches unter dem tiefblauen florentinischen Himmel, auf dem merkwürdigsten und schönsten Stadtplatz der Welt zu finden ist; — denn hier meint der Bauer eine gewisse Garantie zu haben, daß er nicht unglücklich operirt wird; der Mann, der hier operirt, hat einen Ruf, den hat er sich seit Jahren gegründet und erhalten; er muß alle Geschicklichkeit anwenden, um diesen Ruf nicht einzubüßen.

Vorläufig soll ein Tableau dieser ganzen Klinik aufgestellt werden. Es ist nach 9 Uhr. Schon sind hunderte von Zuschauern versammelt, das Gesicht nach der Loggia dei Lanzi gekehrt, dieser herrlichen, weltberühmten Stelle, (eine schwache Copie davon ist die Loggia in der Münchner Ludwigsstraße) so einfach in ihrer ganzen Construktion und doch so imponirend — im Jahre 1375 für die Lanzknechte der Herzoge von Florenz gebaut von Andrea di Cione (genannt Orcagna), mit Skulpturen geschmückt von Jacopo di Pietro. Jetzt ist die Halle ein offenes Museum von Marmorskulpturen und Erzgüssen; Statuen, die stolz aus den mächtigen Arkaden auf die Vorübergehenden herabschauen, entweder mit einer Stirne aus Erz oder mit marmorkaltem Antlitz, je nachdem. Links der Palazzo Vecchio 1298 von Arnolfo di Colle gebaut, ein späterer Meister machte den Thurm dazu, der wie eine architektonische Blüthe aus einem architektonischen Gartengeschirr aufstrebt und oben sich in den Kragsteinen blumenartig auseinanderblättert, so daß die Zierlichkeit anspricht und die Leichtigkeit, mit der diese steinerne Wunderblume auf dem Schaft ihres Stengels schwebt, das Auge vollkommen befriedigt. Vor diesem Palaste der riesige Hirtenknabe David des Michel Angelo Buonarotti, dann Herkules und Cacus von Baccio Bandinelli. Weiter im Vordergrunde, an der Ecke des alten Palastes der große Brunnen von Amanati mit dem Riesen-Neptun in der Mitte und vielen erzgegossenen Göttern am Brunnenrand — auf der Stelle, auf welcher am 23. Mai 1498 der große Prediger Savonarola mit seinen zwei Genossen den Feuertod starb. Neben dem Brunnen die Reiterstatue Cosmo I. von Medici, gegossen 1594 von Giovanni di Bologna. Gegenüber diesem Standbilde der Palazzo Uguccione und der Palast, welcher jetzt zur Briefpost verwendet wird. Links zwischen der Loggia dei Lanzi und dem Palazzo Vec-

chio sieht ein Theil der Loggia degli Ufficj heraus, eine der größten und werthvollsten Kunstgallerien der Welt.

Wir haben den Platz eine Zahnklinik geheißen, obwohl er im Allgemeinen den Namen „chirurgische Klinik" verdient von wegen der verzweifelten Operationen, die auf demselben theils schon gemacht sind, theils noch in Aussicht stehen. Ein Perseus hält triumphirend den Kopf der Medusa in seiner Linken empor, das Operationsinstrument in der Rechten und das Blut strömt aus dem abgehauenen Halse der Medusa, die zu seinen Füßen liegt. Eine Dame docirt hier demonstrative Anatomie: Judith schneidet dem Holofernes den Kopf ab, der David des Michel Angelo ist eben im Begriffe am Kopfe des Goliath — und Herkules an der Hirnschale des Cacus eine höchst bedenkliche Operation vorzunehmen: und zwar der Erste mit einem eben der Schleuder entflogenem Steine, der Zweite mit einem Beile — also offenbar aus jener Zeit, in welcher die Chirurgie und Operationslehre noch in der Wiege lagen.

Doch kehren wir wieder zu unserem erbaulichen Standpunkte zurück. Der Anblick des Platzes läßt sich kurz zusammenfassen: Wunder der Architektur, der Skulptur, der Erzgießerei umgeben dich, Werke von Donatello und Benvenuto Cellini stehen vor deinem Angesicht unter dem Bogengang der Lanzknechthalle; historische Erinnerungen erschüttern dich — und Alles, Alles, Kunst und Geschichte treten auf einmal in den Hintergrund, du hast jetzt deine Aufmerksamkeit nur auf den Helden des Tages gerichtet.

Aus einer der belebtesten Straßen kommt eine elegante Equipage daher; ein Mann mit ausdrucksvollem Gesichte, etwa 50 Jahre alt, kutschirt selbst, graue dichte Locken sind von einem hellglänzenden, ganz modernen Seidenhut etwas keck seitwärts über das rechte Ohr gedrückt. Alles dreht sich nach der Seite hin, von welcher das Gespann kommt: „Da ist er" — „jetzt ist er da" — „der ist es" — so hört man von allen Seiten ausrufen. Die Celebrität kümmert sich weder um die lauten noch stillen Bewunderer. Von der Speise des Ruhmes, daß man mit Fingern auf ihn zeigt und ausruft: „Seht, der ist's" — hat er schon zum Ueberdruß genoßen.

Mitten auf dem Platze hält er an, gibt seinem Bedienten die Zügel und gleich darnach seinen Paletot, den er mit einer Gewandtheit auszieht, auf die sich ein Hofschauspieler in einem Conversationsstück etwas zu Gute thun könnte. Das Pferd wird ausgespannt und fortgeführt — und die Equipage des Pro-

feſſors wird jetzt der Seſſel für den Patienten oder auch das Bett, je nachdem es die Operation erfordert, dient aber auch zugleich als Katheder für praktiſche und theoretiſche Zahnheilkunde. Einige Leidensgeſtalten, welche mit Tüchern Kopf und Wangen verbunden haben, drängen ſich um den Wagen und der Künſtler beginnt: „Nur Ruhe, meine guten Leute, einer nach dem anderen, wir haben Zeit und ich bin keiner von den Langſamen, das wiſſen Alle von Euch, die mich kennen. Ihr ſeid noch ein junger Burſche, laßt nur zuerſt dieſen guten Alten heraufkommen: Ehret das Alter, ſagt der heilige Auguſtinus. So, ſo, nur langſam, ſo helft ihm doch herauf! Da ſetzt Euch nur nieder; Euerm Leiden ſoll die Kunſt ſogleich ein Ende machen. Weg das Tuch von dem Kopf; Ihr braucht es nicht mehr, da ſteckt es in den Sack. Laßt einmal hineinſchauen in den Mund und ſagt mir, wo es Euch fehlt."

Währenddem läßt der Arzt das Wagendach zur Hälfte aufziehen, um den Patienten gegen Sonne und Luft etwas zu ſchützen — dann öffnet er ihm ſelber den Mund, ſo daß nicht nur der Arzt, ſondern hunderte von Zuſchauern unten, auch in den geöffneten Mund und bis in den Magen der Patienten hinabſchauen können. Das Alles genirt den italieniſchen Bauern ſehr wenig. Die Leute ſind gewohnt verſchiedene Schmerzen in der Oeffentlichkeit los zu werden. Der Profeſſor beginnt jetzt ſeine Theorien: „Aha, ſchon geſehen, die Zunge fährt dorthin, wo der Zahn weh thut. Beim Zahnweh nutzt alles Zureden nichts, da kann nur die Kunſt helfen; das Tröſten iſt leicht, dem Tröſter thut der Kopf nicht weh." (Al consolatore non duole la testa). Er ſchlägt dem Bauern mit einer Zange an den Zahn, daß dieſer aufſchreit. Darauf fährt er fort: „Liebe, Schmerz und Geld, bleiben nicht verhehlt." (Amori, dolori e danari non ponno star secreti).

Nun zieht der Arzt zum Schrecken der Neulinge, die ſeine Vorträge nicht kennen, aus einem Käſtchen einen wirklichen Todtenkopf heraus, deſſen Kinnlade mit Draht an den Kopf befeſtigt iſt, ſo daß dieſelbe auf- und zugemacht werden kann. Er läßt die Zähne des Todtenkopfes, den er oben in der Linken hält, unten mit der Rechten einige Mal ſchauderhaft zuſammenklappern, als ob er eine Illuſtration zu dem norddeutſchen Sprichwort geben wollte: „Klappern gehört zum Handwerk," dann fährt er wieder belehrend fort: „Wer ſo recht das Zahnweh hat, der weiß, was Heulen und Zähneklappern iſt, und der wird am beſten die Worte verſtehen, welche der heilige Hieronymus über das Zähneklappern geſprochen hat."

Es versteht sich von selbst, daß man den Citaten, welche Dr. Toppo aus den heiligen Vätern anführt, nicht auf die Kappe gehen darf, auf's Nachschlagen sind sie nicht eingerichtet; wahrscheinlich meint Toppo — weil er den Bauern so viel schadhaftes Zeug aus dem Mund herausnimmt, habe er sich dadurch ein Recht erworben, den Kirchenvätern ebenso viel schadhaftes Zeug in den Mund hineinzulegen. — Er zeigt nun an der oberen Zahnreihe des Todtenkopfes, wo der kranke Zahn seines Patienten sitze und bekennt, daß diese Operation leicht sei. Er berührt kaum mit der Zange den Mund und gibt den Zahn dem Bauern in die Hand. Der zahlt das Honorar, welches Toppo mit viel Grazie in die Tasche verschwinden läßt und steigt über den Wagentritt hinunter, um einem anderen leidenden Mitbruder Platz zu machen. Ein Mann in den Dreißigern erscheint auf der Bühne. Toppo füllt die Zwischenscene durch beständige Reden aus, und man muß gestehen, was er sagt, ist zum Anhören, es ist amusant, es ist mitunter sogar geistreich, seine Haltung ist dabei sehr nobel; weder im Vortrag noch in der Geberde wird er hanswurstenartig.

Der neue Patient sieht sehr leidend aus: er spricht mit Toppo, natürlich ist aber das, was er sagt, nicht zu vernehmen; der Mensch ist nicht aufgelegt laut zu sprechen. Toppo lächelt über das, was er gehört, und sagt laut zum Publikum: „Der Mann erzählte mir, er war schon bei einem Arzt, und er habe es nicht gewagt, ihm den Zahn herauszunehmen. Wir wollen sehen." Toppo betrachtet den Zahn aufmerksam und beginnt: „Die Krone ist ziemlich zerstört; daran würde wenig liegen, aber die Wurzeln sind bei dieser Zahnbildung nach außen gekehrt; der Fall ist sehr schwierig, ja er ist so schwierig, daß ich behaupte, bei allen Todtenschädeln der Hunderttausende, die bei Malakoff gefallen sind, wird schwerlich ein Zahn zu finden sein, der so gefährlich zu nehmen wäre, wie dieser." Er beginnt nun eine Theorie über die Zahnwurzeln und Kieferknochen, dabei wird der Todtenkopf gehandhabt und an demselben mit großer Entschiedenheit herum demonstrirt; dem armen Teufel der im Wagen gebrochen daliegt, tritt schon völlig der Angst- und Todesschweiß auf die Stirne. Toppo spricht ferner: Er werde es zu behaupten wissen, daß diese Operation eine schwere, gefährliche sei; er habe aber noch nie vor einer gefährlichen Operation zurückgebebt. Mit erhobener Stimme wendet er sich jetzt an die umstehende Menge und spricht wie folgt:

„Florentiner! Ich habe ein Recht, Diejenigen zu verachten, die mich einen

Charlatan nennen; ich kenne Dieſelben und weiß, wer ſie ſind. Schon habe ich den Beweis geliefert, was von der Weisheit gelehrter Profeſſoren zu halten iſt, noch nie bin ich widerlegt worden. Ihr kennt das Sprichwort vom Brodneide der Gelehrten. Florentiner! Seit zweiunddreißig Jahren habe ich gewirkt unter Euch, Tauſende von Euch ſind Zeugen von dem geweſen, was ich geleiſtet habe; es ſoll Einer kommen und mir den Beweis liefern, daß ich meine Kunſt nicht verſtehe. Das iſt ſeit zweiunddreißig Jahren noch nicht vorgekommen, und ich hoffe, es wird auch heute nicht geſchehen. Wer mich kennen lernen will, der komme, prüfe und überzeuge ſich ſelbſt. Ich heiße Francesco Toppo! Wer gute Werke kennt, kommt in den Himmel, wer ſeinen Mitmenſchen hilfreich iſt, wird ſich aber auch die Achtung derſelben erwerben. Ich kann ſagen: ich habe mir die Achtung der Florentiner erworben."

Nun geht es an die Operation; es hat wirklich den Anſchein, daß ſie nicht leicht ſei. Toppo unterſucht etwas umſtändlich die untere Kinnlade. Plötzlich, als wäre eine Inſpiration über ihn gekommen, ergreift er ein Inſtrument, packt, und in ſieben Sekunden, während Alles ſchweigend hinſieht und nur ein ſchwaches Heulen des Operirten ſich vernehmen läßt, iſt der Zahn heraus. Toppo nimmt denſelben in die Rechte und wirft ihn mit einem Anſtand unter die Menge, wie ungefähr ein Herold, dem es obliegt, bei einem Krönungszuge bedeutende Goldſtücke unter das Volk zu werfen. Sogleich nach dieſem überaus noblen Wurf ſetzt er den eleganten Hut auf, muſtert mit einem wahren königlichen Blick die ganze Piazza Gran Duca und ſpricht mit vollſter Befriedigung, die flache Linke an's Herz ſchlagend: „Jo mi chiamo Francesco Toppo!" Um zu wiſſen, wer ich bin, verſucht es und ſehet! Ich heiße Francesco Toppo.

In dieſer Art geht es nun drei bis vier Stunden hindurch alle Freitage. Man muß die eiſernen Nerven dieſes Menſchen bewundern, der ſeine Operationen mit der größten Ruhe und Sicherheit vollzieht, und nebenbei ſich mindeſtens ebenſo ſehr, wenn nicht mehr anſtrengt, als ein Tragiker, der den Hamlet und den König Lear herunter arbeiten muß. Toppo hat wohl ſtehende Themata, er ſpricht aber doch das Meiſte aus dem Stegreif. Man kann ihn lange Zeit mit einem wahrhaft dramatiſchen Intereſſe anhören; nur kleinliche Mißgunſt könnte ihm abſtreiten, daß er ein ſehr begabter Menſch iſt, ein guter Zahnarzt, ein guter Redner, ein guter Schauſpieler, Alles zuſammen. —

Vor etlichen Jahren kam ein ähnlicher Zahnbrecher-Meiſter nach München, er

hatte einen prächtigen Wagen, einen die große Trommel ſchlagenden Bajazzo und einen Trompetenbläſer bei ſich; aber die Erlaubniß zur Praxis wurde verweigert und der Marktſchreier wendete der undankbaren Hauptſtadt, welche ſeine Kunſt nicht zu würdigen verſtand, den Rücken.

„Ja! in Italien iſt Alles möglich.“ So denkt wohl Mancher. Doch gemach! Es geht anderswo nicht beſſer, wie ein ſtattliches Beiſpiel aus Paris, dieſer einzigen Metropole des Schwindels, uns hinlänglich beweiſen mag. Die Sache ſieht aus wie ein Märchen, wird uns aber durch unverfängliche Augen- und Ohrenzeugen hinlänglich verbürgt.*) Es iſt das Bild eines Marktſchreiers, aber eines Marktſchreiers von der nobelſten Manier, von der originellſten und zugleich großartigſten Sorte, wie wohl in ganz Deutſchland nie Einer exiſtirt hat, und der ſelbſt in Frankreich und in der franzöſiſchen Hauptſtadt vielleicht nie ſeines Gleichen gehabt hat. Sein Metier war der Bleiſtift.

Wer in Paris Sonntags, hie und da auch an einem Wochentage Nachmittags über den Madeleine- und Börſenplatz ging, konnte gar häufig eine beträchtliche Menſchenmenge ſehen, die einen Wagen umdrängte. In demſelben ſtand ein abenteuerlich ausſtaffirter Mann, der laut zum Volke redete. Wenn er ausgeredet hatte, gab er einem nicht minder bunt gekleideten Cumpan, der mit einer Drehorgel hinter ihm hoch auf dem Kutſchenkaſten poſtirt war, einen Wink, und Muſik füllte alsdann den Zwiſchenakt aus, während deſſen neue Zuſchauer herbeieilten.

Das war Mangin, der berühmte Bleiſtiftverkäufer, der ſogar auf der Londoner Weltausſtellung nicht allein zugelaſſen worden war, ſondern auch eine Medaille erhalten hatte; deſſen Photographie in allen Kaffeehäuſern und Tabacksläden der Boulevards hing, und der Paris, Frankreich und das nahe und ferne Ausland mit ſeinen Produkten verſorgte. Er ſagte es wenigſtens ſelbſt, der gute Mann, und, den nothwendigen Superlativ abgerechnet, war es die reine Wahrheit.

Ein Bleiſtift! Wer weiß es, was ein Bleiſtift iſt? Jedermann kennt ihn und nur Wenige wiſſen ihn zu ſchätzen. Wir bitten den Leſer zu bemerken, daß jetzt nicht Herr Mangin ſpricht, ſondern der Artikelſchreiber. Und dieſer ſcheut ſich gar nicht, hier ſeine innerſte Meinung auszuſprechen,

*) Vgl. (A. H. Ebeling) Lebende Bilder aus dem modernen Paris. Köln. 1866. III., 180 ff.

ſelbſt auf die Gefahr hin, von der leichtfertigen Oberflächlichkeit ausgelacht zu werden. Alſo ſagen wir: Ein Bleiſtift iſt ein ganz unſchätzbares Gut! — Sie lachen? Bitte um Verzeihung! Wir wollen unſere Anſicht beweiſen.

Ein Bleiſtift iſt unendlich mehr werth, als eine Feder. Er bleibt uns immer treu, ſo lange er noch ſo lang iſt, daß ihn unſere Fingerſpitzen halten können und auch dann noch, wenn er zum reinen Stümpfchen aufgezehrt wurde, beweiſt er uns ſeine Güte und Treue, bis der letzte Reſt ſeiner ſchwarzen, aber edlen Seele aufgerieben iſt. Er ſteht uns immer zu Gebote, in jeder Lage und Stellung des Lebens, auf der flüchtigen Eiſenbahn, im Concertſaal, in jeder Bildergallerie, auf jeder Straße, um jeden momentanen Einfall des Geiſtes, jede augenblickliche Erfahrung und Wahrnehmung, jede ſchöne Scene dauernd einzufangen und bleibend zu fixiren. Welch' eine Umſtändlichkeit verlangt die Feder. Da iſt das ſchwarzgallige Tintenfaß mit dem ganzen Zubehör von Streuſand, Fließpapier und Federwiſcher nebſt den obligaten Unterlagen, Falzbein und wie die Unſäglichkeiten alle heißen. Ein übelbehandelter Bleiſtift thut mir immer weh, er kommt mir vor, wie ein Menſch, dem man ſchreiendes Unrecht angethan hat. Sehe ich einen von zarten Händen verſchnitzelten Stift, ſo muß ich unwillkührlich denken, daß er zu etwas Beſſerem beſtimmt geweſen, und ſeine Beſtimmung nun eine verfehlte geworden, weil ihn der Zufall hingeworfen, wo ein reines Stück Holz beſſer am Platz geweſen wäre. Wer einmal in ſtiller Verlaſſenheit, in menſchenabgeſchiedener Einſamkeit verweilt hat, der weiß, was ſolch ein unſcheinbares Ding für ein ſchätzbarer Freund und ganz unſchätzbarer Tröſter werden kann.

„Aber", werden meine Leſerinnen ſagen, „bitte! erzählen Sie mir lieber von Mangin. Wenn es ſo fortgeht, dann geben ſie uns am Ende noch eine ganze Geſchichtsvorleſung über die Entſtehung, die Erfindung und die Herkunft der Bleiſtifte."

Nun wohl — auch dieſes wäre nicht unintereſſant, ſogar ſehr anziehend und Vielen jedenfalls etwas ganz Neues; aber — Sie befehlen — und ich kehre zu unſerem Wundermanne zurück. Hier iſt er ſchon.

Sein zweiſpänniger Wagen — er iſt für dieſes Handwerk unerläßlich, je nobler, deſto beſſer — ein hübſches ſtattliches Fuhrwerk, iſt ſo eben angekommen und poſtirt ſich vor dem Börſengebäude mitten auf dem freien Platz. Noch ſieht übrigens der Bleiſtiftmann aus, wie unſer vorgenannter Dr. Francesco

Toppo, denn er trägt Hut, Paletot und andere Kleidungsſtücke, wie wir und jeder andere Sterbliche.

Aber ſchon beginnt die Verwandlung. Aus dem Hintergrund des Wagens holt er zuerſt einen weiten ſchwarzen Sammtmantel hervor, goldgeſtickt und mit goldenen Treſſen und Franzen; er breitet ihn weit aus, ernſt und feierlich, wie denn überhaupt alle ſeine Bewegungen anſtändig und würdevoll ſind. Darauf legt er einen blitzenden Bruſtharniſch an, deßgleichen Arm- und Beinſchienen, ſetzt einen prächtigen Helm mit wallendem Federbuſch auf, umgürtet ſich mit einem großen Ritterſchwert, wirft endlich den Mantel um — und der Held, der König (le roi de la place publique, wie Mangin überall in Paris genannt wurde), iſt fertig.

Die Menge, die unterdeſſen auf einige hundert Köpfe angewachſen iſt und die, wenigſtens zur Hälfte, aus gut gekleideten Leuten beſteht, ſchaut ſehnſüchtig zu ihm hinauf: „il va parler au peuple“ — Jetzt wird er ſprechen! heißt es rings im Kreiſe; aber noch bricht Mangin ſein Schweigen nicht. Mittlerweile hat ſich ſein Diener in ähnlicher Weiſe coſtümirt, nur beſcheidener und einfacher, ein mattes Seitenſtück zu ſeinem Herrn. Dieſer wirft nach wie vor einen ernſten, forſchenden Blick auf die Verſammlung, macht endlich Anſtalt zu reden, öffnet auch bereits den Mund, fährt aber plötzlich zuſammen und läßt das Viſir ſeines Helmes fallen, als habe er unter den Zuſchauern Jemanden entdeckt, der ihn verlegen gemacht. Man kann ſich nicht vorſtellen, welchen Eindruck dieſe Faxen, die freilich mit großer, mimiſcher Geſchicklichkeit ausgeführt werden — und Schauſpieler und Couliſſenreißer ſind dieſe Herren alle, ſie mögen nun Francesco Toppo, Mangin und Walcot heißen — auf das Publikum haben, das nun erſt recht neugierig wird und wie gebannt immer dichter ſeinen Wagen umdrängt. Dabei ſpielt die Orgel unaufhörlich ihre anmuthigſten Weiſen. Endlich ſchlägt er das Viſir wieder auf, grüßt gravitätiſch nach allen Seiten, heißt die Muſik durch eine gebieteriſche Handbewegung, ſchweigen — und beginnt nun wirklich ſeine hier in genauer Ueberſetzung wörtlich wiedergegebene Rede.

Die Ueberſchrift unſers Artikels iſt: „Unglaublich! und doch wahr!“ — es kommt noch beſſer!

„Messieurs, j'ai l'honneur de vous saluer. Sie ſind ſtehen geblieben, meine Herren, und haben ſich verwundert gefragt: Was iſt das für ein ſeltſamer Aufzug und für ein ſeltſamer Patron? Ein bunt angemalter Wagen,

mit einer Drehorgel und einem Muſikanten obenauf, die Pferde mit Federbüſchen und klingenden Schellen, und im Wagen ſelbſt ein Ritter mit Harniſch und Helm . . . was mag das bedeuten? Ich will es Ihnen mit wenig Worten ſagen und Ihnen zugleich kurz meine Lebensgeſchichte erzählen.

„Als ich meine öffentliche Laufbahn begann, um mein vortreffliches Produkt an den Mann zu bringen — Sie wiſſen, daß ich nach wie vor tauſend Franken Demjenigen gebe, der mir einen beſſern Bleiſtift als die meinigen bringt!“ — er holt bei dieſen Worten eine grünſeidene mit Goldſtücken gefüllte Börſe hervor und wirft ſie einige Male ſpielend in die Luft . . . .

„Alſo am Anfang meiner Carrière war ich einfach und beſcheiden gekleidet wie Sie, meine Herren; ich bot den Vorübergehenden ſchüchtern meine Waare an. Aber Niemand kümmerte ſich um mich; kein Menſch würdigte mich eines Blickes, und wenn ich Abends nach Hauſe kam, waren meine Taſchen ſo leer, wie am Morgen und mein armer Magen noch leerer. Dabei will man doch leben und ſich ſatt eſſen, und jeder Erdenmenſch hat weder das Glück noch die Ehre, Staatsrath, Polizeidiener — hier lüftet er mit feierlichem Anſtand ſeinen Helm — Epicier (Epicier-Krämer, aber auch Philiſter) oder Kapuziner zu ſein.

„Das machte mich ſehr traurig und brachte mich faſt zur Verzweiflung. In dieſer Stimmung gehe ich eines Tages über die Boulevards. Es war gerade Carnevalszeit und alle Welt amüſirte ſich von früh bis ſpät. Plötzlich höre ich an der Ecke der Rue de Richelieu lauten Lärm und luſtiges Geſchrei und ich eile hinzu und begegne einem Polichinell, der wie ein Verrückter über die Straße tanzt. Hinter ihm her ein großes Gefolge von Kindern, Straßenjungen, Soldaten u. ſ. w. und alle Vorübergehenden blieben ſtehen und ſchauten ſich den Hanswurſt an und lachten. Er ſah wirklich auch wunderſchön aus mit ſeinem doppelten Höcker grün und roth, mit ſeinen flatternden Hoſen gelb und blau und (das war die Hauptſache, meine Herren!) mit ſeiner Schellenkappe grün und roth, gelb und blau. Ich erwachte wie aus einem langen Traum; εὑρήκα! ein griechiſches Wort, Messieurs, was ſo viel bedeuten will, als: ſpiele den Narren, ſo läuft dir die Welt nach.*) — das Räthſel meines Daſeins hatte ſeine Löſung gefunden. Schon am nächſten Morgen beſorgte

*) Die Ueberſetzung des Herrn Mangin iſt eine ſehr geniale, aber auch ſehr freie. In Wahrheit heißt das griechiſche Wort kurzweg Gefunden!

ich mir mein Coſtüme; kein Harlekinskleid, pfui Teufel! dazu war ich zu ſtolz, chacun a son ambition, Messieurs! ſondern dieſe ſchöne blitzende Rüſtung, für die manches Muſeum mir hundert Thaler und mehr bezahlen würde; aber ich gebe ſie nicht für tauſend, denn in dieſer Rüſtung und in dieſem goldverbrämten Königsmantel ſteckt eben meine ganze Bedeutung und Kraft. C'est ainsi, Messieurs, que je suis devenu le roi de la place publique!"

Mangin hält einen Augenblick inne, um den Erfolg ſeiner Rede abzuwarten; oft wird er auch durch Beifallklatſchen unterbrochen. Auf einmal holt er einen rieſengroßen, feuerrothen Schirm hervor, richtet ihn wie eine Flinte gegen das Publikum, ſpannt ihn geräuſchvoll auf, obwohl kein Tropfen Regen fällt und befeſtigt ihn an der rechten Seite ſeines Wagens; dann thut er, als vernehme er einen Zuruf aus der Menge: „Charlatan! ſagt man vor und hinter mir; ganz recht, meine Herren, ich bin ein Charlatan, und Marktſchreierei iſt mein Handwerk; ich geſtehe es offen und frei. Aber Sie wollen es ja ſelbſt nicht anders. Schenken Sie mir noch einige Augenblicke Gehör, nur fünf Minuten," er zieht ſehr oſtenſibel eine prächtige goldene Uhr an einer langen, goldenen Kette mit blitzenden Petſchaften und ſonſtigem Gehängſel aus der Taſche und zeigt ſie im Kreiſe umher — wir bemerken zugleich bei dieſer Gelegenheit, daß er an jedem Finger einen Brillant-Ring trägt, immer einer größer und koſtbarer, als den andern. „Nur noch fünf Minuten, meine Herren, und ich bin fertig. Jener Polichinell hat mein Glück gemacht; vergebens habe ich Jahre lang nach ihm gefragt und geforſcht, um ihm zu danken und ihn um die Erlaubniß zu bitten, ihn in meinem Teſtamente mit einer Jahresrente zu bedenken; ſollte zufällig einer unter den geehrten Anweſenden mir Auskunft über ihn geben können, ſo bitte ich ihn ſehr, ſich zu mir zu bemühen, Rue du Faubourg Saint-Martin 126."

Soweit unſer Held, der wirklich in mehr als einer Hinſicht dieſen Namen verdient, denn er iſt ein ſchöner, ſtattlicher Mann und gar manche Pariſer Bühne würde ſich glücklich ſchätzen, einen ſolchen „König" zu beſitzen und ihn theuer genug bezahlen.

Doch wir ſind noch nicht fertig, und ſo leichten Kaufs kommt das Publikum nicht davon. Die Rede war nur die Einleitung, der eigentliche Hokuspokus kommt hinterdrein.

Auf einen majeſtätiſchen Wink Mangin's beginnt die Muſik von neuem

und unſer Bleiſtiftmann läßt ſich von ihr bei den Manipulationen, die er jetzt vornimmt, melodiſch begleiten.

Er zieht ein ellenlanges Meſſer hervor, eine Art Ritterſchwert, daß der Zunächſtſtehende unwillkürlich zurückſchrecken muß, er nimmt lächelnd einen ſeiner Bleiſtifte und ſpitzt ihn mit dieſer gewaltigen Klinge behutſam und gemeſſen und in mehreren Pauſen. Eine berechnete Langſamkeit iſt in allen ſeinen Bewegungen die Hauptſache, denn dadurch feſſelt er am beſten die neugierige Menge. Alsdann, wenn der Bleiſtift geſpitzt iſt, zeigt er ihn im Kreiſe umher, nimmt ein Brett und einen Hammer und treibt ihn mit ſtarken wiederholten Schlägen, wie einen großen Nagel, in das Holz hinein, zieht ihn dann „mit unſäglicher Mühe" wieder heraus und — der Bleiſtift iſt unverſehrt wie zuvor. Das obligate Ach des Erſtaunens ertönt von vielen hundert Lippen. Auch ein zweites Experiment wird nicht minder beklatſcht. Er bedient ſich nämlich des Bleiſtiftes, als eines Meißels und ſpaltet das Brett, ebenfalls unter gewaltigen, weithinſchallenden Hammerſchlägen, in unzählige Splitter, die er nach allen Seiten unter die Zuſchauer wirft, und auch hier bleibt der Crayon unverſehrt.

Gott weiß, wie er das machte, aber ein bischen Taſchenſpielerei und Firlefanz war ſicher dabei. — Doch zurück zu unſerer Vorſtellung, die noch immer nicht zu Ende iſt.

Mangin eröffnet einen mit blanken Stahlnägeln beſchlagenen Koffer und zeigt uns den Inhalt. Auf den erſten Blick meint man, es ſeien nichts als Goldſtücke; aber bei Licht beſehen, ſind es nur Medaillen, á deux sous la pièce, eine Copie en miniature ſeiner großen Preis-Medaille, die er in London wirklich erhalten hat. Nun nimmt aber die Drehorgel einen neuen Anlauf und ſpielt ihre ſchönſten, verführeriſchen Weiſen, denn der wichtigſte Moment der ſpaßhaften kleinen Komödie iſt gekommen: Der Verkauf der Bleiſtifte beginnt. In der Regel iſt der Andrang in der erſten Viertelſtunde ſehr bedeutend, oft ſtrecken ſich zwanzig, dreißig Hände hoch in die Luft und Mangin gibt rechts und links und unaufhörlich ſeine kleinen Pakete, vier Bleiſtifte für zehn Sous. Wer das doppelte daran wenden will, erhält für zehn Franken, außer den Bleiſtiften, noch die Photographie des Helden, verſteht ſich, in ſeinem Rittercoſtüme und die Medaille. Die Crayons ſind übrigens, ungeachtet ihres billigen Preiſes, vortrefflich; ſie ſind von Außen ganz

vergoldet — ohne Gold thut Mangin es einmal nicht — und man findet sie überall in Paris, namentlich in den Schulen und auf den Bureaux.

Wenn der Zudrang etwas schwächer wird, so zieht Mangin wieder seine goldene Repetiruhr hervor und erklärt, „foi de gentilhome", daß er, so wie es auf der nahen Börsenuhr drei schlägt, also in wenigen Minuten, den Verkauf einstellen und den Platz verlassen werde. Es schlägt — und in demselben Moment legt er Schwert und Helm, Harnisch und Mantel ab, klappt seinen rothen Schirm zu, zieht seinen Paletot an, setzt seinen Hut auf und steigt vom Wagen herab ... ein gewöhnlicher Mensch. Man mag ihn noch so viel bitten, doch einige Bleistifte zu verkaufen — vergebens; er weist mit einer höflichen Handbewegung auf das Zifferblatt der Börsenuhr, grüßt mit dem Anstand eines Weltmannes das Publikum und begibt sich in die Weinschenke (Marchand de vins) an der Ecke; denn aus dem poetischen Ritter ist ein prosaischer Philister geworden, der seine kurze Pfeife raucht und seinen Schoppen trinkt, und mehr als einen.

Sein Diener ist im Wagen zurückgeblieben, aber in den inneren Raum hinabgestiegen und macht sich Allerlei mit den Medaillen und Bleistiften zu schaffen. Das zieht die Käufer von Neuem an; aber der Diener ist, wie sein Herr, unerbittlich. Endlich, endlich läßt er sich bewegen und gibt verstohlen ein Packet fort, läßt sich aber außer den zehn Sous noch einen oder zwei für seine Willfährigkeit geben, und dem ersten Packet folgt alsdann schnell das zweite, dritte und vierte, das zehnte und zwanzigste, ja manchmal macht der Diener bessere Geschäfte, als der Herr. Mangin weiß sehr gut um diese kleine Comödie, die er selbst so angeordnet hat, obwohl sein Famulus bei jedem Packete ängstlich hinzufügt: „Daß mich nur um Gotteswillen mein Herr nicht sieht, sonst bin ich verloren!" —

Zu anderen Stunden verkaufte der Bleistiftritter nicht, aber diese kurze Zeit war gut angelegt und trug ihm oft eine Einnahme über hundert Franken. Auch machte er sich sonst im Leben bemerkbar. Er ging oft in's Theater und fehlte nie bei der ersten Aufführung einer Oper, eines Schauspiels zu sein, obgleich dann die Preise der Plätze fabelhaft und um das Zehnfache in die Höhe stiegen. Er benahm sich bei diesen Gelegenheiten überaus schicklich und zurückhaltend; aber es kam trotzdem oft vor, daß er im Saale erkannt und applaudirt wurde. Eine solche Scene hat unser Berichterstatter selbst mit angehört: „Vive Mangin! vive Mangin!" rief es von den Galerien herab

und auch vom Parterre aus begrüßte man ihn, der im zweiten Range bescheiden unter den übrigen Zuschauern saß. Er machte Miene, sich der lauten und unerwarteten Ovation zu entziehen; aber als das Lärmen und Rufen gar zu stürmisch wurde, trat er an die Logenbrüstung (ein fremder Prinz hätte sich wahrhaftig nicht besser benommen!) grüßte hinunter und hinauf und benützte die sofort eintretende lautlose Stille zu einigen dankenden Worten: Er sei sehr gerührt über diesen Beweis der Theilnahme, die er übrigens nicht verdient; aber er werde Alles thun, um sich derselben würdig zu machen. — „Vive Mangin! Le roi de la place publique! Vive Mangin!“ Hätte man Kränze gehabt, man hätte sie ihm zugeworfen. Ein rauschender Tusch des Orchesters, dem die Ouverture folgte, stellte endlich die Ruhe wieder her. Jener Tag war der größte im Leben des Bleistiftritters.

Unser Held starb im Jahre 1864. So blieb ihm durch ein gütiges Schicksal die Demüthigung erspart, ein anderes Fabrikat auf der Ausstellung des heurigen Jahres, als non plus ultra ausgezeichnet und gekrönt sehen zu müssen, denn anno 1867 hat der deutsche Faber den schönsten Ruhm und die höchste Anerkennung im Bereiche der Bleistiftfabrikation davon getragen.

Gott Lob! denkt vielleicht Mancher, daß es bei uns eines solchen Spektakels noch nicht bedarf; die Pariser sind im gewöhnlichen Leben wie die Kinder und bisweilen sogar wie recht böse Buben; — bei uns in Deutschland wäre ein solches Treiben unmöglich.

Gemach! lieber Leser! kommt Zeit, kommt Rath! Wer weiß, wie es in zehn Jahren um uns steht? Sind wir doch schon hinreichend im Fahrwasser. Was wird nicht Alles unter der Drehorgelbegleitung der Journalistik ausgetrompetet, mit der papierenen Inseratenwirthschaft angekündigt, angelockt und angepriesen; welch' ein Schwindel wird getrieben mit der angeblich populären Wissenschaftlichkeit; welch' ein „Bumberadada“ mit Romanen und Gedichten und so weiter bis zu Didiers Senfkörnern herab!! Wolfgang Goethe meinte freilich:

„Sei nur kein schellenlauter Thor!
Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor!“

Das könnte also beiläufig in prosaischer Uebersetzung auch heißen: „Prüfet alles und behaltet das Beste!

Die Musterkinder

oder der Onkel als rettender Genius.

Von **Th. Messerer.**

I.

Ein ungestümer Finger pochte an die Zimmerthüre des Herrn Assessor Mühlberg. Auf das mehrstimmige „Herein!“ kam ein uniformirter Arm zum Vorschein und eine tiefe Baßstimme ließ sich vernehmen: „Telegraphische Depesche!“

Ein heller Schrei fuhr aus der Brust der Frau Assessorin, die Tassen fuhren über das Kaffeebrett hinaus, die Kinder fuhren durcheinander, der Herr fuhr im Zimmer herum, eine Scheere suchend. Aus der Sophaecke aber hörte man die Frau mit verhülltem Angesicht leise wehklagen: „Armer Onkel, armer Onkel! Ach, mein Traum, mein Traum! Die letzte Zeit ist er aber auch gar so dick geworden! Oh, der Schlag!“

„So warte doch nur, Frau, und sei ganz ruhig!“ beschwichtigte der Herr Assessor, nachdem er den Empfang bestätigt und mit zitternder Hast endlich das Siegel gelöst und das Schreiben entfaltet hatte.

„Liebe Leutchen!“ begann er hastig zu lesen und mit einem frohen Athemzuge richtete sich die Frau rasch aus dem Sopha auf.

„Ich komme mit dem nächsten Schnellzug um drei Uhr, holt mich am Bahnhof ab,“ lautete die schreckliche Depesche.

„Nein, es ist doch grausam,“ rief jetzt, nachdem sie herangetreten war und das verhängnißvolle Blatt mit eigenen Augen überflogen hatte, die Frau erleichtert aus, „wie man Einen nur so zu Tode erschrecken kann!“

„Wer wird denn aber auch wegen einer Depesche erschrecken!“ meinte sanft verweisend der Assessor.

„Nun, sieh einmal, Du warst ja selbst ganz auseinander und bist jetzt noch aufgeregt,“ warf sie ihm vor.

Beide lachten ſich nun gegenſeitig aus und fröhlich klang das Gelächter der Kinder darein, die mit ſchelmiſchem Vergnügen die von der Mama zerbrochenen Taſſen beguckten.

„Ja, ja, Dein Traum und wie dick er geworden iſt!“ fuhr der Herr Aſſeſſor zu necken fort, aber die Frau, froh, daß das Herz nicht in Scherben gegangen, brachte Alles ſchnell in Ordnung, und während man aus friſchen Taſſen Kaffee trank, wurde die fürchterliche Depeſche unter herzlichem Lachen nochmal geleſen.

Die Kinder hatten ihren Kaffee getrunken und verließen jetzt Eins nach dem Andern das Zimmer.

„Höre aber, Rudolph,“ ſagte die Frau Aſſeſſorin, „heute hat die Walburg ihren Ausgang, da muß ſie nun doch zu Hauſe bleiben.“

„Nein, Frau, Du weißt nicht, was für mancherlei Wünſche und Pläne Du da vereitelſt. Laſſ' ſie nur gehen. Der Onkel macht ſo immer ſpöttiſche Bemerkungen in allen ſeinen Briefen über unſere „Muſterkinder“. Nun ſoll er ſich einmal überzeugen, daß ſie es wirklich ſind. Den Kindern geſchieht beſſer, wir überlaſſen ſie dieſe Stunde ihrem Schickſal und ihrem Schutzengel, als einer gezwungen zurückgehaltenen Magd. Mir wäre es außerdem eine nicht ganz angenehme Aufgabe, den ganzen Tag über in das Geſicht eines nicht ausgehen dürfenden Dienſtmädchens ſchauen zu müſſen. Ich werde ſogleich die ganze Schaar dem Rudolph auf die Seele binden.“

„Dem wirſt Du gar nichts hinaufbinden,“ rief die Frau hier lebhaft dazwiſchen. „Meine beiden Mädchen habe ich ſo erzogen, daß ich ſie getroſt allein laſſen kann. Ja, ja, mein lieber Mann, Du biſt freilich nicht immer zu Hauſe, darum kennſt Du die Kinder auch nicht ſo, weißt nicht, was die Emma für ein Muſter von einem Mädchen iſt, wie beſonnen, wie artig und geſetzt für ihr Alter. Du haſt freilich nie geſehen, wie emſig ſie mir in Küche und Haushalt ſchon an die Hand geht — die braucht keine Aufſicht!“

„Aber, liebe Frau, der Rudolph iſt doch — —“

„Auch noch ein Kind, willſt Du ſagen, ich weiß ſchon,“ fiel ſie ihm eifrig in die Rede. „Der kleinen Frieda gebe ich ihre große Puppe heraus, da denkt ſie vor Freude an nichts Anderes und ſpielt ruhig ein paar Stunden lang. Ich ſage Dir, Mann, für ihr Alter iſt das ein prächtiges Kind, der Verſtand blitzt ihr bei den Augen heraus.“

„Aber, Frau, der Rudolph iſt doch — —“ fing der Herr Aſſeſſor ſchon etwas ungeduldig von Neuem an.

Die Frau ließ ihn aber wieder nicht zu Ende kommen, ſchlug vergnügt die Hände zuſammen und rief: „Und der Kleine, gibt's denn noch einen lieberen Engel, als unſern kleinen Max? Was das Kind ſchon klug iſt, man ſollte es kaum glauben! Wenn er nur ungeſtört ſpielen kann, ſitzt er oft ſtundenlang in ſeinem Winkelchen, beſchäftigt ſich mäuschenſtill mit ſeinen Bauſteinen und ſummt ſeelenvergnügt vor ſich hin. Solche Kinder wird es nicht viel geben.“

„Aber der Rudolph iſt doch — —“ ſetzte der Herr Aſſeſſor mit erhobener Stimme nun zum dritten Male an.

„Ein Junge,“ rief ſie noch lauter dazwiſchen, „auf den wir uns etwas einbilden können, meinſt Du. Ja gewiß, Väterchen, er iſt unſer Beider Stolz und wir können uns glücklich preiſen, daß wir ſolche Kinder haben.“

Der Aſſeſſor fand das Alles ganz richtig, er hätte aber gern geſagt: „Er iſt doch der Aelteſte und deßhalb ſollte er die Aufſicht haben über die Kleinen.“ Umſonſt! Die glückliche Mutter ließ ihn nicht zu Worte kommen, ſo lange ſie Athem genug hatte, ihre kleinen Lieblinge ſelbſt zu rühmen.

„Aber,“ fragte Herr Mühlberg, indem er geſchickt eine Pauſe benützte, „warum warſt Du denn vorher ſo ängſtlich, Frau, die Kinder allein zu laſſen?“

„Ja, ſieh, lieber Mann, ich dachte im erſten Augenblick, es ſind Kinder, wie eben Kinder ſind; aber unſere Kinder ſind ja doch ganz anders, es ſind ja wahre Muſterkinder!“

Hier mußte ſie wider Willen ſelbſt ein wenig, jedoch nicht ungläubig lächeln. Lebhaft beiſtimmend nickte der Herr Aſſeſſor mit dem Kopfe.

„Nun iſt es aber bald Zeit, daß wir uns aufmachen,“ ſagte er, „ſollen wir noch zum Bahnzuge recht kommen.“

Beide traten nebenan in die Kinderſtube und mit lautem Jubel wurde die Nachricht von den Kleinen aufgenommen, daß der gute Onkel Bernhard, der ſchon ſo merkwürdig Vieles und Schönes für ſie beim Chriſtkind beſtellt hatte, jetzt am Bahnhof abgeholt werden ſollte.

Die Mama begab ſich hierauf, um ſich vollends anzukleiden, in die Garderobe. Auf einen Wink folgte ihr die blonde ſechsjährige Emma. Allein mit dem Kinde, ſagte ſie mit warnend erhobenem Finger und ganz leiſe: „Wir

müſſen Euch nun eine Stunde allein laſſen, gib mir ja recht Acht auf die Kleinen! Du biſt die Größere, Dir müſſen ſie folgen."

Der Papa war jetzt mit Rudolph, einem friſchen Knaben mit lichtem Haar und blauen Augen, allein im Wohnzimmer. Auch er begann mit warnend erhobenem Finger und ganz leiſe: „Höre, Junge, wir müſſen Euch nun eine Stunde allein laſſen, gib mir ja wohl Acht auf die Kleinen! Du biſt der Aelteſte, Dir müſſen ſie folgen."

Nun traten beide Aeltern, beruhigt über ihre Muſterkinder, getroſt und unbeſorgt den Weg zur Eiſenbahn an.

Gerade in dem Augenblick kamen ſie an, als mit langgedehntem Pfiff der Wagenzug in dem Bahnhof einfuhr.

„Nun gilt es aufzupaſſen, um den alten Herrn in dem Gedränge nicht zu überſehen," bemerkte der Aſſeſſor und drückte ſich mit ſeiner Gattin durch die Menge.

Betroffen ſchauten ſich Beide bald nach allen Seiten um, denn faſt ſämmtliche Paſſagiere hatten ſich ſchon entfernt, ohne daß ſich ein Onkel ausfindig machen ließ.

„Nun grüß' Euch der Himmel, liebe Leutchen!" rief's da plötzlich hinter ihnen und lachend ſtreckte ihnen ein kleiner alter Herr ſeine zwei Hände entgegen. Aus dem vollen, unendlich gutmüthigen Geſicht glänzten ihnen die lebhaften Augen ſo klug, als freundlich entgegen.

Das war der Onkel, den ſie richtig faſt überſehen hätten.

„Nun, wie geht's, ſeht ja Beide aus wie's Leben, Kinder! Sagt, hab ich Euch nicht einen kleinen Schrecken eingejagt, daß ich Euch ſo über Hals und Kopf in's Haus falle, noch dazu am Sonntag? Nur heraus damit, genirt Euch nicht! Bei mir geht's eben nicht anders. Lange nehme ich mir etwas vor und Knall und Fall muß es ausgeführt werden."

Der Herr Aſſeſſor erzählte nun den erlebten Schrecken mit der Depeſche und trotz alles Zupfens der Frau auch von den zerſchlagenen Taſſen.

Der gute alte Onkel konnte herzlich lachen. Mit ſchelmiſchem Augenzwinkern und ironiſchem Schmunzeln bemerkte er gegen die junge Frau: „Ah bah, waren nur alte, ich weiß ſchon, hat jede ſchon einen Sprung, oder keinen Henkel mehr gehabt, kenne ja die Geſchichten. Aber hört, Kinder, wenn Ihr dem Onkel einen Polterabend veranſtaltet, ſo ſoll nur der alte Kauz auch die Scherben zahlen, das iſt ganz in der Ordnung. Doch nun, was machen die lieben Klei-

nen? Wie heißt Ihr sie nur gleich? He, Musterkinder, ja, ja, Musterkinder!"

Und in solcher Weise heiter plaudernd, schritt der muntere alte Herr zwischen dem jungen Ehepaare dahin, das es sich zur Aufgabe gemacht zu haben schien, ihm auf dem ganzen weiten Wege bis zu seiner Wohnung von den lieben Kindern daheim gar viel Merkwürdiges und Wunderbares zu berichten.

II.

Mit ungeheurer Freude hatte Rudolph, Aelteste, denn er zählte schon ganze acht Jahre, den ihm übertragenen Vertrauensposten angenommen. Zugleich aber hatte er seiner fügsamen Schwester Emma mit überlegener Miene erklärt, daß nur er allein die Oberaufsicht über sie Alle führen werde. Das Kinderzimmer schien ihm jedoch kein würdiger Spielraum für diese kurze und kostbare Zeit der Freiheit und so marschirte denn, nachdem die Aeltern und Walburg kaum das Haus verlassen, die frische kleine Kinderschaar, mit allem möglichen Spielzeug beladen, frohlockend im großen Zimmer ein.

Unternehmend schauten sich die zwei Kleinsten, ein lebendiges schlaues Mädchen von vier und ein dickes drolliges Bübchen von noch nicht drei Jahren rings im Zimmer um, als überlegten sie, was sie wohl hier, in diesem weiten, schmucken und ihnen nur selten zugänglichen Raume beginnen sollten. Auch Emma stand unschlüssig, Rudolph aber, ganz erfüllt von der Wichtigkeit seines Amtes, während einer Stunde den Oberbefehl zu führen, dachte scharf darüber nach, wie er sich am besten den gehörigen Respekt verschaffen könne.

Da fiel sein Blick auf den großgeblümten Schlafrock des Herrn Assessors, der an der Thüre hing. Flugs nahm er ihn vom Haken, fuhr in die Aermel und band sich unter dem lustigen Gelächter der Kleineren die dicken Schnüre um die dünne Taille fest. Papa's Hauskäppchen war auch bald auf's Haupt gedrückt, jetzt wurden noch ein Paar Augengläser auf dem Schreibtisch entdeckt und aufgesetzt und der neue Papa war fix und fertig.

„So, jetzt bin ich einmal der Papa," rief er aus, „jetzt müßt Ihr mir auf's Wort folgen, wenn wir gute Freunde bleiben sollen." Und mit komischer Würde spazierte er in dem geräumigen Schlafrock, den er wohl über eine halbe Elle lang auf dem Boden nachschleifte, durch's Zimmer.

Die Kinder waren in ihrem höchſten Vergnügen. Der kleine Papa kam ihnen gar zu drollig vor.

„Papa, was ſollen wir nun thun?“ rief Emma, friſch auf den Scherz eingehend.

„Such Dir im Hausweſen etwas zu ſchaffen, Du altes großes Mädchen,“ ſagte Rudolf mit tiefer Stimme und ließ ſich ſteif und gravitätiſch auf ſeines Vaters Lehnſtuhl vor dem Schreibtiſch nieder. „Und Du,“ wandte er ſich an die heitere, ſchwarzäugige Frieda, in Ausdruck und Bewegung des Herrn Aſſeſſors Art und Weiſe vortrefflich nachahmend — „hole das Kegelſpiel und ſpiele mit Deinem Bruder Max. Mich aber laßt Ihr hübſch in Ruhe, ich habe ſehr wichtige Geſchäfte.“

Und mit ernſtem Stirnrunzeln griff er nach einem Folianten auf der Bücherſtelle über dem Schreibtiſch. Bedächtig ſchlug er das dicke Buch auf, da es aber zu ſeiner Freude eine prachtvolle illuſtrirte Zeitſchrift war, fing er begierig zu blättern an und war bald in allem Ernſt darein vertieft. Doch war er gewiſſenhaft genug, von Zeit zu Zeit einen wachſamen Blick auf ſeine Anvertrauten zu werfen. Je intereſſanter ihm aber die Bilder vorkamen, deſto ſparſamer wurde er mit ſeinen Seitenblicken, bis ſie endlich ganz aufhörten.

Die geſchäftige Emma hatte ſich ein weißes Taſchentuch als Arbeitsſchürze vorgeſteckt und ging mit einem Wiſchläppchen eifrig von Möbel zu Möbel, um jedes Stäubchen, das ſich erſpähen ließ, ſorgfältig zu entfernen. Dabei rückte ſie mit wichtiger Miene jeden Stuhl zurecht, zupfte an jedem Vorhang und blickte häufig nach dem jungen Papa, wie um ſich zu verſichern, ob er ihre häusliche Thätigkeit auch bemerke und würdige.

Die zwei Kleinen betrieben ihr Kegelſpiel auf dem ſchönen lakirten Fußboden mit fröhlichem Eifer und unterhielten ſich ſo laut und lebendig, daß Rudolph es mehrmals nöthig fand, in ſtrengem Tone Ruhe zu gebieten. Endlich wurde ihnen das Spiel doch zu einförmig und gelangweilt warfen ſie die Kegel auf einen Haufen zuſammen. Dann ſchauten ſie ſich mit den großen neugierigen Kinderaugen wiederholt im Zimmer um, hielten eine kleine wiſpernde Berathung und Frieda ſchickte den watſchelnden Max zum Papa.

„Papa!“ rief dieſer mit ſchelmiſchem Geſichtchen und ein drolliges Lächeln ſaß in den kleinen Mundwinkeln.

„Was willſt Du denn ſchon wieder?“ rief Rudolph ärgerlich, denn jede

Unterbrechung ſtörte ihn in ſeinem Lieblingsvergnügen. Da beſann er ſich ſchnell wieder auf ſeine Rolle.

„Ach, da iſt mein kleines Bübchen,“ ſagte er nun in wohlwollendem Tone und nickte dem dicken Kleinen ſo freundlich, als möglich zu.

„Papa,“ meinte dieſer zutraulich, „Kegeln nicht mehr luſtig ſein. Frieda und Max was Anderes wollen.“

„So nehmt Eure Bleiſoldaten oder Eure Bauſteine, thut, was Ihr wollt, Kinderchen, aber laßt mich nur um Gotteswillen einen Augenblick in Ruhe!“

Max zog ein ſchiefes Geſicht. Das Weinen ſtand ihm näher, als das Lachen, und wer den dicken kleinen Burſchen genauer kannte, wußte, daß ein Thränenausbruch bei ihm eine ſehr lärmende und endloſe Sache war.

Das mußte verhütet werden und haſtig fragte ihn Rudolph nach ſeinem Begehren.

Max wies ſtumm nach dem weißen Ofen. Dort ſtand eine prächtige Gypsfigur, die Diana, auf einem Hirſch reitend.

Damit wollte er ſpielen, und ſeitwärts ſtand die Anſtifterin dieſes ſchönen Planes, die ſchlaue Frieda, und lachte ſich ſchelmiſch in's Fäuſtchen.

Als vernünftiger Papa mußte Rudolph die Bitte rund abſchlagen, doch wollte er die Pille verſüßen.

„Weißt Du was, mein Sohn,“ ſprach er gnädig, „ich will Dir meine Küraſſiere leihen, und wann der Papa kommt, gibt er Dir auch die Diana.“

„Der Papa biſt ja Du!“ ſchrie Frieda mit luſtigem Spott.

Der kleine Max aber packte mit zufriedenem Lächeln das Regiment bleierner Küraſſiere und watſchelte damit zu Frieda zurück, die ihr verdächtiges Wiſpern ſogleich von Neuem begann. Das Bübchen nickte beifällig, und ſchalkhaft ſchielten die kleinen Schelme nach Rudolph hinüber, der ſchon wieder feſt über ſeinem Buche ſaß. Dann kletterte mit triumphirendem Geſichtchen die bewegliche Kleine vorſichtig und leiſe auf den Stuhl neben dem Ofen, ergriff mit beiden Händchen die unglückliche Diana und brachte ſie mit großer Anſtrengung, aber dennoch glücklich auf den Boden.

Sie kauerten ſich Beide leiſe kichernd davor hin, doch ſo, daß ſie Rudolph den Rücken wandten und mit ihren Kleidchen die Gypsfigur vor ihm verbargen. Nun begannen ſie angelegentlich mit der neuen Lieblingspuppe zu ſpielen. Frieda reinigte jedes Fältchen der Gewandung ganz ſäuberlich vom Staube, der dicke kleine Max aber hielt dem Hirſche ſein Fingerchen vor's Maul und

rief ihm aufmunternd zu: „Beiß, beiß feſt!“ Doch der Hirſch that ihm nicht den Gefallen. Da hockte ſich das kleine Bürſchchen auf allen Vieren vor ihn hin, geberdete ſich wie ein munteres junges Böcklein und forderte mit eingebogenem Kopfe den Hirſch auf, mit ſeinem Geweihe kecklich zuzuſtoßen. Aber auch dazu zeigte er keine Luſt und der kleine Max fand ihn bald ſehr langweilig. Da flüſterte er ſeiner Schweſter Frieda das unheilbringende Wort in's Ohr: „Hotto, hotto ſpielen!“ und flugs war eine Schnur dem Hirſche um den Fuß geſchlungen. Sein Daſein hing nur mehr an dieſem Schnürchen. Blaß, ja kreideweiß, wie Einer auf ſeinem letzten Gang, zog die unglückliche Göttin jetzt langſam durch zwei Reihen aufgeſtellter Küraſſiere ihrem Schickſal entgegen.

Die wirthſchaftliche Emma hatte unterdeſſen auch Luſt nach einer kleinen Abwechslung bekommen und fragte bei dem eifrig ſtudirenden Papa an, ob ſie nicht einmal in der Küche nachſehen dürfe.

„Na, natürlich, da draußen gibts immer zu thun genug!“ rief Rudolph und verſenkte ſich mit großer Ungeduld wieder in ſein dickes Buch.

Mit fliegender Haſt hatte er bereits den ganzen Band durchblättert und in Eile die prächtigen Holzſchnitte betrachtet. Papa's Bibliothek ſtand dem jungen Bilderfreund nicht immer zu Gebot, und um die kurze Friſt möglichſt auszunützen, blickte er jetzt forſchend über die Bücherreihen. Bald entdeckte er zu ſeinem Entzücken noch einen zweiten ähnlichen Band. Schon ſtreckte er die Hand darnach aus, da blitzte in dem lebhaften Kopfe plötzlich ein neuer Gedanke auf. Gleichgültig flogen die lebendigen Augen jetzt über das bilderreiche Werk hinweg und blieben mit offenbarem Vergnügen an einem unſcheinbaren, abgegriffenen Buche haften, das in dem oberſten Fache ſtand, und auf deſſen Rücken mit großen Buchſtaben zu leſen war: „Franzöſiſches und deutſches Wörterbuch.“

„Wart, Onkelchen, jetzt ſtudire ich Dir etwas zuſammen, daß Du mich gar nicht mehr verſtehen ſollſt!“ murmelte er und eine innere Freude lachte aus dem ganzen friſchen Geſicht. Flugs ſprang er auf den Lehnſtuhl, vom Lehnſtuhl auf den Schreibtiſch und ergriff den Band.

Zu allem Unglück hatte Rudolph keinen Bureaurock, ſondern einen Schlafrock an. Was verſtand der von Schreibmaterialien? Mit ſeinen langen weiten Falten überdeckte er die ganze Tiſchplatte und bei dem erſten eiligen Rückſchritt des unglücklichen Papaſpielers wiſchte er Alles, was auf dem Schreib-

tisch stand, auf den Boden hinab. Das schöne Tintenfaß, nachdem es den Uebelthäter, den Schlafrock, erst tüchtig angeschwärzt hatte, war noch so boshaft, seinen Weg nach unten über den Sessel hinweg zu nehmen, und Alles, was es nicht schon auf diesem Wege verschüttete, ergoß sich jetzt über den gemalten Fußboden. Die Streusandbüchse folgte in alter Gewohnheit dicht hinterdrein, das Federmesser aber stürzte sich, gleichsam als Rächer dieser schwarzen That, mit blanker Klinge herab und spießte sich in dem schwarzen Meere auf dem Boden fest. Und nicht genug — so heftig pochte Rudolphs heiße Stirne, daß die Augengläser, die er dort hinaufgeschoben hatte, um besser sehen zu können, auch nicht mehr halten wollten. Sie sagten ihm den Dienst auf, rutschten als Augengläser über das glühende Gesicht und kamen als Glasscherben auf dem Fußboden an.

Versteinert gleich einer Marmorfigur auf schwarzem Sockel, starrte der unglückselige kleine Papa die plötzliche Verheerung an. Der schöne Fußboden, der hübsche Lehnsessel, der prächtige Schlafrock! Das Tintenfaß, die Augengläser! Wie wird der Vater zornig werden! Was wird die Mutter sagen? In seiner gränzenlosen Verwirrung riß er sein weißes Taschentuch heraus und suchte vor Allem den Schlafrock zu reinigen. Er besudelte ihn vollends und obendrein das Tuch, seine Hose und seine Hände. Das raubte ihm noch gar die Fassung. Bald stützte er seine brennende Stirne in die tintenbeklecksste Hand, bald wischte sein schwarzer Finger ein paar Thränlein fort, und es dauerte nicht lange, so waren sich Sesselüberzug, Schlafrock und Rudolphs Gesicht in ihrer Verschmiertheit ganz ähnlich.

Mitten in seinem Unglück bemerkte er gar nicht, wie still die zwei fröhlichen Kleinen indeß geworden waren, daß sie sich kaum mehr rührten und ängstlich die Köpfchen zusammensteckten, wie Lämmer, wenn ein Gewitter im Anzug ist. Was mochte hier geschehen sein?

Nachdem die pfiffige Frieda eine Schnur um die Gypsfigur befestigt, hatte sie dieselbe auf ihrem Postamente wie auf einem Wäglein mit stillem Ergötzen durch's Zimmer gezogen. Der dicke Max war daneben hergegangen und hatte als kleiner Fuhrmann gehörig mit der Peitsche geklatscht. Da lag, in größter Faulheit hingestreckt, Frieda's große Puppe im Wege. Schon zog ganz in der Nähe die Göttin der Jagd heran, aber die Puppe rührte und regte sich nicht, der Hirsch sprang auch nicht zur Seite, Frieda und Max gingen auch nicht aus dem Weg. Das Postament wälzte sich schon über den

Fuß der faulen Puppe, die ſchöne Reiterin ſchwankte und — krach! — ſchlug ſie um und ging in Stücke. Das Unglück mußte ſo ziemlich zu gleicher Zeit mit dem Tintenfaßſturze geſchehen ſein, weil dem ſtellvertretenden Papa nichts davon zu Gehör gekommen war.

Frieda hatte ſich im erſten Schrecken ſogleich nach Bruder Rudolph umgeſehen. Als ſie aber auch ihn ganz gebrochen am Schreibtiſch lehnen ſah, ſtarrte ſie mit feuerrothen Bäckchen höchſt betroffen wieder auf die Trümmer der ſchönen Gypsfigur. Der kleine Max aber war über den Unfall bald wieder beruhigt und zeigte einen wunderbaren Gleichmuth. Er hielt ein Stück Hirſchgeweih an den gebrochenen Arm der Figur und ſagte gutmüthig tröſtend zu ſeiner Schweſter: „Tiſchler wieder leimen!“ Dann ſuchte er den Kopf der Diana an das Schweifende des Hirſches anzupaſſen und murmelte ganz getroſt dazu: „Tiſchler ſchon machen!“

Nun kam auch die unermüdlich emſige Emma aus der Küche herein. Sie ſah ſich nach ihren Geſchwiſtern aber gar nicht um und ſchien tief in Gedanken zu ſein. Still und beſcheiden ſetzte ſie ſich auf einen Stuhl und athmete nur manchmal recht tief auf, als ob ihr etwas drückend auf dem kleinen Herzen läge. Ach, wohl war's eine ſchwere Laſt — es war ein ganzer großer Kuchenteig!

Als eifrige kleine Köchin hatte ſie in der Küche Alles aufmerkſam durchgemuſtert, mit Staubbeſen und Schaufel fleißig gewirthſchaftet, das Holz unter dem Herde geordnet und endlich zu ihrer Freude eine zugedeckte Schüſſel und darin einen prächtigen Kuchenteig entdeckt. Das gab den Sonntagskuchen, der ſollte Abends gebacken werden. Wie appetitlich ſteckten die Weinbeeren und Roſinen darin! Der Teig zu dem Kuchen wurde aber ſchon bald nach Mittag angemacht, wo man noch nicht wiſſen konnte, daß der Onkel komme. Nun kam aber der Onkel und der Onkel ſollte viel, recht viel von dem guten Kuchen eſſen. Der hat gewiß recht großen Appetit von der Reiſe mitgebracht und die Mama fand noch nicht Zeit, den Kuchen größer zu machen, aber der guten Mama kann geholfen werden. Genau ſo dachte ſich die freundliche kleine Köchin. Sie faßte einen kühnen Entſchluß, trat an den Küchenſchrank, zog die Schublade heraus, in der die große Mehldüte lag und ſtreute eine reichliche Portion Mehl rings auf den Teig. Um es an der gehörigen Anfeuchtung nicht fehlen zu laſſen, ſchüttete ſie ein Glas Waſſer und ein vorgefundenes Reſtchen Milch dazu und rührte nun das Ganze mit einem Koch-

löffel möglichſt durcheinander. Es war ſchwere Mühe für die kleine Köchin und doch ſchien alle Mühe und Arbeit umſonſt. Ihre Zuthaten wollten ſich mit dem Inhalt der Schüſſel nicht recht vermiſchen und ſie war am Ende gar nicht recht zufrieden mit ihrer Kochkunſt und der Beſchaffenheit des ſo vermehrten Kuchenteiges. Er wollte nicht mehr weich und flockig werden und bekam ein ganz abſonderliches Ausſehen. Die hellen Schweißperlen ſtanden der guten Emma auf der Stirne und allerlei bange Gedanken wirbelten ihr durch den blonden kleinen Kopf. Sie deckte die Schüſſel endlich wieder zu und zog ſich, wie wir geſehen, ganz melancholiſch zu ihren Geſchwiſtern zurück.

„Emma!“ erklang nach einiger Zeit gepreßt Rudolphs Stimme.

Sie hob das Köpfchen. Was wollte der von ihr?

„Emma!“ rief er lauter. „Mir iſt etwas paſſirt!“

„Mir iſt auch etwas paſſirt,“ erwiderte Emma mit auffallend weicher Stimme.

„Mir iſt auch etwas paſſirt!“ klang's faſt zu gleicher Zeit gar wehmüthig aus dem Winkel neben dem Ofen hervor.

Der kleine Max aber rief mit erzdrolligem Geſichtchen: „Mir nix paſſirt ſein, aber da, da, Diana paſſirt iſt!“

Mit gerungenen Händen ſtarrt Emma all' das ſchwarze Unglück und alle die Zerſtörung an und ſtürzt hinaus, zu all' dem Jammer auch noch den mißrathenen Kuchenteig herbeizuholen. Rudolph aber iſt ſchon ſo tief gebeugt, daß er nun lieber unter den Trümmern der Diana begraben läge. Es erfaßt ihn eine wahre Verzweiflung, wenn er bedenkt, daß auch *das* auf ſein unglückliches Haupt zurückfällt. Grimmig ſchüttelt er es und gelobt ſich, nie wieder den Papa im Schlafrock zu ſpielen, noch weniger aber ein anvertrautes Amt je mehr ſo leichtſinnig zu verwalten. Er zog den verhängnißvollen Schlafrock aus, legte mit dem Hauskäppchen das letzte Abzeichen väterlicher Würde von ſich und auf den ſchauerlichen Tintenſee zeigend, rief er ſchmerzlich:

„Emma, kannſt Du *den* nicht aufputzen?“

Mit einer Schüſſel im Arme flehte dieſe:

„Rudolph, kannſt Du *den* nicht rühren?“

Schnell vereinten ſich die drei Unglücksgenoſſen, denn Max war ganz vergnügt, und es war rührend anzuſchauen, wie ſie, vom Unglück tief berührt, ſo rührig in der Schüſſel rührten. Aber der Teig rührte ſich nicht, er blieb wie er war, und die häusliche Emma hatte nur den *einen* Troſt, den ihr ein

früher praktiſcher Sinn in's Herz träufelte: „Wenn er auch keinen guten Kuchen gibt, gibt er doch einen guten Kleiſter und gleich ſo viel, daß mein Bruder eine ganze Armee Papierſoldaten damit aufkleben kann.“

Von dem hartnäckigen Teig abgewendet, ſchritten die drei Leidensgefährten nun zur ſchwarzen Unglücksſtätte. Rudolph ließ ſich hier neben dem Lehnſtuhl als Fleckputzer nieder und wiſchte und putzte an deſſen Ueberzug mit ſeinem feuchten Taſchentuch. Die Feuchtigkeit dazu aber ſchöpfte er von Zeit zu Zeit aus ſeinem eigenen Munde. Emma, voll Eifer, ihrem lieben Bruder aus aller Verlegenheit zu helfen, packte die Sache ſchon geſchickter an. Neben ſich ein Geſchirrchen voll Waſſer aus der Puppenküche, bearbeitete ſie mit einer Kleiderbürſte emſig den ſchwarzen Fußboden. Die kleine Frieda wollte ihren Bruder auch nicht in der Klemme ſtecken laſſen und zwängte ſich nun, mit einer Haarbürſte bewaffnet, zwiſchen Beide hindurch, um auch an dem Reinigungs-Geſchäfte Theil zu nehmen. Alle Drei knieten, fleißig bürſtend und reibend, um die eigenſinnigen ſchwarzen Flecken, die aber weder wanken, noch weichen wollten.

Das kleine Bübchen fand dieſe plötzliche Abwechslung im Spiele ungeheuer luſtig. „Jetzt kleiner Max reiten können!“ rief er vergnügt und verſuchte es bei Jedem der drei Geſchwiſter, es als ſein Pferdchen zu beſteigen, und lachte recht von Herzensgrnnd, ſo oft er unwillig wieder abgeſchüttelt wurde.

III.

In dieſem Augenblick ward es auf der Treppe draußen lebendig, Stimmen wurden laut und ſtürmiſch erſchallte die Hausglocke. O weh, ſie waren ſchon zurück! In jähem Schrecken ſtürzten die größeren Kinder aus dem Zimmer, um doch nicht gleich auf friſcher That betroffen zu werden. Faſt hörbar laut pochten jetzt drei kleine Herzen — da klingelte es zum zweiten Mal. Rudolph aber zeigte ſich zum erſten Male groß in ſeinem Unglück und mit dem Gedanken: „Komme, was da wolle!“ ſchritt er feſt auf die Thüre zu und öffnete.

„Grüß Dich Gott, lieber Junge,“ rief ihm der alte Herr munter entgegen, „aber — “ Da ſtockte er und blickte verwundert in des Knaben Geſicht und auf die rabenſchwarze Hand, die ſich der ſeinigen ängſtlich entzog.

Der arme Rudolph! Er ahnte nicht, daß in seinem hübschen weißen Gesichte in dicken Zügen mit Alizarintinte ein ganzes Trauerspiel geschrieben stand.

„Nur gleich hier herein!" rief geschäftig der Herr Assessor, der sammt seiner Frau noch mit Onkels kleinem Gepäck beschäftigt war und von dem Vorgefallenen noch nichts wahrnehmen konnte. „Nur gleich hier herein!" wiederholte er heiter und folgte dem Onkel sammt den Kindern, die er vor sich her schob, in's große Zimmer.

„So, Onkelchen, nun will ich Ihnen die Kinder der Reihe nach vorstellen. Sie werden sehen, daß ich nicht zu viel gelobt habe," fügte er mit glücklichem Lächeln halblaut hinzu: „Das ist also der Rudolph, mein Größter — aber wie, wie —"

„Wie siehst Du denn eigentlich aus?" wollte er vermuthlich sagen, doch, starr vor Schrecken, kam er damit nicht zu Stande, als er seinen blonden schönen Erstgebornen plötzlich in einen Struwelpeter'schen Tintenbuben verwandelt sah.

„Seid Ihr recht brav gewesen? Habt Ihr hübsch gespielt?" rief zu gleicher Zeit die Mama in aller Eile zur Thür herein, herzlich froh, alle Vier frisch und gesund zu treffen. Jetzt kam sie selbst — ein heller Schreckensruf ertönte!

„Wa — wa — was habt Ihr denn da gemacht?" stammelte sie in höchster Aufregung. Dann versagte ihr die Stimme. Das schöne bleiche Haupt der Diana, das wie hülfeflehend aus einer Cigarrenschachtel ragte, schien auch ihr die Sprache geraubt zu haben. Ihr zweiter Blick durch's Zimmer fiel versteinert auf die Kuchenschüssel, indeß Herrn Mühlbergs bewaffnete Augen sich schon entsetzt in's schwarze Meer getaucht. Was von dem Schiffbruch darin noch nicht zu übersehen war, ließ sich leider bald errathen. Sprachlos blickte die Frau Assessorin den Herrn Assessor an, sprachlos der Herr Assessor die Frau Assessorin. Dann starrten sie zerschmettert ihre Musterkinder und diese ihre Schuhspitzen an. Es war nach so kurzer Trennung ein jammerreiches Wiedersehen!

Rudolph stand wie festgebannt auf dem verhängnißvollen schwarzen Fleck, um ihn so viel wie möglich den Blicken der strafenden Menschheit zu entziehen, und wie die Abendröthe oft durch schwarze Gewitterwolken glüht, so glühte die Schamröthe durch die Tintenfinsterniß in seinem Angesicht. Dort im Winkel

ſtand auch Emma, mit gekrümmten Fingerchen ihre feuchten Augenlider trocknend. Dabei gewahrte man an beiden Aermeln die zähe Anhänglichkeit des Kuchenteiges, während ſich über das ſchwarze Seidenſchürzchen eine Milchſtraße zog, welche die Mutter ſogleich mit freiem Auge entdeckte. Die kleine Frieda lehnte an der Wand, faſt mehr ein Bild der ſtrafenden Gerechtigkeit, als der leidenden Unſchuld. Mit zürnenden Blicken lüftete ſie ihrer Puppe leiſe das Röckchen und die arme Kleine, in deren Adern Sägſpäne rollten, nahm geduldig die Streiche von Friedas Hand hin. Eben ſo ſtill, wie die Andern Alle, aber weit geſchäftiger zeigte ſich das dicke Bübchen. Mit einem wahren Feuereifer ſammelte er die kleinſten Stückchen der zertrümmerten Diana in eine alte Cigarrenſchachtel. So gewiſſenhaft ſammelte er, daß er ſogar die winzigſten Splitter mit dem naſſen Fingerchen vom Boden auftupfte.

Der gute alte Onkel hatte ſeit ſeinem Eintritt einen harten Kampf zu beſtehen. Auf ſeinem überaus gutmüthigen, freundlichen Geſichte zuckte ſchon lange ein mühſam bezwungenes Lächeln, und während der peinlich ſtillen Pauſe, da es wie drückende Gewitterſchwüle über dem ganzen Zimmer lag, koſtete es ihn die höchſte Ueberwindung, einen lauten fröhlichen Ausbruch der inneren Heiterkeit zu unterdrücken. Und ſo hart es ihn ankam, dieſer Verlockung zu widerſtehen, dennoch konnte er den munteren Augen nicht wehren, bald in die grauſam verlegenen Mienen der guten Aeltern, bald in die tief zerknirſchten der Kinder, bald auf das überaus emſige Bübchen zu ſchauen.

Der dicke Kleine hatte das letzte Stückchen aufgeleſen, ergriff nun die Schachtel mit beiden Händchen, wackelte ganz zutraulich auf den lieben alten Herrn los und überbrachte ihm Dianen's Ueberreſte mit den ernſthaften Worten: „Das Alles Diana ſein! Tiſchler gleich wieder leimen und Emma jetzt nimmer weinen ſoll!“

Da brach das lang unterdrückte Lachen des alten Onkels mit aller Macht und einer Herzlichkeit hervor, daß es wie heller Jubel durch all' den Kummer und die peinliche Stille klang, und als er erſt wieder zu Athem gekommen war, rief er in heiterſter Stimmung aus: „Potz tauſend Element! Macht nun einmal dem Jammer ein Ende! Ich bin gekommen, um in frohe, friſche Kinderaugen zu ſchauen und was hier entzwei gegangen, wird auch wieder heil zu machen ſein. Dafür laßt nur mich ſorgen, der alte Bernhard hat die Kinder gar lieb! Aber erzählen müßt Ihr mir jetzt, wie Ihr in der kurzen Zeit dieß

Alles fertig gebracht habt. Komm einmal her, Rudolph, mein Sohn, verlaſſ' Deine Unglücksſtätte dort und beichte Du zuerſt."

Herr Bernhard ließ ſich auf dem Sopha nieder und machte keine Richtermiene, ſondern ein ganz wunderfreundliches und ermunterndes Geſicht.

Mit ſchwerem Herzen und geſenkten Blicken näherte ſich der Knabe und erzählte mit immer kürzerem Athem, aber wahr und offen, wie er den Papa geſpielt, durch ſeine Bilderluſt aber die Aufſicht über die Kleinen vergeſſen und dabei noch auf den unglücklichen Einfall gekommen ſei, den Onkel bei ſeiner Ankunft mit einer franzöſiſchen Anſprache zu begrüßen. Es fehlten ihm nur noch ein Paar Worte, die wollte er ſich aus dem Wörterbuch auf der Bücherſtelle dort aufſuchen — —

Hier brach Rudolph kurz ab und warf nur noch einen ungemein ſchmerzlichen Seitenblick auf das faltenreiche Kleidungsſtück, durch das er ſo tief in's Unglück gerathen.

Lachend reichte ihm der Onkel die Hand. „Du biſt ein braver Junge, Rudolph," ſagte er munter, „und vor Allem danke ich Dir für die franzöſiſche Anſprache, ich nehme ſie für empfangen hin." — Damit ſchaute er mit ſchmunzelndem Geſicht nach der großen ſchwarzen Pfütze auf dem Boden. — „Armer Burſche, Du wollteſt Deinem Onkel eine Freude machen und ihm zeigen, was Du Alles gelernt haſt und daraus wurde ſo eine unliebſame Ueberraſchung. Ja, ja, das Unglück ſchreitet ſchnell und mit franzöſiſchen Anſprachen iſt ſchon mancher Erwachſene in die Tinte gerathen. Ich danke Dir für Deinen guten Willen und empfehle Dir kurze Schlafröcke und große Waſchſchüſſeln. Sei nur wieder friſch und munter jetzt, Deine Aeltern haben Dir Dein Unglück auch ſchon vergeben."

Ein raſcher Blick aus den betrübten blauen Augen zeigte Rudolph, daß ſich die verfinſterten Mienen der ſo bitter getäuſchten Aeltern wirklich wieder ein wenig aufklärten, wenn ſie auch mit der Milde und Nachſicht des heitern alten Herrn nicht ganz einverſtanden ſchienen. Um Vieles erleichtert, verſchwand der ehemalige Papa für kurze Zeit, um ſich nach einer Waſchgelegenheit umzuſehen.

„Na, Kleine, wie hat denn Dir Dein böſes Schickſal mitgeſpielt?" wandte ſich der kleine alte Herr mit freundlich winkendem Finger jetzt an die weinende Emma.

Mit hochrothem Geſichtchen kam die kleine Köchin angetrippelt und flüſterte mit ängſtlichem Beben der Stimme ganz treuherzig: „Mama hat wirklich viel

zu wenig Kuchen angemacht, weil ſie noch nicht wußte, daß der Onkel kommt. Da habe ich den Kuchen größer machen wollen, denn der Onkel ſoll viel, viel davon eſſen — —"

„Und Du und Rudolph wollt doch auch Kuchen haben, nicht wahr?" unterbrach mit ſeinem heiterſten Lächeln Onkel Bernhard das ſchüchterne Geſtändniß und ſchielte mit luſtigen Augen ſeitwärts nach der Kuchenſchüſſel.

„Und ich auch ganz viel Kuchen eſſen!" ſchrie mit ernſtkomiſcher Miene ſo laut und entſchloſſen das kleine Bübchen dazwiſchen, daß ſelbſt die Aeltern kaum mehr ihren Ernſt bewahren konnten. Frau Mühlberg's Mutterherz verrieth ſich ſchon durch ein leiſes ſeliges Lächeln und auch der Herr Aſſeſſor machte raſch eine halbe Wendung und that, als ob er zum Fenſter hinausſchaute.

„Alſo bin auch ich es hier wieder, der Dich, arme Kleine, zur unglücklichen Köchin gemacht hat? Ich danke Dir, liebes Kind, daß Du ſo freundlich für mich beſorgt warſt. Und nun gib mir einen Kuß und lache, lache herzlich, denn um alle Kuchen der Welt möchte ich nicht länger in Dein weinendes Geſichtchen ſehen."

„Und Ihr Beiden dort," — der alte Herr wandte ſich jetzt mit vertraulichem Nicken an Frieda und Max — „Ihr kleinen Schlingel wolltet gewiß mir zu Ehren einen Triumphzug mit der Diana halten, he? Aber," verbeſſerte er ſich, „an Euerm Unglück iſt ja, wie ich merke, die Puppe Schuld, nicht?"

„Nein, Onkelchen," ſagte Frieda herzhaft und ohne alle Scheu, ſo ängſtlich auch die luſtigen ſchwarzen Augen noch kurz zuvor geblickt — „wir ſind mit der Diana ſpazieren gefahren und nur hat da die Puppe den Fuß nicht weggethan."

„Ja, ja, die Puppe, die Puppe!" ſchrie lebhaft der Kleine und gab ſich Mühe, ihr einen grimmigböſen Blick aus den lieben hellen Kinderaugen zuzuwerfen.

Der Onkel lachte wieder, lachte ſo lange und fröhlich, bis endlich auch die Aeltern angeſteckt wurden und hörbar einſtimmten, worauf auch die armen kleinen Sünder ſchnell wieder heiterer um ſich blickten.

„Ja, ja," fuhr der herzensgute Onkel fort, als er ſich die Lachthränen aus den Augen gewiſcht, „ſolch Unglück gibt es, wenn man für den Onkel franzöſiſche Wörter braucht, einen größern Kuchen haben will und kein Wägelchen zum Fahren hat. Ich ſehe jetzt klar, daß an der ganzen traurigen Geſchichte nur ich und die Puppe Schuld ſind."

„Ja, ja, und die Puppe!" beſtätigte mit unerſchütterlichem Ernſte das Bübchen und machte Miene, ſie neuerdings zu ſtrafen.

„Nun, da soll geholfen werden!“ sagte Herr Bernhard, stand auf und näherte sich den Aeltern, die sich während der ergötzlichen kleinen Scene in stummer Verlegenheit seitwärts gehalten und auch jetzt noch nur wider Willen zu lachen schienen.

„Ihr habt doch recht gehabt, liebe Leutchen,“ begann der alte Herr mit ernstem Ausdruck in seinem lieben milden Gesicht und mit vorsichtig gedämpfter Stimme — es sind gar liebe, gute Kinder! Sie haben uns Alles aufrichtig erzählt und lauter wohl verzeihliche, unschuldige Sünden verübt, aber Musterkinder, wie ich mir vorgestellt, Gott sei von Herzen Dank! das sind sie eben nicht. Ich will's Euch nur gestehen, Ihr habt mir auf dem Weg hierher eigentlich recht Angst gemacht mit Euern hochgepriesenen Musterkindern, denn solche weiß ich altes fideles Menschenkind gerade nicht zu würdigen. Ich lobe mir ein natürliches, kindliches Wesen voll Leben und Frische, solch' lustige Kinder, die zur rechten Zeit, wie es für das bewegliche, leichtfüßige, junge Menschenvolk paßt, ihre kleinen dummen Streiche machen und sich nicht schon so zahm und wunderbrav und überklug geberden, daß einem frischen gemüthlichen Kerl von meiner Art völlig unbehaglich dabei wird. Kinder sollen Kinder sein und der Empfang, Ihr mögt mir's glauben, war mir der allerliebste, und ich werde noch oft meinen Spaß daran haben. Mit Einem Wort: es sind herzliebe prächtige Kinder und, wenn Ihr wollt, auch Musterkinder im rechten und wahren Sinn, Gott sei gepriesen!“

Der gute alte Herr nickte innerlich vergnügt zu seinen Worten und die Aeltern lächelten glückselig und unverholen auf ihre Kleinen hin, deren blühende Gesichtchen jetzt wieder hell und frisch erglänzten, wie ein Frühlingsmorgen nach einer Regennacht.

Herr Bernhard, der am Kinderhimmel die Sonne wieder scheinen und die Wolken sich zertheilen sah, schützte nun plötzlich einen dringenden Ausgang vor. Er war noch keine Stunde fort, und kaum hatte Frau Mühlberg nach manchem klagenden Ausruf Schlafrock und Lehnstuhl mit großer Geschicklichkeit von ihren Mackeln nahezu befreit; kaum war unter Walburg's bürstenden Händen der Fußboden wieder hergestellt; noch war Herr Mühlberg mit den eindringlichen Mahnungen nicht zu Ende, die er den Kindern ob ihres kleinen Leichtsinns und ihrer Unachtsamkeit zu Gemüthe führte — da schellte es draußen.

„Das wird der Onkel sein!“ ging's fröhlich von Mund zu Mund und im größten Freudensturm stürzten ihm die Kinder entgegen.

Und wirklich, herein schritt der Onkel wie im Triumphe und sein ganzes Gesicht erglänzte vor stillem Vergnügen. In dem einen Arm hielt er eine prächtige neue Diana, im andern einen dicken Band der köstlichen „Münchener Bilderbogen“ und hinter ihm erschien ein Packträger mit einem riesengroßen Kuchen und einem allerliebsten Korbwägelchen, das mit dem wunderschönsten Tintenzeug beladen war.

Helle Jubelklänge aus froher Kinderbrust verscheuchten bald alle Spuren der tiefen Seufzer und bittern kleinen Schmerzen, die heute schon hier im großen Zimmer gehaust, und im Sopha saß der gute kleine Herr mit dem kinderfreundlichen Herzen und wurde vor Liebe fast erdrückt. Mit aller Zärtlichkeit hatten Rudolph und Emma ihre Arme um seine Schultern gelegt, Frieda und Max aber saßen voll Munterkeit auf seinen Knieen und mit strahlenden Blicken standen die Aeltern dabei und hatten ihre Freude an dem lieblichen Familienbilde.

Die Eule.

Ein naturgeschichtliches Bildchen von Dr. **W. Medicus.**

Die Eulen sind nächtliche Raubvögel, welche das helle Licht scheuen. Daher sagt das Sprüchwort: „Die Eule lobt den Tag nicht“, und mit einer der Parallelen, wie sie das Volk so gerne zieht, für irgend einen beliebigen Fall, wo Jemand ein sauersüßes Gesicht macht: „Es gefällt ihm, wie den Eulen das Tageslicht und den Dieben die Laterne.“ Die Augen der Eulen ähneln denen der Katzen, das Sehloch oder die Pupille ist am Tage so stark zusammengezogen, daß der Augenstern länglich aussieht, und sie können das Tageslicht gar nicht ertragen. Sie jagen auch nur in der Abenddämmerung, die man daher die „Eulenflucht“ nennt, oder etwa in mondhellen Nächten. Sie machen die drolligsten und seltsamsten Geberden, wozu ihr sonderbares Aussehen, ihr fast versteckter Schnabel, ihr unförmlich großer Kopf, das platte, tellerförmige Gesicht, die ungeheuren glänzenden Augen, deren Stern sich mit jedem Athemzuge verengert und erweitert, Vieles beitragen. Dazu kommt ihre schauerliche, heulende und klägliche, oder widerlich quicksende Stimme und ihr Weilen an einsamen Orten, als hohen Thürmen, Ruinen, hohlen Bäumen, dichten Wäldern, mit einem Worte an solchen Plätzen, „wo Eulen und Käuze

einander gute Nacht sagen." Aber gerade diese auffallenden Merkmale und Umstände verleihen den Eulen einen ganz bestimmten Reiz in unsern Augen: „Die Welt will Nachteulen haben, sich zu verwundern." „Eulengesicht" heißen wir ein häßliches Gesicht mit vorstehenden Augen, und „auszusehen wie eine Nachteule" ist für ein Mädchen der schrecklichste aller Gedanken. So erscheint die Eule als ein häßliches und eben deßwegen verachtetes Geschöpf.

Die Eule selbst glaubt, wie sich denken läßt, nicht an die Häßlichkeit ihres Geschlechts: „Es ist keine Eule, die nicht schwüre, daß sie die schönsten Jungen hätte".

Der Flug der Eulen ist wegen der breiten Flügel und des lockern Gefieders äußerst leise — „Eulenflug" ein leiser Flug, — so daß sie Menschen und Thiere unvermerkt überraschen können. Man erzählt von einem Perrückenträger, welcher Nachts ohne Kopfbedeckung über einen Kirchhof ging, daß ihm plötzlich von hinten seine Perrücke abgerissen wurde. Was war natürlicher, als daß er glaubte, ein Geist habe sie ihm genommen, wahrscheinlich einer, der sich bei der Auferstehung nicht mit einer Glatze vorstellen wollte! Als man aber das nächste Mal den Thurm der Gottesackerkirche ausbesserte, fand man die Perrücke in einem Eulennester, wo die jüngern Eulchen recht warm und weich darin stacken.

So können die Eulen auch andere Vögel im Schlafe überrumpeln und sind diesen deßhalb doppelt verhaßt. Fast alle Tagvögel leben mit ihnen in beständiger Feindschaft; wenn sich einmal eine Eule bei Tag sehen läßt, wo sie, vom Sonnenlichte geblendet, verlegen und ungeschickt ist, so umgibt sie sogleich eine ganze Schaar von schreienden und lärmenden Vögeln aller Art, selbst größere Tagraubvögel, als die Gabelweihe u. a. Dieß benützen die Jäger, um andere Vögel, besonders Krähen und Raben zu schießen, indem sie am liebsten einen Schuhu, die größte der sogenannten Ohreulen, auf einem freien Platze anbinden und aus einem Hinterhalte die ankommenden Vögel schießen, wofür der alterthümliche Ausdruck „beizen", wie für die Jagd mit Falken, gebraucht wird. Im Nothfalle thut's auch eine gemeine Eule; „beize mit Eulen, wenn du keinen Schuhu hast" lehrt die Genügsamkeit. Der eigentliche Kunstausdruck für einen solchen als Lockvogel dienenden Uhu heißt „Auf": man beizt mit einem „Auf". Noch ein dritter Name für Eule ist „Kauz", welchem Ausdruck in einem Sprüchworte der nämliche Vorzug eingeräumt wird, wie eben dem Schuhu; es lautet nämlich: „So man nicht Käuze hat, muß

man mit Eulen beizen". Dieß entſpricht jedoch nicht der in der Naturgeſchichte jetzt gebräuchlichen Eintheilung; man unterſcheidet nämlich Ohreulen als ſolche, die über den Ohren emporſtehende Büſchel von Federn beſitzen, und Käuze, oder wie man gegenwärtig lieber abbeugt, Käuze, welche keine dergleichen Federohren haben. Aus der Volksſprache ſtammt offenbar dieſe Unterſcheidung nicht, vielmehr gilt in dieſer, wie wir geſehen haben, Kauz öfters gleichbedeutend mit Uhu, alſo einer Ohreule, und hat ein Naturforſcher die Eintheilung erfunden, der kein Sprachforſcher war. Allerdings ſagt man auf der andern Seite auch „Stein- und Waldkauz", dann „Todtenkäuzchen" für Eulen ohne Federohren. Ueberhaupt iſt heutzutage das Wort Kauz veraltet und ſeine eigentliche Bedeutung deßhalb verwiſcht, indem es, außer den obigen Zuſammenſetzungen, faſt nur noch im figürlichen Sinne gebraucht wird für einen Sonderling, namentlich einen reichen, wofür man dann verſtärkt „Geldkauz" ſagt. Wenn man ſich an das auffallende Ausſehen der Eulen und die vielen ſonſtigen Sonderbarkeiten erinnert, welche im Vorausgehenden beſchrieben ſind, ſo wird man ſich dieſe bildliche Bedeutung von Kauz wohl erklären können, und die Sprüchwörter führen allmälig ganz deutlich darauf hin. Zuerſt ſingt der Kauz von ſich ſelbſt, mit Bezug auf die Verhaßtheit von Seinesgleichen bei anderen Vögeln, in einem ſchlecht gereimten Verſe:

Viel Vögel ſind, die haßen mich,
Ich bin ein Kauz und acht' es nicht!

Dann ſagt ein Sprüchwort von Einem, der in die Welt hinausgeht: „Er wird ein gelehrter Kauz werden, wenn er unter die Stoßvögel kommt", und iſt entlehnt zunächſt von dem angedeuteten Umſtande, daß auch größere Tagraubvögel die Eulen ſchreiend verfolgen, wenn einmal bei Tag eine aus ihrem Schlupfwinkel aufgeſcheucht wird. Man überſehe nicht, daß in dem gereimten Sprüchworte ſich der Kauz über den Haß ſeiner Genoſſen hinausſetzt, in dem zweiten ſchon von einem gelehrten Kauze die Rede iſt. Die Ohreulen heißt man auch „Katzeneulen", da ſie durch ihre vorſtehenden Federohren, die rundliche Form des mit kreisförmig geſtellten Federn verſehenen Kopfes, den für eine nächtliche Lebensweiſe beſtimmten Bau der Augen und ſogar die Stellung derſelben allerdings Aehnlichkeit mit einer Katze gewinnen.

Die Eule hat als Vorbild bei der Namengebung einer gewiſſen Abtheilung von Inſekten gedient. „Eulen" oder „Eulchen" heißt nämlich eine Familie von Nachtſchmetterlingen, und zwar von ihrem ſtarkbehaarten Kopfe,

der wie ein Eulenkopf aussieht, und das um so mehr, als gewöhnlich auch noch auf dem Rücken ein Haarschopf dahintersteht. Bei Linné war es Eine Gattung, auf welche der classisch-lateinische Name der Eule: noctua übertragen worden, jetzt ist eine starke Familie daraus entstanden.

Mit Bezug auf die Stimme der Eulen reimt man:

Bei Wölfen und Eulen
Lernt man heulen!

und es liegt hierin eine verständliche Hindeutung auf den Umstand, daß die lichtscheue Eule wegen ihres Aufenthalts an dunklen Orten als ein eingefleischter Finsterling und Feind der Aufklärung gilt und in diesem Sinne häufig als ein Sinnbild des Stillstandes und Rückschritts neben Krebs und Zopf abgebildet wird. Wenn nun ein Sprüchwort sagt: „Die Eule weiß nichts vom Sonntag", so ist dieß darin wohl begründet, daß sie in ihrem finstern Loche nichts von dem gewahr wird, was um sie her vorgeht; aber wie stimmt es damit zusammen, daß die eifrigsten Gegner der Finsterniß und feurigsten Anhänger der Aufklärung auch oft nichts vom Sonntage wissen? —

An die Eulen hat sich mancherlei Aberglaube geknüpft, wozu ihr sonderbares Ansehen, welches durch die Stellung der Augen nach vorne, sowie durch die Federkreise um Gesicht, Augen und Ohren entsteht, ihre nächtliche Lebensweise, die heulende Stimme, wie das Alles oben beschrieben ist, viel beigetragen haben. So soll die kleinste Art ohne Federohren, das sogenannte „Todtenkäuzchen", als Todesprophet für Kranke gelten, wenn es zur Nachtzeit sich hören läßt. Allein diese Prophezeihungen erklären sich ganz einfach aus der Gewohnheit des Vogels, den brennenden Lichtern nachzufliegen; da nun das Käuzchen bloß bei nächtlicher Weile munter ist, und in späterer Nacht, wenn es in den Häusern ruhig geworden, kaum anderswo Licht gebrannt wird, als in Krankenzimmern, so kommt der Vogel eben gerade vor die Fenster von Kranken und läßt hier seine klägliche Stimme ertönen. Das Geschrei der größten Art, nämlich des Uhu, ist ein lautes, dumpfes, fürchterlich klingendes „Huhuhu!" welches noch mit andern gräßlich klingenden Tönen untermischt wird. Diese Töne, in der Stille der Nacht vom Echo tiefer Wälder vervielfältigt, haben Veranlassung zu der Sage vom wilden Jäger oder der wilden Jagd gegeben, welche sich mit auffallender Hartnäckigkeit an bestimmte Plätze, wie die Burg Rodenstein im Odenwalde geknüpft hat und von Bürger dichterisch verherrlicht worden ist.

Mit ſolchem Aberglauben hängt es gewiß eben ſo ſehr zuſammen, wie mit ihrer vermeintlichen Geltung als ſchädliche Raubvögel, daß der Landmann die Eulen, denen er für die Vertilgung einer Unzahl gefräßiger Feldmäuſe nicht genug Dank zollen könnte, ſo wüthend verfolgt und ſeinen beſten Freund als Triumphzeichen an das Scheuerthor neben den Hühnerhabicht nagelt. Nur das iſt richtig, daß die Eulen, beſonders die Schleier- oder Perleule und das Todtenkäuzchen, ſich des Abends gern in die Taubenſchläge einſchleichen, um dort zu rauben und zu morden; ſie ſind aber dadurch, daß man ein Fallgitter vor dem Flugloche anbringt und alle Abende zumacht, ſehr leicht abzuhalten.

Die Eulen wohnen gewöhnlich einſam, wie dieß mit ihrer Nahrung und ganzen Lebensweiſe ſich zuſammenreimt; beſonders iſt die gemeine „Nachteule" oder der „Waldkauz" ein trauriger, einſiedleriſcher Vogel, und die Landsknechte finden in dem Treiben des Kauzes das gerade Widerſpiel zu ihrem eigenen, frank und freien Weſen, wenn ſie in ihrem Liede ſingen:

Das Käuzlein laß' ich trauern
Im Aſtloch Tag und Nacht,
Ich reit' aus Schanz' und Mauern
In's off'ne Feld zur Schlacht!

Bei den Alten galt die Eule als Sinnbild der Weisheit und des tiefen Nachdenkens, wie man gewöhnlich annimmt, wegen ihres ernſten Ausſehens. Ohne Zweifel hat aber dazu auch die Stellung der Augen das Ihrige beigetragen. Während nämlich bei allen andern Vögeln die Augen ſich an den zwei Seiten des Kopfes befinden, ſo daß nicht beide zugleich auf denſelben Punkt hinblicken können, ſind die Eulen die einzigen, bei denen die beiden Augen nach vorn ſtehen und über den verſteckten Schnabel hinausgucken, wie die Augen des Menſchen über die Naſe. Dadurch gewinnt das Eulengeſicht etwas Menſchenähnliches und erſcheint verſtändiger als irgend ein andres Vogelgeſicht. So gelangten die Eulen, welche nicht zu den fähigeren Thieren gehören, ſowohl Ohreulen als Käuze, bei den Griechen zu ſolchem Anſehen, daß die Eule die ſinnbildliche Geſellſchafterin der auf der Akropolis zu Athen thronenden Göttin der Weisheit Pallas Athene, der Minerva der Römer wurde. In dieſer Geltung der Eule als eines klugen, zugleich aber poſſierlichen Vogels ſuche ich auch die Ableitung des Namens „Eulenſpiegel". Wer kennt nicht Eulenſpiegel, Till Eulenſpiegel, eines Bauern Sohn, Hiſtorie gedruckt in dieſem Jahr? Er lebte im vierzehnten Jahrhunderte und ſtarb zu Mölln

in Holstein, wo noch die Schweine seine Leiche störten, so daß der letzte, freilich unwillkürliche „Eulenspiegelstreich" der war, daß er verkehrt im Grabe liegt. Er findet sich auf dem Titelblatte des Volksbuches mit einer Eule auf dem Rücken abgebildet, welche einen Spiegel in den Krallen hält. Und wenn ich mir nun auch schmeichle, in diesen Zeilen manchmal einer nachsichtigen Leserin oder einem Laien unter den Lesern etwas Neues gesagt zu haben, so drängt sich mir doch der demüthigende Gedanke auf, daß, wollte ich damit an die Thüren der Fachmänner anklopfen, das nur hieße „Eulen nach Athen tragen"!

Carl von Salerno.

Geschichtliche Erzählung von **Hermann Geiger.**

Ein Schrei des Entsetzens war nach der barbarischen That des 29. Oktobers 1268 durch Europa ertönt und der Ruf nach Rache folgte ihr wie ein Echo nach. Mehr als Deutschland hielt sich Spanien für berechtigt, an Carl von Anjou für das Blut des letzten Hohenstaufen Genugthuung zu fordern, denn die Königin Constantia von Aragonien, die Gemahlin Peters des Großen, war Conradins nahe Verwandte. Auch hatte ein ritterlicher Haudegen, Truchseß von Waldberg, nach Aragonien den Handschuh gebracht, welchen der unglückliche Sohn des vierten Conrad vom Blutgerüste zu Neapel geworfen. Sehr oft folgen heroische Tugendakte auf arge Missethaten. So sollte auch hier — wenn auch erst mehrere Jahre später — eine Großthat vollzogen werden, welche die Bewunderung des dreizehnten Jahrhunderts nach sich zog, und die man mit Unrecht der Vergessenheit anheim fallen läßt.

Carl von Anjou hatte einen einzigen Sohn — wohlerzogen, blühend, und damals achtzehn Frühlinge zählend. Er war des Vaters Hoffnung und sollte einst unter dem Namen Carl II. den schönsten Thron der Welt besteigen. Noch trug er den Namen eines Fürsten von Salerno, als ihm der Oberbefehl über die neapolitanische Flotte übertragen wurde. „Ihn such' mir auf," rief König Peter dem tapfern Roger von Loria zu, „und bringe mir den jungen Mann todt oder lebendig vor meinen Thron." Kampfbegierig stach die aragonische Flotte in die See, bald hatte sie die Höhen von Sicilien, aber auch zugleich die italienischen Schiffe in Sicht, welche Carl von Salerno befehligte. Unter lautem Jubel und Jauchzen schlugen die Spanier auf die verhaßten

Feinde los, denen ein Schiff nach dem andern zum Grunde sank, bis endlich die Mannschaft, an ihrer Rettung verzweifelnd, sich Roger auf Gnade und Ungnade ergab (1284).

„Wo ist der Befehlshaber? wo Carl von Salerno?" rief Alles; „hat er das Festland erreicht, oder bergen ihn die Mauern und Schluchten von Sicilien?" Nein, nein. Carl selbst war unter den Gefangenen und Roger läßt ihm die klirrende Fessel um die Gelenke legen. „Rache, Rache!" war das allgemeine Losungswort, „Rache für das Blut des letzten Staufen!"

Mitten unter dem erwähnten Kampfe war ein Schiff mit der Königin Constantia angekommen, deren Erscheinen den schnellen Sieg gefördert haben mochte. Die Fürstin trug eine Urkunde bei sich, worin König Peter alle Rechte des Siegers der Königin übertrug, und ihr es überließ, mit dem jungen Carl von Salerno nach Willkür zu verfahren.

Constantia, wegen der früher erlittenen Wunden mit der ganzen Bitterkeit und dem Schmerz eines Weibes erfüllt, gab auf den einhelligen Rath des Adels und der Reichsstände hin den Befehl, den kriegsgefangenen Prinzen in sichere Gewahr zu nehmen, und ihm den gerichtlichen Prozeß zu machen, wie dasselbe bei Conradin geschehen war. — Welch' ein Schlag für Carl von Anjou, welcher Hohn für seinen Namen! Wie hat seine Hoffnung, ein neues Herrscherhaus zu gründen, ihn getäuscht! Hinter dem schweren Schloß eines eisernen Thores sitzt und seufzet sein armer Sohn, das Roth seiner Wangen bleicht, der Schlaf verläßt seine Augen und düstere Bilder umnachten sein Herz, das noch vor wenigen Monden in den kühnsten Erwartungen einer herrlichen Zukunft freudig aufgeschlagen. Wie oft mochte er sich während seiner langen Haft an seinen Vater und seinen Onkel, Ludwig den Heiligen, erinnert haben, die einst auf fremder Erde in harter Gefangenschaft geschmachtet; aber die Hoffnung, gleich jenen durch schweres Lösegeld befreit zu werden, konnte ihn nicht trösten. So verfloßen für den Unglücklichen vier lange Jahre, und der Tag seiner Hinrichtung schien endlich zu kommen. Es war ein Freitag, welchen die Königin zu dieser blutigen Scene bestimmt hatte.

Der furchtbare Ernst seines Schicksales, die lange Einsamkeit, der sichere Tod und Gottes Gericht — Alles hatte zusammengewirkt, des Prinzen religiösen Sinn zu fördern und zu vollenden. Wenn der Bericht echt ist, den ein lateinisch geschriebenes Werk uns hinterließ, so schrieb Karl von Salerno im Kerker damals folgende Worte:

„Unter allen Beweisen von Wohlwollen, die ich Unwürdiger von Ihrer Majestät der Königin während meiner Haft empfangen, halte ich diesen für den schönsten, daß sie meinen Hingang auf einen Freitag angesetzt hat. Dieß ist der Tag, an welchem mein liebster Herr Jesus Christus schuldlos gestorben; an diesem Tage will auch ich sterben — ich ein Schuldiger."

Man brachte diese Zeilen der Königin. Sie las dieselben, und ward von deren Inhalt ergriffen. Ein heftiger Kampf begann in ihrem Innern — Rache oder Großmuth, das war die Frage. Da fiel ihr Auge auf ein Crucifixbild. „Das Blut meines Conradin," sagte sie, „schreit um Rache, das Blut meines Erlösers aber ruft: Verzeihe!" — Immer hastiger bewegt sich die Fürstin in ihren Gemächern. Endlich reift ihr Entschluß, endlich siegt ihre Großmuth über die erlittene Schmach: „Es sei!" ruft sie aus, „Karl von Salerno soll nicht untergehen!"

Sie setzte sich an ihren Schreibtisch und richtete folgende Zeilen an den König:

„Ew. Liebden haben mir Karl geschenkt, daß meine Rache an seinem Blute sich kühle. Ich aber habe beschlossen, den Prinzen meinem Heilande als Unterpfand jener Treue und Liebe zu schenken, die ich gegen meinen Erlöser hege. Ew. Majestät mögen also dafür Sorge tragen, daß der Gefangene seiner Haft entlassen, und seinem Herrn Vater unversehrt ausgeliefert werde."

Tiefergriffen vernahm der Gefangene die überraschende Kunde. Vor dem Throne Peters schwor er den Eid, sich aller Ansprüche auf Sicilien zu begeben, verließ dessen Palast und athmete freudetrunken die Lüfte der Freiheit.

Ehre der Königin, welche mit dem Siege der Waffen den ungleich herrlicheren errungen — den Sieg über sich selbst!

Die Thränensee.

Ein Märchen von **Amalie Godin.**

Im Feeenreich war einmal große Verwirrung entstanden, denn mehrere Feeen wollten mit den Aemtern, die ihnen ihre Königin vor unvordenklichen Zeiten aufgetragen hatte, nicht mehr zufrieden sein. Eine neidete der Andern eine Aufgabe, die ihr angenehmer schien, als ihre eigene, sie kamen einander überall in die Queere, und es gab täglich neue Verwirrung und Klage.

Da beschloß denn die Königin, eine ganz neue Eintheilung zu machen, und die sechs vornehmsten Feeen ihre Aemter selbst auswählen zu lassen; da-

mit aber alles in guter Ordnung vor ſich gehen möchte, richtete ſie die Sache wie eine Lotterie ein. Jede Fee bekam ein Loos, auf dem eine Nummer ſtand, und nun ſollte es der Reihe nach gehen. Wer „Eins“ zog durfte ſich ein Amt wählen, und ſo fort, bis die ſechs wichtigſten Stellen wieder beſetzt ſein würden, was dann unwiderruflich für ewige Zeiten gelten ſollte.

Damit war nun der größte Theil der Feeen einverſtanden, denn daß ſie Alle miteinander gleicher Meinung ſein ſollten, war nicht zu verlangen; die Mehrzahl gab aber den Ausſchlag, und die wichtige Lotterie ging ganz nach Anordnung der Königin von Statten. Man kann ſich denken, wie geſpannt die Feeen auf den Ausgang dieſer Sache waren!

Die Königin ſenkte ihre lilienweiße Hand in die Urne, und rief: „Nummer Eins.“

Mit leichtem Schritt trat eine Fee vor aus dem Kreiſe. Sie hatte eine hohe, edle Geſtalt und ein leuchtendes Antlitz, ihr fliegendes Gewand war blau wie der Himmel, ein Stern flimmerte in ihrem wogenden Haar.

„Welches Amt wählſt Du Dir?“ frug die Königin.

„Ich, will den Sonntagskindern der Erde himmliſche Gaben in die Wiege legen, auf Dichter- und Künſtlerſtirnen will ich den Kuß des Genius drücken, will in den Stunden der Weihe göttliche Gedanken und Geſtalten an ihnen vorüberführen, auf daß ſie Herrliches zu ſchaffen vermögen; mit dem Lorbeer will ich ſie kränzen, wenn ſie den höchſten Preis errungen haben!“

Die Königin nickte gewährend. „Hier Dein Herrſcherzeichen“, ſprach ſie, und reichte der Fee Muſa den Zauberſtab, der mit einem friſchen Lorbeerzweig umflochten war.

„Nummer Zwei!“ — Eine roſig ſchimmernde, ſüße Geſtalt ſchwebte wie ein Lufthauch zur Königin. Es war die Fee Amanda; ein duftiger Schleier umflatterte ihr lockiges Haupt, ihr Lächeln war ſonnig wie ein Maitag. „Ich will die Menſchen zuſammenführen, die ſich ſuchen und lieben“, hauchte ſie mit innigem Blicke, „will leiſe entfernen, was zwiſchen verwandten Herzen ſteht, und wohin ich nur komme, die Menſchheit in Liebe vereinen!“

„Wohl Dir!“ ſagte die Königin, und reichte Amanda einen Kranz aus den Blüthen der Myrthe.

„Drei!“ Eine leuchtende, von Purpur und Gold umhüllte, in glänzender Schönheit ſtrahlende Erſcheinung trat mit ſtolzem Schritte näher. Es war die Fee Fortuna; auf ihrer Stirne blitzte ein Demantreif. „Ich will

den Menſchen unverhofften Reichthum ſpenden", ſprach ſie, „will Gold und edles Geſtein um die Stirn der Schönheit flechten. — Die Kinder meiner Wahl will ich mit Pracht überſchütten, nach ihres Herzens Luſt!"

„Es ſei", nickte die Königin, und reichte ihr ſtatt des Stabes ein goldenes Füllhorn.

„Vier!" Gleich einer lichten Wolke, die das Abendroth in köſtliche Farben getaucht, ſchwebte die Fee Grazia dem Throne der Königin zu. Ein Regenbogengürtel hielt ihr flatterndes Kleid zuſammen, Blumen kränzten ihre Locken. „Ich fordere Macht, die holdeſte Gabe zu gewähren", rief ſie lächelnd. — „Schönheit will ich in's Angeſicht des Wiegenkindes küſſen, auf daß ſein Anblick fortan jedes Herz erfreue! Anmuth will ich der Schönheit zum Geleite geben, meine Erwählten werden geliebt und glücklich ſein!"

„Hier Dein Scepter!" ſprach die Königin, und reichte ihr einen Zweig blühender Moosroſen.

„Fünf!" Eine hehr blickende, impoſante Geſtalt trat mit kühnem Schritt zum Throne — es war die Fee Gloria. Ihr Gewand war königlich, und königlich auch ihre Geberde. „Ruhm und Macht will ich verleihen", ſprach ſie, das diademgeſchmückte Haupt frei erhebend, „den Feldherrnſtab will ich austheilen und Kronen verſchenken!"

„Nimm hin!" ſagte die Königin, und bot ihr den Stab, der die Form eines Scepters trug.

„Sechs!" Eine lichte, holde Geſtalt, von weißem, ſilberflimmernden Kleide umfloſſen, neigte ſich vor der Herrſcherin. „Zürne nicht, Königin", ſprach ſie ſchüchtern, „wenn ich mir keines der Aemter wähle, die Du noch in Bereitſchaft hältſt, ſondern es wage, um ein neues Amt zu bitten, das bisher durch keine Deiner Dienerinnen beſetzt war."

Alle ſtaunten; die Feeen, die bereits gewählt hatten, blickten neidiſch zürnend auf die kühne Sprecherin, die Königin aber ſprach mit prüfendem Blick:

„Sprich, meine Charitas, welches Amt denkſt Du neu zu ſchaffen?"

„Ich möchte die Thränen der Menſchen trocknen", ſagte die lichte, kleine Fee.

Ein ſpöttiſch Lächeln flog über die Geſichter der Genoſſinnen, die Königin aber blickte mild, küßte die Fee Charitas auf die helle Stirne und rief: „So ſei denn von dieſer Stunde an die Thränenfee! Hier Deine Beglaubigung!" Sie neigte ſich zu dem Lilienbuſch, der ihr zur Seite ſtand, und ſchüttelte aus dem Kelch einer Lilie den Thau auf einen weißen Stab, den ſie ergriffen

hatte. Die Thautropfen wandelten ſich in ſchimmernde Perlen, und ſo gab die Königin der Thränenfee ihr Symbol.

Einige Zeit war verfloſſen. Jahrzehnte vielleicht nach Rechnung des Erdenlebens — Stunden vielleicht nach Rechnung des Feeenlandes, da forderten die vornehmſten Feeen eine Audienz bei der Königin. „Was habt Ihr mir vorzutragen?“ ſprach die Herrſcherin, und ihr leuchtendes Auge blickte ſtreng. „Ihr habt mich zu ſprechen verlangt, um Klage zu führen. Ihr Unzufriedenen! Kaum erſt habe ich Euch zu Willen gehandelt, und ſchon wieder ſeid Ihr nicht einig!“

Gloria trat vor. „Wohl ſind wir einig“, ſagte ſie, „einig auch darin, daß wir Alle Klage zu führen haben gegen Charitas, die Thränenfee! Du ſelbſt haſt befohlen, Königin, daß jede von uns ihr Amt verwalte, ohne in das der Andern einzugreifen; aber Charitas bricht das Gebot! So oft wir, und ſei es nach der kleinſten Abweſenheit, zu unſeren Schützlingen zurückkehren, finden wir unſern Platz durch ſie eingenommen!“

„Iſt das wahr?“ frug die Königin, und blickte die Feeen der Reihe nach an. — „Es iſt wahr!“ wiederholten die Andern, und „es iſt wahr!“ hauchte Charitas ſelbſt. „So trage Jede von Euch ihre Klage vor, und Du, Charitas, magſt Dich verantworten! Aus Deinem Munde kam die Beſchuldigung, Gloria, ſo ſprich auch jetzt zuerſt!“

„Ich habe einen kühnen Soldaten auf den Gipfel des Glückes geführt“, ſagte Gloria. „Er war durch nichts begünſtigt, als durch ſeinen hohen Geiſt und meine unſichtbaren Gaben. Aus der Niedrigkeit habe ich ihn aufſteigen laſſen bis zum Kaiſerthron; mehr als *ein* Volk beugte ſich vor ihm und war der Schemel ſeiner Füße. Dem Winke meines Stabes folgend, vernichtete und entfernte er muthig Alles, was ihm im Wege ſtand. Er war auf dem Gipfel ſeiner Macht, eines Kaiſers Tochter ſollte das Weib des Niedrig-Gebornen werden. Da ging ich von ihm, um noch Andere zu beglücken. Als ich zurückkehrte, fand ich bei ihm, dem Glücklichſten, die Thränenfee!“

„Es war in der Dämmerung“, hauchte Charitas. „Ich flog vorbei am Fenſter des Kaiſerpalaſtes und blickte durch die Scheiben. Ein holdes Weib lag ſchluchzend dem Kaiſer zu Füßen, es war ſein eigenes Weib, das er geliebt hatte wie das Licht ſeiner Augen, das er verſtoßen mußte, um die Kaiſer-

tochter zu freien. Als er darauf allein war, weinte der Mächtige; da blieb ich bei ihm, denn ich bin die Thränenfee!"

„Ich", sprach Musa, „hatte mir einen Künstlerknaben zu meinem Liebling vor Allen auserwählt. Er war ein Kind des sonnigen Südens, ein Feuergeist, und die Töne der Lyra, die ich an seiner Wiege angeschlagen, weckten in seiner Seele den ewigen Geist der Musik. Er erwuchs zum Stolz seines Welttheiles; die Violine im Arm, beherrschte er die Gemüther; wenn er die eine Saite singen ließ, der er Himmelsklänge zu entlocken wußte, flogen Sinne und Herzen ihm zu. Sein Ruhm schwang sich auf Flügeln über Land und Meer — Kränze empfingen und folgten ihm, sein Genius war Sieger im Reich der Töne. So oft ich aber von ihm ging, fand ich bei meiner Wiederkehr die Thränenfee, die ihn umfangen hielt."

„Ich kam nur bei Nacht!" flüsterte Charitas. „Um ihn her lagen Kränze und Schriften, begeisterte Stanzen, die seinen Genius feierten; ich sah ihn traurigen Blickes darauf hinstarren und mein Auge drang in sein Herz. Da war eine Sehnsucht drin nach Melodieen, wie sie die Erde nicht hat; Alles hatte er versucht, Alles genossen, was Welt und Menschen ihm in Fülle geboten, die Sehnsucht der ewig dürstenden Künstlerseele wuchs nur dabei, und vergebens rief er Musa, ihn zu trösten in solchen Stunden. Er beugte die Götterstirne und weinte, und ich blieb bei ihm, denn ich bin die Thränenfee!"

„Was aber suchest Du bei meinen Glücklichen?" unterbrach sie Amanda, und schüttelte ihre Locken. „Ihr Leben, ihre Herzen waren so schön vereint, Freude füllte ihre Tage. Es waren junge, reichbegabte Menschen, durch die Bande der Familie eng verbunden, durch mich in froher Neigung Alle vereinigt. So schattenlos war ihr Dasein, sie wußten und wollten nichts anderes, als einander wohl zu thun. Jeder rühmte das Glück der liebreichen Gemeinschaft dieser Genossen, und rief sie zum Beispiel für Alle auf; und doch, als ich zu ihnen wiederkehrte, war dort die Thränenfee!"

„Sie wollten nichts anderes, als einander wohl zu thun", sprach Charitas traurig, „und doch kamen Stunden, wo sie einander weh gethan. Ein rasches Wort der Aufwallung ist leicht gesprochen, es war nicht schlimm gemeint, es hätte aus gleichgültigem Munde nicht das Herz berührt, aus dem liebsten Munde aber traf es wie ein Donnerschlag, und das verschwiegene Schlummerkissen ward dann feucht von Thränen. An dieß wunde, liebende Herz nun hab' ich mich geschmiegt als Trösterin, denn ich bin die Thränenfee!"

„Mein Schooßkind aber hat Dich ſicher nicht gerufen!“ ſprach Grazia vorwurfsvoll. „Sie war ſo glücklich, ſo ſchön! Meinen eigenen Gürtel hatte ich ihr geliehen, der holdeſten Mädchenknospe; Keiner ſah ſie, dem ſie das Herz nicht rührte, ſtrahlend war ihr Lächeln wie ihr Auge — warum fand ich Dich bei ihr, dem Liebling der Menſchen?“

„Der Liebling der Menſchen war nicht der himmliſche Liebling“, antwortete Charitas ſanft. „Ihre Schönheit ließ ſie nur an die Erde denken. Es iſt ſüß, überall Liebe zu erndten, und ſüß iſt's, über Alle Macht zu gewinnen. Dein Schützling mißbrauchte ihre Macht. Mehr als einmal ſchon hatte ſie geweint, trotz Deiner Gaben — Thränen des Neides, Thränen des Unmuths. Solche Thränen trockne ich nicht! Einſt aber weinte ſie Thränen der Reue um ein liebes Menſchenherz, das ihr Uebermuth ihr für immer entfremdet hatte. — Da blieb ich bei ihr, denn ich bin die Thränenfee!“

Fortuna trat vor, ohne nach Charitas umzublicken. „Einen Mann hatte ich mir gewählt, um ihn aus meinem Füllhorn zu überſchütten, deſſen Geiſt ihn meiner Gaben würdig machte. Aus niedrigem, verachtetem Stamm entſproſſen, dem nicht einmal vergönnt war, nach freier Wahl unter ſeinen Mitbürgern zu wohnen, gab ich ihm die Güter des Glückes mit vollen Händen. Sein Reichthum ward das Sprichwort der Welt. König und Kaiſer wurden ihm zinsbar, ſeine Stimme mußte gehört werden, wenn es galt um Krieg oder Frieden, nichts auf Erden gab es, was ihm unerreichbar blieb. Kaum aber hatte ich ihn verlaſſen im Vollgenuß meiner Gaben, ſo kam auch die Thränenfee!“

„Er ſaß an der Wiege ſeines Kindes“, flüſterte Charitas, „und das Kind trug auf ſeiner Stirn den Kuß des Todesengels. Das ganze Füllhorn Fortuna's iſt machtlos gegen den Tod. Da küßte ich ihm die Thränen von der Wange, und trug ſie zur Höhe empor, denn ich bin die Thränenfee!“

Tiefes Schweigen herrſchte. Da ſprach die Königin ſanft, indem ſie Charitas den Zauberſtab zurückgab, den Jene bei der Anklage der Schweſtern vor ihrem Throne niedergelegt:

„Ich ſpreche Dich frei, Charitas, thue ferner was Deines Amtes iſt! — Ihr aber habt ohne Urſache Klage erhoben! Was ich Euch zugetheilt, des Menſchen Leben, — das blieb Euch unverkürzt; — des Menſchen Herz aber, — das gehört der Thränenfee!“

Willkommen

Aus der Weihnachtszeit.

Eine Institutsgeschichte.

Von **Isabella Braun.**

(Mit Bild.)

I.

Der Hofraum.

Es ist wieder Herbst geworden; die Schwalben sind ab- und die Institutskinder eingezogen, die Sonne neigt sich früh zum Untergange, aber sie lächelt noch recht heiter, bisweilen sogar warm. Auch heute spiegelt sie sich vor ihrem Scheiden in den Fenstern der Rückseite eines hohen Hauses. Jetzt öffnet sich eines im obersten Stockwerke und drei dicht aneinander gedrängte Mädchengesichter blicken nach der rothen Glut im Westen und dann hinab in die Höfe, welche man von hier aus überschauen kann. Nach kurzem Schweigen eröffnet die stets redselige Lotte das Gespräch.

„Es ist doch etwas werth, die drei Aeltesten zu sein und solch eigenes, gemeinsames Schlafzimmerchen zu haben! Freilich wäre es noch viel hübscher, wenn das Fenster auf die Straße hinaus ginge. Bevor wir in die Welt treten, sollte man sie uns wenigstens von Oben herab betrachten lassen!“

Darauf entgegnete Marie:

„Und was gäbe es dort wohl Interessantes zu sehen? Bitte sag mir's doch!“

Lotte war zungenfertig mit der Antwort bereit: „Nun, Allerlei: schöne Wagen, Reiter, neue Moden! So gerne ich auch im Institute war und so lieb ich Euch habe, kann ich's doch kaum erwarten, in die lustige Welt hinaus zu kommen!“

Marie sah die Nachbarin etwas verweisend an und sagte: „Du bist und bleibst ein Leichtfuß! Ich möchte unser Zimmer mit keinem andern vertauschen, am allerwenigsten mit der Aussicht auf die lärmende, prosaische Straße. Hier ist es wahrhaft poetisch. Seht nur den Abendhimmel mit seinem weichen Farbenübergange; seht nur“ —

Aber Lotte unterbrach sie lachend und rief:

„Ich bitte Dich gar schön, üb' Dich nicht jetzt schon im morgigen Aufsatze: Abendstimmung. — Doch verzeih, ich habe vergessen, daß Du Poetin

und Malerin zugleich bist. Mir dagegen geht Musik über Alles und auf der Vorderseite tönt sie aus jedem Fenster; dort zieht mit ihrem klingenden Spiel die Wachparade vorüber. Möchte doch wissen, ob in all diesen alten Hofräumen auch nur ein Klavier zu finden wäre. Außer dem schmetternden Sang eines Kanarienvogels hab ich noch keinen musikalischen Laut vernommen."

Wieder übernahm Marie die Vertheidigung der Rückseite und sprach mit Eifer:

„Gerade diese alten Hofräume sind interessant und malerisch zugleich. Schaut nur: gleich vier Blättern eines Bilderbuches liegen vor uns vier Häuser und Höfe, nur durch niedere Mauern getrennt, jedes eine ganz eigene Welt. Wir blicken auf sie hernieder, fast hinein in die Stuben, wir können den Haushalt beobachten von früh Morgens bis spät Abends; wir sehen nicht nur den Rauch der niedern Schornsteine, bald von der Sonne durchleuchtet, bald sich kräuselnd emporsteigend, oder sich gleich einer Wolke auf die Dächer legend, sondern beinahe den Dampf über der Schüssel, um welche sich die Bewohner gruppiren. O, wenn wir uns auf Beobachtungen verlegen wollen, gibt es sicherlich in diesen Häusern und Hofräumen ganze Geschichten zu lesen."

Jetzt erst mischte sich die Dritte in das Gespräch und schaltete, von einem Seufzer begleitet, ein: „Ja wohl, Geschichten voll Entsagung, voll Jammer und heimlicher Sorge."

Der Seufzer stand fast im Widerspruche mit diesem blühenden Munde, umgeben von zwei Grübchen. Er glich einer halbgeöffneten Rosenknospe, aus welcher nur süßer Duft emporsteigt. Aber in den Augen lag solch tiefe Seeleninnigkeit, daß er auch wieder völlig zu ihnen paßte.

Nun rief Lotte scherzend: „Mit Euch ist nicht zu streiten; Ihr seid Beide unverbesserliche Schwärmerinnen! Kommt, wir wollen den alten Höfen Valet sagen und in's Musikzimmer gehen."

Sie erhob sich ein wenig von ihrer gebückten Stellung; aber Marie bannte sie fester an ihren Platz, indem sie auf den nächsten Hofraum deutete. Dort saß auf dem Hausbänkchen eine noch junge, schwarzgekleidete Frau, offenbar den besseren Ständen angehörend. Ihre verschlungenen Hände ruhten im Schooße, ihr Haupt war gesenkt. Ein neunjähriger Knabe stützte sich auf ihre Schulter und hatte das Gesicht, von langen Haaren umwallt, zum Himmel

„Horch!“ flüsterte Marie, denn nun erklang aus des Knaben Munde glockenhell, seeleninnig ein Abendlied:

„Müde bin ich, geh zur Ruh',
Schließe beide Aeuglein zu;
Vater, laß die Augen Dein,
Ueber meinem Bette sein.

Hab' ich Böses heut gethan,
Sieh es, lieber Gott, nicht an;
Deine Gnad' und Jesu Blut
Machen allen Schaden gut.

Alle die mir sind verwandt,
Gott, laß ruh'n in Deiner Hand,
Alle Menschen, Groß und Klein,
Sollen Dir empfohlen sein.

Nasse Augen trockne Du,
Kranken Herzen sende Ruh;
Laß die Englein wandeln geh'n
Und am Bettchen Wache steh'n.“

Die lauschenden Mädchen hatten unwillkürlich die Hände gefaltet und hefteten unverwandt die Blicke auf diese rührende Gruppe. Als nun das Lied verklungen war, erhob Lotte ihre beiden Hände zu einem beifälligen Klatschen. Schnell griff jedoch Marie nach denselben und sagte verweisend, mit einem innigen Tone, der gleichsam aus der Seele zu kommen schien: „O, Lotte, es war des Kindes Nachtgebet.“

Fanny richtete ihre flehenden Blicke gleichfalls auf die heitere Gefährtin und eine große Thräne stahl sich dabei über die volle Wange. Lotte sprach im Tone der Beschämung und Entmuthigung:

„Es ist ja nicht so schlimm gemeint; Ihr thut gerade, als ob ich ein böses und steinhartes Herz hätte, während ich nun einmal von Gott nicht poetisch geschaffen bin. Zu meiner langen Nase und meinem zigeunerbraunen Gesichte würde die Schwärmerei schlecht passen, während Deine hohe, schlanke Liliengestalt und das zarte, blasse Gesicht die leibhafte Poesie darstellt und der Name Marie gleich Musik dazu klingt; Fanny's Augen sind ein wahres Bett

der Schwärmerei. Aber wartet nur; den kleinen Sänger muß ich kennen lernen und unter meinen persönlichen Schutz nehmen."

In diesem Augenblicke trat eine ältere Dienerin mit einem Wasserkruge in den Hof, sprach einige unhörbare Worte zu Mutter und Sohn, worauf die Beiden sich in's Haus begaben. Dann ließ sie den Krug am rieselnden Brunnen sich füllen und wandte sich hierauf wieder zur Thüre. In diesem Augenblicke hustete Lotte mit solcher Anstrengung, als ob ein Krampf ihre Kehle zuschnürte. Das Mittel wirkte, die Magd kehrte ihr Gesicht nach Oben und begegnete einem freundlichen Gruße.

„So, die Bekanntschaft ist eingeleitet!" rief Lotte und schloß geräuschvoll das Fenster, denn es erklang im Corridor die Eßglocke. Die drei Mädchen folgten diesem Rufe langsam, wie in ernste Gedanken verloren. Lotte sang leise vor sich hin:

Nasse Augen trockne Du,
Kranken Herzen sende Ruh,
Laß die Englein wandeln geh'n
Und am Bettchen Wache steh'n",

während Marie liebevoll ihren Arm um die sonst so heitere Freundin schlang und Fanny sich leise mit der Hand über die nasse Wange fuhr. Sie verbrachten schweigend die Zeit bis zum Schlafengehen, und als sie in ihrem Zimmer angelangt waren, standen sie noch eine lange Weile sich umschlungen haltend am Fenster und schauten hinab auf das einstöckige Häuschen. Daselbst waren die Vorhänge nur zur Hälfte zugezogen, eine Lampe sandte ihren schwachen Schein durch den engen Raum; er beleuchtete ein im Entstehen begriffenes Kinderkleidchen und die magern Hände der Frau, deren blasses Angesicht über die Arbeit gebeugt war.

Von der Thurmuhr war schon drei Mal der Viertelstundenschlag erklungen und immer noch standen die drei Mädchen am Fenster. Jetzt vernahmen sie aus dem Corridor die näherkommenden Schritte der Aufsichtsdame; rasch entkleideten sie sich, suchten ihr Lager, löschten das Licht und harrten nun des Schlafes, der so willfährig zu kommen pflegte, so bald die jungen Gesichter sich in die Kissen drückten. Aber in den mitfühlenden Herzen wachte die innige Theilnahme und leistete dem Schlummer Widerstand. Unruhig wendeten sich die drei Mädchen auf dem Lager von einer Seite, zur andern. „Schlaft Ihr?" klang es endlich leise von Mariens Lippen und augenblicklich

erhoben sich die beiden Andern vom Kissen. „Mir leuchtet immer die unsichtbare Lampe in's Auge hinein; ob sie wohl noch brennt?“ fügte Marie hinzu.

Kaum hatte sie dieses ausgesprochen, als Lotte auch schon das Morgenkleid über sich warf und zum Fenster eilte. Ja, die Lampe mit ihrem fast geisterhaften Scheine brannte noch, die magern Finger führten immer noch die Nadel, das bleiche Gesicht war immer noch über die Arbeit gebeugt. Wieder standen die Mädchen, sich umschlungen haltend, auf ihrer beobachtenden Wache, bis endlich die Mitternachtsstunde fast schauerlich durch die Stille der Nacht klang und ihnen das Kleidchen in den Händen der Frau wie ein Todtenhemd erschien.

Aber jetzt erhob sich dieselbe von ihrem Stuhle, legte die Arbeit in einen Korb, langte nach der Lampe und plötzlich war der matte Schein erloschen. Gleichzeitig aber hob sich ein Athemzug der Erleichterung aus der Brust einer Jeden, die so treulich diese Nachtwache getheilt hatten: „Gute Nacht!“ flüsterten sie hinüber zum kleinen Hause, dann eilten sie zum eigenen Lager und bald stiegen die gleichmäßigen Athemzüge auf und nieder in der jungen Brust, den tiefen Schlaf verkündend.

II.

Auf der Lauer.

Unser liebes Kleeblatt, welches gewöhnlich mit hellen Blicken den Langschläfer „Herbstmorgen“ begrüßte, wurde diesesmal von ihm beschämt; er war schon völlig erwacht, als sich die Mädchen noch den Schlaf aus den Augen rieben und mit dem traumhaften Schleier, der darauf lag, kämpften. Der Tagesschimmer kam ihnen als mattes Lampenlicht vor und als Lotte sich mit rascher Bewegung im Bette erhob, rief sie: „Brennt die Lampe noch immer?“ Doch ihre eigne Stimme brachte sie zum klaren Bewußtsein und weckte auch die beiden Andern. Da erscholl aus dem Corridor die Frühstücksglocke mit gellendem Tone. In ungewöhnlicher Hast begannen und vollendeten sie ihre Toilette. Lotte fuhr wespenhaft im Stübchen herum, stieß mit dem Kopf an die Fensterscheibe, sah hinaus, zum Häuschen hinab und rief: „Denkt nur, die schwarze Frau sitzt bereits wieder bei ihrem Kleidchen! Vielleicht ist sie gar nicht zu Bett gegangen.“

„Zu Bett gegangen iſt ſie wohl; aber früher bei ihrer Arbeit, als wir," — ſagte die pflichtgetreue Fanny mit leiſem Selbſtvorwurfe.

Doch es war weder Zeit zu Betrachtungen, noch Vorwürfen. Eilig begaben ſich die Verſpäteten in den Verſammlungsſaal, wo ſie eben noch rechtzeitig zum Beginn des gemeinſchaftlichen Morgengebetes anlangten.

Kleine, unerwartete Begebenheiten haben immer einen hohen Reiz für die Jugend, beſonders in der täglichen Gleichförmigkeit des Inſtitutslebens. Die Fantaſie iſt gleichſam der Farbentopf mit deſſen Hilfe ſie bald im wunderſamen Schimmer leuchten. So ging es auch hier; der ſtille, abgeſchloſſene Hofraum, der rieſelnde Brunnen, das einſtöckige Haus, die bleiche, ſchwarzgekleidete Frau mit ihrem blondlockigen Knaben, ſo ſchön, wie ein Märchenprinz, endlich die alte Dienerin, Alles dieſes erſchien den Mädchen als intereſſantes erſtes Kapitel einer Geſchichte, welche ſie um jeden Preis zu Ende leſen wollten. Der nächtliche Schein wurde zur Alladins-Lampe; immer wob er ein magiſches Licht vor ihre jungen Augen. Je nach ihrer verſchiedenen Individualität waren die drei Mädchen von dem empfangenen Eindrucke beherrſcht: Lotte entwarf Pläne zur näheren Bekanntſchaft; am allerliebſten hätte ſie ſich gleich dem Knaben als Singlehrerin angeboten; Marie durchlebte in ihrer Fantaſie eine vergangene Leidensgeſchichte, wie das ſchwarze Kleid der Frau darauf hindeutete; Fanny betete in der Kirche inbrünſtig für alle, Mutter, Sohn und deſſen verſtorbenen Vater, auch für die alte Magd.

Aber das kleine Erlebniß warf auch ſeinen Schatten in den Tag hinein. Es gab Mariens Aufſatz einen bedeutenden Anflug von Sentimentalität. Nicht genug, daß ſie den Sonnenuntergang ſchilderte und denſelben in Verbindung brgchte mit „untergegangenem Glücke, dem der glühende, blutrothe Schmerz nachfolgt", auch der bleiche, ſilberne Mond mußte als Zeichen der Schwermuth aufgehen, und wie manche Maler ihre Kunſtfertigkeit in Anwendung doppelter Lichtwirkung zeigen, ſo ließ Marie den Mond und die Lampe ihren Schein über jenes Stübchen ausgießen und entwarf ein Bild ähnlich demjenigen, das ſie in Wirklichkeit betrachtet hatten. — Fanny dagegen fand dieſesmal nicht die paſſenden Ausdrücke und kam deshalb mit ihrer Arbeit nicht vom Flecke. vernahm im Geiſte die Seufzer einer leidensvollen Bruſt und ſeufzte dazu Accompagnement der Seele. Lotte aber plauderte verſtohlen mit ihrer

Nachbarin, das Erlebniß erzählend und dieſe berichtete es wieder der nächſten, daß in Bälde davon die verſchiedenſten Lesarten curſirten.

Wie unzählige Male des Tages hatten die drei Mädchen etwas in ihrem Zimmer zu ſuchen, zu holen, etwas hinein zu tragen. Als der Abend und damit die Erholungszeit, welche ſie im Vorrechte ihres Alters nach eigenem Belieben verwenden durften, wieder kam, ſchlichen ſie vom weiten Kreiſe der Mitſchülerinnen hinweg und faßten wieder Poſto am liebgewordenen Fenſter.

Ach, ihr jungen Herzen, denen des Lebens Kummer nur als rührende Büchergeſchichte bekannt iſt, — ihr ahnet wohl nicht, wie verletzend eine fremde Beobachtung, welche ſo ſehr der Neugierde gleicht, auf leidbedrückte Seelen wirkt, und wie gerade der tiefſte Schmerz auch zugleich der heimlichſte ſein möchte.

Von jenem Abende an war das bezeichnete Fenſter des großen Hauſes der Obſervationspunkt unſeres Kleeblattes. Anfangs hatten ſich noch einige Neugierige dazu geſellt; als ſich aber nichts ereignete, was ihnen beachtenswerth dünkte, konnten die drei Lauſcherinen ihrer Heimlichkeit ungeſtört nachhängen. O, für ſie ereignete ſich Allerlei: der Knabe trug vor den Augen einen Schirm, wurde bald von der Mutter, bald von der Magd ſorgfältig geführt, — was mochte ihm nur fehlen? Wenn Mutter und Sohn auf dem Hausbänkchen ruhten, zog die Erſtere den Knaben immer dichter und zärtlicher an ſich. Die alte Magd kam und ging öfters mit einem großen Packe und einem kleinen Korbe, die Frau aber ſaß und nähte vom früheſten Morgen bis ſpät in die Nacht hinein. Das Kinderkleidchen war längſt beendet und die Arbeit hatte den verſchiedenſten Wechſel erfahren; jetzt ſtach vom ſchwarzen Kleide die blendende Leinwand ab. Die Augen der Frau blickten nur ſelten von ihrer Arbeit empor; aber wenn ſie ſich zur Abendzeit erhoben und nun auch zu jenem Fenſter ſchweiften, begegneten ſie den Augen der Lauſcherinen. Ach, in ſolch weiter Ferne konnten ſie darin freilich nicht jene innige Theilnahme entdecken, welche ſie zu jener Indiscretion verleitete, und die Mädchen hingegen ſahen nicht, daß der Schmerzenszug ſich mit dem Ausdrucke der Ungeduld miſchte, welcher das milde, bleiche Antlitz noch dunkler beſchattete.

Eines Abends, denn unter Tags war den Mädchen der Beſuch ihres Zimmers ſtrengſtens unterſagt worden, waren die Fenſtervorhänge zugezogen; der Knabe erſchien auch nicht mehr im Hofe, denn der Herbſt begann nun ſein ſtrenges Regiment. Da dünkte es den Mädchen, als ob ihnen mitten in einer

interessanten Geschichte, deren handelnde Personen sie herzlich lieb gewonnen hatten, das Buch grausam genommen worden wäre. Sie zürnten der bleichen Frau; sie sannen auf Mittel, ungeachtet der bergenden Vorhänge in die Geheimnisse dieses Hauses zu dringen, denn ein Geheimniß mußte nun hier walten.

Kaum befanden sie sich also in ihrem Schlafzimmer, als sie auch das Licht auslöschten. Im tiefen Schweigen der Nacht drückten sie sich, warm verhüllt, eng aneinander und sahen durch's offene Fenster auf das Häuschen mit seinem ewigen Lampenschein hinab. Manchesmal vernahmen sie ein Lied, dessen Worte sie nur aus der Melodie erriethen, es war jedoch immer ein frommer, oder ein trauriger Sang. Sie hatten die gleichen Lieder oftmals selbst gesungen, aber nie zuvor waren sie ihnen traurig vorgekommen; jetzt erst verstanden sie Melodie und Worte. Als Lotte eines dieser Lieder in der nächsten Singstunde sang, sah die Lehrerin zu ihr empor, erstaunt über den ungewohnten, seelenvollen, tiefen Ausdruck, welchen sie in das Lied so plötzlich zu setzen wußte; Fanny und Marie reichten sich dabei verstohlen unter leisem Drucke die Hände.

Immer tiefer in die Nacht hinein wachte unser Kleeblatt. Die warmen, pochenden Herzen ließen sie weder die rauhe Luft empfinden, noch den Schlaf zu den Augen kommen. Immer länger brannte das Lampenlicht, bis es endlich gar nicht mehr erlosch.

Die Mädchen hatten ihr Geheimniß gut bewahrt. Nachdem die Institutsvorsteherin ihnen den Besuch des Zimmers unter Tags verboten hatte — und sie wußte aus mehrjähriger Erfahrung, daß sie bei diesen Zöglingen auf Gehorsam rechnen konnte, — ahnte sie nichts von jenen Nachtwachen, bis die matte, schläfrige Morgenmiene der drei sonst so frischen Mädchengesichter ihr auffiel und sie bei der darauf folgenden Nachtwache die Lauscherinnen überraschte.

Damit war der Observation ein Ende gemacht. Die Mädchen standen mit dem goldenen Schlüssel der Neugierde gleichsam vor Blaubarts Thüre; der Schlüssel brannte in ihren Händen, wie aber sollten sie öffnen?

III.

Die Ausgeherin.

Ihr Institutsmädchen alle, bezeugt mir: die Ausgeherin ist eine gar wichtige Person und trage sie auch nur ein schwarzes Kopftuch, dessen Enden rückwärts herabfallen, dazu einen höchst bescheidenen, kurzen Rock mit Schürze

und dickbesohlte, nägelbeschlagene Schuhe, wie unsere Elise. Ist sie aber gleich dieser unermüdlich, freundlich-heitern Gemüths, voll guter, launiger Einfälle, wenn auch bei passender Gelegenheit etwas barsch und kurzangebunden, goldtreu, wohlerfahren in Allem, was sein muß und nicht sein darf — dann wird sie zum Schatz des ganzen Hauses.

Wie oftmals seit sechs Jahren hatten unsere drei Mädchen dieses erprobt; wie oftmals war sie ihnen behilflich gewesen bei jenen unschuldigen Heimlichkeiten, wo es galt, einer geliebten Lehrerin oder Mitschülerin Freude zu bereiten; wie oft war sie mit ihrem großen Korbe im Dienst des Weihnachtsengels gestanden; wie oft auch war sie zur Vermittlerin einer stillen, mitleidsvollen That geworden und wie unzählige Male hatte sie auch ein scheinbar hartes, rauhes „Nein" gesagt, dem die Mädchen doch nachträglich inniger dankten, als dem bereitwilligsten „Ja." Die Lehrerinnen blickten vertrauensvoll auf dieses Bündniß zwischen Zöglingen und Ausgeherin. Ja, sie war geschult in der Pädagogik seit vielen, vielen Jahren, und wenn sie darin auch kein öffentliches Examen abgelegt hatte, so konnte ihr dagegen das Institut die erste Note geben in einer Prüfung, die sich fast stündlich wiederholte.

Wir haben unsere drei Mädchen in rathloser Stimmung verlassen, aber dieselbe dauerte nicht lange. Als sie am nächsten Morgen die schweren Tritte der benagelten Schuhe vernahmen und die schwarzen Enden des erwähnten Kopftuches hinter dem Institutsthore verschwanden, leuchtete es gleichzeitig wie ein angezündetes Licht in den Augen der drei Mädchen. Lotte schlug sich vor die Stirne und sagte: „Wie konnten wir nur unsere alte Elis vergessen und so unnöthig auf der Lauer stehen!"

Aber Marie beschwichtigte: „O, es war so romantisch! mich reut keine durchwachte Stunde."

Fanny dagegen fügte bei: „Mich auch nicht, aber ich bin doch froh, wenn wir einmal etwas Richtiges erfahren. Ich habe solches Verlangen, den Unglücklichen, — denn unglücklich sind sie — Beistand zu leisten."

Mit Ungeduld erwartete das Kleeblatt die freien Abendstunden, um nach der Ausgeherin zu spähen. Endlich fanden sie dieselbe im leeren Arbeitszimmer auf den Kehrbesen gestützt und den Mädchen, denen die Heimlichkeit deutlich und verrätherisch genug aufgeprägt sein mochte, mit lächelnder Miene zurufend:

„He, Ihr Drei Schlauen, was gibts wieder? Wo drückt der Schuh?"

Sogleich war ſie von ihnen ſchmeichelnd umringt. Fanny's Grübchen wurden noch tiefer, Mariens Mund noch kleiner und Lottens ſchwarze Augen noch glänzender, als ſie durch- und miteinander flüſterten:

„Elis, beſte, goldenſte aller Eliſen, ſag' an, wer iſt die Frau im erſten Hof rückwärts?"

„Beſte Elis, kundſchaft uns aus, was fehlt dem Knaben, blondlockig und blauäugig im erſten Hof rückwärts?"

„Liebſte Elis, kennſt Du die alte Magd im erſten Hof rückwärts?"

Die Ausgeherin verhielt ſich die Ohren und ſagte:

„Schwätzt mir um des Himmels Willen den Kopf nicht ſo voll! es krabbelt und kribbelt mir ſchon darin."

Lotte drängte ſich noch näher, erhob den Zeigefinger und begann:

„Weißt Du —"

Elis jedoch rief mit entſchiedenem Tone:

„Nichts weiß ich, und nichts will ich wiſſen. Kehre nur Jeder vor ſeiner eigenen Thüre und da gibt's genug zu kehren für Euch und für mich. Und jetzt laßt mich ungeſtört bei meiner Arbeit! Da iſt auch genug zu kehren! liegen wieder hunderte von abgeriſſenen Wollfäden auf dem Boden, die ſich einhängen wie Kletten."

Sogleich lag Fanny auf den Knien und ſammelte die abgeriſſenen Fäden; aber Lotte bemächtigte ſich des Kehrbeſens und rief:

„Ich geb' ihn nicht heraus, bis Du unſere brennende Neugierde befriedigſt."

„Ei, ei! alſo Neugierde!" ſagte Eliſe kopfſchüttelnd, während ihr eignes Geſicht bereits deutliche Spuren davon zeigte.

Marie verbeſſerte Lottens Worte und erklärte:

„Weißt Du, Elis, keine ſündhafte Neugierde, ſondern Neugierde des Mitleidens."

„Ja, und der Wunſch, Beiſtand zu leiſten, Du aber ſollſt uns dazu helfen!" rief Lotte.

Eliſe ſchien jedoch wenig Vertrauen auf dieſe Verſicherung zu haben, denn ſie ſprach: „Eine gute Ausred iſt drei Batzen werth, und das wird wohl Euer ganzer Reichthum ſein, mit dem Ihr Beiſtand leiſten wollt! Nichts da! und jetzt gleich gieb mir den Beſen, oder ich verrath Euch zuſammt Eurer Heimlichkeit. Was iſt es denn wieder?"

„Viktoria! Viktoria!“ riefen Alle drei, umringten die Ausgeherin und drehten ſich mit ihr im Kreiſe.

„Mir iſt ja ganz ſchwindlig. Laßt mich in Ruh und ſagt einmal deutlich, was Ihr wollt!“

Auf dieſe Aeußerung der Ausgeherin folgte nun die Mittheilung all deſſen, was wir bereits wiſſen. Immer dichter drängten ſich die Mädchen um ihre Vertraute; immer eindringlicher wurde das Geflüſter, bis vom Corridor her ein Ruf nach ihnen hörbar wurde und ſie mit raſchem Händedrucke ihre Bitten beſiegelten und davon eilten.

Elis ſchaute ihnen eine Weile nach. Es lag in ihrem Blicke ein herzliches Wohlgefallen an den drei Mädchen. Dann vollendete ſie ihre Arbeit raſcher, als gewöhnlich. Eben wollte ſie das Zimmer verlaſſen, als Lotte wiederkehrte und faſt in komiſcher Verzweiflung rief:

„Was mir paſſirt iſt! Jetzt hab' ich mein Handtuch in den Hof hinunter fallen laſſen. Bitte, liebe Elis, geh gleich darnach und hol mir's herauf!“

Elis lächelte und drohte der Davoneilenden mit geballter Fauſt, doch ohne einen Augenblick zu ſäumen. Sie eilte die drei Treppen hinab und trat durch die Hinterthüre in den Hofraum, wo ſie nach dem Handtuche ſpähte. Aber die bereits eingebrochene Dämmerung erſchwerte die Entdeckung. Da richtete ſie ihre Augen zum Fenſter der Mädchen. Alle drei ſtanden dort mit weit vorgebeugtem Oberkörper; ſie deuteten mit ausgeſtrecktem Finger auf die kleine Thüre des Hinterhauſes. Eliſe folgte dieſem Zeichen, trat demſelben näher und jetzt kam ihr die alte Dienerin mit dem Tuche, das in blendender Weiße durch das Halbdunkel leuchtete, entgegen.

Trotz aller Anſtrengung ihres Gehörſinnes konnten die Lauſcherinnen kein Wort, welches da unten gewechſelt wurde, verſtehen. Ihre Neugierde ſtieg auf's Höchſte, als Eliſe der alten Dienerin in's Haus folgte und eine lange Weile unſichtbar wurde. Nun entzündete ſich die Lampe im Stübchen; die Vorhänge waren nicht zugezogen und ſie ſahen deutlich die Ausgeherin hineintreten. Da ſtand ſie vor der ſchwarzen, bleichen Frau. — Was iſt das? — Sie ſteht da, wie eine Angeklagte, ſie hat den Kopf geſenkt, die alte Dienerin fährt mit den Händen um ſich, ſie deutet nach Oben zum Fenſter. Endlich richtet Elis das Haupt empor, ſie ſpricht, ſie ſchüttelt mit dem Kopfe, daß die Enden ihres Tüchleins in raſche Bewegung kommen. Nach einer geraumen Zeit ver-

läßt ſie das Stübchen, aber die bleiche Frau geht ihr nach und drückt unter der Thüre Eliſens Hand.

Die Mädchen athmen freier auf, es war ihnen trotz der kühlen Herbſtluft heiß geworden. Nun eilen ſie der Zurückkehrenden entgegen, erfaſſen ſie an beiden Armen, beſtürmen ſie mit Fragen, aber Elis ſchweigt und ſchweigt, bis die Zimmerthüre ſich hinter ihnen geſchloſſen hat. Nun aber bricht ein ganz ungewohnter Strom von Beredſamkeit von ihren Lippen:

„Nein, geſchämt wie heute hab ich mich in meinem vierzigjährigen Leben noch nie! Ja, ja, ſchaut mich nur an, geſchämt über Euch, daß ich gemeint hab, der Boden ſoll ſich aufthun und mich verſchlingen. Iſt das eine Art, den unglücklichen Leuten beſtändig aufzulauern, ihnen mit den Augen auf der Schüſſel zu ſitzen, wie eine unverſchämte Fliege, welche einem den ſauererworbenen Biſſen verdirbt. Wenn Ihr in ſechs Jahren nichts Beſſeres gelernt habt, kauf ich Euer Franzöſiſches Parlez vous und anderes Kauderwelſch um keinen falſchen Groſchen! Ich ſchäm' mich nur für unſer Inſtitut!"

Die Ausgeherin hielt in ihrer Rede inne, um neuen Athem zu ſchöpfen, während die drei Mädchen wie niedergedonnert vor ihr ſtanden. Lotte allein fand Worte und ſprach beſänftigend:

„Aber es war ja nicht bös gemeint! Haſt Du's der alten Hexe von einer Magd nicht erklärt?"

Jetzt fuhr Eliſe höchlich entrüſtet auf:

„Alte Hexe! Hör Einer dieſen Naſeweiß! Ja wohl, Hexe, weil ihr die Sorge für ihre Herrſchaft in tauſend Falten im treuen Geſicht ſteht! iſt mir lieber, als Eure roſenrothen Larven voll unnützer Neugier. Solche Hexen lob ich mir! mit denen fahr ich heut Nacht noch auf den Blocksberg. Fragt mal die ſchwarze Frau da drüben, was ihr Mann auf dem Todtenbett noch von dieſer alten Hexe geſagt hat! In ihren Schutz und Beiſtand hat er ſeine Frau und ſeinen Sohn empfohlen, denn er hat ſeit ſeiner eigenen Kindheit ihre Treue erprobt. Und fragt einmal auf dem Magiſtrat nach dem Sparbüchlein der alten Hexe. Wo iſt's? Fort iſt's zuſammt dem Geld und für wen? für den armen, blinden Buben da drüben in ſeinem Bettlein, weil der Doktor ihm den Staar geſtochen, und für jeden guten Biſſen, den die Nadel der Frau nicht erwerben kann, und wenn ſie auch die ganze Nacht vor ihrer Lampe ſitzt und darauf losſtichelt."

Jetzt hielt Eliſe in ihrer Rede inne, und wiſchte ſich die naßgewordenen

Augen. Fanny hatte ſich auf deren Schulter das Geſicht vergraben; Thräne um Thräne rann hernieder; Marie faßte ſchüchtern die rauhe Hand und Lotte murmelte:

„Gar ſo bös ſind wir doch nicht, Elis! Wir wollten ja der bleichen Frau nichts Böſes, ſondern Gutes thun, — und — ich weiß wie wir's anfangen!“ — rief ſie plötzlich von größter Betrübniß zur höchſten Begeiſterung übergehend.

Marie hatte inzwiſchen Eliſens Hand losgelaſſen und war zum Fenſter getreten. Dort zog ſie leiſe die Vorhänge zu, und ſteckte mit einer Nadel noch die Enden zuſammen.

Dieſe einfache Handlung, welcher Eliſens Augen beobachtend gefolgt waren, beſchwichtigten ſogleich deren aufgereiztes Gemüth.

„Gute Nacht!“ ſagte ſie faſt mit wehmüthigem Lächeln und ſchüttelte mit Kraft die drei Hände, welche eifrig nach der ihrigen gegriffen hatten.

„Gute Nacht und verzeih uns!“ hauchten noch demüthig die jungen Lippen.

„Betet ein Vater Unſer, das iſt am Beſten,“ ſagte Eliſe mit einer Kopfwendung gegen das Fenſter.

IV.

Eine Leidensgeſchichte.

O, welch' ergreifende Sprache führt nicht der bleiche Schein aus einer Nachtlampe, einſam brennend in tiefem Dunkel und welche Leidensgeſchichten eines Krankenlagers und der Herzen, die daneben in Angſt klopfen, deren Hoffnungen noch matter brennen, als dies arme Lichtlein, erzählt er!

Auch unſerm Kleeblatte hatte die Nachtlampe ſolche geheimnißvollen Geſchichten erzählt und ſie vernahmen dieſelben fort und fort, obwohl das Fenſter verhängt blieb und kein beobachtender Blick mehr hinab ſchweifte, obwohl die drei Mädchen in ihren Betten lagen. Doch der Schlaf floh die jungen Augen heute länger, als zur Zeit der Fenſterwache. Die ſtrenge und rauhe Predigt aus dem Munde der Ausgeherin hatte ihre gute Wirkung gethan; noch viel anklagender wiederhallte ſie in den braven Herzen und die Selbſtvorwürfe ſteigerten ſich bei ruhigem Ueberlegen und Nachdenken auf's Allerpeinlichſte. Laute Seufzer verkündeten gegenſeitig die Schlafloſigkeit. Endlich erhob ſich Fanny vom Lager, ſchlich zu den beiden, dicht neben einander ſtehenden Betten und

flüsterte eindringlich ihren Rath. Er mußte den beiden Freundinnen eingeleuchtet haben, denn nach einer Weile sagten sie sich „gute Nacht" mit herzinnigem Tone und bald darauf lagen sie in sanftem Schlummer.

Zu früher Morgenstunde treffen wir unser Kleeblatt wieder und zwar im Zimmer der Institutsvorsteherin. Ihrem nächtlichen Uebereinkommen gemäß, entluden sie dort ihre von Vorwürfen belasteten Gemüther im reuigen Bekenntnisse und harrten nunmehr demüthig des Urtheils, der Strafe und des guten Rathes. Die Vorsteherin aber sprach ernst und zugleich milde:

„Wohl habe ich längst bemerkt, daß Euch ein Geheimniß beschäftigt; aber wie ich Euch vertrauensvoll ein eigenes Zimmer gab, so habe ich auch vertraut, dies Geheimniß werde kein Unrecht enthalten, obwohl es mich beinahe schmerzte, meinen drei Mädchen, denen ich seit sechs Jahren eine mütterliche Freundin war, so ferne zu stehen, daß sie etwas vor mir geheim halten. Ich wartete jedoch zuversichtlich auf die Stunde des Vertrauens, und Gottlob, daß sie nun gekommen ist, daß Ihr mir wenigstens nichts Böses zu berichten habt, obwohl unsere Elis mit ihrer etwas derben Sprache nur Recht hatte.

O, meine lieben Mädchen, lernt aus dieser Erfahrung, daß die Weisheit Eurer achtzehn Jahre nicht ausreicht, und wie Ihr jetzt zu mir kommt, so tretet dereinst vertrauensvoll zur Mutter. Die Strafpredigt habt Ihr bereits vernommen, so will ich mich denn mit Euch in das Bußwerk theilen. Ich bin überzeugt, wir finden noch zwei Verbündete, unsere Elis und die alte Dienerin da drüben. Jetzt gebt mir Eure Hände und laßt uns vorerst ein vierblättriges Kleeblatt sein, es bedeutet ja Glück! — Geht, geht zu Euerer Arbeit; nach Tisch aber kommt wieder hieher; inzwischen werde ich die nöthigen Einleitungen zu unserem Bußwerke treffen."

Wie erleichtert schlugen die jungen Herzen nach dieser Unterredung. Als sie zur anberaumten Stunde sich dem Zimmer ihrer mütterlichen Freundin näherten, kreuzten sie mit der Ausgeherin den Weg. Das breite, treuherzige Gesicht lachte aus allen Fältchen und glänzte förmlich vor Freude; der fröhliche Gruß aber verkündete die vollste Versöhnung.

Und nun erfuhren die Mädchen aus dem Munde der Vorsteherin jene Geschichte, welche sie auflauernd zu entdecken gehofft hatten, und wir erfahren sie zugleich mit ihnen: Alfred Münster — so hieß Jener, um welchen die Frau ihre Trauerkleider trug — hatte plötzlich Vater und Mutter an einer herrschenden Krankheit verloren; sie hatten noch kurz zuvor die Freude erlebt, daß

er sein Staatsexamen mit der ersten Note bestand und sich damit gute Lebensaussichten eröffnete. Außer Verene, einer Waise, welche die guten Eltern seit ihrer frühesten Kindheit als Tochter erzogen, besaß Alfred keine nahen Verwandten. Die Beiden fühlten sich unbeschreiblich einsam und verlassen in der Welt und hätten sich noch einsamer ohne die alte Brigitta gefühlt, welche seit zwanzig Jahren jener fast ausgestorbenen Klasse von Dienstboten angehörte, die zur Familie zählen. Alfred erkannte es als seine Pflicht, den Beiden eine Stütze zu sein. Er vertraute seinen Talenten, seinem Fleiße, seinen guten Aussichten, übernahm eine ziemlich einträgliche Notar-Gehilfenstelle und verheirathete sich mit Verene. Alles ging auf's Beste; Brigitte leistete der jungen Frau bei ihrem kleinen Haushalt erfahrnen Beistand und als der kleine Walther in der Wiege lag, von Monat zu Monat gedieh, da bildeten sie eine sehr glückliche Familie. Nach fünf Jahren erhielt Alfred Münster eine Stelle als Notar und kein Sorgenwölkchen schien an ihrem Lebenshorizonte zu schweben.

Wie oftmals schaut des Menschen Auge empor zur blauen Decke und entwirft vergnügte Pläne für den kommenden Morgen, und wie oftmals haben sich bis zu diesem Morgen Schichten von Wolken aufgethürmt! So geht es auch im wandelbaren Menschenleben und so ging es unserer scheinbar glücklichen Familie.

Alfred Münster pflegte zur Winterszeit an den Sonntagnachmittagen mit seinem nunmehr achtjährigen Walther zum fest gefrorenen Weiher zu gehen, um sich durch Schlittschuhlaufen eine gesunde Bewegung zu verschaffen. Es gewährte ihm dies um so mehr Vergnügen, als er hierin eine wahre Kunstfertigkeit besaß. Oftmals ließ er sich in eine Wettfahrt ein und gewann meistens den Preis. Bei einer solchen, als der Sonnenschein wie tausend Sternchen im Schnee glitzerte, der Horizont in klarstem Blau auf die weiße Landschaft hernieder lachte, als der kleine Walther auf seinem Stehschlitten lustig dahin fuhr, stürzte Alfred Münster, von einem Gegner angerannt, rückwärts auf das Eis und erlitt solch heftige Gehirnerschütterung, daß er bewußtlos nach Hause gebracht werden mußte. Nach wenigen Tagen ruhte er im weißen Leichentuche und der Schnee bedeckte seinen Hügel; die Sternchen aber glitzerten darauf, als ob er sie vom Himmel herabgesendet hätte zum Trost für die Seinen.

Aber in der kleinen Familie fehlte es dennoch an jedem Troste. Zu den innern Leiden gesellten sich nur zu bald auch die äußern. Sie hatten noch kein Vermögen erworben; das Wenige, was sie besaßen, reichte gerade zur

Leichenbestattung, zum Trauergottesdienste und zum einfachen Gedenksteine auf dem theuren Grabe. Verene verkaufte die hübsche Hauseinrichtung, um einen Nothpfenning zu haben und dann bezog sie mit Walther und der treuen Brigitta das Häuschen im Hofe.

Die hilflose Lage der jungen Wittwe hatte das Mitleid mancher guten Menschen erweckt. Doch wie sollte man ihr Beistand leisten? Man konnte ihr kein Almosen anbieten und sie hätte auch keines angenommen, sie hätte vielmehr geglaubt, damit ihren Gatten im Grabe zu beschimpfen. Man that also, was in diesen Verhältnissen allein zu thun war, durch Brigittens Vermittlung gab man Verenen Arbeit und bezahlte sie auf's Beste.

Die fleißigen Hände der jungen Wittwe arbeiteten rastlos. Sie gedachte dabei der unabläßigen Arbeit ihres Mannes und dies gab ihr einen Sporn bei ihrer mühsamen Beschäftigung. Aber die Prüfung des Lebens hatte erst für sie begonnen. Walthers Augen entzündeten sich; das klare, glänzende Schwarz der Pupillenöffnung wurde fast weiß und der Arzt that den erschreckenden Ausspruch, daß der graue Staar im Anzuge, ja beinahe ausgebildet sei.

Die Zeit für jene nothwendige Operation war gekommen. Sie geschah an dem armen, blondlockigen Knaben und schien gelungen. Aber ein heftiges Fieber gesellte sich dazu. Walther lag mit verbundenen Augen in seinem Bette, die Mutter wachte daneben, die Lampe erlosch nicht mehr in den langen Nächten und erzählte den lauschenden Mädchen die traurige Geschichte. Um wie viel trauriger verlief sie im kleinen Krankenstübchen, wo die Mutter die Arbeit aus den Händen sinken ließ und sie im heißen Flehen rang. Die treue Brigitte hatte längst ihre Ersparnisse für den kleinen Haushalt, den Arzt und die Arzneien verwendet. Ihre Herrin dachte gar nicht mehr an diese irdischen Sorgen, sie ruhten alle ganz allein auf dem alten Herzen. Da begann jene traurige Wanderung der entbehrlichen Gegenstände, welche das höchste Zeichen der Noth sind, sie mußten als Pfand dienen, um mit dem wenigen Gelde das Leben zu fristen.

Bis hieher war die Leidensgeschichte in dem kleinen Hause vorgeschritten.

V.

Ein frommer Betrug.

Die Mädchen hatten mit innigem Mitleid, mit sich steigernder Herzensangst und mit feuchten Augen dieser Erzählung gelauscht. Tiefes Schweigen

herrſchte eine Weile im Kreiſe, wie es ſtets der Fall iſt, wenn die Herzen eine innere Bewegung zu bewältigen haben. Fanny weilte mit ihrem warmen Mitgefühle an Walthers Krankenbett, Marie beim Grabe des früh vollendeten Vaters und Lottes Theilnahme beſchäftigte ſich mit der Armuth dieſer ſchwer heimgeſuchten Familie. Ein Gefühl aber legte ſich mit brennender Scham auf die drei Herzen: die Erinnerung an ihr unzartes Benehmen trieb ihnen die Röthe ſogar in's Antlitz. Wie verletzend mußte bei einem Kummer von ſo zarter Natur ihre unabläſſige Beobachtung geweſen ſein.

Endlich brach die Vorſteherin das Schweigen und ſagte:

„Gott bedient ſich verſchiedener Mittel, um hienieden zu helfen. Wie er das Giftkraut dem Arzte dienſtbar macht, ſo läßt er auch bisweilen aus unſern unbeſonnenen Handlungen gute Folgen erſtehen, und da wir niemals unſere eignen Fehler völlig ſühnen können und wir dazu ſeines Beiſtandes bedürfen, ſo hilft er uns gnädiglich, wenn wir guten Willens ſind, indem er unſere Fehler gegen Andere zu deren Beſten lenkt. Dies, meine armen, beſchämten Mädchen, faßt in's Auge und ſagt Euch zum freudigen Troſte, daß Eure Unbeſcheidenheit ein Mittel werden ſoll, der armen Wittwe nach beſten Kräften in dieſer Prüfung beizuſtehen; das Weitere müſſen wir freilich dem reichen, allmächtigen Himmelvater anheimgeben."

Fröhlich blitzten und leuchteten bei dieſen Worten die jungen Augen. Aber, „wie? wie? wie?" klang es von den Lippen. Voller Lebhaftigkeit, als ſollte es ſogleich an's Werk gehen, ſprangen die Mädchen von ihren Sitzen auf. Doch die Vorſteherin verlangte ruhige Aufmerkſamkeit und entwickelte nun ihren wohlüberlegten Plan, indem ſie ſprach:

„Wie Ihr bereits gehört habt und ſelbſt fühlen werdet, dürfen wir der armen Wittwe keine Geldhilfe anbieten. Wir müſſen ihr helfen, ohne daß ſie unſere Hilfeleiſtung ahnt, ja, wir können ihr nicht einmal die Sorgenlaſt vom Herzen nehmen; ſie iſt leichter zu ertragen, als eine Demüthigung. Laßt in Gottes Namen die alte Brigitte Stück für Stück fortſchleppen zum Pfande."

Bei dieſen Worten fuhren die drei Mädchen erſchrocken empor. Lächelnd beſchwichtigte die Vorſteherin:

„Ruhig, ruhig! nicht gleich Oben hinaus; nicht das Pfandhaus, unſer Inſtitut wird Alles ſorgfältig bewahren."

„Aber das Geld?" fragten mit faſt athemloſer Spannung die Mädchen.

„Das Geld ſoll nicht von uns, ſondern von Andern kommen."

Unſer Kleeblatt ſchien von gänzlicher Verwirrung befangen, beinahe verzagt ſtotterte Fanny:

„„Was bleibt dann uns zu thun?““

„Sehr, ſehr viel, mehr, als Ihr leiſten könnt, auch wenn Ihr einige Stunden der Nacht opfert. Hört, ich will es Euch erklären:

Die arme, von Sorgen faſt erdrückte Frau kann nicht arbeiten; dagegen habt Ihr keine Sorgen und flinke geſchickte Hände. Brigitte ſoll Euch die Arbeit bringen, je mehr, deſto beſſer, ſo viel ſie nur auftreiben kann. Wir wollen einige Eurer Mitſchülerinnen Theil am guten Werke nehmen laſſen — macht keine enttäuſchten Mienen, — Ihr ſollt genug zu thun bekommen. Aber die Frau darf nichts davon erfahren; ſie muß glauben, es ſei das Pfandgeld. Wir werden die drei leerſtehenden Zimmer im untern Stockwerke mit den verpfändeten Gegenſtänden füllen; Brigitte mag Alles herüber bringen, Stück für Stück, wir werden Jedes an ſeinen paſſenden Ort ſtellen, wir werden“ —

Da leuchtete es, der aufgehenden Sonne gleich, welche die Dämmerung durchbricht, in den Augen der Mädchen. Sie riefen ein freudig erſtauntes „Ah!“ während die Vorſteherin den Zeigefinger erhob und flüſterte: „Bſt! es iſt und bleibt unſer tiefes Geheimniß!“

Noch am nämlichen Abend wurde der Plan mit feſtem Syſtem in's Werk geſetzt. Brigitte und Eliſe zeigten ſich als ebenſo eifrige, wie verſtändige Vermittlerinnen. Die Erſtere brachte in Kurzem Körbe voll Arbeit. In der Arbeitsklaſſe der größern Mädchen, wo etwa ein Dutzend verſammelt waren, ging es an ein Schneiden, Säumen, Steppen, Sticken, alles unter dem Vorſitz unſers Kleeblattes. Noch nie zuvor war ſo wenig geplaudert und ſo ſchön gearbeitet worden, als in dieſer ſeligen Weihnachts-Vorbereitungszeit. Die drei Freundinnen dehnten ihren Fleiß auch auf die ſpäten Abendſtunden aus, wogegen die Vorſteherin keine Einrede erhob. Es bedünkte ſie eben ſo wenig ſchadhaft für kurze Zeit zu ſein, wie es jene Nachtwachen aus Neugier geweſen, oder auch jene ſind, welche zur Karnevalzeit von jungen Mädchen in Geſellſchaften und auf Bällen durchwacht werden.

Ein ziemlich ergiebiger Ertrag floß aus dieſen Arbeiten. Brigitte vertauſchte den Erlös gegen ihre Pfänder aus ihrem kleinen Haushalte, trug abwechſelnd mit der Ausgeherin die fertigen Arbeiten zurück, und ſorgte mit rührender, mütterlicher Treue für Mutter und Sohn. Als die Weihnachts-

zeit herannahte, sah das kleine Stübchen leer aus, und dennoch spielte ein frohes Lächeln um die Lippen der bleichen Frau beim Anblick ihres genesenden Knaben. Sie bemerkte kaum, wie viele Gegenstände ihres ohnedem armseligen Haushalts fehlten; sie sah nur die wiederkehrende Röthe auf den Wangen ihres Lieblings und den zufriedenen Blick des Arztes, wenn er die Augen, auf welchen noch die Binde ruhte, untersuchte. Ja, es war eine gelungene, von Gott gesegnete Operation.

Wieder langten die fleißigen Hände nach der Arbeit; aber sie zitterten vor Schwäche und brachten nicht viel zu Stande. Da seufzte sie freilich bang und sorgenvoll. O, wenn sie geahnt hätte, wie viele fleißigen Hände sich für sie regten, wie sechs junge Augen, denen sie gezürnt hatte, für sie wachten!

Und so kam die frohe, heilige Weihnachtswoche heran, wo das Heer der Engel singt:

„Friede und Gottes Wohlgefallen den Menschen, die eines guten Willens sind!“

O, ihr Engelsflügel, rauscht, rauscht über dem großen Hause, das die emsige Mädchenschaar umschließt und tragt ihren guten Willen empor zum Jesuskinde, daß es Wohlgefallen habe an ihnen. Rauscht, rauscht über dem kleinen Hause, wo unter heißen Dankgebeten eine Mutter ihren genesenden Knaben an's Herz schließt, und die alte Dienerin mit gefalteten Händen einstimmt in euren Sang: „Ehre sei Gott in der Höhe!“

VI.

Der Weihnachtsabend.

Sei gegrüßt, Sonnenaufgang des 24. Dezembers! Ob die Luft rein und klar sei, ob der Schnee in Silberflocken hernieder schwebe, ob die Sonne ihn zu glitzernden Sternlein verwandle, ob der Wind um die Ecke sause und im Schornstein stöhne, ob die Regentropfen schwer an's Fenster schlagen: — immer, immer ist dieser Sonnenaufgang der Schlüssel, welcher das Paradies öffnet und Jung und Alt einläßt für diesen Einen Tag im Jahre.

Dies verkünden die von innerer Seligkeit strahlenden Gesichter unserer drei Mädchen, indem sie voll Geschäftigkeit walten in den Stübchen zu ebener Erde, wo die Pfänder der Wittwe stehen. Die Ausgeherin hat so eben das Werk der Reinigung fertig gebracht und zum Fegen des Fußbodens Tannenzapfen verwendet. Es duftete gar weihnachtlich davon, das Fensterglas ist

ſpiegelhell, kein noch ſo feines Spinnengewebe niſtet in den Ecken, kein Stäubchen haftet auf der Tapete. Und jetzt rücken die Mädchen mit vollſter Kraftanſtrengung alle ſchlichten Meubles an die geeignete Stelle, in die Schränke aber legen ſie ſorgfältig geordnet die verpfändete Wäſche. O, ſie möchten ſo gerne manches fehlende Stück mit Hilfe ihres Taſchengeldes ergänzen und lieber das Inſtitutsjahr hindurch jedes andere Vergnügen entbehren; doch nein! nichts Fremdes ſoll dazu kommen, denn das Zimmerchen ſoll eine neue, aber traulich bekannte Heimath werden und Grüße bringen von der alten. Nur Geduld, das Fehlende kommt noch dazu; hier neben dem Wohnzimmer iſt ein Schlafkabinet; es hat zwei lange Wände, lang genug für Verenens und Brigittens Bett und daneben iſt noch ein Kämmerchen eigens für Walther. Die gute, liebe Vorſteherin wird Sorge tragen, daß Brigitta und Eliſe vollauf Zeit haben, Alles unbemerkt herüber zu ſchaffen, während ſie mit Verenen und dem Knaben im obern Stockwerke ſich unterredet.

Nun kommt das Schönſte, der Chriſtbaum an die Reihe, kein großer, nur ein Tannenbäumchen, an welchem Walther gut hinauf reichen kann.

Bunte Kerzen, goldne Nüſſe und genau ſo viele Herzen als Inſtitutskinder ſollen ſeine Zierde werden; auf der Spitze aber muß der Weihnachtsengel ſeine goldnen Flügel ausbreiten. Der Arzt hat erlaubt, daß der Weihnachtsengel mit ſeinem „Ehre ſei Gott in der Höhe" — den Knaben einführe zum neu geſchenkten Lichte.

Und jetzt noch ein Zimmerſchmuck: „Willkommen" von grünem Kranze aus Tannenzweigen geflochten, ſoll über der Thüre prangen.

Unſer Kleeblatt vergißt, daß im obern Stockwerk auch für ſie der Weihnachtsengel ein Feſt bereitet. „Seliger iſt Geben, als Nehmen" jubelt es heute in den jungen Herzen, die bisher ſich nur am Nehmen erfreut hatten. Der Tag iſt ihnen heute nicht lang, wie ehedem, er fliegt nur ſo dahin, als ob er ſelbſt ein Engel wäre; ſo fliegt er dem Abend entgegen und iſt dort bereits angelangt.

Nun erſcheint die Ausgeherin mit einem großen Pack unter dem Arme. Das gibt ein Fragen und ein Jubeln. Die gute Seele will auch Theil haben an dieſer Freude und hat beim Chriſtkindleinsſchneider auf eigne Rechnung einen völligen Anzug für Brigitta beſtellt. Kaum iſt Stück für Stück auf einem Stuhle zurecht gelegt, ſo erſcheint die liebe Vorſteherin mit einem Korbe. Sie nimmt zuerſt ein weißes Tuch heraus, breitet es über das Tiſchlein, ſtellt

den geputzten Baum darauf und legt dann unter die Zweige Walthers Beſcheerung — keine Bücher und Schreibhefte — er muß die Augen ſchonen, ſondern Bauſteine, Bleiſoldaten, alle Regimenter mit voranziehender Muſik Bayern, Oeſterreicher, Preußen und ſogar Franzoſen! Mögen ſie ſich immerhin bekriegen; es fließt kein Blut und ihre Wunden thun nicht weh. Noch einmal geht und kömmt ſie mit der Ausgeherin, welche einen großen Korb ſchleppt, ihre rechte Seite neigt ſich förmlich. Beim Auspacken nimmt die Verwunderung und der Jubel des Kleeblatts kein Ende. Ei, wie allerliebſt, wie hübſch! es füllt ein ganzes Tiſchlein. In Mitte erhebt der Zuckerhut ſein ſpitzes Haupt, neben ihm ſteht dick und rund das Kaffeeſäckchen, wie ein gemüthliches Ehepaar; rund um ſie geſchaart ſind kleinere Säckchen mit der ſchwarzen Aufſchrift: Mehl, Reis, Gerſte, Linſen, Erbſen, dazwiſchen liegen in goldner Pracht einige Citronen und im Vordergrund ſteht die wohlgefüllte Theebüchſe.

O ſelige, ſelige Weihnachtszeit, wo die Herzen ſich öffnen und Liebe ausſtrömen ſo duftig, wie es einſt im Paradieſe geduftet haben mag!

Und jetzt tritt Brigitte in das Stübchen des kleinen Hauſes, wo der matte Lampenſchein eine fröhliche Gruppe beleuchtet. Der Arzt hat ſo eben die Binde von Walthers Augen entfernt und ſie ſehen wieder. Das iſt freilich die ſchönſte Weihnachtsfreude für Mutter und Sohn. Nun aber entrichtet Brigitte die Einladung der großen Kinderſchaar im Nachbarhauſe. Das gibt ein Erſtaunen und Fragen, auch eine etwas ſchüchterne Bedenklichkeit. Aber Walther hat nicht das mindeſte Bedenken, das Chriſtkindlein ladet ja ein, dem muß man folgen und zwar gleich, gleich! Die Mutter iſt ſo unendlich glücklich; wie ſollte ſie länger zaudern. Sie kleidet den Knaben in ſein beſtes Gewand, vertauſcht ihr ſchwarzes Kleid mit einem grauen, denn das Trauerjahr iſt vorüber und folgt der fröhlichen Brigitte, wohin dieſelbe ſie führt. Auf dem obern Corridor kömmt ihnen die Vorſteherin entgegen und begrüßt ihre Gäſte, wie alte, liebe Bekannte. Alles iſt ſo ganz natürlich, ſo ſelbſtverſtändlich; die Inſtitutsmädchen haben von Walthers Krankheit gehört und wollen dem kleinen Nachbarn eine Geneſungsfreude bereiten. Natürlich wird gefragt und erzählt; das arme Mutterherz mit ſeinem lang verborgenen Gram empfindet eine wahre Erleichterung, einer verwandten Seele ſich zu offenbaren. Brigitte und Eliſe aber gewinnen vollauf Zeit, die letzte Hand an's Werk zu legen.

Jetzt ertönt das Glockenzeichen; Walther ſpringt knabenhaft empor, zur Thüre hinaus und die beiden Frauen folgen ihm. Die Schaar der Mädchen im Gang und auf der Stiege zeigen ihm ohne Wort den Weg an. Nun ſind ſie zur ebenen Erde angelangt; da öffnet ſich eine Thüre, hervorſtrömt heller Weihnachtsglanz und wie Engelſang ertönt es von unſichtbaren Lippen:

„Morgenſtern in finſt'rer Nacht,
Der die Welt voll Freude macht:
Jeſulein,
Komm herein,
Leucht' in meines Herzens Schrein.

Deines Glanzes Herrlichkeit
Uebertrifft die Sonne weit;
Du allein;
Jeſulein,
Biſt, was tauſend Sonnen ſein!

Unſer wahres Seelenlicht
Komm herein und ſäume nicht!
Komm herein,
Jeſulein,
Leucht in meines Herzens Schrein!"

Walther war lauſchend mit gefalteten Händen unter der Thüre ſtehen geblieben. Nach der langen Dunkelheit, welche ſeine Augen umfangen hatte, kam ihm Alles wie ächter Himmelsglanz vor. Der armen Mutter aber floſſen ſchwere Tropfen über die Wangen; doch nicht nur der Lichterſchein, auch die Freude ſpiegelten ſich darin. Nun trat die Vorſteherin zwiſchen die Beiden und führte ſie vollends in die Stube. „Willkommen!" tönte es von fröhlichen Kinderſtimmen.

Walther ſtand vor ſeinem prächtigen Tiſche in hellem Entzücken. „Mama! Mama! ſieh nur, Mama!" ſchallte es unabläſſig von ſeinen Lippen. Das Chriſtkind und die Mama, — die Beiden waren ihm Alles, ſonſt ſah und hörte er nichts. Aber Verene hörte dagegen dieſesmal ihren Knaben nicht. Sie ſtand, wie von einem Märchentraum umfangen. War es nicht ihr eigenes Stübchen, nur verſchönert, herübergezaubert in dieſes große Haus? Doch die Vorſteherin führte ſie mit einfachen Worten in die Wirklichkeit zurück, indem

ſie ſprach: „Ja, Sie ſind hier zu Hauſe, liebe Frau Münſter. Da drüben iſt es zu einſam für Ihren Kummer; unter meinen Mädchen, — denn Sie gehen vielleicht auf meinen Vorſchlag ein, deren Arbeitslehrerin zu werden — finden Sie keine Zeit, um der traurigen Vergangenheit nachzuhängen. Kommen Sie, kommen Sie und beſichtigen Sie die neue Häuslichkeit.“

Mit dieſem Worte führte die gute Inſtitutsvorſteherin die immer noch wie im Traum Wandelnde durch die Stübchen und als ſie im Letzten das tief erröthende Mädchenkleeblatt ſah und erkannte, färbte ein Roſenhauch auch ihre Wangen. Dieſen Einen Theil der Geſchichte verſtand ſie wenigſtens ahnungsvoll und indem ſie Jeder die Hand wortlos drückte, leiſteten ſie ſich innerlich wohl gegenſeitig Abbitte.

Das ganze Räthſel war jedoch mit den feinſten Fühltaſten des Gemüthes nicht zu ergründen; die Vorſteherin that es auf die anſpruchsloſeſte Weiſe. Nein, da war nichts Verletzendes, kein Geldgeſchenk, nur das Geſchenk der Liebe, welche für den Nächſten thätig iſt. Und ſtammte nicht ohnedem Alles vom Chriſtkindlein, dieſem Vorbilde der opferbringenden Liebe, das uns Alle geſchwiſterlich verbindet?

Schweigend und tief gerührt nahm die Wittwe Beſitz von ihrer neuen Häuslichkeit; Brigitte aber kam in ihrem Weihnachtsſtaate zum Vorſchein und brachte damit die ganze Verſammlung zur heitern Bewunderung.

Brauche ich zu erzählen, daß die Inſtitutskinder dann ihre eigene Beſcheerung unendlich fröhlich feierten; daß Walther in Mitte der Schaar bei Chocolade und Kuchen ſaß und ſich als Hahn im Korbe fühlte, während die beiden Frauen ſich zurückzogen und im offenen Vertrauen die Seelen ſich immer inniger verſtanden; daß draußen in der Küche Brigitte und Eliſe ihre Zuhörer hatten und daß nach allgemeinem Ausſpruch nie zuvor ein Weihnachtsabend je ſo herrlich geweſen war?

Und brauche ich zum Schluße noch zu erwähnen, daß Walther vor dem Schlafengehen mit inniger Stimme ſang:

„O Jeſukind, ich danke Dir,
Was heute Du gethan an mir,
Ich will Dir, liebſtes Jeſulein,
Gehorſam bis zum Kreuze ſein.“

Wenn der kleine Schelm ein Freßſäcklein werden will.

Von **Friedrich Güll.**

Ihr Leut', wie ſchreit der Töffel?
Gut'n Morg'n, wo is mei' Löffel!
Es hat mir von 'nem Süpple träumt,
Das Süpple hätt' ih ſchier verſäumt:
Wo is mei' großer Löffel?

Ihr Leut', wie ſchreit der Töffel?
Gut'n Tag, wo is mei' Löffel!
In meine Naſ' kommt ein Geruch,
Ih ſchmeck e Süpple in der Kuch.
Wo is mei' großer Löffel?

Ihr Leut', wie ſchreit der Töffel?
Gut'n Abend, wo is mei Löffel!
Ui, wie die Suppenſchüſſel dampft,
Das Süpple wird noch ſchnell geſchlampft.
Wo is mei' großer Löffel?

Ihr Leut', wie ſchreit der Töffel?
Gut' Nacht, wo is mei' Löffel!
Den Löffel nehm' ih mit in's Bett,
Denn wenn ih morgen den nit hätt! —
Wo is mei' großer Löffel?

Auflöſungen zu den Neckräthſeln.

Geſammelt von **Friedrich Güll.** S. 48.

---

1. So lang, bis man ſie ſticht.
2. Die Kinderſchuhe.

3. Nie.
4. Im Waldhorn.
5. Bei der Orgelpfeife.
6. Den Tag ſeiner Geburt.
7. Die man ißt.
8. Die er ſchon beim Kragen hat.
9. Die Repphühner.
10. Die geſchlachteten.
11. Dem, der es nicht kriegt.
12. Die Spinnen.
13. Die Hunde und die Katzen.
14. Nirgends.
15. Eine Schnecke.
16. Ein Stiefelknecht.
17. Die gelehrigſten.
18. Wo die beſten Trauben wachſen.
19. Die Ameiſeneier.
20. Ueber das, was wir nicht verſtehen.
21. Die um 11 Uhr ſtehen bleibt.
22. Keiner, denn jeder läßt ſich beides zahlen.
23. Wenn man um einen Batzen ſiebenmal mehr als gewöhnlich bekommt.
24. Der Zwiebel ſchält.
25. Im Brandwein.

Kröten, Frösche, Nattern und Salamander.

Von **G. Tobler.**

(Fortſetzung.)

II.

Frösche.

Einige Zeit nach der erzählten Unterhaltung im Garten, hatte der Vater mit ſeiner kleinen Familie und mit Otto einen Spaziergang in ein benachbartes Dorf unternommen.

Ihr Weg führte sie durch schöne Weinberge, deren Reben mit einer Menge Trauben prangten, die freilich noch grün waren, aber eine herrliche Weinlese versprachen. Weiter oben, über dem Rebgeländer, zogen sie am Saum von jüngern und ältern Waldungen hin, die mehr oder weniger mit Gesträuch aller Art bewachsen waren.

Plötzlich bleibt Otto, der den Andern voranlief und mit seinen hellen Augen allenthalben herumschweifte, stehen und winkt seinen Freunden Karl und Wilhelm, bedeutet ihnen aber behutsam zu ihm heranzutreten.

„Der hat gewiß wieder ein Vögelchen im Nest entdeckt," sagt Karl leise zu Wilhelm, während beide auf den Zehen heranschleichen.

„Nun, was ist's denn?" fragt Wilhelm flüsternd.

„Siehe dort auf dem Strauch, der vor dem Felsblock steht, das schöne Thier."

„Ich sehe nichts, —" entgegnet Wilhelm, „wo denn, wo?"

„Ja, ich darf nicht darnach zeigen, sonst entflieht es. Da auf dem Aestchen des Haselstrauches, da rechts."

„Ach ja, nun sehe ich es," ruft Karl fast etwas zu laut, und gleich darauf bezeugt auch Wilhelm seine Freude, den Gegenstand gefunden zu haben. „Eine Eidechse" sagt er leise. Kein Glied rührend, stehen die drei Knaben da und sehen nach dem Reptil, das ebenfalls unbeweglich auf einem Zweige auf der Lauer liegt. Es sieht starr nach einem Punkte hin, und als die Knaben mit den Augen der Richtung folgten, sahen sie eine Raupe, die heran kriecht. Armes Thier, harmlos geht es seinem sichern Tod entgegen. Hätte es aber auch Augen gehabt, es würde durch die schöne grüne Farbe, die sich kaum vom Blattwerk unterscheidet, und durch die Unbeweglichkeit des Thieres getäuscht, dennoch weiter gekrochen sein. Nun ist sie nahe genug. Die Eidechse streckt etwas den Hals, öffnet das Maul, eine ziemlich lange Zunge schießt heraus, die Raupe ist gepackt und mit Haut und Haar verschlungen. Die Eidechse aber ist wieder so unbeweglich wie vorher. Sie paßt auf neue Beute und wärmt sich zu gleicher Zeit in den Sonnenstrahlen.

„Was gibt es denn da?" ruft fröhlich heranspringend die kleine Marie. Husch! Das Thier aber ist mit einem Satz auf den Boden herabgesprungen und unter Zweigen, Laub und Moos verschwunden.

„Das war dumm von Dir, Mariechen! hast ein allerliebstes Thierchen vertrieben, mit Deinem Geschrei und Deinem patzigen Wesen," brummt Otto.

„Ich habe ja nicht gewußt, nach was Ihr geſehen," entgegnet mit faſt weinender Stimme das kleine Mädchen.

In dieſem Augenblicke tritt der Vater hinzu und fragt nach der Urſache des Aergers auf der einen und des Verdruſſes auf der andern Seite.

„Wir betrachteten eine große Eidechſe, welche da auf dem Strauch ſaß und eben eine Raupe verzehrt hatte, als Mariechen mit ihrem Geſchrei ſie verſcheuchte," antwortete Karl.

„Das hat Marie nicht mit Abſicht gethan. Wie ſah denn die Eidechſe aus?"

„Ach! ſie war gar ſchön grün, faſt metallglänzend," antwortete Otto, „gegen den Hals hin ging das Grün in das herrlichſte Azur über. Und dann war ſie wohl einen Fuß lang. Ich ſah nie eine ſo große."

„Das iſt die grüne Eidechſe, (Lacerta viridis). Das Smaragdgrün iſt mit kleinen ſchwarzen Dupfen vermengt. Auf dem Kopf hat ſie Tafelſchilder, der Rücken iſt ganz mit Schuppen bedeckt, der Bauch aber mit viereckigen, kleinen Täfelchen, die am Schwanze Ringe bilden. — Vor ein paar Jahren fing ich eine lebendige grüne Eidechſe. Es iſt dieß zwar nicht ſehr ſchwer, da dieſe Eidechſe nicht ſo ſcheu iſt, wie die viel kleinere, häufig vorkommende graue oder braune, auch gemeine Eidechſe genannt. Dieſe große Eidechſe iſt muthig und ſoll ſich gegen kleinere Thiere, ſelbſt gegen Nattern zur Wehre ſetzen."

„Dann komme ich gleich Morgen Abend, nach der Schule hieher," ruft mit freudeſtrahlenden Augen Otto. „Dieſer grüne, ſchlanke Saurier muß mein werden."

„Saurier, was iſt denn das?" fragt Wilhelm.

„So nennt man," erwidert mit etwas Pedanterie der kleine Naturforſcher Otto, „Saurier heißen diejenigen Reptilien mit langem, ſchuppigen Körper und mit Beinen. Ach, bitte, Herr Robert, was machten Sie denn mit Ihrem Gefangenen?"

„Ich eilte, ſehr befriedigt mit meinem Fange nach Hauſe, füllte eine große irdene Schüſſel faſt ganz mit Erde, that Moos darauf, und bedeckte dann die Schüſſel mit einem feſtſchließenden Brettchen, das in der Mitte ein ziemlich großes Loch hatte. Nun wurde der Gefangene hineingebracht und dann ſtülpte ich über das Brettchen einen hochgewölbten Drathdeckel, wie die Mutter deren braucht, um die Speiſen vor den Beſuchen der Fliegen und Mäuſe zu

ſchützen. Die Eidechſe verbarg ſich ſogleich unter dem Moos und machte dort, wie ich ſpäter erſt wahrnahm, eine Art Neſt. So wie aber die Sonne die Schüſſel erwärmte, kam ſie durch's Loch im Brettchen herauf und ſtreckte ſich behaglich in den Sonnenſtrahlen aus, oder ſpazierte im Drathgitter herum. Sie war gar nicht ſcheu."

„Mit was haben Sie dieſe Eidechſe gefüttert?"

„Ach! lieber Otto, das hat mir viel Mühe und Nachdenken verurſacht. Ich gab ihr zuerſt Regenwürmer, womit ich ihre Baſe, die gemeine Eidechſe, gefüttert hatte. Allein meine Gefangene berührte ſie nicht. Ebenſo wenig machte ſie ſich aus Fliegen, Bremſen, Ameiſeneiern u. dgl. Zuerſt meinte ich, ſie mache es wie die Schlangen, welche oft Monate lang ohne Nahrung bleiben, namentlich beim Beginn ihrer Gefangenſchaft, was ganz ohne allen Nachtheil für ihre Geſundheit geſchehen kann. Ich war daher der Meinung, ſie werde ſchon zugreifen, wenn ſie nur einmal recht hungrig ſei und fuhr fort, ihr jeden Tag obgenanntes Futter zur Auswahl vorzulegen. Doch bald mußte ich ſehen, daß ich mich geirrt, die Eidechſe magerte ſichtbar ab; nach drei bis vier Wochen konnte man alle Rippen zählen und zudem wurde die ſchöne grüne Farbe von Tag zu Tag blaſſer. Sollte ſie nicht zu Grunde gehen, ſo mußte ich auf neue Verſuche denken.

Plötzlich fällt mir ein: die grüne Eidechſe ſitzt Tage lang auf den Gebüſchen, auf niedrigen Bäumen; dort ſind aber keine Regenwürmer und Ameiſeneier, wohl aber Raupen, Schmetterlinge, Käfer, Grillen. Gedacht, gethan! Am folgenden Morgen verſchaffe ich mir drei Baumgrillen, die ich in den obern Raum, unter das Drathgitter bringe. Es war ein warmer, ſonniger Tag, der Topf gut erwärmt und die Eidechſe kroch, wenn auch müde und matt durch's Loch herauf. Kaum hatte ſie die armen Mitgefangenen bemerkt, als ſie die zunächſtſtehende mit dem Maul packte, ſie mehrmal an den Boden ſchlug und dann mit Stump und Stiel verſchlang. Nun ging es an die zweite. Auch dieſe wurde zuerſt durch Aufſchlagen auf den Boden betäubt, dann aber die Flügel ausgeriſſen und nun das Uebrige verzehrt. Mit der dritten Grille machte ſie noch mehr Umſtände. Sie entfernte die Flügel und Beine und fraß nur den Kopf und den Rumpf. Ich fuhr indeſſen mit den Verſuchen fort. Sie fraß nun auch Schmetterlinge, ohne die Flügel zu berühren. An Raupen, ſelbſt haarige, welche von den meiſten Vögeln ver-

ſchmäht werden, fand meine Eidechſe großes Behagen. Ich halte daher dieſes Thier für ein ſehr nützliches, das geſchont werden ſollte."

„Was machte aber das Thierchen im Winter?" fragt Otto, „da konnten Sie es nicht füttern, weil es weder Grillen noch Schmetterlinge gibt."

„Das gab ſich von ſelbſt. Der gütige, allweiſe Gott hat da ſchon vorgeſorgt, mein lieber Otto. Gegen Ende des Herbſtes, als die Tage kälter wurden, kam auch die Eidechſe ſelten aus ihrem innern Raum hervor. Sie hatte daher kein Bedürfniß nach Nahrung. Kroch ſie aber an ſonnigen, warmen Tagen aus ihrem Neſte, ſo fand ich immer noch einen Schmetterling, eine verſpätete Raupe oder eine Puppe. Endlich aber erſchien ſie gar nicht mehr außerhalb des Loches im Brett. Ich hob dieſes auf, entfernte das Moos und fand die Gefangene wie todt im Neſte ausgeſtreckt. Es war aber nur Erſtarrung, wie ſie bei allen Thieren vorkömmt, welche in den ſogenannten Winterſchlaf verfallen. Die Augen ſind halbgeſchloſſen, glanzlos, ohne Leben; die Glieder und den Schwanz laſſen ſie nach Belieben liegen und bleiben in der ihnen gegebenen Stellung. Brachte ich aber das Gefäß in's Zimmer, etwa in die Nähe des warmen Ofens, ſo zeigten ſich ſchon nach einer halben Stunde Spuren des Erwachens. Zuerſt wurden die Augen lebhafter, die Lieder öffneten ſich, dann zuckte bald dieſes, bald jenes Bein, bis das Thier endlich ganz zum Bewußtſein zurückgekehrt, munter in ſeinem Käfig herumlief. So wie aber das Gefäß wieder in der Kälte ſtand, verfiel die Eidechſe in ihren frühern lethargiſchen Zuſtand."

„Das hätte ich doch gerne ſehen mögen! Haſt Du die Eidechſe denn nicht mehr, lieber Vater?" fragte Mariechen.

„Nein, mein Kind."

„Was iſt denn aus dem Thiere geworden?"

„Als ich einſt im Frühling, das Gefäß an die Sonne ſtellte, fand ich einige Stunden ſpäter den Drathdeckel am Boden und das Thier fort. Wahrſcheinlich hat eine neugierige Katze denſelben weggeſchoben und der Eidechſe zur langerſehnten Freiheit verholfen."

„Iſt es denn wahr," fragt Otto, „daß den Eidechſen der Schwanz wieder nachwächſt? Ich wollte vor einigen Wochen eine graue Eidechſe fangen, die ſich in einer Mauerſpalte ſonnte. Sachte ſchleiche ich heran und greife raſch nach dem Thierchen, erwiſchte aber nur den Schwanz, der bricht ab, wie wenn er von Glas geweſen und blieb mir in der Hand, die Eidechſe aber war fort.

Ich bedauerte das arme, verſtümmelte Thierchen; allein man ſagte mir, das hätte nichts zu ſagen, der Schwanz wachſe nach."

„Die Reproduktionskraft, d. h. die Eigenſchaft einen verlornen Theil des Körpers wieder zu erſetzen, iſt bei den Eidechſen groß; allein der Schwanz wächſt nicht mehr ſo ganz nach, wie er geweſen iſt. Wohl aber vernarbt die Wunde ſchnell und es bildet ſich ein horniger Fortſatz von einem halben bis einem Zoll Länge, von komiſcher Form."

Das Dorf war erreicht. Unter einem prächtigen Nußbaum hatte man Tiſche und Bänke aufgeſtellt und das Abendeſſen eingenommen, und nun tummelten ſich die Kinder im Baumgarten herum, der im ländlichen Wirthshauſe als Speiſe-, Spiel- und Ballſaal dienen mußte.

Ermüdet ſetzen ſich endlich die Kleinen auf eine Bank. „Nun, Mariechen, wie hat Dir das Gericht geſchmeckt, welches die Wirthin ſo ſorgfältig zugedeckt auf den Tiſch ſtellte?" fragt Otto verſchmitzt lächelnd.

„Du meinſt die Schüſſel mit dem ſonderbaren Gebäcke. Es waren kleine Knöchelchen darin, etwa von Vögeln? Es ſchmeckte ſehr gut. Wie nennt man denn das Gebäcke?"

„Denk, einmal, Mariechen, das waren Froſchkeulen."

„Sprich doch nicht ſo dummes Zeug," rief erſchrocken das kleine Mädchen. „Pfui, Froſchbeine!"

„Aber liebe Marie, Du ſagſt ja eben, ſie hätten gut geſchmeckt," entgegnet Wilhelm, „warum alſo Pfui?"

Weil ich nicht glauben kann, daß die ſchönen Knöchelchen, mit dem weißen Fleiſch daran, von den häßlichen Thieren ſind. Ach! Vater —, nicht wahr, das, was wir vorhin gegeſſen, waren keine Froſchbeine?"

„Warum denn nicht, närriſches Kind," erwidert dieſer freundlich lächelnd. „Der Froſch hat ein ſehr zartes, weißes und feines Fleiſch, wie Du geſehen, und wird, namentlich während der Faſtenzeit, häufig genoſſen. Der Froſch iſt nicht ſo häßlich wie die Kröte. Ja es gibt unter den Fröſchen ſolche, die ſo niedlich ſind, daß man ſie in Gläſern in den Zimmern hält."

„Ach, Du meinſt den Laubfroſch?" ruft Karl, „Unſer Nachbar, Herr Werni, hat einen ſolchen in einem großen, hellen Zuckerglas, das zur Hälfte mit Waſſer gefüllt iſt. Im Waſſer ſteht eine kleine, niedliche hölzerne Treppe, die bis an den Rand des Glaſes reicht, und auf dieſer ſpaziert der Laubfroſch bald hinauf, um ſich die Umgebung zu beſehen, bald hinab, um ein Bad zu

nehmen. Herr Werni ſagt, der Froſch ſei ein trefflicher Barometer; er zeige Regen an, wenn er im Waſſer herumpatſcht, und ſchönes Wetter, wenn er im obern Stockwerk ſitzt. Iſt das wahr, iſt ein Laubfroſch ein Wetterprophet?"

„Es gibt allerdings viele Thiere, die eine Aenderung des Wetters durch ihr Benehmen andeuten. Es ließe ſich darüber viel Merkwürdiges erzählen. Auch der Laubfroſch gehört zu dieſen. Doch thut er das nur in der Freiheit. Im Glaſe halte ich ihn für einen ſchlechten Propheten. Er ſteigt in's Waſſer, wenn es regnet und wenn ſchön Wetter iſt, ſitzt er oben auf der Treppe."

„In dieſer Weiſe bin ich auch ein untrüglicher Wetterprophet," ſagte lachend Otto.

„Der Laubfroſch," fuhr der Vater fort, „iſt kleiner als die andern Fröſche. Sein Körper hat eine glatte Haut von zartem Grün, ähnlich dem Grün friſch aufgebrochener Blätter, denen die Sonnenſtrahlen noch keine dunklere Färbung gegeben. Sitzt oder hängt er an den Zweigen der Sträucher ſo iſt er vom Laubwerk kaum zu unterſcheiden, beſonders wenn er auf Mücken und Fliegen auf der Lauer iſt. Dann bleibt er oft ſtundenlang unbeweglich."

„Aber wie kann denn der Laubfroſch ohne Flügel auf den Baum gelangen?" fragte Marie.

„Die Hinterbeine aller Froſcharten ſind viel länger, als die Vordern und heißen deßwegen Springfüße. Vermittelſt dieſer Springbeine können ſie auf einen Zweig hinaufhüpfen."

„Dann aber," fällt Otto ein, „ſollten ſie Krallen haben, wie die Klettervögel und Singvögel, um ſich auf den dünnen Zweigen zu halten."

„Die gütige Vorſehung hat in anderer Weiſe geſorgt. Am Fuß des Laubfroſches ſind kleine Warzen, mit denen er ſich feſtſaugen kann. —

Nachmittags, ſo etwa gegen Abend hört man hie und da aus dem Gebüſche oder aus Hecken klagende Töne. Es iſt nicht Vogelſang, auch nicht der ſchrillende Ton der Grille. Ihr naht Euch neugierig, um den Trauernden, der ſein Leid dem Abend klagt, näher kennen zu lernen. Aber Ihr müßt Euch leiſe nähern, auf den Zehen heranſchleichen, ſonſt verſtummt er auf der Stelle. Bei dem Gebüſche angekommen, guckt Ihr hinein, bald rechts, bald links, jetzt noch oben, dann nach unten. Und doch ſeht Ihr nichts, hört auch nichts. Alles iſt ſtill und ruhig; kein Vogel iſt davongeflogen — — — —"

„Na, da geh ich weiter," ſagt Karl.

„Ich nicht," erwidert lebhaft Otto, „ich bleibe ſtehen, ganz unbeweglich, halte den Athem an mich, rühre mich nicht, bis der traurige Sänger ſeine Klagetöne wieder hören läßt. Nun merke ich mir die Stelle, woher der Ton kam, rücke näher und näher" — — — —

„Und ſiehſt wieder nichts als Blätter und Zweige und vielleicht Dornen, die Dir Hände und Geſicht blutig ritzen," fällt Karl abermals ein.

„Nein, mein Freund," entgegnet der Vater, „Otto wird für ſeine Ausdauer belohnt werden, denn er wird den Sänger entdecken, der Niemand anders iſt, als unſer Laubfroſch. Denn immer bleibt der Froſch auch nicht ruhig ſitzen. Eine Fliege kommt etwa in ſeine Nähe, und er ſchnappt darnach, die Blätter um ihn herum bewegen ſich und er iſt entdeckt und Otto kann ihn fangen, wenn er eben ſo gewandt und vorſichtig, als ausdauernd iſt."

„Bleibt denn das Thierchen immer im Gebüſch ſitzen?" fragt Mariechen.

„O nein, mein Kind, er bringt den größten Theil ſeines Lebens in Teichen und Pfützen zu. Die Alten legen die Eier in's Waſſer. Dort entwickelt ſich der Laubfroſch in gleicher Weiſe, wie ich es Euch bei der Kröte erzählte. Iſt der Laubfroſch ausgewachſen, ſo ſucht er noch oft das Waſſer auf, namentlich bei eintretendem Regenwetter, weil im Waſſer dann leichter die Nahrung zu finden iſt, als im Gebüſch. Während des Regnens fliegen die Mücken nicht herum."

„Dieſe Ahnung bei Wetterveränderungen iſt doch eine weiſe Einrichtung unſers Schöpfers," bemerkt Mina. „Man ſagt das auch von vielen Vögeln, von Fiſchen, von den Spinnen und den Mücken."

„In den meiſten Fällen," erwidert der Vater, „iſt dieſes Vorgefühl eine Folge ganz natürlicher Verhältniſſe. Gerade bei unſerm Laubfroſch iſt dieß der Fall. Es iſt Euch bekannt, daß wenn Abends die Mücken tanzen, d. h. in großen Schwärmen ſich durcheinander tummeln, ſo daß ſie eine mehr oder weniger große Säule bilden, man ſagt: „Die Mücken tanzen; es gibt gut Wetter." Das mag nun den Laubfroſch veranlaſſen, ſeinen Aufenthalt im Waſſer zu verlaſſen und in die Zweige der Geſträuche zu klettern, um da den tanzenden Mücken näher zu ſein, ſie beſſer fangen zu können. Wenn alſo atmoſphäriſche Veränderungen auf einzelne Körpertheile zartgebauter Thiere ſchon einwirken, ehe ſie für andere bemerkbar ſind, werden jene die Urſache, daß dieſe ihrer Nahrung wegen andere Standorte aufſuchen oder Vorbereitungen

zum Fange ihrer Nahrung machen. Das geſchieht bei den Spinnen, den Schnecken, bei vielen Vögeln und auch bei unſerm Laubfroſch."

„Aber die Keulen, welche wir gebacken gegeſſen haben, ſind doch nicht die Beine dieſer intereſſanten Fröſche, von denen Du eben erzählt?" fragt Marie.

„Nein, meine Kleine", erwidert der Vater. „Es ſind die Hinterbeine des grünen Froſches."

„Der iſt auch viel größer," ſagt Otto, „er iſt aber braun, nicht grün."

„Du irrſt," lieber Otto. „Es gibt zwei Arten, der grüne Froſch und der braune Froſch, dieſer iſt gelbbraun, der andere grün; beide aber ſind ſchwarz gedupft. Wir finden den braunen hauptſächlich im Graſe, auf Wieſen und feuchten Weiden, daher wird er auch Grasfroſch genannt. Der andere aber, deſſen Hinterbeine als Speiſe beliebt ſind, hält ſich gewöhnlich im Waſſer auf."

„Wie werden ſie denn gefangen?" fragt Wilhelm.

„Da wo ſie in großer Menge beiſammen ſind, fängt man ſie mit Netzen, ſonſt aber mit der Hand, oder mit der Angelruthe. Ich habe einen guten Freund; Ihr kennt ihn Alle, unſern Nachbar Martin; er iſt Fiſcher, das heißt, das Fiſchen iſt ſein Vergnügen, ſeine Erholung. Habe ſchon oft bei ihm treffliche Fiſche gegeſſen, die er ſelbſt gefangen. Der hat mir erzählt, wie viel Mühe ihm anfangs das Fangen der Fröſche gemacht."

„Bitte, erzähle doch, lieber Vater!" „Sehr gerne, meine Kinder. — Einſt, ſo erzählte er mir, kam ich mit der Angelruthe zurück, ohne einen einzigen Fiſch gefangen zu haben, nicht einmal einen Gründling. Als ich dem Teich entlang ging, ſah ich viele prächtige Fröſche, die luſtig in's Waſſer ſprangen und mich auszulachen ſchienen. Wartet ihr Burſche, ich will euch ſchon kriegen, denke ich, laſſe mich am Ufer nieder, ſetze meine Leine in Stand, um, wie es die Froſchfänger machen, ein Inſekt über den Köpfen der Fröſche tanzen zu laſſen. Aber kaum ſtreckte ich meine Ruthe hinaus über's Waſſer, ſo tauchten alle unter und verbargen ſich im Schlamme. Ich ſuchte einen anderen Standort. Nützte nichts! Ich verſah meine Angel mit den ſchönſten Würmern, mit den zierlichſten Feinſchnecken, mit prächtigen Libellen. Alles eitle Mühe. So wie ich nur den Arm ausſtreckte, verſchwanden die grünen Rücken, und ich hatte nur das Vergnügen, die langen, ſchwarzgebänderten Beine zu ſehen, wie ſie in mächtigen Stößen die Flucht beſchleunigten. Guckt auch hie und

da ein großes Froschmaul aus dem Wasser hervor zwischen zwei glänzenden Augen, so sieht das eine dieser Augen wohl lüstern nach dem Köder, das andere aber blickt mit höhnischem Mißtrauen nach mir, und der Frosch verschwindet. Das ist denn doch gar zu ärgerlich. Keine Fische! Nun das ist auch schon vorgekommen, aber nicht einmal einen elenden Frosch. Ja wohl einen elenden Frosch, fuhr ich in meinem Selbstgespräch fort, es ist eigentlich doch ein schlechtes Essen, das Froschfleisch. So halb und halb getröstet gehe ich mit leerem Korbe nach Hause. Allein auch dort beschäftigten mich die verfehlten Versuche. Ich konnte den Gedanken, wie ich es machen sollte, um einige dieser langbeinigen Bursche in meine Gewalt zu holen, nicht los werden. Ich muß es doch nochmals versuchen, rief ich, und eilte mit meinen Fischgeräthschaften wieder hinaus."

„Du weißt, lieber Paul," fuhr Nachbar Martin fort, „unten am See wohnt der alte Ennetberger, der wie ich ein leidenschaftlicher Fischer ist. Oft, wenn das Wetter für den Fischfang ungünstig war, saß er am Bache, gegen die Mühle hin und fischte Frösche. Ich hatte diese Beschäftigung weit unter meiner Würde gehalten und sah mit einer Art Stolz auf den Froschfänger herab, ging auch, wenn er an diesem Geschäfte war, ihm aus dem Wege, auf einem Umwege nach dem See. Was sollte ich Frösche fangen? Nach Hechten Forellen, ging mein Verlangen."

„Auch am Abend, als ich wieder auszog Frösche zu fangen, sitzt er unten am Bache. Aha! denke ich, im Bach, im fließenden Wasser geht es besser. Allein ich fing so wenig etwas, als morgens am Teiche. Und doch saß Ennetberger dort und machte Zug um Zug einen glücklichen Fang. Was war denn Schuld, warum gelingt es mir nicht? Bin ich etwa auffallend gekleidet? Bewahre! Unsere Kleider sind vom gleichen Stoff, fast vom gleichen Schnitt. Der Köder ist ebenfalls der nemliche und doch weichen mir die Bestien aus, während sie sich um seine Angel drängen, Eile zu haben scheinen mit seinem Köder Bekanntschaft zu machen, oder durch die Hand der Köchin in die Pfanne geworfen zu werden. Es ist, als hätte er es den Fröschen angethan. Kaum hat er den Köder in die Nähe der Wasseroberfläche gebracht, so hüpften die Frösche vor Freude der Angel entgegen.

„Haben Sie einen guten Fang gemacht, Herr Martin?" fragte mich Ennetberger, als ich immer einen andern Standpunkt wählend ihm näher gekommen war.

Statt aller Antwort zeigte ich ihm meinen leeren Korb.

„Das wundert mich nicht," sagte unser Nachbar, — „Sie sind zu ungeduldig, mein junger Freund, zu hastig. Die Frösche müssen sich erst an Ihren Anblick gewöhnen. Bleiben Sie zuerst eine Zeit lang ganz ruhig am Ufer. Bald kehren die, welche bei Ihrem Erscheinen geflohen sind, wieder zurück, sehen neugierig nach Ihnen und haben sie Sie genug angeglotzt, dann erst gebrauchen Sie Ihre Angelruthe, doch immer noch ohne alle auffallende Bewegungen. Ja, Sie müssen noch weiter gehen. Sie lassen den Köder nicht über den Köpfen derjenigen tanzen, die Sie zwar fangen möchten, sondern an einem ganz andern Orte; gerade thun, als kümmerten Sie Sich gar nicht um sie."

„Der Rath war trefflich, was der günstige Erfolg bewies. Mein Korb füllte sich zusehends und Abends konnte ich den Meinigen eine hübsche Schüssel Froschkeulen vorsetzen. Ich fand auch immer mehr Gefallen am Froschfang, weil ich dabei manche Eigenthümlichkeit dieser Thiere kennen lernte. Nach und nach lernte ich sogar an ihren Bewegungen Furcht, Freude, Begierde erkennen. Sind sie einmal an den Anblick des Fischenden gewöhnt und dieser bewegt den Köder leicht über dem Wasser, so eilen zuerst die lebhafteren, ungeduldigeren, jungen Frösche von Weitem herbei. Allein sie sind noch furchtsam, gebrauchen Vorsicht, selbst List. Sie gehen nämlich nicht gerade auf ihr Ziel los, sondern tauchen von Zeit zu Zeit unter und kommen etwas näher dem Köder wieder hervor. Dann verstecken sie sich zwischen Blättern oder unter Wasserlinsen, beobachten den Köder, welchem der Fischer die Bewegung eines fliegenden Insektes geben muß, und wenn der Köder noch zu entfernt von ihnen ist, so tauchen sie wieder unter, um demselben noch näher gelangen zu können. Der Köder kommt nun in Sprungweite, der junge Frosch krümmt den Rücken, macht sich klein, und macht nun rasch eine Bewegung nach der Beute. Noch ungeschickt, ungeübt, mißglückt der Sprung häufig und wirklich gibt das Thier, nachdem sein Versuch mehrmale fehlgeschlagen, gewöhnlich jede weitere Bemühung auf, taucht unter, um nicht mehr zu kommen."

„Die ausgewachsenen Frösche aber kommen ebenfalls von Weitem her, schwimmen aber unter dem Wasser gerade auf die Beute los, bis in die Nähe, wo der Köder sich bewegt. Hier bleiben sie nun unbeweglich und mit aufmerksamem Blicke der Beute folgend. Da sie aus Erfahrung den Flug der Schmetterlinge, der Mücken und der Libellen zu kennen scheinen, so warten sie

bis dieſe nahe genug ſind, um ſie zu packen. Haben ſie aber die Beute verfehlt, ſo laſſen ſie ſich dadurch nicht abſchrecken, ſondern nehmen ſo ſchnell wie möglich die frühere Stellung ein und paſſen auf eine neue Gelegenheit, die ſich bei dem gewöhnlichen Hin- und Herfliegen ſchnell genug darbietet. Allein ſie werden mißtrauiſch, wenn man ihnen den Köder bequem vor's Maul rückt. Es geſchieht oft, daß ſie ſolch' plumpen Zumuthungen voll Verachtung den Rücken wenden und untertauchen. So ſchüchtern ſie im Anfange ſind, ſo verlieren ſie alle Furcht, wenn ſie mit dem Fiſcher einige Zeit Bekanntſchaft gemacht; ja ſie werden gerade zu dreiſt. Ich habe Fröſche geſehen, die mühſam am Rand des Baches heraufkletterten und dann neben mir ſitzen blieben und mich aufmerkſam in der Nähe betrachteten. Das Außerordentlichſte aber iſt, daß mancher Froſch, der ſich von der Angel losmachen oder meiner Hand ſich entwinden konnte, luſtig in's Waſſer ſprang, um ſogleich wieder anzubeißen. Einſt, es war ein ſehr warmer Tag, und die Wärme ſcheint ihre Kühnheit zu vermehren — fiſchte ich geraume Zeit an der gleichen Stelle. Der Fang war ſo reich, daß ich kaum Zeit fand, die Angel in die Nähe des Waſſers zu bringen und ſchon hing wieder ein Froſch daran. Ich denke, nun muß mein Korb voll ſein. Wie erſtaunt bin ich aber in demſelben nur ſehr wenige, ziemlich ſtark Verwundete zu ſehen. Mein Korb hatte nemlich eine kleine Oeffnung, durch welche die Fröſche entkamen, in's Waſſer zurückkehrten und ſich wieder fangen ließen, und ſo hatte ich geraume Zeit immer die gleichen Fröſche gefangen.

„Das ſcheint aber," wirft Otto ein, „nicht gerade für ihre Intelligenz zu ſprechen. Man muß doch recht dumm ſein, um zweimal nacheinander in die gleiche Angel, wahrſcheinlich in den gleichen Köder zu beißen. Wenn eine Maus, die ſich in der Falle gefangen hatte, entkommen kann, geht ſie ſicher nicht zum zweitenmal hinein. Und die Mutter ſagte mir, wenn ſie Mausgift in verſchiedener Form gelegt und eine oder zwei am genoſſenen Gift umgekommen ſeien, ſo laſſe ſich keine dritte oder vierte verleiten, von dem Zeug zu naſchen. Ueberhaupt müſſe man bald mit den Fallen, bald in anderer Weiſe häufig wechſeln, wenn man mit Erfolg die Mäuſe einfangen wolle."

„Du haſt ganz recht, mein Freund, allein trotz dem behauptet mein Herr Martin, daß die Fröſche nicht ohne Intelligenz ſeien, daß es ihm gelungen, Fröſche bis auf einen gewiſſen Grad zu zähmen."

„Wie gezähmt?“ fragt Mariechen, „sie sind ihm doch nicht nachgelaufen, wie unsere kleinen Pintscher?

„Nein, das nicht, allein sie ließen sich mit dem Finger berühren, über den Rücken streicheln, ohne die mindeste Furcht zu zeigen. Gewiß ein Beweis für seine Behauptung.“

„Wie fing er denn das an?“ fragt Otto leuchtenden Auges, denen man ansah, daß er auch den Versuch zu machen gedachte.

„Nachdem er die Frösche so weit gebracht, daß sie sich in seiner Nähe an der Sonne wärmten, suchte er sie vermittels ihrer Lieblingsnahrung — Tagfliegen und Libellen — noch mehr an sich zu ziehen. Er fing solche Insekten, betäubte sie durch einen Druck mit den Fingern und legte sie auf eine dichte Moosschicht. Kaum hatten die Frösche seine Spende erblickt, als sie herbeischwammen, um die Leckerbissen zu verzehren. Bald hatten sie sich auch die Tageszeit gemerkt, in der ihnen die Insekten gereicht wurden und fanden sich dann auch schon früher, vor der Ankunft Herrn Martins in der Nähe seines gewöhnlichen Sitzes ein. Sie hatten also auf ihren Freund gewartet. Und als er einst, durch eine kleine Reise gehindert, mehrere Tage beim Stelldichein fehlen mußte, hatten sie ihn dennoch nicht vergessen und kamen bei seinem Erscheinen sogleich und ohne alle Scheu zu ihm, wie zu einem alten Bekannten heran. Ist das nicht ein Beweis für das Gedächtniß des Frosches?“

„Ich selbst,“ fuhr der Vater fort, „habe einst zugesehen, als sich Blutegel an die Schenkel einiger Frösche festsaugten. Es wollte den armen Thieren im Wasser nicht gelingen, sich von ihren Peinigern zu befreien, da kletterten sie an's Land, als ob sie wüßten, daß die Blutegel nur im Wasser leben können, und rieben sich an den Gesträuchen herum, bis sie die Plagegeister los waren.“

„Wie tödtet man denn die armen Thiere, um die Beine zum Speisen zu erhalten?“ fragt Mariechen.

„Menschliche Fischer nehmen sie bei den Hinterbeinen und zerschmettern ihnen mit einem Schlag auf einem Stein den Hirnschädel.“

„Pfui! Und die nennst Du menschlich, lieber Vater?“ fragt Mina erstaunt.

„Ja, gute Mina, denn es folgt darauf augenblicklicher Tod. Allein zur Schande der Menschheit muß ich hinzufügen, daß nur wenige Froschfänger so verfahren. Die meisten schneiden mit einem scharfen Messer das arme Thier

entzwei, werfen den einen Theil, die Hinterſchenkel in einen Korb, den andern aber, den Rumpf auf einen Haufen."

„Da ſind ſie wohl auch todt?" ſagt Karl.

„Leider nein, mein Kind. Und das iſt eben das Grauſame, das Unmenſchliche bei dieſem Verfahren, daß der Rumpf oft noch einen ganzen Tag am Leben bleibt. Die weit geöffneten Augen und die zappelnden, zuckenden Füße beweiſen das genugſam."

„Ach! Du lieber Gott!" ruft Mina — „das iſt ja entſetzlich. Ich eſſe keine Froſchkeulen mehr!"

„Was wird das nützen?" erwidert Wilhelm. — „Dann werden ſie von Anderen gegeſſen."

„Man ſollte aber ſolche herzloſe Menſchen ſtrafen, das iſt ja Thierquälerei im höchſten Grade," ruft Otto.

„Wenigſtens ſollte man," ſagte der Vater — „dahin wirken, daß der Menſch überall, wo er genöthigt iſt, Thiere zu ſeinem Unterhalte zu brauchen, dieſe durch einen ſchnellen, ſichern Tod von allen weiteren Schmerzen bewahre. Allein ſo lange die Menſchen mit ihres Gleichen kaum beſſer umgehen, ſo iſt wenig Hoffnung, daß ein ſolcher Wunſch berückſichtigt werde."

„Aber, liebe Leute, denkt Ihr denn gar nicht an die Heimkehr? Die Sonne geht bald unter, und wir haben noch eine gute Strecke Weg vor uns," mahnt die Mutter.

„Du haſt recht, meine Liebe. Vorwärts junges Volk!"

„Welchen Weg ſchlagen wir ein?"

„Dem Erlenwalde zu."

„Das iſt herrlich, da können wir noch ein Froſchkonzert hören," ſagt Karl. „Deine Erzählung vom Geſange der Unken, lieber Otto, hat mich neugierig gemacht. Ich dachte am Sumpfe, der ſich dort unten am Erlenwalde hinzieht, müßten ſich ſolche Sänger finden. Schon von Ferne höre ich ihr Geſchrei. Raſch nähere ich mich dem Sumpfe. Da iſt plötzlich alles ſtill. Ich bleibe erſtaunt ſtehen; nicht lange, ſo höre ich zuerſt im fernen Oſten, dann im Weſten und endlich unten am Saume des Waldes, alſo auf den äußerſten Poſten des Konzertſaales einzelne „Kroaxs" — „Kroaxs" — das waren die Wächter, welche anzeigten, daß ſich nichts Verdächtiges mehr zeige und daß nun mit dem unterbrochenen Chorgeſang fortgefahren werden könne. Wirklich beginnt nun Einer ſein „A — lo — lo!" Andere antworten

in der gleichen Melodie. Der Vorſinger aber ſchlägt das Blatt um und nun folgt ſeinem „A—lo—lo“ die ſchönſte Roulade der Welt. Das war das Zeichen, daß der Chor einfallen ſolle, und jetzt ſingen tauſend hochaufgeblaſene Kehlen, die Einen laut, die Andern ſanft, faſt nur hingehaucht die einfache Grundmelodie. Aber welch ein Durcheinander! Potz Tauſend! wie würde unſer Kantor dreinſehen, wenn wir in dieſer Weiſe unſern Chor vortragen würden.“

„Ja,“ fällt Otto ein — „und unten am See, wo die vielen großen, dicken Binſen ſtehen, welche in Bündel gebunden den Schwimmkandidaten bei ihren erſten Verſuchen dienen, dort ſcheint ein Hauptſammelplatz des grünen Froſches zu ſein. Dort iſt der Lärm gegen Abend ſo entſetzlich, daß man ſein eigen Wort nicht hört. Wilhelm und ich griffen nach Steinen und warfen ſie unter die heulende Menge. Das half, wenigſtens für einige Minuten, dann aber mußten wir dieſes Schreckmittel immer wieder auf's Neue in Anwendung bringen.“

„So machten es auch, in früheren Zeiten die Seigneurs in Frankreich,“ ergänzte der Vater. „Gewöhnlich hielten ſie ſich in der Stadt auf, kamen aber während der ſchönen Jahreszeit auf ihre Schlöſſer, auf dem Lande. Dieſe waren aber der vieljährigen Bürgerkriege wegen, nicht nur feſt, ſondern wenn immer möglich mit einem Waſſergraben umgeben. Dieſe Graben wurden zu wahren Pflanzſtätten der Fröſche. Damit nun die gnädige Herrſchaft in ihrem Schlafe nicht geſtört wurde durch das Geſchrei der Fröſche, bot man Nacht für Nacht Bauern auf, die mit langen Ruthen die ganze Nacht hindurch in's Waſſer ſchlagen mußten.“

„Ach! das wird wohl auch ſo ein Mährchen ſein, wie mit dem Krötengift“ ſagt Otto. „Wie kann man von dem armen Bauern fordern, daß er nach des Tages ſchwerer Arbeit, wenn er ſo ſehr der Ruhe bedarf, ſich des Schlafes beraube, damit wenige Perſonen, die ja nichts thun und wohl auch am Tage ſchlafen können, nicht geſtört werden?“

„Und dennoch iſt es Thatſache und liegt auch ganz in der damaligen Anſchauungsweiſe und den Verhältniſſen jener Zeit,“ erwiderte der Vater.

„Was aus dem Bäumchen werden ſoll, das weiß nur Gott allein."

Von **Franz Bonn.**

„Ich werd' einmal ein Reitersmann"
So ſpricht der tapf're Fritz
„Daß hoch zu Roß ich ſitzen kann
Und fliegen wie der Blitz."

„Ich," ſagt der Hans „werd' kein Soldat,
Ich ſitz' daheim ſo gern,
Ich werd ein Herr vom Magiſtrat
Mit Degen, Band und Stern."

Ein Pfarrer will der Philipp ſein,
Ein Doktor klug der Paul —
„Ein Zuckerbäcker wäre fein"
Meint Franz das Schleckermaul! —

O Kinder! ſeht im Wald einmal
Die jungen Bäumchen an,
Sie ſind noch kurz und dünn und ſchmal,
Sind wenig Blätter d'ran.

Doch ſind ſie friſch wie Ihr an Kraft,
Und aus den Wurzeln bringt
In alle Stämme reich der Saft,
Der ſie zum Wachſen bringt.

Seht Euch die Bäumchen an genau,
Wie ſie ſo luſtig ſind —
Ihr Wipfel ſtrebt zum Himmelsblau,
Mit ihnen ſpielt der Wind.

Gar Viele, Viele müſſen bald
Verkümmern. Traurig Loos
Für Alle iſt nicht Platz im Wald,
Nur wen'ge werden groß.

Zum Sorgenſtuhl wird der geſchnitzt,
Und jener wird ein Schrank,
Als Pfahl wird dieſer zugeſpitzt,
Und der bleibt krumm und krank.

Als Feldkreuz ſteht wohl der am Weg
Dereinſt im ſtillen Land,
Und jener wird ein ſich'rer Steg
Auf hoher Felſenwand.

Gar mancher, der in junger Pracht
Im Lenz die Zweige ſchwenkt,
Wird einſt zu einem Sarg gemacht
Und in die Gruft geſenkt.

Vielleicht daß Einer zieht als Maſt
Stolz in die See hinaus,
Die Meiſten tragen ſchwere Laſt
Als Balken ſtill im Haus.

So iſt der jungen Bäumchen Loos,
Wie Eure Lebensbahn! —
Die Bäumchen wachſen, werden groß
Und denken nicht daran.

Sie blühen luſtig, jung und grün
Und ſtreben auf zum Licht,
Ein jedes muthig, jedes kühn,
Die Zukunft quält ſie nicht.

So blüht auch Ihr der Freuden voll
Friſch in die Welt hinein!
Was aus dem Bäumchen werden ſoll,
Das weiß nur Gott allein.

„Sei witzig, die Welt ist spitzig."

Von **Becker.**

Dieses Sprichwort bedeutet wohl vorzugsweise, du mögest fein Acht haben, daß du nicht betrogen werdest in der Welt; denn der Betrüger gibt es gar viele und feine, die dich mit List in die Falle locken und dich um Geld und Gut oder gar um Ehre und Unschuld bringen. Doch darüber will ich nichts weiter reden, möchte dich auch nicht mißtrauisch machen gegen die Leute, die um dich sind, und die dich gewiß recht lieb haben und dein Bestes wollen. Aber gegen solche möchte ich dich recht witzig machen, die zum Spaße dich in allerlei Fallen locken möchten, aus denen du übrigens, wenn du auch darin gefangen wirst, mit heiler Haut — nur etwas klüger — wieder herauskommst.

Sie führen allerlei spitzige Reden, die sich so und so deuten lassen, und wenn du etwa in der Schule deine Sprache nicht recht gelernt oder etwa an das Denken dich nicht besonders gewöhnt hast, so verstehst du diese nicht recht oder falsch oder gar nicht, und du mußt dich gefangen geben und dazu recht auslachen lassen.

Nun will ich dich einmal in's Examen nehmen und dir den Puls fühlen, um zu sehen, wie es mit deinem Witze steht. Also gib mir Bescheid auf meine Reden:

1. Ich wette, was du willst, daß ich höher springe als unser Kirchthurm.

2. Ich behaupte, daß ein Spatz eher einen Schäffel Haber frißt als ein Pferd.

3. Ich glaube nicht, daß du das Vaterunser allein beten kannst.

4. Ich versichere dich, bis du von der Vakanzreise wieder heimkommst, hast du keine Nase mehr.

Nun denke nach und zeige, daß du witzig bist.

Gibst du zu, daß ich wahr gesprochen habe, so streiche ich die Segel und sage, du bist so gescheidt wie ich; schüttelst du aber das Köpflein, als wolltest du ungläubig nein sagen, so erkenne ich daran, daß du meine Rede nicht verstehst, und noch viel lernen mußt, bist du so gescheidt wirst, wie ich bin. Für diesmal aber will ich dich von deiner Ungeduld und deinem Zweifel erlösen.

Zum Ersten denke dir, daß ich höher springe, als der Kirchthurm springt, nicht aber höher, als er ist.

Im Zweiten behaupte ich, daß ein Spatz eher einen Schäffel Haber frißt, als er ein Pferd frißt. Hier ist Pferd das zweite Objekt, nicht das zweite Subjekt.

Im Dritten glaube ich nicht, daß du das Vaterunser allein beten kannst; wir alle können es ja auch beten, nicht du allein. Auch glaube ich nicht, daß du (nur) das Vaterunser allein beten kannst, sondern auch das Morgen-, Abend- und Tischgebet und viele andere.

Im Vierten denke ich mir, daß du nach deiner Vakanzreise um keine Nase mehr hast, als du vor derselben gehabt hast.

Nun hast du gesehen, daß ich spitzig bin. Spitze jetzt auch deinen Verstand, auf daß du mit mir kämpfen kannst, wenn wir wieder einmal auf den Blättern dieses Buches zusammengerathen.

Das Mäuschen und das Wieselein.

Von **Anton Forsteneichner.**

Erschrickst Du vor dem Mäuschen, diesem feinen, flinken Wesen? Gilt nicht das Wort „Mäuschen" bei uns als liebkosender Name? Doch ich darf Dich nicht zanken, wenn Du auch erschrickst, weil selber der Elephant dieses Thierchen scheuen soll: der furchtbare Riese das furchtsame Zwerglein.

Wenn die Maus das kleine, kluge Auge, das wie eine Gagatperle glänzt, rastlos hin und her wandern läßt, dann den Kopf dreht, um seine Operationskarte zu überschauen, aber beim leisesten Gekniſter in ihre Kasematte huscht — wer könnte diesem Kobolde böse sein? Ließe sich die Naschhaftigkeit aus ihrem Passe streichen, die sich selbst bis in's Toilettenbüchslein verliert, um von der Pomade zu kosten, man müßte sie gerne haben.

Am nettesten aber wird die Maus, wenn sie in der Schule wie ein Eichhörnchen sich setzt, das seidenbünne Ohr auf den Lehrer spannt, oder dem Spiele der Violine horcht, oder dem Liede, das auf die Prüfung eingeübt wird.

Nur in ihrer Ueberzahl werden die Mäuschen unheimlich. So brachen

Legionen von Mäusen in das Lager Sanheribs, als er Jerusalem bedrohte und nöthigten ihn zum Abzug.

Was unter den Nagern das Mäuschen, ist unter den Raubthieren das Wieselein. Wird dort Alles angenagt, so wird hier Alles angefallen, was einigermaßen überwältigt werden kann. Der kleine, schwach gebaute Räuber wagt sich sogar an Hamster und Ratten. Und bei all dem kann man dem Thierlein nicht grollen. Der geschmeidig biegsame Körper in seinen blitzschnellen Bewegungen und dann wieder das Graziöse versöhnt den Belauscher.

Gezähmt spielt es sehr possirlich, wie ein Kätzchen. Darauf, wie auf sein heimliches, schleichendes Treiben mögen die Schmeichelnamen deuten, die fast alle Sprachen und Mundarten ihm gegeben haben: „Fräulein" und „Mühmlein", nennt es der Westphale, „Donnola" der Italiener, „Schönthierle" der Bayer in einigen Gegenden. Und diesen letztern Namen verdient es wirklich, wenn es auch gar nichts besäße, als das schmucke Pelzröckchen, rothbraun mit weiß spielend.

Dort huscht's jetzt längs des Saatfeldes und in welcher Eile! Es gilt wohl heute das leckere Mäulchen in die Honigfäßchen der Hummel zu stecken?

Der Kinder Neujahrsgruss.*)

Von **Isabella Braun.**

Ein froher Gruß aus Kindermunde
Empfängt Euch, liebes Elternpaar,
Zu dieser frühen Morgenstunde
Im neugebor'nen Lebensjahr.
Das junge Herz schlägt voller Hoffen,
Des Glückes Pforte stehet offen,
O, kommt und tretet mit einand'
Hinein an Eurer Kinder Hand!

Was sollen wir auch bange zagen
Und furchtsam vor der Pforte stehen?
Was sollen wir noch zweifelnd fragen:
Wie's mag im neuen Jahre geh'n?

*) Die Kinder können abwechselnd sich in die Strophen theilen.

Es hat uns Gottes Hand geleitet,
Voll Segen uns den Pfad bereitet
Durch Seine lieben Engelein, —
Er wird auch ferner bei uns ſein.

O, wie ſo ſchön iſt's doch beiſammen
Daheim, im lieben, trauten Kreis,
Wenn luſtig lodern auf die Flammen
Und machen unſern Ofen heiß!
Da wärmt man ſeine kalten Glieder
Und ſtürmt hinaus dann fröhlich wieder
Zur Schule und zur Schlittenbahn,
Bis man das Tagewerk gethan.

Dann ſetzt man um die Tafelrunde
Gemüthlich ſich in enger Reih,
Und plaudernd geht's von Mund zu Munde,
Daß nicht zu lang der Abend ſei.
Der Vater kann gar viel berichten,
Erzählt, und lieſt uns auch Geſchichten;
Die Mutter ſingt ein Liedchen vor,
Die Kinder ſtimmen ein im Chor.

Nach einem Dutzend heitrer Wochen
Erglänzt auch ſchon der Sonnenſtrahl,
Die Gräslein an die Erde pochen
Und kommen an in voller Zahl;
Der Frühling kleidet Flur und Wälder,
Er wird damit noch fertig bälder,
Als ſelbſt die Schneiderzunft der Stadt
Die Röcklein alle fertig hat.

Nun geht's hinaus zu Wald und Auen
Zu Blümlein und zu Vogelſang
Die Lenzeswunder anzuſchauen
Und röther färbt ſich jede Wang'.
Der Greis, das Mütterlein am Stabe,

Die Eltern, Mädchen, Kind und Knabe,
Die ganze Jugend in der Reih
Begehen froh den erſten Mai.

Die Bäume all' in Blüthen prangen,
Es fällt herab der Lenzesſchnee
Und Knöſplein an den Zweigen hangen,
Verkündend ſchon des Sommers Näh.
Die Halme ſind gekrönt mit Aehren,
Im Walde reifen ſüße Beeren,
Ein „Tiſchlein deck dich" iſt Natur,
Man braucht ſich d'ran zu ſetzen nur.

Wie luſtig, wenn der Aerntewagen
Im Blumenkranz zur Scheune fährt,
Wenn alle Bäume Früchte tragen
Und Jedes von dem Segen zehrt;
Wenn's klappert in der weiten Tenne,
Wenn fröhlich gagert jede Henne,
Das Täublein und der kecke Spatz
Nun picken von dem reichen Schatz!

Wie luſtig erſt, wenn unſre Preiſe
Wir tragen heim zum Elternhaus!
Da gibt es dann zum Lohn dem Fleiße
Auch einen feſtlich guten Schmauß.
Es herrſchet Freude und Vergnügen,
Wir ziehen aus in langen Zügen
Zum aller-allerſchönſten Ort,
Wir jubeln und wir ſpielen dort.

„Vakanz, Vakanz!" wie tönt ſo heiter
Dies Wort im freudevollen Ruf;
's iſt eine wahre Himmelsleiter
Die Gott für brave Kinder ſchuf.
Sechs Wochen lang im luſtigen Sprunge,
Voran das Mädchen und der Junge,

Der Vater mit bedächt'gem Schritt,
Die Mutter auch geht freundlich mit.

Doch geht's auch wieder gern zur Schule,
Vergnügt und sonder „Oh und Ach!“ —
Denn Arbeit ölt des Lebens Spule,
Wir machen's unsern Eltern nach:
Sie schaffen fleißig auch am Tage,
Man hört darüber keine Klage,
Und Abends glänzt das Angesicht
Gar hell von treu erfüllter Pflicht.

„Was hab gelernt ich Alles heute?
Was hab genäht ich und gestrickt?
Wie hoch beträgt sich wohl die Beute,
Die mir das Tagewerk geschickt?“
Auf solches Rechenschafts-Exempel
Drückt Gott des Fleißes Segensstempel
Und stärkt im Schlaf den müden Leib,
Auf daß er frisch und kräftig bleib.

Nun schreitet durch des Herbstes Nebel
Im Winterpelz St. Nikolaus,
Knecht Ruprecht rasselt mit dem Säbel,
Theilt Ruthe, Nüß und Zwetschgen aus.
Da gibt's ein Lachen und ein Scherzen,
Ihr Eltern lacht aus vollem Herzen,
Steckt hintern Spiegel dann die Ruth,
Wir sehen's mit getrostem Muth.

O Weihnachtsbaum voll Glanz und Schimmer,
O wunderbare, heil'ge Zeit!
Du machst zum Paradies das Zimmer
Und füllst das Herz mit Seligkeit!
O Jesukindlein, hab an Allen,
Dein heilig, hehres Wohlgefallen,

Und kehr mit Deinem Gnadenſchein
Doch ja in unſere Seelen ein!

Und neigt das Jahr ſich nun zum Ende
So denkt man fröhlich noch zurück
An manche theure Himmelsſpende,
An manches ſüß verlebte Glück:
Im Hauſe liebe, werthe Gäſte,
Kirchweih, Geburts- und Namensfeſte,
Und in dem trauten Freundesbund
So manche ſchöne Freudenſtund.

Wir haben Euch gezeigt in Rahmen
Ein treues Bild vom letzten Jahr;
So ſtell ſich auch, in Gottes Namen
Das neue reichgeſegnet dar.
Die Hände wir nun betend falten,
Gott mög in Gnaden mit uns ſchalten
Uns ſchützen doch vor trüber Zeit
In gnädiger Barmherzigkeit.

Voran denn nun, Ihr Eltern Beide!
Wir folgen nach mit ſicherm Tritt
Gar fröhlich Euch im Feſteskleide
In Reih und Glied nach Brauch und Sitt.
Voran, voran mit gutem Glauben,
Den uns kein trüber Tag ſoll rauben,
Nach Regen folgt die Sonne ja,
Und Gott iſt als Begleiter nah. —

Digitized by Google

Der Taubstumme.

Von J. St.

(Mit Bild.)

I.

Der Findling.

Unter den Männern, deren Namen als Wohlthäter der Menschheit von der Nachwelt fortan mit Ehrfurcht genannt zu werden verdienen, und deren Wirken für alle Zeiten ein Segen bleiben wird, darf wohl der Erfinder des Unterrichtes für Taubstumme, Charles Michel Abbé de l'Epée, in erster Reihe genannt werden.

Wenige Menschen haben vielleicht jemals über den Zustand dieser Unglücklichen ernstlich nachgedacht und sich die trostlose Einsamkeit der Seele vergegenwärtigt, zu der sie, — des Gehöres und der Sprache beraubt, — vom Geschicke verurtheilt sind.

Der Taubstumme kann wohl die Sitten und Gebräuche derjenigen, mit welchen er lebt, annehmen; aber sein Inneres, sein Gemüth wie seine geistigen Anlagen werden unentwickelt bleiben, ohne die besondere Sorgfalt seiner Umgebung.

Wer möchte daher die Verdienste des edlen Menschenfreundes bestreiten, der es sich zur Lebensaufgabe gestellt, an diesen beklagenswerthen Wesen, gleichsam eine Versäumniß der Natur durch seine liebevollen Anstrengungeu gut zu machen.

Indem de l'Epée durch unermüdliches Studium das Mittel fand, sie der Mittheilung zugänglich und derselben fähig zu machen, weckte er ihre Seelen erst zum eigentlichen Leben. Das beseligende Gottesbewußtsein und die Ausbildung ihrer geistigen Fähigkeiten, welche man gerade bei Taubstummen oft in ungewöhnlichem Maaße findet, wurde ihnen durch seine sinnreiche Vermittlung geschenkt.

Ch. M. de l'Epée, geboren am 25. November 1712 hatte sich frühe dem geistlichen Stande gewidmet und war bereits mit 26 Jahren Canonicus zu Troies. Der Umstand, daß seine jüngste, zärtlich geliebte Schwester taubstumm war, veranlaßte ihn zur Erfindung einer Zeichensprache, um sich ihr mittheilen zu können, und ihr den Verkehr mit der Familie zu ermöglichen.

Wohl waren schon vor ihm derartige Versuche an Einzelnen angestellt worden, nie aber hatte man etwas darüber erfahren; nie wurde die Art und Weise bekannt gegeben, und so der Menschheit zugänglich gemacht. Die ersten Versuche de l'Epées gelangen über alle Erwartung, und er bemühte sich nun, die Erfindung immer mehr auszubilden. Bald verbreitete sich der Ruf derselben weit über Paris hinaus, wo er lebte. Aus allen Gegenden wurden Taubstumme zu ihm gebracht, und durch diese unerwarteten Erfolge ermuthigt, beschloß nun de l'Epée sich ganz diesem Berufe zu widmen. Er hoffte vom Staate Unterstützung zur Errichtung eines Taubstummen-Institutes zu erhalten; da aber Bitten und Vorstellungen fruchtlos blieben, entschloß er sich, sein eigenes, kleines Vermögen zur Gründung einer solchen Anstalt zu verwenden. Das Fehlende suchte er theils durch seine rastlose Thätigkeit, theils durch den Wohlthätigkeitssinn hoher Gönner zu ergänzen. Unter Letzteren zeichnete sich besonders der edle Herzog von Penthièvre aus, der dem neuen Unternehmen warme Theilnahme und reichliche Unterstützung zuwandte. Aber nicht bei allen Vornehmen und Reichen hatte sich de l'Epée einer so günstigen Aufnahme zu erfreuen, und doch wuchsen die Ansprüche an seine kleine Anstalt mit jedem Tage. Diesen zu genügen, und seinen lieben Zöglingen die nöthigen Mittel für Erziehung und leibliche Pflege beschaffen zu können, scheute er keine Demüthigung, wenn er mit seinen Gesuchen auch oft schnöde abgewiesen wurde, keine Anstrengung, keine persönliche Entbehrung. Oft sah man ihn, mehr als ärmlich gekleidet, auf der Straße, und zu Hause versagte er sich, obgleich alt und kränklich, nicht selten im strengsten Winter, selbst das Einheizen, um nur seine Kinder mit allem Nöthigen gut versorgen zu können.

An einem Herbstabende des Jahres 1773, als de l'Epée von einem Krankenbesuche in der Vorstadt etwas später als gewöhnlich nach Hause ging, sah er in einer kleinen Entfernung eine Gruppe Menschen beisammenstehen, und glaubte das Weinen eines Kindes zu vernehmen. Während er seine Schritte dahin lenkte, hörte er von den Vorübergehenden die Worte: „Er ist wahrscheinlich taubstumm, er antwortet nicht.“ De l'Epée verdoppelt seine Schritte, und findet, an der Stelle angelangt, einen Knaben von 9 bis 10 Jahren, weinend, und in grobe Lumpen gehüllt, aber von einnehmender Gestalt. Er selbst, so wie ein inzwischen dazu gekommener Polizeibeamter, hielt den Kleinen für das Kind armer Leute, die es hier ausgesetzt hätten; de l'Epée erbot sich, es vorläufig zu sich zu nehmen, und dafür zu

ſorgen. Er ſuchte nun vor Allem, den Knaben, der noch immer weinte, zu beruhigen, trocknete freundlich ſeine Thränen und gab ihm durch Zeichen zu verſtehen, daß er ihn mit ſich nehmen, ihm beſſere Kleider und etwas zu eſſen geben wolle. — Der Knabe blickte ihn einige Sekunden lang ernſt und forſchend an; dann, als habe er nun die Gewißheit erlangt, in ihm ſeinen Retter gefunden zu haben, ergriff er plötzlich, mit der, den Taubſtummen eigenen, leidenſchaftlichen Heftigkeit, ſeine Hand, küßte ſie, klammerte ſich, ſcheu umherblickend, an ihn an und drängte zum Fortgehen.

Schon auf dem Heimwege und wiederholt beim Eintritt in's Haus, gab das Kind ſein Befremden und ſeine Unzufriedenheit kund, ſich in Lumpen zu ſehen. In ſeiner Haltung und in ſeinem ganzen Weſen ſprach ſich eine gewiſſe Bildung und Feinheit aus, welche bald den geübten Menſchenkenner zu der Vermuthung veranlaßten, daß er nicht ein armes, verwahrloſtes Kind geringer Leute, ſondern viel wahrſcheinlicher, den unglücklichen Sprößling irgend einer vornehmen Familie, vielleicht das Opfer habgieriger Verwandten, bei ſich aufgenommen habe.

De l'Epée ließ den Vorfall in allen Zeitungen veröffentlichen, indem er zugleich eine genaue Perſonalbeſchreibung ſeines Findlings beifügte. Aber alle Nachforſchungen blieben erfolglos, und immer mehr beſtätigte ſich die Annahme, daß hier ein geheimes Verbrechen zu Grunde liege. Es blieb nichts übrig, als dahin zu wirken, von dem Kinde ſelbſt ſo viel als möglich Aufklärung zu erhalten, was allerdings bei ſeinem hilfloſen Zuſtande für den Augenblick ſehr ſchwierig war.

Der edle Mann wandte nun demſelben ſeine beſondere Fürſorge und Aufmerkſamkeit zu; er nahm ihn unter dem Namen Theodor ganz in ſeine Anſtalt auf, und behielt ihn, ſo viel als thunlich, in ſeiner unmittelbaren Nähe.

Der Erfolg ſeiner Bemühungen war ein überraſchend glücklicher und zeigte von großer Begabung ſeines Zöglings. Nach drei Jahren ſchon war derſelbe ſo geiſtig entwickelt und unterrichtet, als irgend ein Knabe ſeines Alters; klar und beſtimmt vermochte er durch Zeichen, — ſo raſch als andere in Worten, — ſeine Gedanken auszudrücken und ebenſo die an ihn geſtellten Fragen zu beantworten. De l'Epée bemühte ſich nun auf alle Weiſe, die Erinnerungen an ſeine Kindheit in ihm zu wecken; da dieſe aber in eine Zeit fielen, wo ſeine Begriffe noch gar wenig entwickelt waren, wo er nur ſehen und fühlen konnte, ſo waren ſeine Mittheilungen immer unzu-

ſammenhängend und nicht ausreichend. De l'Epée verſuchte nun durch dieſe beiden Sinne auf ihn zu wirken, um vielleicht früher empfangene Eindrücke in ihm zu wecken. Er ging mit ihm durch die verſchiedenen Stadttheile von Paris, bemühte ſich ſeine Aufmerkſamkeit auf Verſchiedenes zu lenken, und ihm alles Bemerkenswerthe zu erklären.

Eines Tages gingen ſie an dem Juſtizpalaſte vorüber, wo eben einer der erſten Staatsbeamten in der damals üblichen Amtstracht heraustrat. Theodor blickte ihm mit ſichtbarer Bewegtheit nach, ſo lange er ihn ſehen konnte; dann die Hand ſeines Lehrers ergreifend, theilte er ihm mit, daß ein Mann wie dieſer, ihn einſt als Kind auf dem Schooße gehalten, geliebkoſt, und oft dabei geweint habe.

Ein anderes Mal begegneten ſie einem Leichenbegängniß, dem viele Leidtragende folgten. Der Jüngling begann bei dieſem Anblicke an allen Gliedern zu zittern; als der Sarg an ihm vorübergetragen wurde, warf er ſich weinend an die Bruſt ſeines Führers.

„Was haſt Du?" — fragte dieſer, „was bewegt Dich ſo ungewöhnlich?"

„Ich erinnere mich jetzt", erwiderte Theodor, „daß in einem ſolchen Sarge der Mann fortgetragen wurde, der mich ſo lieb gehabt hat. Ich mußte, in einen ſchwarzen Mantel gehüllt, hinter demſelben hergehen; noch viele Leute gingen hinter mir, und wir weinten Alle."

De l'Epée folgerte nun aus dieſen beiden Vorfällen, daß ſein Zögling der Sohn, oder nahe Verwandte eines hochgeſtellten Staatsbeamten, und daher in einer der Hauptſtädte Frankreichs geboren ſein müſſe; ferner, daß er Waiſe, und Erbe eines großen Vermögens ſei, welches habſüchtige Verwandte wahrſcheinlich bewogen hatte, den hilfloſen Zuſtand des armen Kindes zu benützen, und es für immer aus ſeiner Heimath zu entfernen, um ſich das reiche Erbe anzueignen. Je mehr dieſe Ueberzeugung Wurzel faßte, deſto lebendiger wurden Wunſch und Vorſatz im Herzen de l'Epées, deſto mehr wuchs ſein Eifer, Alles aufzubieten, um ſeinem Liebling wieder den Beſitz ſeines rechtmäßigen Namens und Eigenthums zu erringen.

Wie aber, und wo, ſollte er die Spur ſuchen, die zu dieſem Ziele führen konnte? Theodor hatte ja nie weder den Namen ſeines Vaters, noch den ſeiner Heimath vernommen; er wußte nicht, welcher Familie und welchem Orte er angehörte.

Neuerdings erſchienen nun Aufrufe in öffentlichen Blättern; Belohnungen

wurden verheißen, Jedem, der Aufschluß geben würde; — Alles umsonst. — Auch der Herzog v. Penthièvre, der sich so lebhaft für den räthselhaften Findling interessirte, bot seinen ganzen Einfluß, Mühe und Geld auf, um irgendwie Aufklärung zu erhalten; seine Anerbietungen blieben jedoch erfolglos.

So waren sieben Jahre verflossen, seit jenem Tage, wo de l'Epée das hilflose Kind, dessen geistige Entwicklung nun seine kühnsten Hoffnungen übertraf, bei sich aufgenommen hatte. Theodor war nicht nur auf allen Gebieten des Wissens bewandert; auch seine eigenen Gedanken, Bemerkungen und Antworten zeigten von großer Klarheit und Schärfe des Geistes und erregten die Bewunderung Aller, die Gelegenheit hatten, sich davon zu überzeugen.

Eines Morgens, als er mit de l'Epée gehend, zufällig an die „Barrière de l'Enfer" gelangte, stand er plötzlich stille, sah sich nach allen Seiten um, faßte mit großer Erregtheit seinen Begleiter am Arme, und bedeutete ihm, durch diese Barrière sei er nach Paris gekommen. Er erinnere sich ganz genau, daß er hier, nach einer langen Reise, mit seinen Begleitern aus dem Wagen gestiegen sei.

Da diese Barrière die südlichst gelegene ist, so glaubte nun de l'Epée mit Zuversicht, Theodors Heimath in einer der Hauptstädte des südlichen Frankreichs suchen zu müssen. Neuerdings angestellte Nachforschungen in dieser Richtung blieben eben so erfolglos, wie alle früheren, und so schien ihm nur noch ein Versuch übrig, — nämlich der, selbst mit seinem Zögling eine Reise nach dem Süden Frankreichs zu unternehmen. Der Plan war weit aussehend, schwierig und gewagt, um so mehr, als die Reise zu Fuß gemacht werden mußte, um den Zweck zu erreichen, — und wurde daher von den Freunden und Verehrern de l'Epées lebhaft und anhaltend bekämpft. Sein Alter, seine schwache Gesundheit, seine lange Abwesenheit von der Anstalt, für welche er ja so unentbehrlich war, — alles ward geltend gemacht, um die Reise zu verhindern. De l'Epée erwog diese Einwürfe; aber der Wunsch, das Werk zu vollenden, zu dem er sich von der Vorsehung berufen hielt, — einer hilflosen Waise ihren rechtmäßigen Namen und Besitz wieder zu erringen, siegte immer wieder über alle Bedenken.

Auch Theodors Verlangen, Aufschluß über seine Herkunft zu erhalten, wuchs mit jedem Tage. Oefters äußerte er, daß er gerne sterben wolle, wenn

ihm nur das Glück zu Theil würde, noch einmal den heimiſchen Boden und das Haus ſeines Vaters zu betreten.

Im Frühlinge des Jahres 1781 kam nach Beſeitigung mannichfacher Schwierigkeiten, der vielbeſprochene, vielbekämpfte Plan, wirklich zur Ausführung.

Eines Morgens, nach dem gemeinſamen Frühſtücke, theilte de l'Epée ſein Vorhaben den verſammelten Zöglingen mit. Ein Lehrer, den er ſich zum Nachfolger herangebildet hatte, und ſeine taubſtumme Schweſter, ſollten einſtweilen der Anſtalt vorſtehen. Er verſprach, ſobald als immer möglich, ſelbſt wieder zu kommen, ſegnete ſie, und empfahl ihnen, für ihn, und das Gelingen ſeines Vorhabens zu beten. — Die Beſtürzung war groß und allgemein. Alle drängten ſich an ihn heran, küßten unter Thränen ſeine Hände, und knieten nieder zum gemeinſamen Gebete. Es war ein feierlicher, tief ergreifender Augenblick, als der edle, faſt 70jährige Greis, auf den Knieen lag, umgeben von der kleinen Schaar der Unglücklichen, denen er ein zweiter Vater geworden, und die nun mit und für ihn beteten, zu dem Gotte, den ſie erſt durch ihn hatten kennen gelernt.

Nach kurzem Gebete erhob ſich de l'Epée, faßte Theodors Hand, der ſeine Mitſchüler der Reihe nach umarmte, und gab das Zeichen zum Aufbruch.

II.

Die Entdeckung.

Ermuthigt und geſtärkt durch inniges Gottvertrauen, traten die beiden Reiſenden ihre Wanderſchaft an. Sie gingen durch die Barrière de l'Enfer, welche Theodor wiederholt als diejenige erkannte, durch die er nach Paris gekommen war, und ſchritten auf gut Glück dem Süden Frankreichs zu. Keine der namhaften Städte desſelben blieb unberührt. Theodor, von dem lebhafteſten Verlangen beſeelt, ſeine Heimath zu finden, glaubte öfters eine Gegend zu erkennen, und veranlaßte dadurch ſeinen Begleiter zu mannichfachen Umwegen; immer jedoch ohne Erfolg.

So waren zwei volle Monate ſeit ihrer Abreiſe von Paris verfloſſen, unter Anſtrengungen und Beſchwerden aller Art, welche nun durch die glühende Sommerhitze noch vermehrt wurden. — Mit Sorgen fühlte de l'Epée ſeine Kräfte ſchwinden; der Gedanke, zu unterliegen und Theodor dort unter

fremden Leuten, allein und hilflos zu hinterlaſſen, trat oft beängſtigend vor ſeine Seele.

Endlich erreichten ſie Toulouſe, die altehrwürdige Hauptſtadt der Provence. Es war Abends; die ſinkende Sonne vergoldete die Kuppeln der zahlreichen Kirchthürme, und ſpiegelte ſich in den Fluthen der Garonne. Als ſie die prachtvolle, 435 Fuß lange Brücke überſchritten, blieb Theodor öfters ſtehen, ſah ſich nach allen Richtungen um, ergriff die Hand ſeines Begleiters und bedeutete ihm, er glaube den Ort zu erkennen. Haſtig durcheilte er in ſichtbarer Erregtheit die meiſt engen und krummen Gaſſen; de l'Epée folgte, ihn beobachtend, ohne ihn zu ſtören. Auf einem großen, von ſtattlichen Gebäuden umgebenen Platze angelangt, ſtieß Theodor plötzlich einen dumpfen Schrei aus, warf ſich an die Bruſt ſeines Lehrers, und behauptete, auf einen der Paläſte hinweiſend, dieß ſei das Haus ſeines Vaters. Dann hob er Augen und Hände dankend zum Himmel empor, küßte unter Thränen immer wieder ſeinen Retter, um auch ihm ſeinen heißen Dank auszudrücken, und bat, ihn doch gleich in das elterliche Haus zu begleiten.

„Du vergiſſeſt" erwiderte dieſer, „daß wir ja gar nicht wiſſen, in weſſen Beſitz das Haus gegenwärtig iſt. Dieß zu erfahren wird meine erſte Sorge ſein. Nun aber laß uns vor Allem ein Unterkommen ſuchen; es iſt ſpät, und wir bedürfen Beide der Ruhe."

Theodor legte die Hand ſeines Lehrers auf ſein Haupt, um damit auszudrücken, daß er ſich ganz ſeinem Willen unterwerfe, wies dann auf einen, dem Palaſte faſt gegenüber liegenden Gaſthof hin und äußerte ſchüchtern, daß es ihm große Freude machen würde, da zu wohnen, wo er ſein elterliches Haus immer vor Augen hätte. De l' Epée willfahrte ihm gern. —

Während nun Theodor, gleichſam an's Fenſter gebannt, durch die Dämmerung nach dem väterlichen Palaſte hinüberſtarrend, ſich bemühte, alle Erinnerungen ſeiner Kindheit wach zu rufen, begann de l'Epée ungeſäumt Erkundigungen einzuholen, wozu der redſelige Beſitzer des Gaſthofes ſich ſehr bereitwillig erwies. — Auf die Frage nach dem Eigenthümer des Palaſtes, erzählte der Wirth, daß derſelbe früher Eigenthum des altadelichen Geſchlechtes der Grafen v. Solar geweſen, nun aber einem Herrn Darmont, dem Schwager des letztverſtorbenen Grafen gehöre, der nach dem unerwartet frühen Tode desſelben, zum Vormund ſeines einzigen Kindes, eines 9jährigen, taubſtummen Knaben, ernannt worden war.

„Und was iſt aus dem Kinde geworden?“ fragte de l'Epée, ohne jedoch im mindeſten zu verrathen, wie nahe ihn die Sache berührte.

„„Ja, das wiſſen wohl nur Zweie, Herr Darmont und ſein Kammerdiener, der ihn auf der Reiſe nach Paris begleitete, wo der junge Graf geſtorben ſein ſoll!““ — erwiderte der Wirth.

„Und hat Niemand Erkundigung eingezogen, oder iſt keine Nachricht hieher gedrungen, woraus man etwas über das Schickſal des Knaben hätte entnehmen können?“ — fragte de l'Epée weiter.

„„Es wurde viel geredet, aber Niemand erfuhr wohl die Wahrheit,““ war die Antwort. „„Herr Darmont,“ fuhr der Gefragte weiter fort, „„brachte einen von zwei Zeugen beglaubigten Todtenſchein mit, und nahm als nächſter Anverwandter bald darauf Beſitz von dem ganzen unermeßlichen Vermögen ſeines Mündels und Neffen; er entließ hierauf die ſämmtliche Dienerſchaft des gräflichen Hauſes, ausgenommen den erwähnten Kammerdiener; — da machte ſich denn Jeder ſo ſeine Gedanken über die Sache,““ ſetzte er mit bedeutungsvoller Miene hinzu.

„Lebt wohl noch Jemand hier von den entlaſſenen Dienern?“

„„Ja wohl, noch mehrere, und zwar meiſt alt und hilflos, auf die Barmherzigkeit guter Menſchen angewieſen, zur Schmach dieſes elenden Darmont,““ — verſetzte der Wirth, nicht ahnend, mit welchem Intereſſe ſein ſcheinbar ſo ruhiger Zuhörer dieſe Mittheilungen vernahm.

Innerlich tief bewegt von dieſer Entdeckung, die allerdings nur ſeine längſt gehegten Vermuthungen beſtätigte, begab ſich de l'Epée wieder zu Theodor, der ſehnſuchtsvoll ſeiner harrte. Er theilte ihm aber weiter nichts davon mit, als daß er bereits das Nöthige beſorgt, um gleich am folgenden Tage mit einem Rechtsanwalte die Sache zu beſprechen. Die Mittheilungen des Wirthes verſchwieg er, aus Furcht, das ohnehin ſo mächtig bewegte Gemüth ſeines Zöglings noch mehr zu erregen. — Dieſer aber konnte nicht müde werden, dem geliebten Lehrer ſeine Freude und ſeinen heißen Dank auf jedmögliche Weiſe auszudrücken.

„Nicht mir,“ — ſprach der fromme Greis, indem er ſeinen Liebling in die Arme ſchloß, „Gott, dem Allmächtigen, der uns ſo wunderbar geführt hat, gebührt der Dank. Laß uns beten, daß er auch ferner mit uns ſei.“

Nachdem ſie nun gemeinſam in feierlicher Stimmung gebetet hatten, begaben ſie ſich zur Ruhe. — De l'Epée ſchloß kein Auge; die Erlebniſſe dieſes

Tages, die Mittheilungen des Wirthes, die Frage: was nun beginnen, um wirklich den Zweck dieses gewagten Unternehmens zu erreichen, erfüllten seine ganze Seele. Innig flehte er zu Gott für den Liebling seines Herzens. — Auch Theodors Schlummer schien von schweren, quälenden Träumen gestört.

Es lebte damals zu Toulouse ein Advokat von großem Rufe, Namens Delmar. Er war nicht minder wegen seiner unerschütterlichen Redlichkeit, als wegen seiner ausgezeichneten Fähigkeiten weit über die Grenzen seines Wohnortes hinaus berühmt.

Diesen suchte de l'Epée in früher Morgenstunde auf, um mit ihm über die zu ergreifenden Maßregeln zu berathen.

„Abbé de l'Epée aus Paris" — meldete der Diener, der dem Eintretenden die Zimmerthüre öffnete.

„De l'Epée aus Paris?" rief erstaunt Delmar, indem er, rasch aufstehend, demselben entgegen trat; „sollte ich das Glück haben, den berühmten Erfinder des Taubstummen-Unterrichtes bei mir zu sehen?"

„„Der bin ich allerdings,"" erwiderte bescheiden de l'Epée.

„Nun, so gestatten Sie mir," sprach Delmar, indem er lebhaft seine Hand ergriff, — „vor Allem, Ihnen auszusprechen, wie herzlich ich mich freue, den Mann persönlich kennen zu lernen, den ich seit Jahren als einen der Größten und Beßten unsers Jahrhundertes verehre. — Und nun sagen Sie mir, womit ich Ihnen dienen kann; daß ich mit Freuden dazu bereit bin, bedarf wohl keiner Versicherung." — De l'Epée erzählte nun seine Erlebnisse, von der Auffindung Theodors in Paris, bis zu seiner Ankunft in Toulouse, wo er seine Heimath und das Haus seiner Väter wieder gefunden zu haben so bestimmt behaupte, so wie auch die Mittheilungen des Wirthes über die Familie Solar, und setzte hinzu, daß er große Hoffnungen auf die noch lebenden alten Diener des verstorbenen Grafen baue.

Delmar hörte ihm mit wachsender Aufmerksamkeit zu, ohne ihn durch eine Frage zu unterbrechen, und gab nur manchmal, fast unwillkührlich, durch einen kurzen Ausruf, sein Erstaunen über ein solches Unternehmen und dessen Erfolge kund.

Als de l'Epée seine Erzählung beendet hatte, faßte der Advokat dessen Hand mit den Worten: „Ich gelobe Ihnen, mit dem ganzen Aufgebot meiner Kräfte Ihre Sache zu vertreten; ich werde es als den schönsten Triumph meines Berufs betrachten, wenn es mir gelingt, Ihr Vertrauen zu rechtfertigen, und

dieſem unglücklichen Jüngling den rechtmäßigen Beſitz ſeines Namens und Erbes zu erringen. Indeſſen kann und darf ich Ihnen nicht verhehlen, daß der Fall nicht minder ſchwierig, als merkwürdig iſt: Darmont befindet ſich im Beſitze eines gerichtlichen Todtenſcheines; er iſt reich und mächtig ihn eines ſolchen Verbrechens zu überführen; und ein gerichtliches Zeugniß als Falſum zu erweiſen, iſt eine Aufgabe, die große Vorſicht erheiſcht."

„Gewiß," verſetzte de l'Epée, „aber vergeſſen wir nicht, daß ein Richter lebt, dem nichts verborgen und nichts unmöglich iſt. Er, der mich ſo wunderbar bis hieher geführt hat, wird auch ferner mit uns ſein, wenn es gilt, einer Waiſe gegen ihren Unterdrücker Recht zu verſchaffen." —

„„Ja, mit dieſer Zuverſicht wollen wir muthig an's Werk gehen; aber wo iſt Ihr Zögling?""

„Ich ließ ihn im Gaſthofe zurück."

„„Bringen Sie ihn mir; jedoch um mit ihm in meinem Hauſe zu bleiben, ſo lange Ihre Anweſenheit hier nöthig iſt. — Keine Einwendung, ich bitte Sie,"" — fuhr Delmar fort, als de l'Epée gegen das Anerbieten Einſprache erheben wollte; „„gönnen Sie mir die Freude, Sie meinen Gaſt nennen zu dürfen. Auch wäre es unter dieſen Umſtänden nicht räthlich, den jungen Mann in einem fremden Hauſe ſo viel allein zu laſſen, als dieß vielleicht die Geſchäfte erfordern dürften." —

De l'Epée entfernte ſich, um ſeinen Zögling zu holen, und ihn von dem Geſchehenen in Kenntniß zu ſetzen. — Als ſie wieder bei Delmar eintraten, näherte ſich ihm Theodor, legte mit einem ſchmerzlichen Ausdruck die Finger an den Mund, und faßte dann Delmars Hand, die er feſt an's Herz drückte.

„Was meint er?" fragte Delmar.

„„Er will ſagen, wie ſehr es ihn ſchmerze, Ihnen nicht in Worten ſeinen Dank und ſein Vertrauen ausſprechen zu können."

„Vermöchten Sie wirklich," fuhr Delmar fort, „auf dieſe Weiſe ihm meine Fragen und mir ſeine Antworten wörtlich zu vermitteln?"

„„Gewiß! um es Ihnen zu beweiſen, wird Theodor Ihre Fragen und ſeine Antworten, nachdem ich dieſelben Ihnen Beiden übertragen habe, wörtlich niederſchreiben. Belieben Sie nur etwas langſam die Frage zu ſprechen."" — De l'Epée bedeutete es nun Theodor, der ſich alſobald an den Schreibtiſch ſetzte, und Delmar begann.

„Sind Sie ganz gewiß, so daß Sie es vor allen Richtern zu behaupten wagen, daß der Palast des Grafen v. Solar Ihr väterliches Haus ist?"

Während Delmar diese Worte sprach, theilte de l'Epée sie durch Zeichen Theodor mit, worauf dieser, rasch vom Stuhle aufspringend, vor den Fragenden hintrat, die rechte Hand wie zum Schwure erhob, während er die Linke an die Brust legte.

„„Er versichert, er könne es mit einem Eide beschwören,"" sprach de l'Epée, während sich Theodor wieder hinsetzte und schrieb.

„Glauben Sie mit Bestimmtheit, die beiden Männer, welche Sie damals von hier nach Paris begleitet haben, wieder zu erkennen?"

Theodor legte erst die beiden Hände auf die Augen, und streckte dann die Arme nach vorne aus, ohngefähr in der Höhe eines Mannes.

„„Er sagt,"" — sprach de l'Epée, „„er sehe dieselben noch im Geiste vor sich stehen."" —

„Erinnern Sie sich," fuhr Delmar mit immer steigendem Erstaunen fort, „auch sonst noch einer, oder einiger Personen, mit denen Sie als Kind in Ihrem elterlichen Hause verkehrt haben?" —

„„Ich erinnere mich besonders lebhaft eines Knaben, mit dem ich oft gespielt habe; er war etwas größer als ich; eines alten Dieners, der mich täglich an- und auskleidete, auch auf der Reise nach Paris begleitet hat; sowie der Frau unsres Thürstehers, die mich sehr lieb hatte. Sie Alle würde ich sicher wieder erkennen.""

Delmar zog die Klingel. „Marianne soll kommen!" rief er dem eintretenden Diener zu. Dann gegen de l'Epée gewendet, sprach er: „Wahrhaftig, das gränzt an's Wunderbare, und nur wer es selbst gesehen, kann es glauben. Die Natur hat gleichsam eine Mauer um die Seelen dieser Unglücklichen gezogen, Sie aber, edler Mann, haben sie durch die Allgewalt der Menschenliebe niedergerissen. Gewiß, was auch unser Jahrhundert Großes und Bedeutendes hervorgebracht haben mag, — Ihr Werk steht hoch, hoch über Allem!"

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre; „Kommt näher, Marianne", sprach Delmar, „wir bedürfen Euer. — Sagt, wie lange waret Ihr im Hause des Grafen v. Solar?"

„„Mein seliger Mann war 20 Jahre Thürsteher im Hause des Grafen; wäre unser guter kleiner Julius am Leben geblieben, so lebte vielleicht mein guter Mathieu auch noch.""

„Erinnert Ihr Euch des kleinen, taubſtummen Julius noch ganz genau?“ fragte Delmar.

„„Ob ich mich ſeiner erinnere, gnädiger Herr?““ rief Marianne, — „iſt mir's doch, als ſähe ich ihn gerade vor mir, wie er mir bei der Abreiſe noch die kleine Hand aus dem Wagen herausgereicht, ſo traurig, als hätte er's geahnt, daß es das letztemal ſei.“

Theodor, der inzwiſchen am Schreibtiſche geſeſſen, trat nun heran, um de l'Epée das, was er geſchrieben, zu übergeben. Als er Marianne gewahrte, blieb er einen Augenblick vor ihr ſtehen, indem er ſie forſchend anblickte, — dann ſeines Lehrers Hand ergreifend, erklärte er ihm, daß ſie es ſei, die ihn als Kind auf den Armen getragen und ſo lieb gehabt hätte. Er breitete die Arme aus, ihr um den Hals zu fallen; — in demſelben Augenblick aber wich Marianne vor Schrecken blaß und ſtarr um einen Schritt zurück. „Du gerechter, barmherziger Gott, ſteh' mir bei, was iſt das?“ rief ſie wiederholt aus, — „iſt es Julius ſelber, oder iſt es ſein Geiſt, der aus der Gruft geſtiegen? — Wie kommt das arme, todtgeſagte Kind mit einem Male wieder hieher?“ — Sie bedeckte ſeine Hände mit Küſſen und Thränen, während Julius, — wie wir ihn fortan nennen wollen, bemüht war, ihr ebenſo warm und herzlich ſeine Freude über dieſes Wiederſehen auszudrücken. — Delmar und de l'Epée ſahen tief bewegt dieſem Auftritte zu. „Fürwahr,“ rief der Erſtere, „könnten doch unſre Richter Zeugen hievon ſein, ihr Urtheil wäre bald geſprochen.“ — Dann zu Marianne gewendet, ſprach er: „Faße Dich, liebe Marianne, Du ſollſt Alles erfahren; jetzt aber berichte uns, weſſen du Dich noch erinnerſt, von den Umſtänden, welche den Tod des Grafen v. Solar, und Julius Entfernung aus Toulouſe begleiteten.“

Marianne begann ihre Erzählung:

„Als unſer ſeliger Herr Graf nach einer kurzen Krankheit im ſchönſten Mannes-Alter ſchnell und unerwartet ſtarb, da war ein großer Jammer, nicht nur im Hauſe, ſondern in der ganzen Stadt. War er doch ein gar guter, edler Herr! Wer ihn kannte, Alt und Jung, Hoch und Gering, ehrte und liebte ihn.“

„Ich erinnere mich“, unterbrach ſie Delmar, „obgleich damals abweſend von Toulouſe, daß ſein Tod als ein großer Verluſt beklagt wurde; und noch heute iſt ſein Andenken hochgeehrt.“

Marianne fuhr weiter fort: „Bald nachdem unſer ſeliger Herr begraben war,

hörten wir, daß ſein Schwager, Herr Darmont, vom Gerichte zum Vormund des kleinen Julius ernannt ſei; kurz darauf bezog derſelbe mit ſeinem 12jährigen Sohne Hypolit auch den gräflichen Palaſt. Heute noch fühl ich's, wie mir damals das Herz geblutet, als ich den finſtern, hochmüthigen Herrn Darmont in den Gemächern meiner lieben, guten Herrſchaft ſchalten und walten ſah, als wäre das Alles ſein, und nicht ſeines Neffen, unſeres lieben kleinen Julius, alleiniges Eigenthum. Etwa zwei Monate ſpäter, — es ſind nun gerade 8 Jahre, ſagte mir Dupré, der alte Kammerdiener, daß er den Herrn auf einer Reiſe nach Paris, wohin dieſer den kleinen Julius bringen wollte, begleiten müſſe, zu einem Arzte oder in eine Anſtalt. Als Hypolit dieß hörte, eilte er zu ſeinem Vater und bat dringend, daß er ihn doch auch mitnehmen möchte. Dieſer verweigerte es aber hartnäckig, obgleich Hypolit weinte und flehte. Wir Alle wunderten uns ſehr darüber, da Hypolit wohl der einzige Menſch war, den Herr Darmont, glaube ich, jemals wirklich lieb hatte. — Nun, er mag es wohl gewußt haben, warum er ihn nicht mitnahm!"

„„So iſt wohl Hypolit der Knabe, mit dem oft geſpielt zu haben, Julius ſich erinnert?"" fragte de l'Epée.

„Gewiß, Hochwürdigſter", antwortete Marianne mit einer Verbeugung, „die beiden Kinder hatten ſich gar lieb; vor Herrn Darmont dagegen bezeugte Julius immer eine gewiſſe Scheu. — Schon am nächſten Tag in aller Frühe reiſten ſie ab, — denk ich's doch wie heute, wie mir da zu Muthe war; — vierzehn Tage ſpäter kamen Herr Darmont und Dupré wieder; Julius, ſo hieß es, ſei auf der Reiſe, nahe bei Paris geſtorben. — Herr Darmont wies den von zwei Zeugen unterſchriebenen Todtenſchein vor, nahm bald darauf, als nächſter Verwandter und Erbe, Beſitz von dem Palaſte und dem ganzen unermeßlichen Vermögen. Wir waren Alle tief betrübt; Herrn Darmont ſchien unſere Trauer ſehr zu mißfallen, obgleich er ſich den Anſchein gab, ſie zu theilen; er entließ ohne Weiters ſämmtliche Diener des ſeligen Grafen, Dupré ausgenommen, ohne ſich weiter um ihr Fortkommen zu bekümmern. Hätte Herr Delmar, mein gnädiger Herr, mich nicht nach dem Tode meines ſeligen Mannes in ſeinen Dienſt aufgenommen, ich wäre wohl längſt vor Kummer und Noth geſtorben. Auch Hypolit wurde bald nachher in eine Erziehungs-Anſtalt, weit von hier gebracht; von wo aus er nur jährlich auf einige Wochen hieher kam. Aber wenn er kam, rede

er immer gar freundlich von vergangenen Zeiten und beſonders von ſeinem kleinen Vetter Julius mit mir. Ja das muß ich ſagen, der iſt anders als ſein Vater!"

„„Und wie benimmt ſich ſeit jener Zeit Dupré gegen Dich und ſeine früheren Hausgenoſſen?"" fragte Delmar.

„Dupré iſt ſeit dem Tage ſeiner Rückkehr ein ganz andrer Menſch geworden. Sonſt war er heiter, freundlich und gefällig gegen Jedermann, jetzt iſt er finſter und leutſcheu, wie ſein Herr. Ja, er weicht mir ſichtlich aus, wie und wo er kann."

„„Hört, Marianne, getraut Ihr Euch wohl," fragte Delmar, „„das eben Geſagte vor Gericht und auf Verlangen eidlich zu beſtätigen, und zu bezeugen, daß dieſer Jüngling, Julius Graf v. Solar iſt?""

„Mit tauſend Eiden, gnädiger Herr, ſo wahr mir Gott helfe! iſt er ja doch ganz das Ebenbild ſeines Vaters, unſres ſeligen Grafen. Aber ich bitte, erklären Sie mir nur," — —

„„Ihr ſollt Alles erfahren, Marianne; jetzt aber geht, und ſeht nach, ob für unſre lieben Gäſte Alles in Ordnung iſt. Der junge Graf wird mit ſeinem ehrwürdigen Lehrer hier bei uns bleiben, bis er den Palaſt ſeiner Ahnen wieder beziehen kann. Und um Euch Freude zu machen, übergebe ich es Euch, gute Marianne, dafür zu ſorgen, daß es ihnen an nichts fehle. — Aber merkt Euch wohl, Niemand darf vorderhand etwas von dem erfahren, was hier vorgegangen iſt,"" rief Delmar der Abgehenden nach; — „„Eine voreilige Aeußerung könnte dem jungen Grafen vom größtem Nachtheile ſein."" — —

Als Marianne ſich entfernt hatte, ſprach Delmar zu de l'Epée: „Ich glaube in Ihrem Sinne zu handeln, wenn ich Ihnen vorſchlage, mich zu Herrn Darmont zu begleiten. So wenig er Schonung verdient, ſind wir es doch ihm und uns ſelbſt ſchuldig, ehe wir durch eine gerichtliche Klage dieſer Art ſeinen Namen der Schande preis geben, einen Verſuch auf gütlichem Wege zu machen."

„„Sie ſprechen mir aus der Seele, und ich bin bereit Ihnen zu folgen"", erwiderte de l'Epée.

„Was den jungen Grafen betrifft", fuhr Delmar fort, „ſo halte ich es für gut, demſelben von unſrem Vorhaben nicht mehr mitzutheilen, als daß er ſich bereit halte, wenn wir ſeiner bedürfen. Mein Wagen ſteht zu ſeiner Verfügung und mein Diener wird ihn begleiten. Für dieß Alles werde ich die ge-

eigneten Aufträge ertheilen und alle Vorkehrungen treffen." Mit dieſen Worten verließen Beide das Zimmer um ſich zu dem verhängnißvollen Beſuche zu rüſten.

(Fortſetzung folgt.)

„Fünf und zwanzig."

Von Dr. **Proſchko.**

„Ein wohlgeſchulter Feldmarſchall
Iſt noch kein guter Korporal.
Solch Einer pünktlich wiſſen muß,
Wie man berechnet Hieb und Schuß,
Vorpoſten ſtellt, in jedem Zug
Die Glieder ſchließen feſt genug.
Und käm' der König ſelber auch,
Befehlend gegen Dienſt und Brauch —
Mein Seel'! ich thät' gehorchen nicht!"

Der alte Korporal es ſpricht,
Und was der Graubart murrend ſprach,
Das ſprechen ſeine Leute nach,
Und endlich, wie's zu gehen pflegt,
Hat man's dem Herrn in's Ohr gelegt.
Herr Fritze lacht und ſpricht ſodann:
„Wir wollen prüfen unſern Mann." —

Beim Marſch nach Böhmen iſt's, da ſteht
Ganz vorn des Königs Majeſtät
Und läßt in einem engen Thal
Sich zeigen unſern Korporal.
Der hatte eben mit Bedacht
Nach ſeiner Art es recht gemacht;
Zwei Reiter, ſtark an Muth und Hand
Hat zum Flankiren er geſandt,
Verſuchte Männer kühn und klug,
Von denen Jeder Narben trug.

Der König ſieht's und rufet: „Ha!
Iſt's Tollheit, was ich dorten ſah?
Was ſchickt Er da für Reiter aus?
Schlafmützen laß Er mir zu Haus!
Dort ſitzt ein junger auf dem Roß,
Den laß Er zum Flankiren los,
Der hat ein muth'ges, junges Pferd,
Friſch, friſch! und vorwärts! rechtsum kehrt!"

Der Alte aber brummt in Bart,
Dann ſpricht er frank nach ſeiner Art:
„Mit Gunſt und Gnad, — dies Ding verſteht
Mit Nichten Eure Majeſtät.
Sie ſind ein großer General,
Doch nicht ein guter Korporal,
Das iſt was anders, — der bin ich! —
Und" —
„„Was? Er unterſtehet ſich?"
Schreit ihn der König an. „Wie? was?
Subordination wär' das?
Gleich thu' Er, was ich Ihm gebot.
Sonſt ſei Ihm Strafe angedroht."" —

Der Alte mukſt nicht mehr, und ſtumm
Und mürriſch macht er jetzt: rechts um.
Doch wie er's hat voraus geſehen
Geſchieht's, — es will das Roß nicht ſtehen
Des jungen Reiters, — bäumt ſich, ſteigt
Mit Schaum bedeckt. — Der König ſchweigt
Und reitet ſeitwärts in das Thal.
Kaum ſieht's der alte Korporal,
So brummt er auch in ſeinen Bart:
„Das wäre mir die rechte Art!
Roßbändigen heißt nicht bei mir
Flankiren — marſch, zurück das Thier." —

Er ſchickt die Alten wieder vor, —
Dies hört des Königs feines Ohr;
Er ſprengt heran: „Beim Teufel! was?
Du alter Brummbart, was iſt das?
Sobald wir heut in's Lager geh'n,
Soll Er vor dem Profoſen ſteh'n,
Man zählt, verlaß Er ſich darauf —
Ihm ſeine „Fünf und zwanzig auf!“ —

Fort jagt des Königs Majeſtät;
Der Veterane ſchweigend ſteht
Und ſchweigend macht er jetzt rechtsum,
Gehorchend dem Befehle ſtumm.
Des Abends führt er heim ſein Roß
Und meldet ſich: „Da, Herr Profos,
Bin ich; der König ſchickt mich her
Das Uebrige wird wiſſen Er!“

„Weiß ſchon!“ ruft der Profos und lacht,
„Der König hat Ihn gut bedacht
Mit Fünf und zwanzig“ — „„Blitz und Knall!
Nicht ſpotten!““ — ſchreit der Korporal.
„„Hab ich's verdient, ſo geb Er her
Die Fünf und zwanzig““ —
„Warte Er“,
Entgegnet lachend der Profos,
„Er ſtürmt ja förmlich auf mich los!
Muß doch erſt zählen, nur Geduld, —
Bleib ſicher nicht in Seiner Schuld.“ —

Ein Beutlein zieht er jetzt hervor
Und fünf und zwanzig Friedrichsd'or
Zählt er in blankem Gold ihm dar
Wie's ein Gebot vom König war.

Der Alte ſteht, und ſchaut und weiß
Kein Wort zu ſagen. Kalt und heiß
Rinnt ihm das Blut durch's brave Herz,
Dann blickt er feurig himmelwärts,
Und ſtürmt hinaus, hält hoch empor
Die fünf und zwanzig Friedrichsd'or,
Ruft: „Auf, Kameraden, in's Quartier,
Trinkt heut auf Friedrichs Wohl mit mir!

Laßt unſern König leben hoch!
Er iſt ein kluger König doch!
Die fünf und zwanzig Gold'nen ſeht,
Mit denen er es eingeſteht:
„Ein wohlgeſchulter Feldmarſchall
Iſt noch kein guter Korporal.“ —

Der Märchendichter Anderſen.

Von **F. Binder.**

I.

Wohlvertraut klingt der Name Anderſen dem deutſchen Ohr. Obwohl von Geburt ein Däne, gehört dieſer Dichter nicht allein ſeiner engen nordiſchen Heimath, er gehört zur guten Hälfte Deutſchland an. Seine Jugend fiel noch in eine Zeit, in welcher die ſcandinaviſche Literatur ſich innig an die deutſche anſchloß, wie die Schülerin an die Meiſterin, und in der überhaupt das gemeinſame Verwandtſchaftsband der beiden germaniſchen Stämme noch arglos und lebendig empfunden ward. Anderſen lernte unſere Sprache ſprechen und ſchreiben; er hat die deutſche Ausgabe ſeiner geſammelten Werke mit eigener Hand beſorgt; er hat endlich bei ſeinem häufigen Aufenthalt in deutſchen Landen überall ſo viel Liebe, Anerkennung und Verehrung gefunden, daß er ſelber und mit vollem Grund Deutſchland ſein zweites Vaterland nennt.

Sein zweites Vaterland — ja, so ist es! Wir lesen ihn fast wie einen der Unserigen. Und daß er dies geworden, das verdankt er unter seinen zahlreichen Schriften am allermeisten seinen Märchen. In den Märchen hat sich Andersens Dichtereigenthümlichkeit am bestimmtesten und anmuthigsten ausgeprägt; in dieser duftigen Zauberwelt fand seine Phantasie den Spielraum, in dem sie ihre bunten Schwingen am freiesten entfalten und alle Farbenspiele eines schalkhaften Humors, sinnigen Naturgefühls und unschuldiger Einfalt, den Abglanz seines ganzen kindlichen, durch Thränen lächelnden Gemüthes walten und spielen lassen konnte. Die Märchen haben den Ruf seiner übrigen Werke mitbegründen und befestigen helfen. Durch sie ist er vor Allem ein Liebling der Kinderwelt geworden. Der Märchendichter Andersen gehört zu jenen stillen Freunden unserer Jugendzeit, deren Bild uns begleitet und als freundliche wohlthuende Erscheinung auch in spätern Jahren in unserer Erinnerung noch auftaucht.

Bei diesem Bilde möchten wir heute verweilen, und um es in bestimmten klaren Umrissen festzuhalten, versuchen wir ein Stück aus dem Leben des Dichters selbst, die Geschichte seiner eigenen Jugendzeit zu erzählen.

Andersen hat sein Leben selbst ein Märchen genannt, und er hat Recht. Es ist so bunt und wechselvoll und bewegt sich in so wunderlichen Sprüngen, wie eines seiner Märchen. Noth und Bedrängniß, Kummer und Thränen — wahrlich, es hat daran nicht gefehlt, so wenig als einem jener braven ringenden Märchenhelden im Buche; aber da er seine Seele rein bewahrte, da er das Vertrauen und die Hoffnung nicht verlor, so fand er auf seinem Wege gute Menschen und Gottes Hilfe, und es gelang ihm zuletzt, aus Armuth und Druck und zahllosen Entbehrungen sich hinaufzuringen zu Glück und Sonnenschein und beseligender Zufriedenheit.

Von den Alten kommt ein Dichterspruch, der also lautet: „Die Götter haben vor den Ruhm den Schweiß gesetzt.“ Das ist mit diesen oder andern Worten schon oft wiederholt worden, und Andersen hat die Wahrheit an seinem Lebensgang erfahren müssen. Er ist ein berühmter und beliebter Dichter geworden; damals aber, als er in kindischer Unerfahrenheit, einem dunklen Drange folgend, sich vorsetzte, berühmt zu werden, da verstand er noch nicht, was er sich damit für ein Ziel gesetzt, und ahnte nicht, wie weit inaus ihm dieses Ziel gesteckt sei in unabsehbare Ferne, hinter Kampf und Sorge und endlosen Enttäuschungen verborgen. Das Leben hat es ihn ge-

lehrt, aber es hat ſein Gemüth nicht verbittert. Die Leitung ſeines Schickſals hat ihn vielmehr mit Dank erfüllt und ihn nur in der Ueberzeugung beſtärkt: „daß es einen liebevollen Gott gebe, der Alles zum Beſten lenkt.“ Um dies der Welt recht anſchaulich zu zeigen, hat er ſein Lebensmärchen ſelbſt erzählt, und wir wollen es ihm in Kürze nacherzählen.

Das Heimathland Anderſens iſt die däniſche Inſel Fünen, ein kleines fruchtbares Eiland, das mit ſeinen grünen Buchenwäldern freundlich zwiſchen dem großen und dem kleinen Belt gebettet liegt. In der Hauptſtadt dieſer Inſel, in Odenſe, wurde am 2. April 1805 Hans Chriſtian Anderſen geboren, das einzige Kind eines jungen Ehepaares, das grenzenlos arm und nur reich an gegenſeitiger Liebe war. Der Vater war Schuhmacher, und ein einziges kleines Zimmer, das mit den Geräthſchaften des Schuſterhandwerks, dem Bette und der Schlafbank des Kindes faſt angefüllt war, bildete die ganze Behauſung. Aber der Mann war eine poetiſche Natur, die dem ärmlichen Zimmer doch einigen Schmuck beizubringen verſtand, und die Mutter hielt auf Sauberkeit und ſuchte ihren Stolz darin, daß das Bettzeug und die Fenſtervorhänge immer recht weiß waren. Die Wände hingen voll Bilder, und über der Werkſtatt war ein Geſtell mit Büchern und Liedern; friſche Buchenzweige, welche die Mutter vom Walde heimbrachte, wurden hinter dem polirten Ofen aufgepflanzt, und St. Johanniskräuter wurden in die Balkenriſſe geſteckt. Die Commode ſchmückten einige Blumen, welche alle Wochen von der Großmutter gebracht wurden, und welche dann der kleine Hans Chriſtian in's Waſſerglas ſtellen durfte, ein Amt, das ihm jedesmal eine beſonders große Freude machte. Von der kleinen Küche, in welcher Teller und Geſchirre glänzten, konnte man mittelſt einer Leiter auf den Boden gelangen, wo in der Dachrinne ein großer Kaſten mit Erde und Küchengewächſen ſtand: das war der ganze Garten ſeiner Mutter. Anderſen ſagt, in ſeinem Märchen „die Schneekönigin“ blühe er noch.

Der kleine Hans Chriſtian war ein träumeriſches Kind, und was ihn umgab, diente nur dazu ſeine Phantaſie zu erfüllen. Der Vater, der ganz für ihn lebte, machte ihm Sonntags Perſpektive, Theater, Bilder die ſich verwandeln konnten, und las ihm aus Holbergs Komödien oder aus „Tauſend und einer Nacht“ vor. Dazu die Stadt mit ihren alten Gebräuchen, ihren

ſeltſamen Zunftproceſſionen, das Matroſen-Treiben, der Durchzug fremder Kriegstruppen, die Reiſeerzählungen des wanderluſtigen Vaters — alles das wogte und gährte in der jungen Kinderſeele märchenhaft durcheinander. Der Knabe liebte das ſtille Brüten und ging nur wenig mit andern Buben um. Sein größtes Vergnügen beſtand darin, „Puppenkleider zu nähen oder eine Schürze ſeiner Mutter zwiſchen der Mauer und zwei Stangen vor einem Johannisbeerbuſch auszuſpannen, den er im Hofe gepflanzt hatte, und ſo zwiſchen die ſonnenbeleuchteten Blätter hinein zu ſchauen.“ Im Sommer begleitete er ſeine Mutter, mit Holzſchuhen an den nackten Füßen, zum Aehrenleſen auf die Aecker reicher Leute. Bisweilen kam er auch zu armen alten Weibern des Spitals in die Spinnſtube, welche ihm dann gewöhnlich Märchen erzählten und vor ſeiner Einbildungskraft eine Welt wie in „Tauſend und einer Nacht“ in neuen Bildern aufſteigen ließen.

In Odenſe war ein Theater, damals von einer deutſchen Schauſpielertruppe beſetzt; das Lieblingsſtück der ganzen Stadt war „das Donauweibchen“ das in deutſcher Sprache gegeben wurde. Hans Chriſtian wurde von ſeinen Eltern ein paarmal hineingeführt. Das war ein Ereigniß in ſeinem jungen Leben, aber der erſte Eindruck, den das angefüllte Theater auf ihn machte, deutete, wie er ſelber meint, nicht gerade darauf hin, daß etwas Poetiſches in ihm ſchlummere; denn der erſte Ausruf des guten Knaben, als er die vielen Menſchen erblickte, war: „Hätten wir nur ſo viele Fäßchen Butter, als hier Leute ſind, dann wollte ich ſchon tüchtig Butter eſſen!“

Das Zauberreich des Theaters zog ihn gewaltig an und beſchäftigte ſeinen kleinen phantaſtiſchen Kopf nicht wenig. Da er jedoch nur ganz ſelten hineinkam, ſo fand er wenigſtens einen kleinen Erſatz in der Freundſchaft des Zettelträgers, der ihm jedesmal einen Theaterzettel ſchenkte. Mit dieſem Zettel ſetzte ſich der Junge irgendwo in einen Winkel nieder und erdachte ſich ein ganzes Schauſpiel aus dem Titel des Stücks und der aufgezählten Perſonen. Dabei war er glücklich. „Das war (ſagt Anderſen) mein erſtes unbewußtes Dichten.“

In einem Nachbarhauſe, wo er bei einer gebildeten Wittwe aus- und eingehen durfte, geriethen ihm Shakeſpeare's Dramen in die Hände, die ihn mächtig ergriffen und ſeine Einbildungskraft in Flammen ſetzten. Sogleich ſpielte er den Hamlet und den König Lear auf ſeinem Puppentheater, ja bald fing der kaum neunjährige Knabe an, auf's eifrigſte ſelber Stücke zu erfin-

und niederzuſchreiben. Das erſte Stück war nichts Geringeres als eine Tragödie, in welcher natürlich alle Perſonen umkamen. Da ihm Niemand in ſeiner Umgebung ſagen konnte, wie ein König eigentlich ſpräche, ſo half er ſich damit, daß er aus einem Lexikon franzöſiſche, deutſche und engliſche Wörter entnahm und in den Dialog einmiſchte, um dadurch den vornehmen Charakter fürſtlicher Perſonen anzudeuten. Aber er fand für ſeine Stücke durchaus kein dankbares Publikum. Die Straßenjungen liefen ihm ſpottend nach und riefen: „Da läuft der Komödienſchreiber!“ In der Armenſchule, wo er einen höchſt dürftigen Unterricht erhielt, war der ſeltſame träumeriſche Junge vielfachen Neckereien ausgeſetzt, und als er am Geburtstage des Lehrers einmal mit einem eigens verfaßten Gedichte erſchien, wurde er für ſeinen guten Willen ausgelacht.

Mehr Erfolg hatte ſeine helle Stimme; der hohe und weiche Sopran derſelben erregte das Wohlgefallen vieler Leute, und oft mußte er denſelben vorſingen; wenn er in dem kleinen Gärtchen ſeiner Mutter ſang, blieben die Leute auf der Straße ſtehen. Auch ſeine ungewöhnliche Beleſenheit, verbunden mit einem Gedächtniß, welches ihn in den Stand ſetzte, ganze Scenen aus den Dichtern Holberg und Shakeſpeare auswendig vorzutragen, zog die Aufmerkſamkeit wohlwollender Menſchen auf den aufgeweckten und zungenfertigen Knaben, dem die Rede ſo munter von den Lippen floß; denn er plauderte wie ein Schwälblein. Namentlich ein Oberſt Guldberg erzeigte ihm viel Theilnahme und Aufmunterung, die ihm ſpäter zu Statten kam.

Inzwiſchen war der flachshaarige Junge herangewachſen und in die Höhe geſchoſſen, und man mußte daran denken, ihn regelmäßig zu beſchäftigen und zu einem künftigen Broderwerbe vorzubereiten. Sein Vater war früh geſtorben, und die Mutter ſtand in Zweifel, was ſie aus dem ſeltſamen Knaben machen ſolle. Anfänglich ſuchte ſie ihn in einer Tuchfabrik unterzubringen, wo unter den vielen Arbeitern auch Knaben Beſchäftigung fanden. Es wurde in der Fabrik mitunter geſungen und des Neuangekommenen wunderbar helle Stimme wurde bald bemerkt. Man ließ ihn allein ſingen, und alle Webſtühle ſtanden ſtill; man ergötzte ſich an ſeinem Deklamiren, und ließ inzwiſchen andere Knaben ſeine Arbeit verrichten; aber die rohen Späße, welche ſich die älteren Geſellen mit ihm erlaubten, erſchreckten den weichen, unverdorbenen Knaben, und ſchon nach wenigen Tagen entfloh er aus der Fabrik. — Hier war ſein Fortkommen nicht; aber was nun? Die Mutter dachte an ein ſtilles Handwerk, und da ſie ſah,

wie es immer ſein höchſtes Vergnügen war, für die Garderobe ſeines Puppentheaters ſich bunte Lappen zu ſammeln, zuzuſchneiden und zu nähen, ſo glaubte ſie, er ſei ganz und gar zum Schneider geboren, und er ward zur Schneiderprofeſſion beſtimmt.

Der junge Hans Chriſtian war von ganz andern Gedanken erfüllt. Ein unklarer, aber mit jedem Tage wachſender Drang zog ihn unabläſſig in die Weite; die Reiſeluſt ſeines Vaters lebte auch in ihm. Draußen in der ſchimmernden Ferne, dort dünkte ihm ſein Glück zu winken; in welcher Geſtalt, das wußte er ſelber nicht, aber in märchenhaftem Glanze leuchtete dort draußen vor ſeinen kindlichen Augen die Zukunft! Die Sehnſucht ſteigerte ſich, als im Sommer ein Theil des Kopenhagener Theaterperſonals von Seeland herüber nach Odenſe kam und dort eine Reihe von Opern und Schauſpielen aufführte, welche die ganze Stadt in Bewegung ſetzten. Durch ſeine Freundſchaft mit dem alten Zettelträger war es ihm geglückt, hinter den Couliſſen den Vorſtellungen zuzuſehen, ja einigemal ſogar in kleinen Nebenrollen als Hirte oder Page auftreten und in den Chören mitſingen zu dürfen. Seine Begeiſterung für das Theater loderte jetzt in hellen Flammen auf, und Kopenhagen erſchien ihm als die größte und vornehmſte Stadt der Welt. Dorthin, nach Kopenhagen zu kommen, war fortan ſein einziger Gedanke.

Als daher die Mutter mit dem Vorhaben, den nunmehr vierzehnjährigen Knaben in die Schneiderlehre zu geben, Ernſt machen wollte, da bat und flehte dieſer mit Ungeſtüm, daß ſie ihn doch nach Kopenhagen reiſen laſſen möchte. „Was willſt Du dort werden?“ fragte ihn erſtaunt die Mutter. „Ich will berühmt werden“! erwiderte der Knabe, und dann erzählte er ihr, was er von merkwürdigen Männern geleſen. „Man hat erſt gewaltig viel Widerwärtiges durchzumachen“, ſchloß er gelaſſen, „dann wird man berühmt.“ Das alſo war der Gedanke, den er ausgebrütet hatte: berühmt werden wollte er. Ach, der gute Junge wußte noch nicht, was es heiße, auf's Gerathewohl ausgehen, um berühmt zu werden; er hatte keine Vorſtellung davon, daß das „Widerwärtige“ ſich nicht ſo leicht und rührend durchmachen laſſe, wie in dem Märchen, das man im warmen behaglichen Zimmer lieſt, oder wie man es an einem Abend im Theater ſieht. Aber das Theater war ſo bezaubernd und Kopenhagen dünkte ihm ſo herrlich: es konnte ja nicht fehlen, dort mußte man berühmt werden!

Hans Chriſtian hatte eine kleine Summe Geldes zuſammengeſpart, ganze

volle dreizehn Reichsbankthaler, ein ordentlicher Reichthum wie er meinte. Mit dieſem Reichthum wollte er die Reiſe wagen, und er bat und weinte und ließ der Mutter keine Ruhe, bis dieſe endlich dem Drängen widerſtandlos nachgab, indem ſie ſicher annahm und damit ſich tröſtete, er werde doch nicht weiter als bis Nyborg (am großen Belt) gelangen, und wenn er die wilde See erblicke, vor Bangigkeit alsbald wieder umkehren. Zuvor jedoch wandte ſich die gutmüthige, aber etwas abergläubiſche Frau an eine alte Wahrſagerin vom Hoſpital, um aus der Karte und dem Kaffee das künftige Schickſal ihres Söhnchens prophezeien zu laſſen, und als dieſe herausfand, der Junge werde ein großer Mann werden, ja ſogar hinzufügte: „ihm zu Ehren werde Odenſe einmal illuminirt werden“ — da weinte die Mutter vor Rührung, und die Erlaubniß zum Reiſen ward gegeben.

Das kleine Reiſebündel war bald geſchnürt. Die Mutter redete mit dem Poſtillon, daß er ihren Sohn als blinden Paſſagier mitnehme; ſie begleitete das geliebte Kind betrübt noch bis zum Thor hinaus, dann erklang das Poſthorn, und Hans Chriſtian fuhr aus den mütterlichen Armen in die weite Welt hinaus, dem Ziele ſeiner Sehnſucht entgegen. Als er bei Nyborg den großen Belt erblickte, ward es ihm wohl ſchwer um's Herz, aber er kehrte nicht um, wie ſeine Mutter gemeint, ſondern ſchiffte nach Seeland über. Zum erſtenmal kam jedoch jetzt das Gefühl der Verlaſſenheit über ſein kindliches Herz, als ihm die heimathliche Inſel aus den Augen ſchwand, und ſobald er den Strand von Seeland betrat, ging er hinter einen Schuppen, fiel auf die Knie und bat den lieben Gott, ihm beizuſtehen und ihn zu leiten. Der fromme Knabe fühlte ſich durch dieſes Gebet wieder geſtärkt, und feſt „auf Gott und ſein Glück“ vertrauend fuhr er mit dem Poſtillon landeinwärts weiter. So gelangte er, durch Städte und Dörfer Tag und Nacht dahinfahrend, am folgenden Morgen nach Kopenhagen. Es war der 5. September 1819.

II.

Kopenhagen! Wie klang der Name an ſein Ohr, als die Stadt jetzt wirklich vor ihm lag, als er mit ſeinem kleinen Bündel durch die belebten Straßen wanderte, und in einem beſcheidenen Gaſthauſe Einkehr nahm. Da ſtand er nun am Orte ſeiner glühenden Sehnſucht, mitten im wogenden Treiben der Stadt — mutterſeelenallein. Denn er kannte hier in Wahrheit keine Seele.

Aber ſein harmloſes offenes Kindergemüth war ſo voll Vertrauen zu den Menſchen, daß er nicht anders glaubte, als die Menſchen müßten es mit ihm eben ſo gut meinen wie er mit ihnen. Ein wohlwollender Bürger von Odenſe hatte ihm ein Empfehlungsſchreiben an Madame Schall, die Solotänzerin auf dem königlichen Theater, mitgegeben; der Ruf ihrer Kunſt war bis nach Odenſe gedrungen, und in den Augen des phantaſtiſchen Knaben ſtand ſie ſeitdem wie Terpſichore ſelber, wie eine kleine Königin der Kunſt da. Zu ihr alſo, zur berühmten Madame Schall, lenkte Hans Chriſtian Anderſen, den Tag nach ſeiner Ankunft, ſeinen erſten Schritt auf dem neuen Welttheater. In ſeinem beſten Staat, mit einem Hut der ihm faſt über die Augen fiel, die Beinkleider in die Stiefel geſteckt — denn die Stiefel waren ſeine erſten und nagelneu! — ſo wanderte er klopfenden Herzens zu der großen Solotänzerin Schall.

An der Thüre angekommen, hielt er einen Augenblick inne, bevor er klingelte; er fiel in ſeinem frommen Sinne auf die Knie nieder und ſchickte ein Gebet zum Himmel, daß der liebe Gott ihn hier Schutz und Hilfe finden laſſen möchte. In dieſem Augenblicke kam ein Dienſtmädchen die Treppe herauf; als ſie den fremden Knaben gewahr wurde, langte ſie mitleidig in die Taſche und gab ihm lächelnd einen Schilling. Verblüfft ſchaute dieſer jetzt zuerſt das Mädchen an und dann an ſeinen Kleidern hinunter: ſollte er wie ein Bettler ausſehen? Er wollte ihr nachrufen; aber ſie war ſchon fort. „Behalte ihn nur!“ rief ſie ihm noch zu und verſchwand. — Nach dieſem ſeltſamen Vorſpiel klingelte er, und nach wenigen Minuten ward er mit ſeinem Briefe bei der berühmten Madame Schall vorgelaſſen. Die Tänzerin, welche weder den Briefſchreiber noch den Ueberbringer kannte, machte große Augen und hörte ihn mit ſichtbarer Verwunderung an. Er ſagte ihr nun von ſeiner innigen Begeiſterung für die Kunſt und wie es ſein höchſter Wunſch wäre, eine Anſtellung beim Theater zu finden. Denn das Theater dünkte ihm der vornehmſte und gradeſte Weg um berühmt zu werden. Auf ihre Frage, welche Rolle er ſich denn etwa zutraue, antwortete er ohne Zaudern: Aſchenbrödel. Dieſes Stück hatte er in Odenſe geſehen und die Hauptrolle hatte ihn damals ſo angezogen und gepackt, daß er ſie aus dem Gedächtniß zu ſpielen im Stande war. Um ſie aber jetzt leichter und ungezwungener vortragen zu können, bat er die Tänzerin um Erlaubniß, die Stiefel ausziehen zu dürfen; darauf begann er, ſeinen Hut als Tamburin ſchlagend, friſchweg zu tanzen und zu ſingen:

„Rang und Reichthum bleibt hienieden
Von der Sorge nicht verſchont.“ . . .

Die Erſcheinung des eigenthümlichen Knaben war der Tänzerin von Anfang an ſehr auffallend vorgekommen; die wunderlichen Manieren und die merkwürdige Behendigkeit während des Tanzens verwirrten ſie jetzt vollends, es ward ihr unheimlich zu Muthe und die Furcht ſtieg in ihr auf, es möchte mit dem unbekannten Jungen nicht ganz richtig im Kopfe ſein. Sie unterbrach ihn daher und beeilte ſich ohne viel Umſtände ihn aus dem Hauſe zu ſchaffen.

Nun ſtand der Arme erſt recht verlaſſen mitten in Kopenhagens Straßen. Diejenige, die ihm wie eine Art Königin erſchienen, auf die er ſeine einzige Hoffnung geſetzt — ſie, die Madame Schall, hielt ihn für einen Irrſinnigen und hieß ihn ſeines Weges gehen! Ihr Name hatte ſich wirklich für ihn als leerer Schall erwieſen. Das war eine ſchreckliche Enttäuſchung und ein trauriger Anfang. — Auch ein anderer Verſuch beim Theaterdirektor, um eine Anſtellung zu erhalten, ſchlug fehl. Jede Ausſicht ſchwand, ſeine Träume zerrannen wie ſchöne Seifenblaſen.

Es beſchlich ihn jetzt eine Ahnung davon, daß er, indem er die Heimath verließ, recht eigentlich auf Abenteuer ausgegangen ſei, wozu ihm Kraft und Erfahrung mangelte. Eine unſägliche Betrübniß kam über den Unglücklichen; nirgends Rath noch Troſt; er dachte daran zu ſterben und brach endlich in bitterliches Weinen aus. Mitten unter den Thränen aber erhoben ſich die Gedanken des frommen Knaben zu Gott, und mit dem hingebenden Vertrauen des Kindes zu ſeinem Vater klammerte er ſich jetzt an ihn als ſeinen einzigen Helfer an. Die Hoffnung und die Lebensluſt der Jugend gewannen wieder die Oberhand, und nachdem er ſich recht herzlich ausgeweint hatte, ſagte er in ſeiner kindlichen Einfalt zu ſich ſelbſt: „wenn Alles recht unglücklich geht, dann ſendet er Hilfe, das habe ich ja geleſen; man muß erſt viel leiden, ehe man es zu etwas bringen kann.“

Das richtete ihn wieder auf, und als es Abend wurde, ging er nach dem Theater, ſeiner Lieblingswelt, und kaufte ſich ein Gallerie-Billet zur Oper „Paul und Virginie.“ Er lebte in dem Stücke ganz mit, und die Scene wie die beiden liebenden Kinder Paul und Virginie ſich trennen müſſen, ergriff ihn ſo heftig, daß er ſchluchzend in Thränen ausbrach. Eine Frau, die neben ihm ſaß, ſuchte ihn zu tröſten, daß es ja nur ein Schauſpiel ſei, und

reichte ihm zum weiteren Troſt ein großes Stück Butterbrod mit Wurſt. Der Knabe, der zu allen Menſchen ein unbegrenztes Vertrauen beſaß, erzählte ihr nun ſogleich mit ſeiner gutmüthigen Offenherzigkeit ſeine Schickſale, ſein Vorhaben warum er nach Kopenhagen gekommen ſei, und wie es ihm hier ſo übel ergangen. Die ſchlichte Frau begriff das Ganze nur halb, es klang ihr ſo abenteuerlich; doch gab ſie ihm jetzt noch mehr Butterbrod und Kuchen. Der Junge beruhigte ſich; er hatte in ſeiner Verlaſſenheit wenigſtens eine theilnehmende Seele gefunden, gegen die er ſein Herz ausſchütten konnte. Das war doch eine kleine Erleichterung nach dieſem trüben Tage voll Enttäuſchungen.

So kam der zweite Tag. Als er aber am Morgen nach bezahlter Rechnung ſeinen Kaſſenbeſtand unterſuchte und wahrnahm, daß dieſer bis auf einen Reichsbankthaler zuſammengeſchmolzen war, da trat die Sorge in einer neuen Geſtalt an ihn heran. So ſchnell war auch ſein „Reichthum“ zerronnen! Er erkannte mit Schrecken, daß ein raſcher Entſchluß gefaßt werden müſſe, und daß ihm nur zwei Wege übrig bleiben: entweder ſchleunig umkehren, oder zu Kopenhagen bei einem Handwerker in die Lehre gehen. Da ihm der Gedanke, nach Odenſe zurückzukehren, unerträglich war, ſo wählte er das letztere und begab ſich zu einem Tiſchler, der einen Lehrburſchen ſuchte, ließ ſich in die Werkſtatt aufnehmen und fing mit Ergebung das Leben eines Tiſchler-Lehrlings an. Aber ſchon am erſten Tage wurde er durch die leichtfertigen Reden und unſauberen Späße der Geſellen verletzt und aus der Werkſtatt verſcheucht. Ein ſolches Leben konnte der ſchüchterne ſittſame Junge nicht ertragen, und unter Thränen nahm er Abends von dem Meiſter wieder Abſchied. Auch dieſer Verſuch war geſcheitert.

Abermals ſtand jetzt vor ihm bleiern ſchwer das große düſtre ſtumme Fragezeichen: was nun? Was ſoll aus ihm werden? und wie leben? Mit dieſem Gedanken wanderte er rath- und planlos durch die Straßen der Stadt, wo ihn Alles ſo fremd und theilnahmslos anblickte. Es war recht traurig. Ach, wenn jetzt ſo eine gute Fee käme und ſich ſeiner annähme und ihn zu guten Menſchen führte! Es kam keine ſchwebende Fee, aber ein Name ſchoß ihm plötzlich durch den Kopf, von dem er einſt in Odenſe gehört hatte, der Name eines italieniſchen Muſikers Siboni. Er erinnerte ſich einmal in einer Zeitung geleſen zu haben, daß dieſer Profeſſor Siboni zum Direktor des Muſik-Conſervatoriums in Kopenhagen ernannt worden ſei. „Wie wäre es, dachte er, wenn ich mich zu ihm begäbe? Alle Menſchen in Odenſe haben ja

ſo oft meine Singſtimme gelobt, vielleicht wenn er ſie hört, würde er ſich meiner annehmen." Wie ein leuchtender Stern in der Nacht ging ihm dieſer Gedanke durch die gepreßte Seele.

Er beſann ſich nicht lange, denn er hatte keine Zeit zu verlieren, und ſuchte geraden Weges das Haus des Direktors Siboni auf. Der Herr ſaß eben beim Mittagstiſch und hatte große Geſellſchaft bei ſich, unter anderen Gäſten auch den Dichter Baggeſen und den Componiſten Weyſe. Der Junge wurde indeſſen von der Haushälterin mitleidig eingelaſſen, und nachdem er mit ſeiner gewohnten Treuherzigkeit ſein Anliegen und ſeinen ganzen kurzen Lebenslauf erzählt hatte, mußte er gleich in Gegenwart der Gäſte ſeine Stimme hören laſſen. Er ſang und deklamirte Gedichte und Scenen aus Holberg, recht natürlich und innig, bis er im Gefühle ſeiner eigenen unglücklichen Lage von Thränen überwältigt wurde. Die ganze Geſellſchaft applaudirte, und Baggeſen ſagte: „Ich prophezeie es, aus dem wird einſt etwas werden." Siboni verſprach, ſich ſeiner Stimme anzunehmen, um ihn zum wirklichen Sänger auszubilden, und mit dieſer Verheißung wurde er für heute entlaſſen.

Wer war glücklicher als Hans Chriſtian Anderſen! Er lachte und weinte und wußte kaum mehr wo er war. Als Sibonis Haushälterin, beim Fortgehen ihm die Thüre öffnend, ſeine Aufregung ſah, ſtreichelte ſie ihm freundlich die Wange und rieth ihm, am folgenden Tag zum Profeſſor Weyſe zu gehen, der es gut mit ihm meine. Wirklich hatte Weyſe, der ſich ſelber aus ärmlichen Verhältniſſen in die Höhe gearbeitet hatte, eine Collekte für den armen Fremdling veranſtaltet und 70 Reichsbankthaler für ihn zuſammengebracht. Siboni aber öffnete ihm ſein Haus und gab ihm Koſt und Unterricht.

Nun war ja Boden gewonnen in Kopenhagen, und die Morgenröthe einer freundlicheren Zukunft ſchien endlich vor ihm aufzudämmern. In dieſer ſchönen Zuverſicht ſchrieb er jetzt ſeinen erſten Brief an ſeine liebe Mutter in Odenſe, einen wahren Jubelbrief über all das Glück, das ihm ſo reichlich zugeſtrömt, und das er ihr mit den ſchönſten Farben ſeiner lebhaften Phantaſie ausmalte. Die gute Mutter war ganz gerührt und zeigte den Brief in ihrer Freude allen Menſchen, die ihn leſen wollten.

Ein halbes Jahr verfloß ſo zur vollen Zufriedenheit. Hans Chriſtian
e und ſang. Wenn er im ſtrengen Winter in ſeiner kümmerlichen
or und entbehrte, es war doch ſchön; denn die Hoffnung wärmte!
nem Male — ach, das veränderliche Glück! — zeigte ſich, daß ſeine

Stimme im Uebergang begriffen war und ihren Schmelz verlor. Es war wenig Hoffnung auf vollen Erſatz; die Stimme blieb, wenigſtens für die höhere Geſangsausbildung, verdorben und der Plan, einen bedeutenden Sänger aus ihm zu machen, mußte aufgegeben werden. Siboni erklärte ihm das offen und wußte ihm keinen beſſern Rath zu geben, als heimzukehren und ein Handwerk zu erlernen.

Das alſo ſollte das Ende eines ſo ſchönen Anfangs ſein — um zuletzt wieder auf dem Punkte anzulangen, wo er zuvor bei ſeiner Ankunft geſtanden, hilflos und verlaſſen, ohne Ausſicht und Lebensplan! Er war von dem Gedanken wie zermalmt. Denn in die Heimath zurückkehren und dort dem allgemeinen Spotte ſich preisgegeben ſehen — das ging über die Kraft ſeiner weichen Seele. Ausharren und bleiben: das war das Einzige, was er mit klammernden Händen angſtvoll feſthielt. Aber wo war der Weg und der feſte Punkt, um neuen Ankergrund zu finden? So ſchwankten ſeine Gedanken, Rettung ſuchend, unſtät zwiſchen Kopenhagen und Odenſe hin und her. O wer jetzt Licht in dieſes Dunkel brächte, wer ihm den neuen Weg zeigte! Während er in trüber Einſamkeit darüber grübelte, flüſterte ihm ſein guter Genius wieder einen halbverklungenen Namen in das Ohr. Es fiel ihm ein, daß in Kopenhagen der Dichter Guldberg lebe, ein Bruder des zu Odenſe lebenden Oberſten Guldberg, welcher dem Knaben um ſeiner Stimme und ſeines Spieles willen vormals ſo wohlwollende Theilnahme erzeigt hatte. Das ſchien ihm in dieſem Augenblick wie eine Eingebung. Er nahm ſich den Muth und ſchrieb an den Dichter einen Brief, in dem er ihm all ſeine Erlebniſſe vertrauensvoll erzählte und ſeine Noth an's Herz legte.

Tags darauf ging er ſelber zu ihm in's Haus, und ſiehe, es zeigte ſich, daß ſeine treuherzig ehrliche Sprache den Weg zum Herzen gefunden hatte. Er fand bei dem wackern Manne eine ſo gütige Aufnahme, wie ſie ein Unbekannter kaum erwarten konnte. Guldberg nahm ſich ſeiner an; er ſchenkte ihm die Einnahme von einer kleinen Schrift, die er gerade im Druck herausgegeben hatte, und unter Beihilfe anderer edelmüthiger Menſchen floß ihm eine Unterſtützungsſumme von mehr als hundert Thalern zu. Nun ſchien ihm wieder Alles gewonnen: er konnte ja in Kopenhagen bleiben und ſogar ſeinen Lieblingsplan wieder aufgreifen. Durch Guldberg wurde er Theaterzögling; er begann unter der Leitung eines erfahrnen Schauſpielers zu deklamiren und Rollen zu ſtudiren, und beſuchte nebenher die Chor- und Tanzſchule des Theaters.

Da Professor Guldberg seine mangelhafte Elementarbildung wahrnahm, gab er ihm Unterricht im Dänischen und Deutschen und brachte es durch seine wohlwollende Vermittlung dahin, daß er auch einige Stunden in der lateinischen Sprache erhielt.

In dieser Weise lebte Hans Christian einige Jahre dahin, unklar über seine Bestimmung, aber unerschütterlich in seinem Hoffen, von der Güte einiger Menschen nothdürftig seine Tage fristend, zuweilen auch von bitterem Mangel heimgesucht. Gar manchmal, wenn er nichts zu essen hatte und andern Menschen seine augenblickliche Noth zu gestehen sich schämte, ging er in den Königsgarten, um dort, einsam und unbeachtet, auf einer Bank ein kleines Stück Brod zu verzehren, seine ganze Mahlzeit für den Tag. Das war wohl bitter für einen jungen im vollen Wachsthum begriffenen Menschen, und er hatte Stunden, wo er seine unsichere Lage recht schmerzlich empfand. Im Uebrigen aber besaß er noch immer die gutmüthige Sorglosigkeit eines Kindes; sein liebebedürftiges Gemüth schloß sich leicht an Jedermann an und hielt jeden Menschen, der ihn freundlich anredete, für einen ehrlichen Freund. „Gott war in meiner kleinen Stube — so erzählt er — und manchen Abend, wenn ich mein Abendgebet gehalten hatte, konnte ich ihn kindlich fragen: wird es wohl bald besser werden?" Eines Tages, nachdem er lange Zeit nicht mehr in der freien Natur gewesen, wandelte er in die Schloßanlagen. Es war ein köstlicher Frühlingsmorgen, die Sonne schimmerte durch das junge Grün der knospenden Buchen, Alles blühte und duftete, und die Vögel sangen in die Wette — es war so schön, daß auch unser jugendlicher Wanderer davon überwältigt wurde, laut aufjubelte und endlich seine Arme vor Freude um einen der großen Bäume schlang. „Ist er toll?" rief jetzt ein Mann dicht hinter ihm; es war einer der Schloßbediensteten. Der frühlingsbegeisterte Wanderer lief erschrocken davon und kehrte dann „besonnen und ruhig" zur Stadt und in sein Stübchen zurück.

Noch immer betrachtete er in seiner unreifen Begeisterung das Theater als seine Welt und die Wirksamkeit auf der Bühne als seine eigentliche Laufbahn, obgleich die Zweifel über seine Befähigung sich in den Kreisen seiner Bekanntschaft immer lauter kund gaben. Man nannte ihn im Scherze den kleinen Deklamator, und mancher aus der Gesellschaft machte sich über ihn lustig, während er in seiner unschuldigen Einfalt jedes Lächeln für ein Beifalls-Lächeln hielt. Aber der schlummernde Naturtrieb, der bisher nur in unsicherem

und falſchem Umhertaſten ſich geregt hatte, begann endlich mächtiger in anderer Richtung zu erwachen. In dem Hauſe einer wohlwollenden Familie, die dem armen Fremdling viele Theilnahme bezeigte und ſeinen eifrigen Deklamationen, aus denen wenigſtens das tiefe Gefühl einer poetiſchen Natur hervorklang, ein freundlich Gehör lieh, hatte ihn eine gebildete und muntere Frau, die Gattin des Profeſſors Rahbeck, halb im Scherze einen Dichter genannt. Die lebhafte Frau hatte das Wort nur flüchtig hingeworfen, ohne ihm eine Bedeutung beizulegen, aber in dem kleinen Deklamator zündete es wie ein Blitz. Wie, wenn er das wirklich, wenn er ein Dichter wäre! Es ging ihm durch Blut und Seele, und Thränen traten ihm vor freudigem Schreck in die Augen. Von dem Augenblicke an war ſein Sinn für das Schreiben und Dichten wieder geweckt, die Spielereien der Kindheit wurden Ernſt, und alle anderen Neigungen traten davor zurück.

Was wollte er nun gleich zuerſt entwerfen und ſchreiben? Natürlich etwas Großes, Gewaltiges! Er beſchloß ein Trauerſpiel zu ſchreiben und es beim königlichen Theater einzureichen. Er wählte einen Stoff aus ſeiner Heimath-Inſel Fünen, warf in brennendem Eifer binnen vierzehn Tagen das Trauerſpiel auf das Papier und ſchickte es erwartungsvoll an das Theater ein. Aber ach, nach langem Warten, nach Verfluß von vielen Wochen kam es wieder an ihn zurück, als unreif verworfen, und mit einem Schreiben begleitet, worin geſagt war, daß man Stücke, welche in ſolchem Grade Mangel an Schulbildung verriethen, nicht öfter zu erhalten wünſchte.

Das war ein niederſchlagender Anfang, ein Beſcheid, der dem angehenden Dichter viele bittere Stunden der Enttäuſchung bereitete und ihn wohl für eine Weile entmuthigen konnte. Ach, der Weg zum Berühmtwerden war denn doch weiter, beſchwerlicher und dornenreicher, als er ſich dereinſt in ſeinen Kinderträumen vorgeſtellt hatte! — Doch er hatte ſchon ſo Vieles verwunden und getragen, auch dieſe Demüthigung mußte mit Geduld überſtanden werden. Bald wuchſen der jungen Hoffnung wieder die Flügel, und in Kurzem ſaß der ſtrebſame Jüngling wieder am Schreibtiſch, über einem neuen Trauerſpiele brütend, deſſen erſte Akte ihn ſelbſt entzückten. Dießmal war es ein geſchichtliches Drama und erhielt den Titel: Alfſol. Einige unterrichtete Männer, denen er es vorleſen durfte, lobten das Stück, und ſo wagte er auf ihre Aufmunterung hin den Verſuch zum zweitenmal, es an die Theater-Direktion einzuſchicken. Man gab ihm jedoch den Rath, ſich zu beſſerem Erfolge bei dem

Direktor des königlichen Theaters, dem Conferenzrath Collin, persönlich vorzustellen, und Anderſen folgte dem guten Rathe.

Collin war ein grader Mann von wenig Worten, der nicht mehr verſprach, als er halten konnte; die trockene, ernſte Aufnahme, welche der junge Dichter bei ihm fand, ſtimmte die Hoffnung für ſein Trauerſpiel bedeutend herab. In der That, nur wenige Tage verfloßen, ſo wurde dieſer zur Theater-Direktion beſchieden, wo ihm „Alfſol" als untauglich für die Bühne zurückgegeben wurde. Aber Collin war mehr als bloßer Theaterdirektor, er war ein ſchlichter Ehrenmann mit einem Herzen voll Menſchenfreundlichkeit. Er hatte in der dramatiſchen Arbeit die Spuren des wirklichen Talents entdeckt und erkannt, daß der junge Menſch bei ernſten Studien und gründlicher Schulung noch etwas Tüchtiges in der dramatiſchen Dichtkunſt leiſten könne. Dieß ließ er ihm zum Troſte und zur Aufmunterung ſagen, und nicht genug, er ließ es beim Troſte allein nicht bewenden, er nahm ſich in aller Stille ſeiner thätig an, um ihm die Mittel zum Studiren zu ſchaffen, die ihm ſo nothwendig waren. Collin empfahl ihn aus freien Stücken dem Könige, und auf dieſe Fürſprache hin ward dem guten Hans Chriſtian Anderſen nicht nur eine kleine Unterſtützungsſumme für etliche Jahre verwilligt, ſondern auch ein Freiplatz auf der lateiniſchen Schule zu Slagelſe gewährt.

Anderſen war ſprachlos vor Erſtaunen; er konnte das neue unverhoffte Glück kaum faſſen. Wie hätte er eine ſolche Wendung ſeines Lebens auch erwarten können! Wohl hatte er gar oft es hören müſſen und die bittere Wahrheit tief empfunden, daß ihm zu allem beſſern Fortkommen die Grundlage abgehe, eine tüchtige geregelte Schulbildung, ohne welche alles Talent nichts helfe. Aber wie ſollte er dazu gelangen, wie ſollte er das Verſäumte nachholen, da er täglich mit der Noth zu ringen hatte, nachdem er nur allzu lange aus einer verblendeten Vorliebe für den Theaterglanz ſeinen wahren Beruf mißkannt, wo nicht gar verpaßt hatte? Das Alles hatte er mit Schmerzen durchgefühlt, und nun, da er es kaum mehr zu hoffen gewagt, that ſich die Thüre des Glückes von ſelber auf, und ein helfender Arm zog ihn aus dem beengenden Druck der Noth und Sorge empor auf freieren Raum, von wo ſein Leben eine ganz neue Richtung nehmen ſollte. Er, der ſo lange nur von Theaterrollen geträumt, ſollte in geordneter Weiſe nun ſtudiren, ſollte eine geebnete Bahn vor ſich ſehen, um dereinſt ein tüchtiger Schriftſteller oder Gelehrter zu werden. Die Ausſicht machte ihn ſtumm vor freudiger Ueber-

raſchung. — Nicht oft hat ein Trauerſpiel, noch dazu ein mißlungenes, ſo viel Freude gemacht. Ein zurückgewieſenes Trauerſpiel hatte ihm ja dieſe neue glückverheißende Lebensbahn eröffnet, ein zurückgewieſenes Trauerſpiel hatte ihm überdieß einen väterlichen Freund gewonnen, wie er keinen beſſern hätte finden können. Denn Collin, dem er das Ganze verdankte, blieb ihm lebenslang auf's Herzlichſte zugethan als Wohlthäter, Berather und Freund. „Kein Vater hätte mir mehr ſein können, als er mir war" ſagt Anderſen in dankbarer Erinnerung von dieſem Manne. Seiner Mutter aber konnte er jetzt wieder einmal mit frohem Muthe ſchreiben. Sie erhielt einen glückſeligen Brief, worin von all den neuen Wunderdingen Bericht gegeben war, die zuletzt in dem einen großen Satze gipfelten: Hans Chriſtian iſt Student, oder wenigſtens auf dem Wege dazu! — Das war gewiß ein ſchöner Tag in der kleinen armen Hütte zu Odenſe. (Schluß folgt.)

Des Königs Münſter.

Legende von **Dr. Friedrich Beck.**

Es war ein König, reich und hehr,
Der trug zu bauen einſt Begehr
Ein prächtig Münſter, wie man ſchauen
Kein and'res ſollte in deutſchen Gauen.
Von einem freien Platz umfangen
In ſeiner Hauptſtadt ſollt' es prangen,
Und ſeinem Gründer dort bereiten
Ein Ehrenmal für alle Zeiten.

Das Volk vernahm's mit Wohlgefallen.
Geſendet von den Bürgern allen
Trat einſt ein Greis mit biederm Sinn
Vor ſeines Thrones Stufen hin
Zu ehrerbiet'gen Dankes Zolle,
Daß er ſolch Werk beginnen wolle.
„Doch" — alſo fuhr zu ſprechen fort
Er, der für jene nahm das Wort —

„Am Dome, den auf Dein Geheiß
Erbau'n wird kund'ger Meiſter Fleiß,
Vergönn' auch uns, daß wir durch Gaben
Den gottgefäll'gen Antheil haben;
Wir ſteuern, willſt Du dieß vergönnen,
Mit Freude bei, ſo viel wir können."

Da ſprach der Fürſt im ſtolzen Muth:
„Spart, Bürger, Euer mäßig Gut;
Den Aufwand trag' ich ganz allein,
Es ſoll das Werk mein eigen ſein;
Nicht fremder Gaben hab' ich Noth,
D'rum achtet auf mein ſtreng Gebot:
Wer ſich vermißt der kleinſten Spende
Zum Bau, bevor er kam an's Ende,
Der ſoll vor meinem Zorne beben,
Zur Strafe ſei verwirkt ſein Leben,
Und daß es männiglich wird kund,
Verbreite dieß des Herold's Mund
In Stadt und Dorf, durch's ganze Land;
Geht jetzt, mein Will' iſt Euch bekannt!"—

Bald hob ein reges Treiben an;
Der Spaten wühlt, es knarrt der Krahn,
Der Meißel und des Hammers Schlag
Ertönen raſtlos Tag für Tag,
Es wachſen raſch die Mauern auf,
Geſchmückt mit Baldachin und Knauf,
Den Wald der Pfeiler ſieht man ragen,
Das mächtige Gewölb' zu tragen,
Und zweien Thürmen war gewieſen
Die Bahn, ſie ſtiegen hoch wie Rieſen.

Nach manchem Mond, nach manchem Jahr
Der Münſterbau vollendet war;
Zur Weihe lud der Glocken Schall,
Es drängte ſich ein Menſchenſchwall

Am Feſt von nah und fern herbei,
Zu ſchau'n den Zug der Kleriſei,
Das heil'ge Opfer zu begeh'n,
Und Himmelsſegen zu erfleh'n
Für den, der dieſen Bau zu Ende
Geführt, bedürftig keiner Spende;
Denn deutlich war es ja zu leſen,
Wer Gründer dieſes Werks geweſen;
Wie ſelber es der Fürſt befahl,
So ſtand mit Goldſchrift am Portal:

„Der König hat zu Gottes Ruhm
Erbaut dieß würd'ge Heiligthum.“—

Es brach der nächſte Morgen an,
Man hört die Glocken wieder ſchallen
Und ſieht die frühen Beter wallen
Zum Dome hin auf freiem Plan;
Man kommt und geht, da fällt zurück
Noch auf die Inſchrift mancher Blick,
Und wie ſie der und jener ſchaut,
Hat er den Augen kaum getraut,
Er ſtößt den Nachbar an und fragt,
Bis der das Gleiche ihm geſagt;
Man ſtaunt und lacht und flüſtert leis,
Man drängt ſich hin im dichten Kreis,
Faſt wird der große Platz zu enge,
Als ſei's ein Aufruhr, wächſt die Menge.

Von ſeiner Hofburg nahm gewahr
Der König die erregte Schaar;
Er ſchickt den Marſchall, daß er höre,
Was die gewohnte Ruhe ſtöre.
Bald wieder mit beſtürzten Mienen
War jener im Palaſt erſchienen:
„Herr — ſprach er — hätt' ich's nicht geſehen,
Nicht glauben würd' ich, was geſchehen!

Auf was ſo viele Blicke ſchauen
Mit Lachen halb und halb mit Grauen,
Die Inſchrift iſt's, die Du geſetzt;
Man lieſt in gold'nen Zügen jetzt:

„Frau Martha hat zu Gottes Ruhm
Erbaut dieß würd'ge Heiligthum." —

„Was ſagſt Du? Wie? Wer iſt genannt?"
So rief der König zornentbrannt;
„Wer hat den frechen Scherz gewagt?
Haſt Du nach ihm geforſcht, gefragt?
Verkünd' es, daß ich den belohne,
Der mir ihn heut noch ſtellt am Throne!
Das Wort der Schmach vertilge ſchnell,
Und auf der Tafel prange hell
Mein Name neu im gold'nen Schein,
Denn ihm gebührt dieß Recht allein!" —

Wie er gebot, ſo iſt's geſcheh'n,
Den Wink vollzog die Dienerſchaar,
Und auf dem Marmelſteine war
Des Königs Name klar zu ſehen;
Doch, wie man auch des Forſchens pflag,
Es kam der Thäter nicht zu Tag.

Der neue Morgen dämmert auf,
Man geht zum Dome, blickt hinauf;
Unglaublich ſchien es, was man ſah,
Die Worte ſtanden wieder da!
Ob auch die Wache ſpäht und lauſcht,
Die Schrift war wieder umgetauſcht;
Jedwede Spur verborgen blieb,
Welch unſichtbarer Finger ſchrieb
Zum zweiten wie zum drittenmale
Frau Martha's Namen am Portale.

Es drang die wunderbare Kunde
Zum König in derſelben Stunde;
Man war beſorgt, daß ſich vermehre
Sein Grimm ob der gekränkten Ehre;
Doch er bezwang ſich, blieb gelaſſen,
Ein Räthſel galt es zu erfaſſen,
Nicht Bosheit barg ſich hier und Trug,
Er ahnte einen mächt'gen Willen,
Der ſeinen Hochmuth niederſchlug,
Und beugte ſich vor ihm im Stillen. —

Ein Wunder war's, nicht zu beſtreiten;
Noch aber gab es Viel zu deuten:
Was ſoll der Name Martha ſagen?
Hat ſie ſo reichlich beigetragen
Geheim, daß ſie vor Gottes Thron
Allein empfing der Ehre Lohn?
Wer weiß von ihr? Wer trug Verlangen,
Von ihr die Gaben zu empfangen?
Wer hat, mit ihr im Bund, verwegen
Gehandelt dem Verbot entgegen? —

Man forſchte, ſpürte nach und — fand! —
Weit von dem Thor entlegen ſtand
Noch eine Hütte, ſchlicht und roh
Aus Holz gefügt, gedeckt mit Stroh;
Dort wohnte, Wenigen bekannt
(Wer mocht' um ſie bekümmert ſein!),
Ein armes, altes Mütterlein,
Frau Martha ſchlechthin nur genannt.
Ihr kärglich Brod ſich zu gewinnen,
Ließ ſie nicht ab von emſ'gem Spinnen,
Zur Kirche war ihr einz'ger Gang,
Ihr Troſt in der Verlaſſenheit
Manch frommes Lied, dem Herrn geweiht,
Und ihre Luſt des Vögleins Sang,

Das ſie im Käfig ſorglich hegt,
Ein Nelkenflor, im Topf gepflegt.

So lebte ſie, beachtet kaum;
Da trat einſt in den düſtern Raum
Spät bei des Abends Dämmerſchein
Geſandt vom Hof ein Ritter ein,
Und hieß — nichts half ihr ängſtlich Weinen —
Sie vor dem König gleich erſcheinen.

Man führte in ſein Prunkgemach
Die Zitternde. Mit Güte ſprach
Der Fürſt zu ihr: „Ich trug Verlangen,
Dich ſelbſt zu ſeh'n; nicht ſoll Dir bangen;
Es wird kein Leid Dir widerfahren,
Willſt Du die Wahrheit offenbaren.
Blieb mein Verbot Dir unbekannt —
Verkündet ward's im ganzen Land —,
Daß Niemand ſteure eine Gabe
Zum Münſterbau aus ſeiner Habe?
Und, wenn Du's wußteſt, ward vielleicht
Doch ein Geſchenk von Dir gereicht?" —

Zu ſeinen Füßen ſank die Arme,
Und flehte, daß er ſich erbarme;
„Herr", ſprach ſie unter bittern Zähren —
„Verzeihung mögeſt Du gewähren,
Entziehe mir nicht Deine Huld,
Bekennen will ich meine Schuld.
Wohl wußt' ich um Dein ſtreng Verbot,
Auch drücket mich gar harte Noth,
Doch hätt' ich für das Haus des Herrn
Mein Scherflein beigetragen gern.
Ich hatt' erſpart als Spinnerlohn
Mir einſt ein Hellerlein; davon
Kauft' ich ein Bündlein Heu, zu ſtreu'n

Den Rindern, welche Steine zogen
Zum Bau. Deß hab' ich mich verwogen;
Nicht dacht' ich Solches zu bereu'n,
Vor Augen hatt' ich Gottes Preis,
Wollt' nicht verletzen Dein Geheiß!" —

„Steh' auf! Zu knie'n vor mir gebührt
Dir nicht; Du thateſt mehr als ich,
Der von dem Pfad der Demuth wich!"
So rief der König tief gerührt;
„Er hat beſtraft mein eitles Sinnen
Und ließ der Ehrſucht Traum zerrinnen,
Er, dem die Gaben dieſer Welt,
Wie groß ſie ſei'n, doch ſind zu klein,
Er, dem des Gebers Herz allein,
Die reine Abſicht wohlgefällt!" —

Das Mütterlein ging reich beſchenkt
Voll Freude heim zur niedern Hütte,
Indeß der Fürſt zum Dome lenkt
Geſenkten Hauptes ſeine Schritte,
Um dort im Dankgebet mit Schweigen
Sich vor dem Herrn der Herrn zu neigen! —

Schneelandſchaften.

Von **Chr. Rey.**

I.

„Johann, anſpannen! Wir wollen nach Schwarzwald!" ſagte der Amtmann Täubner zu ſeinem Kutſcher. „Die Schneebahn iſt gut und das Wetter klar", ſetzte er, ſich zu ſeinem Sohne Albert wendend, hinzu, „und mein Bruder wird ſich gewiß ſehr freuen, wenn wir ihn in ſeiner winterlichen Einſamkeit aufſuchen." Nicht lange hierauf meldete Johann, daß der Schlitten

zur Abfahrt bereit ſtehe. Der Amtmann und Albert, in warme Pelze gehüllt, beſtiegen den Schlitten, die Peitſche knallte, die Rappen griffen aus und „Klinglingling“ glitt das Fahrzeug leicht und ſchnell über den Schnee dahin. Der helle Klang des Schellengeläutes lockte die Bewohner des Städtchens an die Fenſter und kläffend verfolgten die Hunde den raſch dahineilenden Schlitten eine weite Strecke die Straße entlang. Welche Veränderungen waren doch mit der Landſchaft vorgegangen! Als Albert, der das Gymnaſium der nahen Hauptſtadt beſuchte, in den Herbſtferien die Felder um ſeinen elterlichen Wohnort durchſtreift hatte, da trugen die Bäume noch ihr grünes Sommerkleid, geſchmückt mit dem Roth und Gelb der reifen Früchte. Die gelben Stoppelfelder zogen ſich noch in langen Strecken neben den grünen Krautfeldern und Kartoffeläckern und den ſchwarzen Streifen des gepflügten Landes hin, und der Wald, der an den Wänden der Berge ſich aufgipfelte, überkleidete die braunen Felſenmaſſen noch mit ſeinem dunklen Grün, zwiſchen dem hie und da rothe und gelbe Blätter bereits die Ankunft des Spätherbſtes verkündeten. Doch jetzt hatte ſich die Landſchaft in den weiten Schneemantel des Winters gehüllt, die Pfade durch die Fluren waren verſchüttet, die Gräben ausgefüllt, die Aecker und Wieſen verſchwunden, nur eine troſtloſe, gleichförmige, weiße Fläche, voll melancholiſchen Schweigens, dehnte ſich vor ihm aus. Die Bäume hatten die Schneehaube aufgeſetzt und die Tannen am Eingange des Städtchens beugten ſich unter der weißen, weichen Laſt, ſelbſt der Bergwald war unter der blendenden, in ſanften Wellenlinien ſich am Horizonte abzeichnenden Hülle verſchwunden. Kein Vogelſang, kein Brüllen der weidenden Rinderheerde unterbrach das Schweigen der winterlichen Flur, nur das laute Lachen und Jubeln einer Schaar Kinder, die ſich einen Schneemann aufbaute, während andere mit ihren Schlitten in wildem Sauſen die Berglehne herabfuhren, zeigte, daß der Schnee der Kinderwelt ein willkommener Gaſt ſei. Aber auch dieſer Klang menſchlicher Freude und Luſt verlor ſich nach und nach, je mehr der Schlitten ſich von dem Städtchen entfernte. Ein Frachtwagen, von vier kräftigen Roſſen gezogen, kreiſchte durch den hohen Schnee der Fahrſtraße an den Schlittenfahrern langſam vorüber. Halb verwehte Schlittenſpuren und Vogeltritte auf der Oberfläche des Schnees, ſowie ein Rabe, der mit heiſerm Schrei und ſchwerem Flügelſchlage über die öde Landſchaft dahinſegelte, oder ein hungriges Spätzlein, das ſich ſein Veſperbrod in den Schlittengleiſen der Straße ſuchte, waren die einzigen Spuren

des Lebens. Der hellblaue Himmel war ziemlich klar, nur im Weſten thürmten ſich bleigraue Wolken auf.

„Es ſcheint, als ob wir ein Schneegeſtöber zur Reiſegeſellſchaft bekommen ſollen“, ſagte der Amtmann, der nun den Kutſcher zum ſchnelleren Fahren antrieb, um ſo bald als möglich das Gebirgsdorf Schwarzwald, wo Alberts Onkel wohnte, zu erreichen. Die Pferde griffen munter aus, als ſie ſich jedoch dem Walde, durch den ſich die Fahrſtraße hinzog, näherten, ſchwankten bereits einzelne Flocken herab, denen bald eine ſolche Menge folgten, daß die Umriſſe des Waldes und der Bäume an der Fahrſtraße nur noch geſpenſterhaft durch den Schneeſchleier hindurchblickten. „Ei, wie fatal“, ſagte Albert, „daß uns das Schneegeſtöber noch erreicht hat. Der Winter iſt doch etwas Troſtloſes und höchſt Ungemüthliches.“ „Du urtheilſt“, entgegnete der Amtmann, „wie Du es verſtehſt. Aber wenn Du den Schnee genauer betrachteſt, ſo wird Dir eine Welt voll unendlicher Schönheit, ja voll göttlicher Wunder aufgehen, an der der Menſch aber leider gewöhnlich gedankenlos vorübereilt.“ Albert blickte ſeinen Vater erſtaunt an. „Wie?“ ſagte er nach einer kleinen Pauſe, „der Schnee, der alles Leben in der Natur tödtet und die herrliche Landſchaft voll Grün und Freude gleichſam in einen weiten Kirchhof verwandelt, er ſoll Schönheiten, ja Wunder“ — „Ich weiß, was Du ſagen willſt“, unterbrach ihn der Vater, „aber ich werde meine Behauptung zu beweiſen ſuchen. Die Schneeflocken, die jetzt in dichtem Gewimmel uns umflattern, bewohnten, ehe ſie als weicher Flaum die Erde überkleideten, als winzige Dunſtbläschen die obern Luftſchichten, wo ſie durch gegenſeitige Reibungen die Elektricität erzeugen, jenes Fluidum, das im Sommer als leuchtender Blitz über unſere Erde hinzieht. Jene Elektricität iſt es nun vielleicht, die in wärmeren Luftſchichten jene winzigen Dunſtbläschen in Regentropfen, in kälteren Luftſchichten aber in feine Schnee- oder Eisnadeln verwandeln, die nun durcheinander wirbelnd einander berühren, ſich aneinander ſchließen und ſo die wunderbar ſchönen Schneeſterne bilden. Schneeſtern hängt ſich nun an Schneeſtern und die Schneeflocke flattert zur Erde herab, groß und locker bei geringer, feiner und dichter bei größerer Kälte. Wie oft habe ich Kinder beobachtet, welche auf dem Schulwege die ſinkenden Flocken mit ihren Schiefertafeln auffingen, und ſich in ihrer kindlichen Weiſe über das weiche, lockere Gewebe, das oft wie feiner Spitzengrund erſcheint, freuten; aber welche zierlichen und regelmäßigen Geſtaltungen würden ſie an dem weichen Flaum ent-

decken, wenn ſie ihn unter der Lupe, die jeden Theil der Flocke angemeſſen vergrößert, betrachten könnten. Da erblickt man ausgezackte Sterne mit befiederten Spitzen oder mit Knöpfchen und Häkchen zierlich garnirt, Scheiben, die ſich um ihren punktgroßen Mittelpunkt lagern, hinter dem feine Strahlen hervorſchießen, Strahlenſterne, Sterne mit eingefaßten Rändern und einer Scheibe als Mittelpunkt, u. ſ. w.

Welche hochwichtige Bedeutung für die Exiſtenz der Menſchen haben aber dieſe wunderbar ſchönen Schneeſternchen! — Wir hüllen uns zum Schutze gegen die Winterkälte in Pelze ein, nicht als ob dieſe Kleider unſerem Körper Wärme zuführen könnten, nein, blos um die von unſerm Körper ausſtrahlende Wärme unter der dichten Hülle des Pelzes und der Wollſtoffe zurückzuhalten. Daher auch der Gebrauch, im Winter weite und faltige Kleider zu tragen, ſo daß ſich zwiſchen der Kleidung und dem Körper eine Atmoſphäre von durchwärmter Luft bilden kann, durch welche die Kälte der hinzutretenden äußern Luft gemäßigt wird und ihre unangenehmen Wirkungen weniger äußern kann, indem ſie als ſchon erwärmte Luft dem Körper nur einen geringen Theil ſeiner natürlichen Wärme entzieht. Dieſelben Erſcheinungen finden zwiſchen der Erde und der ſie umhüllenden Schneedecke ſtatt. Der Schnee enthält keine Wärme, kann alſo auch der Erde keine zuführen, wohl aber bildet er gleichſam die Pelze und Wollſtoffe, mit denen der liebe Gott die Erde bekleidet, um die Ausſtrahlung der Erdwärme zu hindern und der Kälte den Zutritt zu der jungen Saat zu wehren. Daher Freude bei den Kornwuchern, wenn die ſchützende Schneedecke bei eintretender Kälte den Fluren mangelt, denn unrettbar ſind dann die jungen Pflanzen verloren, die Säfte in ihren Adern und Zellen erſtarren, wodurch dieſe Saftgefäße, da die gefrorne Feuchtigkeit ſich bekanntlich ausdehnt, geſprengt werden und dann beim Eintritt der Frühlingswärme faulen. Soll ich Dir, lieber Albert, das Elend vielleicht ſchildern, das nun, blos weil die Schneeſterne in unzureichender Menge die Erde bedeckt hatten, als Hungersnoth, Aufruhr u. ſ. w. durch die Länder dahinſchreitet? Aber laß uns noch weiter das ſegensreiche Walten des Schneeſternchens beobachten. Licht und Wärme gehören zu den Lebenselementen der Pflanzenwelt; wo ſie mangeln, kann keine Pflanze gedeihen, oder vielmehr die Pflanze wird in ihrer Entwickelung aufgehalten. Nun ruht die Saat unter der Schneedecke. Nur wenige Dämmerungsſtrahlen dringen durch ſie bis zu dem jungen Grün hindurch und das zarte Pflänzchen hört auf zu treiben, es

iſt ein Stillſtand in ſeinem Wachsthume eingetreten, es hält gleichſam ſeinen Winterſchlaf. Aber wie nun der Hamſter von ſeinem geſammelten Körnervorrathe zehrt und der Bär in ſeiner Höhle an ſeinen fettreichen Tatzen ſaugt, ſo zieht auch die Saat, wenn auch nur in winzigen Portionen den kleinen Waſſervorrath ein, den der gewöhnlich wiederſchmelzende erſte Schnee zurückgelaſſen hat, bis endlich der Odem des Frühlings über die Fluren weht und nun der Pflanzenwelt in der ſich in Waſſer verwandelten Winterdecke einen reichlichen Nahrungsquell ſtrömen läßt, ſo daß der Schnee demnach der zarten Pflanze zum Ernährer wird, ohne den der Frühling mit ſeinem lichten Sonnenſcheine nur auf eine vertrocknete Vegetation blicken würde. Siehe, ſo wird aus dem Dunſtbläschen ein Schneeſtern, aus dem Schneeſterne eine nährende und ſchützende Winterdecke, aus der Winterdecke Pflanzenſaft, aus den Pflanzenſäften Knospen, Blätter, Blüthen, aus den Blüthen Früchte, aus den Früchten Nahrungsmittel für die Menſchen!"

„Soll ich durch das Dorf oder um dasſelbe herumfahren?" Mit dieſer Frage unterbrach plötzlich Johann die belehrende Unterhaltung; die Reiſenden blickten auf und ſahen ſich am Eingange vom Schwarzwald. „Grade aus!" befahl der Amtmann und „Klinglingling" fuhr der Schlitten zwiſchen den tiefverſchneiten Wohnungen dahin, hinter denen der weißbehangene Tannenwald an ſchroffer Felswand emporſtieg und die Schneehaube des Finſterberges ſich aufgipfelte, an deſſen Südſeite mächtige Buchen aus dem beſchneiten Boden aufragten und ihre kahlen, mit Schneebinden bedeckten Arme zum blaßblauen Himmel emporſtreckten. Eine Viertelſtunde ſpäter finden wir unſere Reiſenden in der behaglich durchwärmten Stube des Pfarrers Täubner verſammelt. Auf dem großen Eichenholztiſche dampfte bereits die Kaffeekanne und mit Behagen ſchlürften die vom kalten Winde Durchſchüttelten den heißen Trank der Mokkabohne. Die Unterhaltung lenkte ſich, durch die Fragen des wißbegierigen Albert veranlaßt, bald wieder dem Schnee zu.

„In unſerm Gebirge", ſagte der Pfarrer, „zeigt die Schneelandſchaft im Vergleich mit dem Winterbilde des Flachlandes eine Großartigkeit, die den Bewohner der Ebene mit Erſtaunen und Bewunderung über die ſchaffende Kraft des Winters erfüllt. Aber was ſind die Landſchaftsbilder unſeres Mittelgebirges gegen die Winterſtaffagen der Alpenwelt! Während meines zweijährigen Aufenthaltes in der Schweiz, als Hauslehrer des jetzigen Grafen Waldau, hatte ich hinreichend Gelegenheit, in der großen Gemäldegallerie der

Berner Hochalpen auch eine Winterlandſchaft ſo gewaltiger und grotesker Schönheit anzuſtaunen. Und welch ein Anblick, wenn über dieſer Winterlandſchaft der Sonnenſchein ſeinen Glanz ausgießt. Ein unabſehbares Lichtfeld breitet ſich dann vor den ſtaunenden Blicken aus und als wären Millionen Diamanten über die Erde ausgegoſſen, ſo flimmert und blitzt es uns aus Höhen und Tiefen entgegen. Sobald aber die Luft weicher und milder wird, ſo ſinken die Schneemaſſen zuſammen und über ihre Oberfläche legt ſich eine blitzende Eiskruſte. Die Schneehauben der Felszacken werden zu Eishelmen, der weiße Behang der Tannenbäume verwandelt ſich in Eiszacken, die wie ein greiſer Bart zwiſchen dem dunkeln Nadelgrün ſchimmern. Unter der feuchter werdenden Schneedecke rieſelt und rauſcht das Thalwaſſer und ſtürzt ſich in die Eis- und Felsſpalten, die oft thurmtief das Felſenterrain durchſchneiden. Doch ſiehe! der Wind dreht ſich und wieder ſtreicht der ſchneidende, kalte Nord über die Schneefläche. Unter ſeinem grimmen Hauche ſtockt das Schneebächlein, die von dem warmen Luftſtrome berührten Schneebildungen verwandeln ſich in feſte Eisgeſtalten, die aſtloſen Bäumen, Säulen, Mauern, Ruinen und verſtümmelten Statuen gleichen. Ein neuer Schneefall, der alle dieſe phantaſtiſchen Gebilde der ewigſchaffenden Natur wieder in ſeine Flockengewänder hüllt, füllt die Abgründe aus und bahnt trügeriſche Wege über die tiefen Schneeſpalten. Wehe dann dem Wanderer, deſſen Pfad durch dieſe ſchimmernde und glitzernde Schneewelt führt, beſonders, wenn ein wilder Nordſturm Schneewolken aufwirbelt und dieſe ihn mit ihrem Flockenmantel umhüllen. Der klaffende Abgrund gähnt vor ſeinen Füßen und er ſieht ihn nicht; er wandert über tiefe Spalten, bis zum Rande mit lockerm Schnee ausgefüllt und er weiß es nicht, da — o Entſetzen — der Pfad iſt verloren! Eine Felswand ſtreckt ihre Steinglieder vor ihm aus, eine ſenkrechte, blitzende Eisfläche. Seinen Hülferuf verſchlingt das Brüllen des Sturmes. Immer wilder, immer dichter umwirbelt ihn der Schnee. Er ſinkt erſchöpft vor Anſtrengung und Angſt in die Kniee, er lehnt müde das Haupt an die Eiswand, der Schlaf naht leiſe, die Augen ſinken ihm zu, er ſchläft, um — nicht wieder zu erwachen. Der Schnee hüllt ihn mehr und mehr ein. Es bildet ſich über dem Unglücklichen ein weißer Hügel, ein Schneegrabhügel, aber auch dieſer verſchwindet, und — doch ſtill, was ſoll ich dieſes düſtere Bild Euch noch weiter ausmalen. Wenn der Frühling ſeine Blüthen über das Thal ſtreut und auch langſam die hohen Felſen beſteigt, da grünt und blüht es auch um den Wanderer, auf deſſen

Heimkehr vielleicht Frau und Kinder vergeblich gehofft haben, bis endlich ein Jäger oder Sennhirte die Leiche findet, und sie auf dem kleinen Friedhofe seines Dorfes still in die Mutter Erde einsenken läßt.

Meine Lieben, wenn die Leichen, die im Sankt Bernhardhospitz in einer Kapelle aufgestellt sind, reden könnten —"

„Ach, entschuldige Onkel", unterbrach Albert plötzlich den Erzähler, „Du sagst, die Leichen seien dort aufgestellt? Verwesen sie denn nicht?" „Nein, lieber Albert," fuhr der Pfarrer fort, „die scharfe Luft der Höhe hindert jahrelang die Verwesung, so daß man sogar oft nach 2 bis 3 Jahren die Gesichtszüge unterscheiden kann. Nach und nach trocknen sie zu Mumien ein. Ich sage, wenn diese Leichen reden könnten, so würden wir schauerige Erzählungen von den Gefahren und Schrecken solcher wirbelnden Schneeunwetter erhalten. Als ich das Hospitz besuchte, waren wenige Wochen früher die Leichen von zwei Savoyardenknaben, die man im Schnee verunglückt gefunden hatte, in der Todtenkapelle aufgestellt worden. Ein dritter Knabe, der gleichfalls unter dem Schnee begraben und von den Mönchen des Hospitzes erstarrt nach dem Kloster gebracht worden, hier aber durch sorgsame Pflege wieder genesen war, hatte von diesem Unglücksfalle Folgendes erzählt:

Wir sind zu Moutires zu Hause. Der strenge Winter und die große Armuth unserer Eltern veranlaßten uns, unsere Heimath zu verlassen, um in der Schweiz uns bis zum Frühjahre ein Unterkommen zu suchen und dann nach Paris aufzubrechen. Als wir nun so auf der Straße zum Hospitz emporstiegen, sahen wir am Wege eine kleine Kapelle stehen. „Komm", sagte Guiseppe, mein älterer Kamerad, „wir wollen die Reiseregel nicht vergessen, die mir meine liebe Mutter beim Abschiede gegeben hat. Guiseppe, sagte sie zu mir, mein lieber Guiseppe, gehe vor keiner Kapelle, an keinem Bildstocke vorüber, ohne ein Vaterunser zu beten, dann wird dich Gott stets auf deiner Reise begleiten und vor Gefahren schützen." Schon wollten wir nach der Kapelle abbiegen, als Domenik sich entschieden dagegen auflehnte, indem uns sonst die Nacht überraschen und wir das Hospitz nicht mehr erreichen würden. Leider ließen wir uns aus Furcht vor einem Uebernachten auf freier Straße überreden, die Kapelle nicht zu besuchen. O hätten wir es gethan dann würde uns der Schneesturm in der Kapelle überrascht und wir in ihr Sicherheit gefunden haben. So wanderten wir weiter. Doch — hu! auf einmal brauste es um uns her, aus allen Schluchten stürmte es hervor, und wirbelte, heulte

um die Spitzen der Felsen „Ein Schneesturm!“ rief Domenik entsetzt. „Gott sei uns gnädig!“ „Zurück nach der Kapelle!“ schrie Guiseppe. Doch schon verschlang der brausende Sturm die Worte. Wir faßten uns an, um nicht auf die Erde geworfen oder vielleicht über den Rand der Straße in den Abgrund geschleudert zu werden. Immer wilder umtobte uns das Wetter, immer dichter umwirbelten uns die Schneewolken. Guiseppe fiel auf die Kniee. „Laßt uns unsere Seelen Gott empfehlen. Er nur kann uns schirmen!“ sagte er unter heftigem Schluchzen. „Ach, meine arme Mutter, ich sehe dich nicht wieder.“ Wir folgten ihm, wir streckten weinend und hilfeflehend unsere Hände zum Himmel empor. So knieeten wir und beteten in unserer Herzensangst ein Gebet nach dem andern. Der Schnee reichte uns bereits bis an die Brust. Domenik lehnte müde seinen Kopf an meine Schulter. „Wir müssen sterben!“ sagte er matt und schläfrig. Guiseppe war bereits neben mir zusammengesunken. Der Schnee hatte ihn schon mit seinem Leichentuche zugedeckt. Ich zitterte vor Frost, kaum konnte ich mich noch aufrecht erhalten. Da war es mir, als hörte ich im Getöse des Sturmes ein entferntes Bellen. Ich versuchte zu rufen. Doch vergebens. Meine Kräfte waren erschöpft. Das Bellen kam näher und näher, ich aber wurde müder und müder, es war mir, als wenn ich goldene Flügel hätte und langsam nach oben schwebte. Noch hörte ich ein Schnaufen, noch fühlte ich den heißen Odem eines Thieres an meiner Wange, dann vergingen mir die Sinne. Als ich wieder zu mir kam, sah ich mich in einem Bette, umgeben von den guten Mönchen des Hospitzes.“ So erzählte der Knabe. Ein Hund des Klosters, ich habe ihn gesehen, es war eine zottige, braune Dogge, die durch ihren feinen Geruch die Verschütteten aufspürt und die Erstarrten aus dem Schnee hervorscharrt, hatte die armen Savoyarden gefunden und, zum Kloster zurückeilend, den Mönchen durch lautes Bellen diesen Unglücksfall verkündet. Als diese jedoch, vom Hunde geführt, zu dem Schneehügel kamen, unter dem die Opfer des Schneesturmes ruhten, waren Guiseppe und Domenik schon zur ewigen Heimath eingegangen. Daher blieben auch alle Wiederbelebungsversuche, die die Mönche mit ihnen anstellten, erfolglos, während durch dieselben Pietro dem Leben zurückgegeben wurde.

Doch größere Gefahren, als solche Schneestürme bieten, bringen dem Wanderer der trügerische Schnee, der die Felsspalten ausfüllt. Man erzählte mir von einem Gemsjäger, der das grausenhafte Unglück hatte, in eine solche Schneespalte zu stürzen. Betäubt lag er lange tief unten auf der Sohle der

Felsſpalte. Langſam nur kehrte ihm die Beſinnung zurück, mit ihr die Erkenntniß ſeiner gräßlichen Lage. Hoch über den Rändern der Schlucht ſchaute ein Stück blauer Himmel in die dunkle Tiefe herunter, und glitzerte der goldene Sonnenſchein auf den Schneeriesen, die in die Oeffnung hineinragten. Um ihn her flimmerten in dem ſchwachen Dämmerlichte die Wände in dem bläulichen Glanze des Eiſes. Wohin er auch fühlte, nichts als ſcharfkantige Steine und Eisflächen, nirgends eine erſteigbare Felskante. Zwar hatte er auf der Gemsjagd wohl manchen gefährlichen Weg neben den Abgründen gewagt, aber die Steile dieſer Schluchtwände bot ſelbſt dem verwegenſten Kletterer unüberwindliche Hinderniſſe dar. Dazu kam noch ein ſtechender Schmerz im linken Arme. „O Gott“, jammerte er, „mein Arm iſt gebrochen. Ich bin verloren! Niemand hat mich ſtürzen ſehen, auf menſchliche Hilfe darf ich nicht hoffen!“ Verzweiflungsvoll gedachte er ſeines armen Weibes, ſeiner vier unerzogenen Kinder. O, hätte er ſich doch durch die Thränen ſeiner Frau von der gefährlichen Gemsjagd abhalten laſſen. Nun war es zu ſpät.

Doch noch lebte, der Verunglückte, aber es waren entſetzliche Augenblicke der wildeſten Verzweiflung. Er rang die Hände, er zerraufte ſich das Haar. „O Gott!“ rief er aus, „Erbarmen, Erbarmen! Ich bin lebendig begraben!“ Endlich wurde er ruhiger, in ſein Schickſal ergebener. Leiſe falteten ſich ſeine Hände zum Gebete, es galt ja vom Himmel Muth und Stärke zu erflehen, die bevorſtehenden entſetzlichen Stunden des Hungers zu ertragen, bis ihn der Tod von ſeiner namenloſen Qual erlöſt haben wird. Doch horch! was iſt das? Ein Rieſeln, ein leiſes Rauſchen, wie fließendes Waſſer. Er lauſcht, er bückt ſich auf die Sohle der Spalte nieder, mit den Händen am Boden ſuchend. Wahrhaftig, er ſteht in einem kleinen Gletſcherbache. Wie ein Blitz durchzuckt ihn der Gedanke: „Der Bach muß einen Ausweg haben! Wie, wenn er mich wieder zu Tage führte!“ Er tappte ſuchend an den Eiswänden hin. Doch der Weg, den ſich das Waſſer durch die Felſen gebohrt hatte, war zu eng, um den Körper eines Mannes durch zu laſſen. Wieder ſah der Gemsjäger ſeine Hoffnung vernichtet, aber der kühne Mann verzagte nicht. Der Gedanke an die Möglichkeit ſeiner Rettung ſtärkte ſeinen Muth, ſich einen Ausweg durch die Felſen zu bahnen, den Weg des Waſſers zu erweitern, um hindurch zu kriechen. Mit einem mühſam losgebrochenen Steine fing er nun an, die Bahn ſich auszuhöhlen. Aber welch eine entſetzliche Arbeit mit einem gebrochenen Arme, ohne hinreichendes Werkzeug, in dieſer Finſterniß die harten

Eisflächen zu zerschmettern. Tage kamen, Tage gingen. Langsam weitete sich die Oeffnung, so daß er hindurch zu kriechen vermochte. Nur wenige Augenblicke gönnte er dem von Hunger und der anstrengenden Arbeit ermatteten Körper einige Erholung, dann begann er wieder sein mühseliges Werk. Das eiskalte Wasser erfrischte seine brennenden Lippen. Die Lust zum Leben spannte seine Nerven zur eisernen Ausdauer an. Endlich — endlich — ein ferner — ferner Schimmer. Wenn das der Tag wäre! Ja, es war der Tag. Unverdrossen arbeitete er weiter, kriechend erreichte er den Ausfluß des Wassers — er war gerettet. Ein Hirt, welcher den Bewußtlosen fand, brachte ihn nach seiner Hütte, wo er sich nur langsam von seiner entsetzlichen — —"

Da prasselte es plötzlich, als ob ein Theil des Hinterdaches eingestürzt wäre. Erschrocken sprangen Alle auf und eilten nach der Thür, als die alte Margareth, des Pfarrers vieljährige Haushälterin, leichenblaß in die Stube trat. „Ach, Herr Pfarrer", sagte sie zitternd, „bin ich doch erschrocken. Die ganze Schneemasse, die auf der Wand des Finsterberges liegt, ist herabgerutscht und hat den Holzschuppen verschüttet."

Wir gingen nach dem Hofe. Da, wo der Holzschuppen gestanden, zeigte sich uns ein hoher Berg von Schnee, aus dem hie und da ein Theil des Holzstalldaches hervorlugte. „Na," sagte der Pfarrer, „was ich schon längst erwartet habe, ist endlich doch geschehen. Der Schnee, der die steile Steinwand bedeckt, hat dem Drucke der obern Schneelagen nicht länger widerstehen können. Er hat sich in Bewegung gesetzt und meinem Holzstalle einen nachbarlichen Besuch abgestattet, ohne ihn, wie ich hoffe, stark beschädigt zu haben. Margareth, laß durch die Taglöhner den Schnee einstweilen so weit hinwegschaufeln, daß die Thür zum Stalle frei wird." (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Des Kindes Gebet.

Von **Franz Bonn.**

(Mit Bild.)

Auswandrer halten im Walde Raſt,
Schwer drücket die Armen des Lebens Laſt,
Sie haben verlaſſen ihr heimathlich Haus,
In die Fremde müſſen ſie elend hinaus.

Der Mittag leuchtet auf grüner Au,
Die Wälder voll Duft und der Himmel ſo blau,
Das ferne Gebirge ſo klar und rein —
„Was ſoll uns der luſtige Sonnenſchein?!“

Sie haben im Walde ein Feuer geſchürt,
D'ran Mütterlein emſig die Suppe rührt.
In blauen Wölkchen ſteiget der Rauch
Und webt einen Schleier um Buſch und Strauch.

Die Kinder ſpringen im Wald herum
Es freut ſie der luſtigen Käfer Geſumm;
Der Vater ſchaut ſtumm in des Feuers Glut,
Schier ſinket dem Armen im Herzen der Muth.

Da ſtehet ein Kreuz an des Waldes Saum
Umſchattet vom duftenden Tannenbaum,
Das haben die Kinder gar bald entdeckt,
Das Kleinſte zum Heiland die Händlein ſtreckt.

Und weil es hinauf will zum Bild im Schrein,
Empor hält's das ältere Schweſterlein;
Da ſchlingt es die Händlein um den Stamm
Als wollte es beten zum Gotteslamm.

Kein Leid noch wohnt in des Herzleins Grund,
Noch iſt ihm die eigene Noth nicht kund,
Kein Wörtlein vermag es zu ſtammeln noch —
Der Heiland im Himmel erhört es doch.

Denn wie der Vater das Kind erblickt,
In tiefer Wonne ſein Herz erſchrickt.
Er ziehet den Hut andächtiglich —
„Dein gutes Kindlein es betet für Dich!“

Und voll Vertrauen ſein Herze ſpricht:
„Der Vater im Himmel verläßt uns nicht,
Ob wir auch wandern in fremder Welt
Er führet uns heim in das himmliſche Zelt.

Der das heilige Lächeln der Unſchuld verſteht,
Er hört ſo gerne des Kindes Gebet,
Und was es mit ſtammelndem Munde begehrt,
Der Vater im Himmel den Eltern beſcheert.“

Der Taubſtumme.

Von J. St.

III.

Onkel und Neffe.

Eine Stunde ſpäter ſchritten Delmar und de l'Epée ernſt und ſchweigend die breite Marmortreppe des gräflichen Palaſtes hinan, wo nur der Widerhall ihrer eigenen Schritte hörbar war; Alles ſchien wie ausgeſtorben.

In dem Vorſaale angelangt, nannten ſie dem daſelbſt befindlichen Diener ihre Namen, und dieſer meldete ſie ſofort ſeinem Gebieter.

Bei dem Namen de l'Epée fuhr Darmont ſichtlich zuſammen. „Wie, der berühmte Lehrer der Taubſtummen aus Paris hier in Toulouſe?“ ſprach er leiſe vor ſich hin, „und zwar in Begleitung des Advokaten Delmar; ſollte ein Verdacht — doch nein, es iſt nicht möglich, jetzt nach acht Jahren; nein, nein! — Sie mögen kommen!“ rief er dann dem harrenden Diener zu.

Darmont hatte ſich wieder geſammelt und ging den Eintretenden einige Schritte höflich grüßend entgegen. Ein unverkennbares Unbehagen überkam ihn, als de l'Epée's Blick lange und feſt auf ihm ruhte.

„Darf ich fragen", begann er, nachdem der Diener, der ihnen die Stühle gereicht, sich entfernt hatte, „welcher Veranlassung ich den Besuch von zwei so berühmten Männern verdanke?"

„Eine Entdeckung von größter Wichtigkeit, um derentwillen der berühmte Abbé de l'Epée, den Sie hier sehen, die weite Reise von Paris bis hieher unternommen hat"; versetzte Delmar, „und welche wir nun im Namen der Gerechtigkeit Ihnen mitzutheilen kommen."

„Erklären Sie sich näher."

„Ich bin gekommen", sprach de l'Epée würdevoll, „Ihnen, Herr Darmont zu sagen, daß Ihr Neffe, Julius Graf von Solar, lebt, daß er durch eine wunderbare Fügung des Himmels in meine Hände kam, daß ich während acht Jahren seiner Ausbildung die größte Sorge gewidmet, und es endlich erreicht habe, durch seine eigenen Mittheilungen seine Herkunft zu ermitteln."

„Und so sehen Sie uns denn hier", setzte Delmar hinzu, „um von Ihnen, seinem Vormund und Oheim im Namen des jungen Grafen die Herausgabe seines rechtmäßigen Besitzthumes zu verlangen."

Mit größter Anstrengung suchte Darmont die gewaltige Erschütterung zu verbergen, die ihn erfaßte. „Ich bin in der That auf's Aeußerste überrascht", sprach er; „wie kommen Sie auf den Gedanken, der Taubstumme, von dem Sie sprechen, sei mein Neffe, Julius von Solar? Wen sollte es mehr freuen, als mich, wenn er lebte? Aber es ist eine Täuschung, eine merkwürdige Täuschung, wahrhaftig; Julius ist todt, er ist auf der Reise, nahe bei Paris gestorben, und ich bedaure in der That, Herr Abbé, daß Sie um eines solchen Hirngespinnstes willen die weite und beschwerliche Reise hieher unternommen haben."

„Herr Darmont", sprach de l'Epée sich erhebend in feierlichem Tone, „im Namen des allwissenden Gottes, des ewigen Richters frage ich Sie, waren Sie wirklich Zeuge von dem Tode Ihres Neffen, Julius von Solar?"

„Ich werde Ihnen", antwortete Darmont, indem er aufstand, „statt aller weiteren Rechtfertigung den gerichtlichen Todtenschein vorzeigen."

„Dieser Todtenschein ist falsch; die Zeugen sind bestochen"; erwiderte Delmar mit einer Kälte und Bestimmtheit, welche Darmont erbeben machte.

„Wahrlich", sprach er, „die Ueberraschung, die Entrüstung über solche Behauptungen, über Ihr ganzes Verfahren berauben mich fast der Sprache.

Mit welchem Rechte, mit welchen Beweiſen kommen Sie hieher, mich in meinem eigenen Hauſe zu beläſtigen?“

„Kraft meines Amtes, das mir die Pflicht auferlegt, dem Unterdrückten beizuſtehen und ihm zu ſeinem Rechte zu verhelfen.“

De l'Epée blickte Delmar fragend an, öffnete dann leiſe die Thüre des Vorſaals, und führte Julius herein, während Darmont, noch immer in ſeinen Papieren ſuchend, abgewendet daſtand.

„Und welche Beweiſe“, ſprach er dann, Delmar den Todtenſchein vorweiſend, „wollten Sie wohl dieſem gerichtlichen Zeugniß entgegenſtellen?“

„Vorerſt dieſen“; verſetzte der Advokat, indem er auf Julius hinwies.

Wie ein Donnerſchlag wirkte der Anblick des Jünglings, den er ſelbſt längſt todt glaubte, auf Darmont; leichenblaß, ſprach- und regungslos ſtarrte er einige Sekunden vor ſich hin, zweifelnd, ob es Wirklichkeit, ob es nicht nur ein Schreckbild ſeiner Phantaſie ſein möchte.

Auch Julius war nicht minder erſchüttert von dieſer Begegnung. Mit einem gellenden Schrei und zitternd an allen Gliedern flüchtete er ſich in die Arme ſeines Wohlthäters, bei dem Anblick desjenigen, den er augenblicklich als den Urheber ſeiner Leiden erkannte. Er erklärte, daß dieſer es ſei, der ihn nach Paris gebracht und dort hilflos verlaſſen habe. Mit beiden Händen an ſeinen Kleidern zerrend, als wolle er dieſelben ſich vom Leibe reißen, und dann auf Darmont zeigend, drückte er aus, daß dieſer es geweſen, der ihm die Kleider vom Leibe geriſſen und ihn in Lumpen gehüllt habe.

„Wollen Sie noch beſtreiten, daß Julius lebt, und daß wir Beweiſe haben?“ fragte der Advokat.

Darmont blickte ſtumm zu Boden, und eine Pauſe von mehreren Minuten entſtand, während Julius, ſich an de l'Epée ſchmiegend, aus den Blicken ſeiner Begleiter Aufſchluß zu leſen hoffte.

„Widerſtreben Sie nicht länger der Stimme der Natur“, ſprach endlich mit der ihm eignen Milde de l'Epée, indem er ſich Darmont näherte; „hören Sie den Rath und die Bitten eines Greiſes, der ſeit fünfzig Jahren ſich das Studium des menſchlichen Herzens zur Lebensaufgabe gemacht hat. Das Geſtändniß ſchwebt auf Ihren Lippen, ſprechen Sie es aus, und erleichtern Sie Ihre ſchwerbelaſtete Seele. Ihr Haar iſt weiß, Ihre Tage ſind gezählt; gedenken Sie der vielleicht nahen Todesſtunde!“

„Herr Darmont, beherzigen Sie die Worte dieſes edlen Mannes“, ſetzte

der Advokat hinzu, selbst milder gestimmt durch de l'Epées Worte. „Zwingen Sie uns nicht, Sie zu verderben. Wie viel lieber möchte ich der Vermittler zwischen Ihnen und Ihrem Neffen, als Ihr Ankläger sein. Julius ist der würdige Sohn seines edlen Vaters, der würdige Zögling des beßten, größten Mannes, er wird großmüthig sein, ich bürge für ihn."

In diesem Augenblick erblickte Julius das Bildniß eines Knaben, das über seines Oheims Schreibtische hing. Er breitete die Arme darnach aus und bedeutete de l'Epée, dieß sei der Knabe, mit dem er in seiner Kindheit so oft gespielt und den er so sehr geliebt habe.

„Julius", sprach de l'Epée, „erkennt in diesem Bilde seinen Jugendgespielen; es ist wohl Ihr Sohn, Herr Darmont? Um dieses Sohnes willen, lassen Sie sich erweichen. Retten Sie ihm einen ehrenhaften Namen, den ja kein Reichthum der Welt ersetzen kann."

Darmont war sichtbar bis in's Innerste erschüttert; er schien zu wanken. De l'Epée ergriff seine beiden Hände; einen Augenblick hoffte er, ihn besiegt zu haben. Plötzlich aber riß er sich trotzig los und rief: „Nein, ich kenne diesen Taubstummen nicht, Julius von Solar ist todt; welche Ansprüche Sie erheben, welche Beweise Sie vorbringen mögen, ich werde die Aechtheit dieses Todtenscheines und mein gutes Recht zu behaupten wissen, und ersuche Sie nun, mich nicht länger mit Ihrer Zudringlichkeit zu belästigen."

„Sehr wohl, Herr Darmont", erwiderte der Advokat stolz und kalt, „wir gehen. Aber glauben Sie ja nicht, uns entwaffnet zu haben. Mit dem ganzen Aufgebot meiner Kräfte, mit der Begeisterung, welche das Bewußtsein einer gerechten Sache einflößt, werde ich die Rechte des jungen Grafen vertreten. Hoffen Sie nicht zu viel von dem falschen Dokumente, auf das Sie trotzen. Es leben noch viele Menschen in Toulouse, die den seligen Grafen gekannt haben, dessen Andenken ja die ganze Stadt noch ehrt. Selbst an unserem obersten Gerichthofe sind noch Männer, die einst mit dem Grafen Solar zu Rathe gesessen, und die leicht in den Zügen dieses Jünglings das Ebenbild seines Vaters erkennen dürften." Mit diesen Worten verließ Delmar das Zimmer. De l'Epée folgte ihm mit Julius, der sich an ihn schmiegte. An der Thüre aber wendete er sich nochmals um und rief: „Im Namen des ewigen gerechten Gottes beschwöre ich Sie, bedenken Sie, was Sie thun, ehe denn es zu spät ist!"

Wie wenig Hoffnung Delmar und de l'Epée auch auf dieſe Unterredung geſetzt hatten, waren ſie doch tief erſchüttert, als ſie den Palaſt verließen. Julius folgte ihnen, wehmüthig die bekannten Räume betrachtend; er wagte nicht, nach dem Vorgegangenen zu fragen; aus den Zügen ſeiner Begleiter las er, daß es nichts Gutes ſein könne.

Darmont war einer Ohnmacht nahe; der übermäßigen Kraftanſtrengung, deren er bedurft hatte, um nicht alle Faſſung zu verlieren, war plötzlich eine gänzliche Abſpannung gefolgt. Erſchöpft ſank er in einen Stuhl und kalter Schweiß ſtand ihm auf der Stirne. — Den Blick ſtarr auf die Thüre geheftet, die ſich ſo eben hinter dem verhängnißvollen Beſuche geſchloſſen, mußte er ſich immer wieder fragen, ob das Alles Wirklichkeit, ob es nicht ein ſchwerer, qualvoller Traum ſei. Als aber ſein faſt entſchwundenes Bewußtſein wiederkehrte, und ihm das Bedenkliche ſeiner Lage klar wurde, ſprang er auf, verſchloß ſeine Thüre und ging in immer ſteigender Aufregung in ſeinem Zimmer auf und nieder, indem er leiſe und unzuſammenhängend vor ſich hin ſprach.

Dann ſetzte er ſich und ſchrieb einige Zeilen — zerriß aber alsbald wieder das Blatt, und warf es in's Feuer. Endlich ließ er Dupré, ſeinen alten Kammerdiener, der ihn auf der Reiſe nach Paris begleitet hatte, rufen. —

„Hier, Dupré," ſprach er, indem er dem Eintretenden eine Börſe mit Gold gefüllt, hinreichte; „ſo viel ſollſt Du fortan jährlich von mir erhalten."

„Und wofür?" fragte der erſtaunte Diener.

„Für Deine treuen Dienſte; und damit Du auch ferner ſchweigeſt, Dupré, hörſt Du?" —

„Ich werde und muß wohl ſchweigen, gnädiger Herr; was nützte es auch, wenn ich reden wollte; es wäre ja doch zu ſpät; — Julius, das arme Kind iſt wohl lange todt." —

„Ja wohl iſt er todt, lange, lange ſchon todt; vergiß das nicht, hörſt Du? Wenn Jemand Dich frägt, ſo ſagſt Du, Julius iſt in Deinen Armen geſtorben. Erinnere Dich, daß Du ſelbſt den gerichtlichen Todtenſchein als Zeuge unterſchrieben haſt."

„Was iſt geſchehen, gnädiger Herr?" —

„Nichts, nimm das Geld und frage nicht weiter." —

„Nein, gnädiger Herr, was auch geſchehen ſein mag, dieſes Geld nehme ich nicht,"" erwiderte Dupré, indem er die volle Börſe wieder hinlegte. „Das ſchreckliche Geheimniß belaſtet meine Seele ſchon ſo ſehr, daß ich ſeit jenem Unglückstage keine frohe Stunde, keine ruhige Nacht mehr gehabt habe. Im

Traume ſehe ich Julius, das arme, hilfloſe Kind, und den ſeligen Grafen, der Rechenſchaft von mir fordert." —

„Immer wieder dieſe alte Geſchichte!" — rief Darmont zornig; dann aber ſich beſinnend, daß er ſeinen Mitſchuldigen ſchonen müſſe, ſetzte er mit erzwungener Freundlichkeit hinzu: „Lieber Dupré, ſei vernünftig, bedenke, welche Strafe auch Deiner wartete, wenn Du unſer Geheimniß verriethſt. Nein, das kann, das wird mein guter, treuer Diener nicht thun, nicht wahr?" Mit dieſen Worten entließ er den alten Mann, der höchſt betroffen über den Zuſtand ſeines Gebieters, gedankenvoll durch den Vorſaal ſchritt.

„Herr Dupré, auf ein Wort," — riefen ihm die beiden, dort müßig harrenden Diener zu. „Darf man nicht wiſſen, was vorgefallen iſt? es muß wohl etwas ganz Beſonderes ſein?" fragte der Eine.

„Ich weiß es nicht," — antwortete Dupré kurz.

„So, Ihr wißt es nicht, und kommt doch gerade aus dem Zimmer des gnädigen Herrn! Ei, ei, ſo wißt Ihr wohl auch nicht, daß vor einer Stunde Advokat Delmar mit einem geiſtlichen Herrn, — Abbé de l'Epée, Lehrer der Taubſtummen aus Paris, — mußte ich ihn melden, nebſt einem taubſtummen jungen Manne, bei Seiner Gnaden waren, wobei es ſehr lebhaft herzugehen ſchien?"

„De l'Epée und ein taubſtummer junger Mann aus Paris, ſagſt Du?" fragte höchſt überraſcht Dupré; „haſt Du ſeinen Namen nicht gehört?" „Dieſes nicht, aber man knüpft wunderſame Vermuthungen an dieſen Beſuch, das will ich Euch ſagen, wenn Ihr es vielleicht noch nicht wißt," erwiderte verſchmitzt der Andre.

Ohne weiter darauf zu hören oder zu antworten, verließ Dupré den Saal, nur von dem Einen Gedanken erfüllt: wenn Julius lebte! „Welche Schmach auch mein Antheil würde," ſagte er zu ſich ſelbſt, „wie wollte ich Gott auf den Knieen danken, wenn Julius gerettet und noch am Leben wäre. Gerne, gerne wollte ich jede Strafe erleiden, um meine ſchwere Schuld abzubüßen."

Als Delmar mit ſeinen beiden Begleitern heimgekehrt war, ſetzte er ſich alſobald an die Arbeit, um die Klageſchrift gegen Darmont zu verfaſſen, während de l'Epée Julius von Allem unterrichtete. Tief bewegt vernahm dieſer die inhaltsvolle Mittheilung; er verſicherte wiederholt, daß er von dem innigſten Vertrauen und dem wärmſten Dankgefühl gegen den Advokaten erfüllt ſei,

daß er aber lebhaft wünſche, es möge nicht früher ein entſcheidender Schritt geſchehen, ehe man Näheres von Hypolit wiſſe, da er überzeugt ſei, wenn derſelbe da wäre, würde es nicht nöthig ſein, zum Aeußerſten zu ſchreiten. Er bäte deshalb dringend, denſelben, wenn und wie nur irgend möglich, zu ſchonen.

„Das wäre wohl auch mein Wunſch," antwortete der Advokat; „doch iſt dieß bedenklich, da wir Darmont keine Zeit laſſen dürfen, uns neue Schwierigkeiten zu bereiten."

„Auch darf ſich meine Rückkehr nach Paris nicht mehr länger verzögern, als dringend nöthig iſt," bemerkte de l'Epée; „meine zurückgebliebenen Zöglinge erwarten mich mit Ungeduld. Auch ſie haben Anſpruch an meine Zeit und meine Perſon."

„Vor Allem iſt es wichtig, uns des Zeugniſſes der noch lebenden alten Diener zu verſichern," fuhr Delmar nach einigem Nachdenken fort. „Vielleicht gelingt es uns, durch ſie Näheres über Hypolit und ſeinen gegenwärtigen Aufenthalt zu erfahren. Ich wünſchte ſehr, ihn von der Sache in Kenntniß zu ſetzen, obgleich er wohl nicht an die Schuld ſeines Vaters glauben wird. Daß er ſelbſt keinen Theil daran hat, iſt bei ſeiner Jugend und dem, was man über ihn hört, ſicher anzunehmen."

In demſelben Augenblick meldete ein Diener: „Dupré, der alte Kammerdiener des Herrn Darmont, bittet den gnädigen Herrn um Gehör."

„Dupré?" — riefen einſtimmig die Beiden.

„Er komme."

Gebeugt, blaß, mit verſtörten Zügen und großer Befangenheit, erſchien der alte Diener. „Verzeihung, gnädiger Herr!" rief er; „haben Sie Erbarmen, mit der Seelenqual eines alten Mannes und gewähren Sie mir nur einige Minuten Gehör unter vier Augen."

„Das will ich gerne thun," erwiderte Delmar; „aber ich vermuthe, daß die Mittheilung, welche Sie mir zu machen haben, die beiden hier anweſenden Perſonen ſelbſt betrifft." Er deutete auf Julius und de l'Epée.

„Barmherziger Gott, was iſt das!" rief Dupré erblaſſend, „alſo wirklich, — Julius noch am Leben." Mit dieſen Worten ſtürzte er ſich zu Füßen des Jünglings, der ſich bemühte, ihn aufzuheben, und ihm ſeine Freude über dieſes Wiederfinden auszudrücken. Als er ſich wunderte, daß der alte Diener dieſelbe nicht theile, bedeutete ihn de l'Epée, daß er Darmonts Mitſchul-

diger sei, worauf Julius mit einem Blicke voll tiefen Schmerzgefühls, sich langsam von ihm entfernte.

„Fassen Sie sich Dupré", begann nun Delmar, „und sagen Sie vorerst, was Sie zu mir führt?" —

„Mein Gewissen — gnädiger Herr," anworkete Dupré stotternd; „ich hörte, ein Taubstummer aus Paris sei hier; der Gedanke, wenn es Julius wäre, wenn wirklich Gott mein Flehen erhört und ihn am Leben erhalten hätte, ließ mir keine Ruhe und so eilte ich denn hieher, um durch das Geständniß der vollen Wahrheit ihm vielleicht nützen zu können."

„Wohlan denn, so beantworten Sie jetzt wahr und genau meine Fragen: Sie erkennen also in diesem Jüngling hier den Grafen Julius von Solar?"

„Ja, ich erkenne ihn."

„Sind Sie es, dessen Pflege und Obhut derselbe als Kind übergeben war?"

„Ja, gnädiger Herr."

„Sie haben Herrn Darmont auf der Reise nach Paris begleitet?"

„Leider, ja."

„Kannten Sie den Zweck dieser Reise?"

„O nein, nein; ich hatte keine Ahnung davon."

„Aber Sie haben als Zeuge bestätigt, daß Julius gestorben sei und selbst den Todtenschein unterzeichnet?"

„Ja," erwiderte Dupré mit erstickter und kaum hörbarer Stimme.

„Erzählen Sie uns genau den ganzen Hergang."

„Es war vielleicht zwei Monate nach dem Tode des seligen Grafen," sprach Dupré, „als Herr Darmont mir befahl, alles zu einer Reise vorzubereiten, indem er beschlossen habe, Julius nach Paris zu bringen, um dort die bedeutendsten Aerzte über seinen Zustand zu berathen; zugleich befahl er mir, ihn zu begleiten. Wir reisten schon am folgenden Morgen von hier ab und waren wohl eine ganze Woche unterwegs. Einmal, als wir in einem Dorfe uns eine kleine Weile aufhielten, um die Postpferde zu wechseln, trat ein kleiner, in Lumpen gehüllter Knabe an den Wagen heran und bettelte. — Julius war tief bewegt von diesem Anblick und bat, man möge doch dem armen Kinde, das vor Frost zitterte, etwas von seinen Kleidern geben. Herr Darmont befahl mir, dieß zu thun und zwar den Kleinen selbst anzukleiden, seine zerrissenen Kleider aber zusammenzupacken und mitzunehmen. So sonderbar mir der Auftrag auch erschien, gehorchte ich, wie ich es gewohnt war, ohne

die geringſte Ahnung, was er beabſichtigte. Am ſiebenten Tage erreichten wir Paris; wir ſtiegen außerhalb der Barrière aus und gingen in das nächſte Gaſthaus, wo Herr Darmont Mittageſſen und Wohnung beſtellte. Nach Tiſche ließ er wieder anſpannen und fuhr mit Julius allein in die Stadt; mir befahl er, ihn im Gaſthaus zu erwarten. Es war ſpät Abends als er ohne Julius zurückkehrte. Auf meine Frage, wo er denſelben gelaſſen, antwortete Herr Darmont: er ſei gut verſorgt. Ich bat, ihn am folgenden Tage beſuchen und von ihm Abſchied nehmen zu dürfen. Herr Darmont erwiderte kurz, dieß ſei unmöglich, da wir morgen mit dem Früheſten wieder die Rückreiſe anträten."

„Und erregte dieſes Verfahren keinen Verdacht bei Ihnen?" fragte Delmar.

„Durchaus nicht; Herr Darmont war immer kurz und ſtrenge," — fuhr Dupré in ſeiner Erzählung fort, — „einer ſolchen Grauſamkeit, hätte ich ihn nie fähig gehalten. Ich dachte nichts Andres, als Julius ſei bei einem Arzte, oder in einer Anſtalt; es that mir unendlich weh, ihn nicht mehr zu ſehen, aber ich wagte nicht mehr zu fragen. Ich mußte immer an das arme hilfloſe Kind denken, das nun unter ganz fremden Leuten war, und konnte nicht ſchlafen.

Da hörte ich, daß Herr Darmont, lange nachdem er mich entlaſſen hatte, noch unſern Wirth auf ſein Zimmer kommen ließ, und wie mir's ſchien, ſehr ernſt und geheimnißvoll mit ihm ſprach. Ich hörte auch, daß er ihm Geld gab, verſtehen aber konnte ich kein Wort. Während der ganzen Rückreiſe war Herr Darmont noch finſterer und ſchweigſamer als gewöhnlich. Ich war daher nicht wenig verwundert, als er mich am letzten Tage zu ſich in den Wagen ſteigen hieß. Er eröffnete mir nun, daß er ſich in einer verzweifelten Lage befände, indem er durch unglückliche Spekulationen nicht nur ſein eigenes Vermögen, ſondern ſogar ſchon einen namhaften Theil von dem Vermögen ſeines Mündels verloren, ſo daß er nur Elend und Schande zu erwarten habe. Es bliebe ihm nur ein Ausweg zur Rettung. — Dieß ſei, als Julius Erbe ſelbſt in den Beſitz des ganzen Vermögens zu gelangen. Er habe daher den Knaben, in die Lumpen des armen Kindes gehüllt, in Paris auf offener Straße ausgeſetzt; dort werde er unerkannt in irgend einer Wohlthätigkeits-Anſtalt Aufnahme gefunden haben und das genüge ja bei ſeinem Zuſtande vollkommen ihn.

Ich erſchrack heftig, wollte gleich aus dem Wagen ſpringen und bat

flehentlich, mich nach Paris zurückkehren zu laſſen, um Julius dort aufzuſuchen. „Biſt Du toll?“ ſprach Herr Darmont, mich feſthaltend, „wir ſind bereits 150 Meilen von Paris entfernt, für Julius kannſt Du nichts mehr thun, er iſt verſorgt, — und es hängt nun von Dir ab, ob Du mich retten, oder Dich ſelbſt, mich und mein Kind in's Verderben ſtürzen willſt.“ Er erklärte mir ferners, daß es ſich nun vor Allem darum handle, durch die Ausſage zweier vermeintlichen Augenzeugen Julius Tod zu konſtatiren, um den gerichtlichen Todtenſchein zu erlangen. Einen habe er bereits an dem Gaſtwirthe gewonnen, der dort alles Nöthige beſorgen wolle, der Zweite ſollte ich ſein.“

„Und Sie konnten ſich dazu bereden laſſen?“ fragte ſchmerzlich erſtaunt de l'Epée.

„Bitten und Drohungen, Thränen und Verſprechungen und vor Allem die ſtets wiederholte Verſicherung, daß meine Weigerung nie zu Gunſten, ſondern nur von nachtheiligem Einfluße auf Julius Schickſal ſein würde, entriſſen mir endlich die unſelige Zuſage. Ich unterſchrieb. Möge es mir Gott und mein theurer junger Gebieter verzeihen! Acht Jahre bitterer Reue und nagender Gewiſſensbiſſe waren eine härtere Strafe, als irgend ein Richterſpruch jetzt, nach dieſem Geſtändniſſe, über mich verhängen kann.“

„Sind Sie erbötig, dieſe Ausſage vor Gericht genau ſo zu wiederholen?“ fragte Delmar.

„Jeden Augenblick, gnädiger Herr.“

„Wiſſen Sie, wo Hypolit ſich gegenwärtig aufhält?“

„So viel ich weiß, ſoll er nach längerem Aufenthalte im Auslande demnächſt hier ankommen.“

„Gott ſei tauſend Dank!“ ſprach de l'Epée und beeilte ſich, es Julius mitzutheilen.

„Hat der junge Hypolit wohl Kenntniß von dem Verbrechen ſeines Vaters?“

„Nimmermehr!“ rief Dupré. „Hätte er nur eine Ahnung davon, er würde alles aufgeboten haben, ſeinen Vater zur Herausgabe des Vermögens zu bewegen und wäre ihm dieß nicht gelungen, was wohl anzunehmen iſt, hätte er ſelber, glaube ich, Julius in der ganzen Welt aufgeſucht.“

„Wie lange iſt Hypolit ſchon von hier abweſend?“

„Einige Wochen, nachdem wir von Paris zurückgekommen waren, brachte Herr Darmont ſeinen Sohn, der damals 12 Jahre alt war, in eine Erziehungs-

Anſtalt ferne von hier. Hypolits Schmerz und Traue über den Tod des kleinen Julius war ihm unverkennbar läſtig. Seitdem kam derſelbe nur alljährlich auf kurze Zeit hieher, und obgleich er immer ein guter und gehorſamer Sohn blieb, ſchien es doch, als fänden ſich die Beiden, Vater und Sohn, nicht mehr ſo recht zuſammen.""

„Armer, armer Hypolit", rief de l'Epée; „welche Kunde wartet Deiner. Gibt es ein größeres Unglück für einen Mann von Ehre und Gewiſſen, als das, ſeinen Vater als Verbrecher wieder zu finden! Sie glauben alſo wirklich", ſetzte er zu Dupré gewendet hinzu, „daß Hypolit in den nächſten Tagen hier eintreffen könnte?"

„Wenigſtens ſagte mir Herr Darmont geſtern noch, daß er ihn täglich erwarte."

„Haben Sie uns ſonſt noch etwas mitzutheilen", fragte Delmar.

„Nur die Bitte, gnädiger Herr, dem jungen Grafen, nachdem er meine Schuld erfahren, nun auch meine tiefe Reue mittheilen zu wollen. Dann mögen Sie mein Urtheil ſprechen."

„Ich bin nicht Ihr Richter"; verſetzte Delmar; „ich wünſchte nur von Herzen, Herr Darmont möchte Ihrem Beiſpiele folgen und durch ein freiwilliges Geſtändniß mich der Nothwendigkeit überheben, Ihr Ankläger zu ſein. Es wäre die einzig mögliche Rettung für Sie Beide."

„Ich werde ihm wenigſtens ſagen, daß ich ſeine und meine Schuld enthüllt habe"; ſprach Dupré, indem er tief gebeugt der Thüre zuwankte.

Als er das Zimmer verlaſſen hatte, wiederholte Julius ſeine Bitte, nichts Entſcheidendes zu unternehmen, vor Hypolits Ankunft. Delmar verſicherte, daß er vollkommen ſeine Empfindungen begreife, ja ſelbſt theile; daß er aber jede freiwillige Verzögerung für gefährlich halte und ſich einer ſolchen darum nicht dürfe ſchuldig machen. „Indeſſen", fügte er hinzu, „nimmt die Bearbeitung der Klageſchrift und das Beibringen der nöthigen Belege immerhin noch einige Tage in Anſpruch; käme Hypolit inzwiſchen und vermöchte er eine friedliche Löſung herbeizuführen, ſo wollte ich herzlich gerne Mühe und Arbeit vergebens gehabt haben; denn niemals hat, das geſtehe ich, mein Beruf mir einen ſo ſchmerzlichen Conflikt bereitet, wie in dieſem Fall."

Es war Abend geworden, und Jedes ſehnte ſich nach den Erſchütterungen ieſes ſo mannichfach bewegten Tages nach Ruhe, ohne ſie jedoch finden zu nnen. Delmar, eben ſo wohlwollend als Menſch denn ſtreng rechtlich in

ſeinem Berufe, fühlte immer peinlicher den Zwieſpalt, in welchem er ſich befand. Seine Ueberzeugung drängte ihn, ſo raſch als möglich zu handeln; nach den vorliegenden Erfahrungen war dieß das einzig richtige, ja unvermeidliche. Sein Gemüth aber ſträubte ſich bei dem Gedanken, zerſtörend in die Exiſtenz eines Unſchuldigen einzugreifen und vielleicht das Lebensglück eines edlen Menſchen für immer zu zerſtören. De l'Epée, von gleichen Gedanken und Zweifeln erfüllt und beunruhigt, ſchrieb an ſeinen fürſtlichen Freund und Gönner, den Herzog von Penthièvre. Es drängte ihn, demſelben ſeine Entdeckung, ſo wie ſeine Sorgen und Hoffnungen ausführlich mitzutheilen. Mehr denn Alle aber war wohl Julius bis in's Innerſte erſchüttert und erregt. Er hatte, dem Wunſche ſeines beſorgten, väterlichen Freundes nachgebend, ſich zu Bette gelegt, aber kein Schlaf ſenkte ſich auf ſeine Augenlider. Die Erlebniſſe dieſes Tages und die Gedanken an die Zukunft wogten in ſeiner Seele auf und nieder. Er hatte das Ziel ſeiner Wünſche erreicht, er hatte ſeine Heimath, ſein elterliches Haus wieder gefunden. Er, der bisher Verwaiſte, Heimathloſe, war der Erbe eines erlauchten Namens und eines großen Vermögens; ſeine kühnſten Hoffnungen waren ja übertroffen; und doch, wie anders war es ihm zu Muthe, als er es ſich gedacht hatte! Dieſer einzige Tag war reicher an Erfahrungen, als die ſiebzehn Jahre ſeines ſtillen Daſeins. Das Verbrechen ſeines Oheims, die Mitſchuld Duprés betrübten ihn tief und zwar weniger, weil er das Opfer davon geweſen, als weil ſo etwas überhaupt möglich war, wovon ſeine jugendlich reine Seele keine Ahnung hatte. Die Sorge um Hypolit, der ſo tief davon betroffen wurde, indem ſein Vater der Schande preisgegeben werden ſollte, lag ihm ſchwer auf dem Herzen. Dann gedachte er mit Bangen der nahen Trennung von ſeinem geliebten Freund und Wohlthäter, und fühlte zum erſtenmal in ſeinem Leben mit vollem Bewußtſein die traurige Vereinſamung, zu der er vom Geſchicke verurtheilt war. Unter heißen Thränen betete er zu Gott um Rath und Hülfe.

Aber auch von dem alten Palaſte der Grafen von Solar, wo es, ſeit Darmont ihn bewohnte, gewöhnlich ſo ſtille und dunkel war, als ob Niemand darin lebte und athmete, blieben heute Schlaf und Ruhe fern.

Die Lichter brannten in Darmonts Zimmer die ganze Nacht hindurch; Diener gingen und kamen ſo eilig wie ſonſt nicht am hellen Tage, und mit dem früheſten Morgen öffneten ſich die Thore dem Prieſter, der einem Kranken

die letzte Wegzehrung brachte. Ungefähr eine Stunde ſpäter, während Delmar mit de l'Epée nach durchwachter Nacht beim Frühſtücke ſaß, meldete man ihm, daß Dupré im Auftrage ſeines Gebieters ihn zu ſprechen wünſche. Er berichtete, daß derſelbe in der Nacht ſchwer erkrankt und dem Tode nahe ſei, und darum die Herren Delmar und de l'Epée dringend bitten laſſe, ſobald als möglich zu ihm zu kommen.

„Weiß Herr Darmont, daß Sie geſtern bei mir waren", fragte Delmar.

„Nein", erwiderte derſelbe; „Herr Darmont ließ geſtern Abends Niemand vor, und als ich heute Nacht zu ihm gerufen wurde, fand ich ihn ſterbend. Ein Schlaganfall hat ihn getroffen, ſeine Stunden ſind gezählt."

„Sagen Sie Herrn Darmont, daß wir ſeinem Wunſche entſprechend, Ihnen alſobald folgen werden", ſprach der Advokat, indem er aufſtand. „Darmont, ſchwer erkrankt, wie es ſcheint unrettbar", ſetzte er hinzu, als Dupré das Zimmer verlaſſen; „welche neue Wendung der Sachlage, wie wunderbar und unerwartet!"

„Ja, wunderbar ſind Deine Wege und Dein Walten, Du ewiger, gerechter Gott!" ſprach de l'Epée tief bewegt, und ging, um auch Julius davon in Kenntniß zu ſetzen, und ſich zu dieſem unerwarteten Beſuche vorzubereiten.

Wenige Minuten ſpäter durchſchritten Delmar und de l'Epée wieder dieſelben Räume, die ſie geſtern unter ſo ganz verſchiedenen Umſtänden verlaſſen hatten. Wie viel hatte ſich in dieſer kurzen Spanne Zeit verändert! Statt des rüſtigen Mannes, der ſie geſtern im höchſten Grimme ſo trotzig ausgewieſen, fanden ſie heute einen ſterbenden Greis. An der einen Seite ſeines Körpers gelähmt, lag Darmont in ſeinem Bette. Sein Auge war gebrochen, ſein Athem kurz, und Todtenbläſſe bedeckte ſein Angeſicht. An ſeiner Seite ſtand der Prieſter, der ihm die Sterbſakramente gereicht, zu Füßen Dupré, ſelbſt einem Sterbenden ähnlich.

„Ich danke Ihnen, daß Sie kamen", ſprach er leiſe und kaum verſtändlich, als Delmar und de l'Epée an ſein Bett traten. Dann mühſam ſich aufrichtend, ſetzte er mit großer Anſtrengung hinzu: „Ich ließ Sie darum bitten, um Ihnen zu ſagen, daß mein Sohn Hypolit ſchuldlos iſt, er hat keinen Antheil an meiner That; ſchonen Sie ſeiner, ich bitte Sie."

Delmar erwiderte: „O wie gerne möchte ich ihn und auch Sie ſchonen;

doch liegt das allein in Ihrer Hand; indem Sie nämlich durch eine freiwillige Erklärung mich der traurigen Nothwendigkeit überheben, gerichtlich einzuschreiten."

Darmont nickte bejahend mit dem Kopfe.

„So erklären Sie also", fuhr Delmar fort, „vor diesen hier anwesenden Zeugen: daß Sie in dem taubstummen Jüngling, der gestern mit uns hier bei Ihnen war, Ihren Neffen, Julius von Solar erkennen, und bereit sind, demselben sein rechtmäßiges Eigenthum, das ganze väterliche Erbe wieder herauszugeben?"

„Ja", antwortete Darmont mit hohler Stimme, während kalter Schweiß von seiner Stirne rann.

„Sie haben es vernommen, meine Herrn", sprach Delmar zu den Anwesenden, „und werden mir nöthigen Falles Zeugniß leisten?"

„Ja", sprachen einstimmig die drei Zeugen.

Eine feierliche Stille folgte diesem bedeutungsvollen Ausspruche; nur der Pendelschlag der Uhr und das schwere Athmen des Kranken waren hörbar.

Nach einigen Minuten neigte sich Delmar zu demselben mit den Worten: „Haben Sie mir noch etwas aufzutragen, Herr Darmont?"

Eine verneinende Kopfbewegung war die Antwort. Dann aber, einen schmerzlichen Blick auf de l'Epée heftend, rief er mit Anstrengung: „Julius!"

„Ich habe", sprach de l'Epée, „Julius von Ihrem Zustande in Kenntniß gesetzt, und bin ermächtigt, Sie seiner aufrichtigen und rückhaltslosen Verzeihung zu versichern." Darmont schien etwas erwidern zu wollen, vermochte es aber nicht.

„Der Herr sei mit Ihnen", sprach de l'Epée, indem er Delmar folgte, der bereits das Krankenzimmer verlassen hatte und den im Vorsaal befindlichen Dienern befahl, ihm gleich Hypolits Ankunft zu melden, oder falls Herr Darmont noch vor derselben verscheiden sollte, ihn alsobald davon in Kenntniß zu setzen.

Der Tag verging, ohne daß eine wesentliche Aenderung im Zustande des Kranken erfolgte. Spät Abends kam Hypolit an und vernahm mit Schrecken von der Dienerschaft, sein Vater sei schwer erkrankt. Er eilte zu ihm und bewies ihm die liebevollste Sorge und Theilnahme; aber vergebens hoffte er von ihm selbst Näheres über seinen Zustand zu erfahren. Darmont blickte ihn starr an und erfaßte mühsam des Sohnes Hand, die er krampfhaft fest-

hielt; manchmal zog er ihn an sich heran, als wollte er ihm etwas Wichtiges insgeheim mittheilen; aber er vermochte nicht mehr sich verständlich zu machen. Der Name „Julius", den er sowohl im Wachen als in seinen Fieber-Phantasieen öfters wiederholte, war das Einzige, was Hypolit von ihm vernahm. Er ahnte bald, daß hier außer der Erkrankung seines Vaters etwas vorgefallen sein müsse; aber er wagte nicht, in diesem Augenblicke darnach zu fragen, oder ihn auf einige Minuten zu verlassen. Er kniete an seinem Lager, auf jeden Wink des theuren Kranken lauschend, nur von dem einen Gedanken erfüllt. Gegen Morgen verschied nach schwerem Todeskampfe Darmont. Hypolit drückte ihm die Augen zu, die noch auf ihn starr gerichtet waren, und bedeckte seine erstarrenden Hände mit Küssen und Thränen. Dann aber rief er Dupré und verlangte von ihm eine offene und ausführliche Mittheilung dessen, was hier vor seiner Ankunft vorgegangen war; so erfuhr er denn das entsetzlichste Geheimniß.

Innerlich zerschmettert sank Hypolit auf einen Stuhl, das Gesicht mit beiden Händen bedeckt, saß er regungslos da. Er hatte keine Worte für das, was er empfand; seine Gedanken verwirrten sich unter der Wucht des Schmerzes; nur der Eine stand klar vor seiner Seele: „Mein Vater, ein Verbrecher!"

Ohne zu antworten, wenn man ihn anredete, ohne einen Bissen Nahrung anzunehmen, blieb er den ganzen Tag in seinem Zimmer eingeschlossen und man fürchtete für sein Leben, oder für seinen Verstand.

IV.

Die beiden Freunde.

Als es Abend geworden, raffte sich Hypolit endlich aus seinem dumpfen Hinbrüten auf, und entschloß sich, Delmar aufzusuchen. Der Ausdruck des tiefsten, fast an Verzweiflung gränzenden Kummers auf dem jugendlichen Angesichte hätte die innigste Theilnahme erregen müssen, auch bei Solchen, die den Grund derselben nicht kannten. Delmar empfing ihn mit jener rücksichtsvollen Zuvorkommenheit, welche das Unglück edler Menschen jedem wahrhaft Gebildeten einflößt.

„Mein Name", sprach Hypolit mit fast tonloser Stimme, „läßt Sie wohl errathen mein Herr, was mich zu Ihnen führt." —

„Allerdings"; erwiderte Delmar, „und ich wünsche nur, Ihnen die

warme aufrichtige Theilnahme und Hochachtung, die ich für Sie hege, durch Wort und That beweiſen zu können."

Hypolit antwortete mit einem Händedruck, die Stimme verſagte ihm und Thränen füllten ſeine Augen — Nach einigen Minuten begann er: „Mein Vetter, Julius von Solar, hat Sie zu ſeinem Rechtsanwalt erwählt. Ich brauche Ihnen wohl nicht erſt zu ſagen, daß ich gegen Julius Anſprüche keinen Proteſt erheben werde, und ſo hoffe ich denn, daß die Sache ſehr bald erledigt ſein wird. Auch ich wende mich mit vollem Vertrauen an Sie, mein Herr. Sie werden mir ſagen ob von dem Nachlaſſe meines Vaters mir noch etwas zukömmt, ſobald Sie Einſicht davon genommen haben. Thun Sie dieß, ich beſchwöre Sie, ſo raſch als möglich. Bleibt mir nichts davon, gilt es mir auch ziemlich gleich; ich habe ſo viel gelernt, um mein Leben zu friſten, da ich ja doch leben muß! Mein Verlangen iſt nur ſo ſchnell als möglich wieder von hier fort zu kommen und zwar für immer, was Sie begreifen werden."

„Nicht doch, mein theurer, junger Freund", verſetzte Delmar, indem er theilnehmend ſeine Hand ergriff, „Sie verkennen Ihre Lage vollkommen. Kein Flecken haftet auf Ihrer Ehre, Sie ſind der Gegenſtand der allgemeinen Achtung und Theilnahme und zugleich der rührendſten Sorge Ihres Vetters, des jungen Grafen von Solar, der mir durchaus nicht geſtatten wollte, das Mindeſte zu unternehmen, ehe wir Nachricht von Ihnen hätten."

„Mein guter Julius!" rief Hypolit bewegt aus, „daran erkenne ich ihn, der ſo oft ſich als den Urheber meiner tollen Streiche ausgab, um mir die Strafe zu erſparen. Und ihn konnte mein Vater" — — —

„Die Fügungen des Himmels ſind wunderbar", unterbrach ihn Delmar: „das hilfloſe Kind, ſcheinbar dem Elende, der Verwahrloſung preisgegeben, fand gerade auf dieſem Wege einen väterlichen Freund und Führer, unter deſſen Leitung es geworden, was Julius Graf von Solar im Schooße des Glückes, hier im Palaſte ſeiner Ahnen, wohl kaum bei ſeinem Zuſtande hätte je werden können: ein an Geiſt und Gemüth gleich vollendet gebildeter Mann. Aber der junge Graf erwartet Sie mit Sehnſucht", ſetzte Delmar hinzu; „erlauben Sie, daß ich Sie zu ihm führe."

Als nun Hypolit und Delmar in's Zimmer traten, blickte Julius den Erſteren einige Augenblicke fragend an, dann fiel er ihm um den Hals, küßte

ihn, drückte seine Hand fest an's Herz und fuhr dann mit den Fingern über Hypolits Stirne, als wollte er etwas verscheuchen.

„Was meint er damit?" fragte dieser.

„Er will Ihnen sagen", sprach de l'Epée, „daß er sich unaussprechlich freue, Sie wieder zu sehen, daß er Sie innig liebe und Sie bitte, nicht so traurig zu sein."

Julius schlang den linken Arm um Hypolit, als wollte er sich seiner versichern, zog dann ein Papier aus der Brusttasche, gab es ihm und bat ihn, es zu lesen.

Mit Erstaunen las Hypolit: „Ich hoffe, mein innigstgeliebter Jugendfreund und Vetter, wird die erste Bitte, die ich nach so langer Trennung an ihn stelle, mir nicht verweigern. Sie besteht darin, daß er die Hälfte meines Vermögens, welche ich ihm, meinem einstigen rechtmäßigen Erben, jetzt bei Lebzeiten und ohne alle Bedingnisse hiermit *schenke*, von mir annehme. — Alles, was zwischen unsrem früheren Zusammensein und heute liegt, sei vergessen, nur nicht der heißeste Dank gegen Gott und meinen theuern Wohlthäter, durch den ich ja allein geworden, was ich bin." — Hypolit vermochte kaum diese Zeilen zu Ende zu lesen; auch Delmar und de l'Epée waren tief gerührt. — Er umarmte Julius, dann zu den Andern gewendet, sprach er: „Sie begreifen wohl, daß ich dieses Anerbieten unmöglich annehmen kann."

„Allerdings", erwiderte de l'Epée, „so lange Sie sich nur auf den Standpunkt des *Beschenkten* stellen. Aber ich sehe hier einen höheren, Ihrer würdigeren, von welchem aus Sie sich sogar verpflichtet fühlen dürften es anzunehmen, da Sie nämlich hierdurch in den Stand gesetzt wären, die Schuld Ihres Vaters gegen Julius zu sühnen."

„Wie wäre das möglich?" fragte überrascht Hypolit.

„Vergessen Sie nicht", fuhr de l'Epée fort, „daß Julius, wenn auch reich und vornehm, von nun an allein in der Welt steht. Das schönste Glück, eine liebende Familie zu gründen, ist ihm, dem Taubstummen, ja versagt. Ich selbst bin alt und wie schwer mir auch die Trennung von Julius fällt, könnte ich doch in keinem Falle bei ihm bleiben. Der Rest meiner Tage gehört meinem Berufe, meinen zurückgebliebenen Zöglingen, die meiner bedürfen. Seien *Sie* ihm ein treuer Freund, ein liebevoller Begleiter durch's Leben und Sie geben ihm *viel mehr*, als Sie jetzt von ihm empfangen."

Hypolit blickte ihn einige Augenblicke schweigend an, dann seine Hand

ergreifend, entgegnete er: „Betäubt von dem bunten Wechsel der Eindrücke bin ich in der That nicht fähig, jetzt eine entscheidende Antwort zu geben; indessen danke ich Ihnen für diesen Fingerzeig. Eines aber steht unter allen Umständen fest, daß es mir nämlich für jetzt ganz unmöglich ist, hier zu bleiben. Sobald ich die letzten Pflichten gegen meinen Vater erfüllt habe, verlasse ich Toulouse, — alles Uebrige lege ich in Ihre Hände," setzte er, gegen Delmar gewendet, hinzu.

Julius, der mit sichtbarer Unruhe und fragenden Blicken die Sprechenden beobachtete, bat nun de l'Epée um Mittheilung.

Als er Hypolits Erklärung vernahm, setzte er sich rasch und schrieb: „Ich bin vollkommen mit Deinem Vorhaben einverstanden; auch ich könnte unmöglich in diesem Augenblick mein elterliches Haus beziehen. In keinem Falle aber könnte ich zugeben, daß mein theurer Lehrer und Wohlthäter die weite Rückreise allein machte, nachdem er mir so große Opfer gebracht hat. Wir Beide begleiten ihn nach Paris und bleiben dort oder anderwärts, so lange Du willst und kehren dann miteinander zurück, um uns nie mehr zu trennen. Hypolit ich beschwöre Dich, sage nicht Nein."

„Können Sie einem so warmen, herzlichen Entgegenkommen noch länger widerstehen?" fragte gerührt de l'Epée.

„Nein, wahrlich nicht", erwiderte tief bewegt Hypolit, indem er die ihm dargebotene Hand seines Freundes als Zeichen seiner Einwilligung ergriff. — Hierauf erfaßte er de l'Epées und Delmars Hand, mit den Worten: „Ja, ich gelobe vor Gott und Ihnen Beiden, die Pflicht, welche Sie, edler, seltner Mann, mir vorgezeichnet und die ich hiermit feierlich übernehme, heilig zu halten bis zu meinem letzten Athemzuge, und ich danke Ihnen, daß Sie mir den Weg gezeigt, den ich nun selbst als den einzig richtigen erkenne, auf welchem ich nach dem Erlebten noch Glück und Friede finden kann."

Julius bat nun dafür zu sorgen, daß Darmont mit allen seinem Stande gebührenden Ehren begraben werde. Er selbst folgte an Hypolits Seite dem Sarge seines Oheims. Delmar übergab er eine ausgedehnte Vollmacht, Darmonts Nachlaß zu ordnen und das ganze Vermögen bis zu seiner Rückkehr zu verwalten. Er bat ihn, dessen Andenken um Hypolits willen so viel als möglich der Oeffentlichkeit gegenüber zu schonen. Er verordnete ferner, daß alle alten Diener seines Vaters, Dupré mit eingeschlossen, wieder in seinem Hause aufgenommen werden und ihren früheren Gehalt lebenslänglich beziehen sollten.

Bald darauf trat de l'Epée, von seinem geliebten Schüler und Hypolit begleitet, die Rückreise an. Mit tiefer Rührung sah Julius alle die Orte und Gegenden wieder, die er vor Kurzem an der Hand seines Lehrers unter so ganz verschiedenen Verhältnissen, unter Mühsalen und Sorgen durchwandert hatte, und konnte des Dankens nicht müde werden. Hypolit lernte auf der Reise die Zeichensprache, und vermochte bald, sich ohne de l'Epée's Vermittlung mit Julius zu verständigen.

In Paris angelangt, wo die Kunde von dem merkwürdigen Erfolge des viel besprochenen Unternehmens bekannt geworden war, wurde Julius bald der Gegenstand allgemeinen Interesses. Er selbst aber brachte den größten Theil seiner Zeit bei seinem ehrwürdigen Lehrer und unter seinen früheren Mitschülern zu. Nur im Hause des Herzogs von Penthièvre, seines edlen Gönners, fand er sich oft mit de l'Epée ein. Bei dem für beide Theile gleich schmerzlichen Abschiede gab Julius seinem väterlichen Freunde eine namhafte Summe für das Institut und das Versprechen, ihn nach Jahresfrist wieder zu besuchen.

Zehn Monate lagen zwischen jenen stürmischen Tagen und der Rückkehr der beiden jungen Freunde nach Toulouse, die nun friedlich Besitz nahmen von dem großen Vermögen und den Palast der Grafen Solar gemeinsam bewohnten. Delmar hatte in jeder Beziehung das in ihn gesetzte Vertrauen gerechtfertigt, und blieb fortan der Freund und Rathgeber des jungen Grafen. So gingen acht Jahre in ruhigem, ungetrübtem Glücke dahin, während welcher Julius noch zweimal seinen theuern Lehrer in Paris besuchte. Hypolit besorgte die Verwaltung des Vermögens und den größten Theil der daraus erwachsenden Geschäfte; Julius hatte sich die Wohlthätigkeit im edelsten und ausgedehntesten Sinne zur Lebensaufgabe gemacht. Wo es galt, Thränen zu trocknen und Kummer zu lindern, war er unermüdlich. Nicht nur die Stadt Toulouse, sondern auch die ganze Umgebung seiner ausgedehnten Besitzungen segnete in ihm den liebevollen Tröster der Unglücklichen. Kunst und Wissenschaften füllten die Mußestunden der beiden jungen Freunde aus und fanden in ihnen großmüthige Beschützer. Aber auch dieses Glück sollte nicht dauern. Zu Anfang des Jahres 1789 starb de l'Epée; achtzehn Monate später der edle Herzog von Penthièvre. Schon war Paris unterwühlt von den Stürmen jener ewig denkwürdigen Umwälzungen, die ein nie geahntes Maß von Gräueln über Frankreich heraufbeschworen.

Mehr und mehr verbreiteten ſich dieſelben über die entfernteſten Gegenden und erreichten auch Toulouſe. Die beiden Freunde verließen die Stadt und wählten eines ihrer Güter zum Aufenthalte, hoffend, dort in ſtiller Zurückgezogenheit ruhig bleiben zu können. Aber bald drang auch dorthin der Schreckensruf: „Freiheit und Gleichheit, Friede den Hütten, Krieg den Schlöſſern und Paläſten!“ Aus vornehmer Familie und reich zu ſein, galt für ein Verbrechen, das mit dem Tode beſtraft wurde. Bewaffnete Banden durchzogen plündernd und mordend das Land; allen Beſitzenden war Verderben geſchworen, und ſo flüchtete ſich denn, wer nur fliehen konnte.

Auch Julius und Hypolit ſahen ſich endlich gezwungen, verkleidet und unter fremden Namen ihr Vaterland zu verlaſſen. Unter Beſchwerden und Gefahren aller Art erreichten ſie den Golf von Lyon und ſchifften ſich dort ein, um durch Italien in die Schweiz zu gelangen. Ein junger Matroſe, deſſen ganze Familie von Julius zahlreiche Wohlthaten empfangen hatte, gab ſie für ſeine Brüder aus und brachte ſie glücklich an die italieniſche Küſte, von wo aus ſie ihre Reiſe zu Fuße fortſetzten. Sie ließen ſich endlich in einer kleinen Stadt der Schweiz nieder; das Wenige, was ſie an Baarſchaft und Kleinodien mitgenommen hatten, war nach einigen Monaten aufgezehrt; Geld aus der Heimath zu erhalten, war ganz unmöglich zu jener Zeit.

So ſahen ſie denn ſorgenvoll in die nächſte Zukunft, umſomehr, als Julius ohnedieß zarte Geſundheit durch dieſe letzten Stürme ſichtbar erſchüttert, zu ernſten Beſorgniſſen Anlaß gab. Muthig und ohne Klage ſuchte und ergriff nun Hypolit jede Gelegenheit, das Nöthige für ihren beiden Unterhalt zu erwerben. Keine Mühe und Anſtrengung war ihm zu groß, keine Arbeit zu ſchwer, wenn er Ausſicht hatte, ſo viel über das Nothwendige zu verdienen, daß er Julius noch einige Gemächlichkeit zu bereiten vermochte. Anfangs war auch dieſer bemüht, etwas zu ihrem beſcheidenen Lebensunterhalte beizutragen; bald aber ſanken ſeine Kräfte ſo raſch, daß der herbeigerufene Arzt ſein Ende als ganz nahe bezeichnete.

Hypolit umgab und pflegte ihn mit der liebevollſten Sorge; er wich nicht mehr von ſeinem Lager, und die Zärtlichkeit des armen Kranken für ihn, ſteigerte ſich mit jedem Tage.

Dank und Segen für den treuen Freund! war ſein letzter Hauch.

Durch den würdigen Prieſter, der allein mit ihm an Julius Sterbebette ſtand, erlangte Hypolit, daß der Sarg mit der ſterblichen Hülle ſeines geliebten

Freundes in einer kleinen Kapelle beigesetzt wurde, bis es ihm ermöglicht sein würde, denselben nach Frankreich zurückzubringen.

Er selbst nahm eine Stelle als Hofmeister in einer deutschen Familie an, wozu seine reichen Kenntnisse ihn besonders befähigten.

Mit dieser Familie verweilte er theils in Deutschland, theils in der Schweiz, bis die Schreckensherrschaft gestürzt und die Ordnung in Frankreich so weit wieder hergestellt war, daß wenigstens die Sicherheit der Person und des Eigenthums nicht mehr gefährdet waren.

Mit der Leiche seines unvergeßlichen Freundes kehrte Hypolit nun wieder in die verödete Heimath zurück. Er ließ dieselbe in der Familien-Gruft der Grafen von Solar feierlich bestatten, und nahm dann als rechtmäßiger Erbe, Besitz von dem Reste des Vermögens, welches allerdings durch die Ereignisse gar sehr verringert worden war.

Schlösser, Wälder und Fluren waren verwüstet und zerstört, die Unterthanen verarmt und die übrigen Besitzthümer großentheils entwerthet. Ueberdieß forderte der Krieg, der noch zwanzig Jahre hindurch nicht nur Frankreich, sondern ganz Europa unheilbringend durchzog, immer neue Opfer.

Hypolit war beflissen, durch unermüdliche Thätigkeit das Zerstörte wieder herzustellen, und so viel er es vermochte, alle Wunden zu heilen. Die Wunde des eigenen Herzens, die der frühe Tod des geliebten Jugendfreundes ihm geschlagen, heilte freilich nicht. Aber sein Schmerz war verklärt durch das Bewußtsein der treuesten Pflichterfüllung. Er durfte sich sagen, daß er die Schuld seines Vaters redlich gesühnt, und der Ausspruch de l'Epées sich an ihm erfüllt hatte, der ihm in jener ernsten Stunde zugerufen: „Seien Sie Julius ein treuer Freund und liebevoller Begleiter durch's Leben, und Sie geben ihm mehr als Sie von ihm empfangen.“

Scheermäuschen.

Von Dr. **Isidor Proschko.**

Einst war noch die alte, die gute Zeit,
Als Zöpfe galten weit und breit,
Und wer da wollte von Bildung sagen,
Der mußt' ein Haarbeutlein am Rücken tragen.

Da ging ein Mägdlein ſchlank und fein,
Zehn Jährchen mochte alt es ſein,
Bei einem Haarkünſtler ſtill vorbei,
Beſchaut, was Neues im Kaſten ſei.

„Ei Mägdlein, wohin? wohin ſo geſchwind?“
Spricht der, „Du liebes, Du herziges Kind!
Geh', Schneckchen, ſchenk mir Dein goldenes Haar,
Das wäre für mich eine prächtige Waar!
Drei Thaler geb ich Dir gerne dafür,
Die Härlein wachſen ja wieder Dir“ —

Das liebliche Kind aber lächelt fein
Und läßt den Haarkünſtler winken und ſchrei'n:
„Mein Härlein iſt mir für Gold nicht feil“ —
D'rauf trabt die Kleine nach Haus in Eil.

Da ſteht lieb Mütterlein thränenreich. —
„O Mutter, lieb Mutter, was biſt Du ſo bleich?“

„Mein Kind, ſie kommen juſt vom Gericht,
Denn zahlen kann ich den Miethzins nicht.“ . . . .

Da wirft ſich weinend das arme Kind
Dem rauhen Manne zu Füßen geſchwind:
„Ach lieber Herr, ach habt Geduld!“ —
Der aber ſpricht: „Kannſt zahlen die Schuld?“

„Ich? — ja! ich will zahlen im Augenblick —
O, wartet ein wenig; gleich bin ich zurück!“ —

Es brummt und lächelt der Mann für ſich:
„Wird betteln die Kleine ſicherlich,
Weiß Jemand, der zahlen kann; nun, 's iſt recht,
Will warten, im Seſſel da ſitzt ſich's nicht ſchlecht.“
Herr Harpax ſtreckt die Beine vor ſich,
Das Mütterlein aber weint bitterlich;

Der Zeiger der Uhr rückt fort und fort,
Der Scherge harrt in der Ecke dort. —

Ein Viertelſtündchen läuft wieder ab
Und noch eins — da kömmt im luſtigen Trab
Die Kleine, von weitem ihr Stimmchen gellt:
„Lieb Mütterchen da, da iſt das Geld!
Drei Thaler, geſchwind nur, nimm ſie an
Und zahle damit den garſtigen Mann!“ . . . .

„Kind!“ ruft die Mutter und fährt empor,
„Woher iſt das Geld?“ — Es ſpitzt das Ohr
Herr Harpax, der Kalte, und näſelt darein:
„Die Thaler werden geſtohlen ſein.“ —

Da blickt die Kleine ihm ernſt in's Geſicht:
„Was wollt Ihr?“ ruft ſie, „wir ſtehlen nicht!
Viel lieber verkaufen das letzte wir;
Die Thaler gebühren mit Rechten mir,
Und jetzt ſind ſie Dein, geh, zahl ihn damit
Und wein' nicht lieb' Mütterchen, bitte, bitt'!“

Und Mütterchen weint nicht länger — ſie ſchweigt,
Doch jetzt zum kleinen Engel geneigt,
Schluchzt ſie und lächelt und küßt und ſpricht:
„Wo ſind Deine Locken, ich ſehe ſie nicht?“

„Die hab' ich“, ſpricht lächelnd das fromme Kind,
„Für Dich da drüben verkauft geſchwind;
Lieb' Mütterchen, ach, verzeihe mir!
Scheermäuschen bringt die drei Thaler Dir.“ . .

Und Mütterchen ringt nach Worten und weint —
Und draußen die Sonne des Himmels ſcheint
Sie ſah, was das herzige Kind gethan
Und wie beſchämt ſich trollte der Mann.

Sie hat das geſchorne Köpflein beſtrahlt
Mit einem Kranz, wie der Heiland ihn malt,
Der Heiland der ſpricht: „Wollt ihr in mein Reich
So müßt ihr werden den Kindern gleich!“

Der Märchendichter Anderſen.

Von **F. Binder.**

(Schluß.)

III.

Die kleine Stadt Slagelſe liegt zwölf Meilen von Kopenhagen entfernt. An einem ſchönen Herbſttage des Jahres 1823 fuhr Anderſen mit der Poſt dahin ab, um ſein Schulleben zu beginnen; das dortige Gymnaſium hatte einen Ruf. Es war freilich eine ſeltſame Lage, in die er hier verſetzt ward. Er ſaß da unter lauter kleinen Knaben, in der vorletzten Klaſſe, denn er mußte faſt von vorne anfangen. Er kam ſich ſelber vor wie ein wilder Vogel, der in den Käfig geſperrt war. So ſehr ihn jedoch das Fremde und Neue um ihn herum faſt betäubte, ſo fand er ſich willig und fügſam in ſeine untergeordnete Stellung und arbeitete ſich wacker in die verſchiedenen Unterrichtsgegenſtände hinein. Die Profeſſoren wurden dem ſanften demüthigen Jüngling herzlich gut; er errang ſich gute Zeugniſſe und bei der Prüfung zuletzt ſogar das Lob des gefürchteten Rektors, der ihn öfters durch ſeinen kalten Spott eingeſchüchtert hatte.

Im Sommer des folgenden Jahres ſah er endlich den glücklichen Augenblick vor ſich, ſeine erſte Ferienreiſe in die Heimath, zur alten Mutter in Odenſe antreten zu können — die erſte Heimkehr nach ſo langer und ereignißreicher Zeit, ſeit dem Tage, da der unerfahrne Knabe auf Abenteuer ausgezogen war. Jetzt wurde ihm gar weich um's Herz. Als er zu Fuße wandernd Odenſe näher kam und den hohen alten wohlbekannten Kirchthurm erblickte, da übermannte ihn das Gefühl; er brach in Thränen aus und dachte ſtill dankend Gottes milder Fürſorge. Seine Mutter war überglücklich, und faſt ganz Odenſe ſprach von ihm; er ſah, wie in den kleineren Straßen die Leute die Fenſter

öffneten, um ihm nachzusehen. Ja, ja, es war nicht anders, der flachshaarige Hans Christian war als angehender Student nach Odense gekommen!

Die Herrlichkeit dauerte freilich nur kurz. Der Abschied kam und der Gymnasiast mußte wieder zu seinen Büchern nach Slagelse zurück, wo er es durch seinen Fleiß dahin brachte, daß er bald in höhere Klassen aufrücken durfte. — Im nächstfolgenden Jahre wurde der Rektor nach Helsingör versetzt. Durch das Zureden des Rektors ließ sich Hans Christian bestimmen, ihm als Schüler dahin zu folgen, und so siedelte er denn mit demselben von Slagelse an das Gymnasium zu Helsingör, einer schönen schiffbelebten Hafenstadt am Sunde über. Er bekam hier die Wohnung im Hause des Rektors selbst, aber bald zeigte es sich, daß es nicht zu seinem Vortheile war. Der Rektor war ein strenger nüchterner Charakter, der die eigenthümlich weiche Natur und das liebebedürftige Gemüth seines Zöglings mißverstand und seine Gefühle und Phantasien unbarmherzig verspottete. Nach der Schulzeit wurde die Hausthüre gewöhnlich geschlossen und der Schüler hatte Niemanden, dem er sein inneres reichpoetisches Leben mittheilen konnte; für jeden Sonnenschein empfänglich, durfte er nur verstohlen einen Blick in die großartige Natur außerhalb seiner Mauern thun. Fast ganz auf sich selber angewiesen, ohne Umgang und fremde Aufmunterung fühlte er sich bei allem Fleiße gedrückt und vereinsamt und erlag immer mehr einer düstern Stimmung.

In seinen einsamen Stunden hatte er ein Gedicht geschrieben: „Das sterbende Kind" — es ist dasjenige Gedicht, welches später unter allen seinen lyrischen Dichtungen am meisten Beifall und Verbreitung fast in allen Sprachen Europas gefunden hat. Als der Rektor davon hörte, befahl er unwirsch, es ihm vorzuzeigen. Zitternd brachte Andersen sein unschuldiges „sterbendes Kind", dessen spätern Ruhm er damals freilich selbst nicht ahnte; denn es war unter Thränen geschrieben. Der Rektor las es, gerieth in Aerger über die poetische Beschäftigung und erklärte in verächtlichen Ausdrücken das Ganze für „Empfindelei und Gewäsch." Von dem Tage an litt der gedrückte Schüler noch tiefer; er verlor das Vertrauen zu sich selber und versank in einen Zustand der Entmuthigung, der an Verzweiflung grenzte, und den er gleichwohl niemanden, selbst seinem Beschützer in Kopenhagen nicht zu klagen wagte. Durch einen ihm gewogenen Lehrer der Anstalt, der nach Kopenhagen reiste, hörte endlich Collin, wie es ihm erginge, und da dieser die Behandlungsweise für die eigenartige Natur des Jünglings verfehlt erachtete, nahm er ihn nach

kurzem Bedenken aus der Schule und rief ihn von Helsingör nach Kopenhagen zurück.

Anderſen miethete ſich hier ein Dachſtübchen und nahm zur Vollendung ſeiner Studien Privatunterricht bei einem vortrefflichen feingebildeten Lehrer Namens Müller, der ihn völlig verſtand und durch ſein edles friſches Weſen die ganze Liebe des ſo gern vertrauenden und hingebenden Schülers gewann. Der Freiplatz war nun zwar verloren, dagegen wurden ihm in einigen gutthätigen Familien die Woche über Koſttage gewährt, und ſo floß ſein äußeres Leben, wenigſtens von Nahrungsſorgen frei, ziemlich ruhig und friedlich dahin: unter Tags bei ſeinem Lehrer, Abends in ſeinem Dachkämmerchen. Dieſes beſcheidene kleine Dachſtübchen hat er ſpäter, zur Erinnerung an dieſe ſtille ärmliche, aber nicht unglückliche Zeit, in einem ſeiner Romane, im „Geiger" abgeſchildert: es war im fünften Stock, in einem kleinen Giebel nach dem Hofe hinaus; das Zimmer bildete mit der Decke ein Dreieck, denn von der Thüre, zu der man hereinkam, ging das Dach ſchräg hinab mit einem einzigen hervorſpringenden Fenſter; das Bett ſtand in einer Art Alkoven, im Dach gerade gegenüber war das Fenſter, durch welches er Nachts Mond und Sterne erblicken konnte; die Ausſicht erſtreckte ſich über die Schornſteine und Dächer nach dem hohen Kirchthurme, auf welchem der Wächter herumging. Hatten ſomit die reicheren Leute, die unter ihm wohnten, die ganze belebte Straße für ſich, ſo hatte er dafür, wie er ſich tröſtete, den großen Himmelsraum, an welchem an heitern Abenden die Sterne angezündet wurden, und von wo er ſo oft in ſeligem Dahinträumen den Beſuch des Mondes empfing, wie er dieſes viele Jahre nachher in ſeinem „Bilderbuch ohne Bilder" ſo lieblich beſchrieben hat.

So verfloß noch ein gutes Jahr — und endlich ſchien ſich die Welt um ihn zu lichten. Im September 1828 beſtand er das Maturitätsexamen, das ihn zum akademiſchen Bürger machte, und im Herbſte des darauffolgenden Jahres ein zweites, das philoſophiſche Examen, mit ganz gutem Erfolg. Er war glücklich in dem Bewußtſein, den edlen Menſchen, die ihn bis dahin unterſtützt hatten, Ehre gemacht und ihre Erwartungen erfüllt zu haben; und da er jetzt glaubte auf eigenen Füßen ſtehen zu können und als Schriftſteller ſeinen Weg zu finden, ſo warf er ſich voll Jugendmuth und Schaffensdrang in die literariſche Thätigkeit.

Auf den täglichen Wanderungen zu ſeinem Lehrer Müller, der ziemlich weit entfernt auf Chriſtianshafen wohnte, hatten ihn oft mancherlei auftauchende

Gedanken und Phantasien begleitet; tausend bunte poetische Ideen und Bilder schwirrten durch seine Einbildungskraft und verfolgten ihn gleich einem Bienenschwarm auf seinem Wege. Aus diesen gährenden Ideen und launigen Einfällen, welche sich an die alltäglich ihm vor Augen tretenden Umgebungen knüpften, entstand jetzt, nachdem er Muße gefunden, seine „Fußreise nach Amager", ein eigenthümlich humoristisches Büchlein, im Stile des deutschen romantischen Dichters Hoffmann gehalten, gleichsam eine phantastisch bunte Tapete, aus den Eindrücken des eigenen Lebens zusammengesetzt — das war sein erstes Werk!

Er ging damit zu einem Buchhändler, um es zum Druck anzubieten und — wurde abgewiesen! Er ging von einem zum andern, aber keiner zeigte Lust und Muth, das kleine Werklein zu verlegen: er war ja unbekannt in der Literatur, er hatte ja noch keinen Namen! Da unternahm er es auf eigene Gefahr, das Büchlein im Selbstverlag herauszugeben. Für einen armen namenlosen Menschen, wie er, war das immer ein Wagniß, aber siehe! die „Fußreise nach Amager" erschien und machte so außerordentlich Glück, daß die ganze Auflage in wenig Tagen vergriffen war. Jetzt fand sich ohne Verzug ein williger Buchhändler zu Kopenhagen, der ihm die zweite Auflage abkaufte und später sogar noch eine dritte veranstalten konnte.

Der erste Wurf war wunderbar gelungen. Alle Welt las sein Büchlein, man lobte ihn, seine Studienfreunde an der Universität jubelten ihm zu — er durfte wohl frohbewegt sein, unser Hans Christian Andersen, der arme Schuhmacherssohn von Odense! Bald darauf gab er eine Sammlung „Gedichte" heraus, welche ebenfalls mit freundlichem Beifall aufgenommen wurden und wegen ihres natürlichen Gefühls und ihrer frischen Laune fast ungetheilte Anerkennung fanden. Er war mit einem Sprung mitten in das öffentliche Leben hineingetreten; er hatte in dem kleinen Dänemark sich einen Namen errungen, die besten Häuser öffneten sich ihm, und so schien denn wirklich der Stern seines ersehnten Glückes nach der langen Nacht der Betrübniß über seinem Leben heraufzusteigen. Andersen war jetzt 25 Jahre alt, und die weite schöne Welt lag sonnenbeglänzt vor ihm.

So meinte und träumte er; aber noch war die Höhe nicht erstiegen. Seine Dichternatur mußte sich erst durch die Dauer erproben, mußte ihre Kraft erst an Größerem bewähren.

IV.

Seine Dichtungen hatten ihm eine zwar mäßige, aber doch für ihn nicht unbedeutende Einnahme abgeworfen: — der erste Ertrag aus seiner Feder, welch köstliches Gefühl! Diese Einnahme bot ihm die Mittel, um während des Sommers Wanderungen durch die dänischen Provinzen zu machen. Er wollte Land und Leute seines Vaterlandes kennen lernen und zugleich seinen Geist mit neuen Anschauungen erfüllen. Zuerst unternahm er einen Sommerausflug nach Jütland und Fünen, der sich für seinen Geist und sein Gemüth fruchtbringend lohnte. In den Städten, wohin er kam, waren seine humoristischen Gedichte und seine „Fußreise" bereits bekannt und verschafften ihm allenthalben eine freundliche Aufnahme; in seiner Heimath aber verlebte er stille glückliche Tage voll Sonnenschein im Herzen. Wenn auch Odense nicht illuminirte, wie jene Wahrsagerin dereinst prophezeit hatte, so sah die alte arme Mutter ihren Hans Christian doch geehrt und geachtet diesseits und jenseits des Belt, und das war ihr genug. Der junge Dichter aber kehrte mit erfrischter Seele und erweitertem Blick von seinem Streifzuge in sein Dachstübchen nach Kopenhagen zurück.

Die Frucht dieser Reise war eine neue Gedichtsammlung, welche unter dem Titel „Phantasien und Skizzen" herauskam, und ein Vaudeville (Singspiel) „Trennung und Wiedersehen", das später auf dem Theater der dänischen Hauptstadt zur Aufführung gelangte.

Im nächsten Jahre durchwanderte Andersen mit gleich ergiebigem Erfolge Norddeutschland, wo er besonders Tieck und Chamisso kennen lernte und an letzterem einen Freund gewann, der seine Gedichte durch Uebersetzungen in Deutschland bekannt machte. Nach der Rückkehr legte er seine Reiseeindrücke in einer lieblich anziehenden Schilderung nieder, welche er „Schattenbilder" nannte.

So wuchs eine Arbeit aus der andern. Seiner beweglichen Phantasie rundete sich Alles, was er sah, gleich zu Bildern und Gestalten. Es ging ihm leicht und flüssig von der Feder; er dichtete viel und Vielerlei und arbeitete rasch — ja schneller als gut war. Freilich war er zu raschem Schaffen gezwungen, denn er mußte sich durch seine Schriften ernähren, die Feder mußte ihm sein Brod schaffen, und in dem kleinen Dänemark mit seiner geringen Lesewelt konnten keine großen Honorare gezahlt werden. Aber die

Nachtheile davon ſtellten ſich nur zu bald heraus. Er konnte ſeine Früchte nicht zeitigen, nicht in allen Theilen reifen laſſen; er mußte zuweilen ſogar ſeiner Muſe Zwang anthun, denn er verſuchte ſich in allen Zweigen der Poeſie. Die natürliche Folge davon war, daß ſeine poetiſchen Arbeiten ſehr ungleich geriethen und an Werth abnahmen, daß ſie die Feile vermiſſen ließen, daß ſich Flüchtigkeiten, Unebenheiten, ſelbſt ſprachliche Verſtöße einſchlichen — lauter Mängel, welche nun in der öffentlichen Kritik eine üble und immer ſtrengere Beurtheilung erfuhren.

Es herrſchte damals in der gebildeten Geſellſchaft Kopenhagens ein reger Sinn für Poeſie, und alle Erſcheinungen der Literatur wurden in dieſen Cirkeln mit großer Lebendigkeit ergriffen und beſprochen. In den Kreiſen, in welchen ſich Anderſen bewegte, hatte er ſchon da und dort tadelnde Urtheile und ſpöttiſche Bemerkungen hinnehmen müſſen, oft in ſehr kränkendem Ton. Aber vollends wurde er aus ſeinem poetiſchen Kinderparadieſe herausgeriſſen, als ein angeſehener däniſcher Dichter, Henrik Hertz, in einer vielgeleſenen Schrift ſeine Pfeile gegen ihn richtete und ihn wegen der Eile und Unfertigkeit in einzelnen Theilen ſeiner Poeſien mit ſchonungsloſer Schärfe angriff und dem Spotte preisgab.

Die Wirkung war eine furchtbare. Die günſtige Stimmung, auf der er bisher ſo wohlgemuth und ſorglos dahingegleitet war, ſchlug wie über Nacht in das Gegentheil um, und ſein ganzer friſch erworbener Dichterruf ſtand in Gefahr zu zerſtieben. Anderſen verkannte ſeine Lage nicht und empfand die Schwere derſelben um ſo ſchmerzlicher, als er ſich ſelbſt geſtehen mußte, daß mancher Vorwurf gegründet ſei, obgleich die Verurtheilung in ihrer einſeitigen Härte viel zu weit ging. Sein empfindſames Gemüth fühlte die Wunde des ſcharfen Meſſers tief, und noch tiefer die Schadenfreude der Vielen, welche ihm längſt aus Eiferſucht ſein Dichterglück mißgönnten. Er erfuhr nun, was ein däniſches Sprüchwort ſagt: „Wenn der Wagen hängt, ſchieben Alle nach.“ Denn nach dem großen kamen die kleinen Geiſter, die kleinlichen Nergler und Neider, welche jetzt in das angefachte Feuer bliesen und dem armen jungen Dichter das Leben zu verleiden und zu verbittern keine Mittel ſcheuten. Sogar an heimtückiſchen anonymen Angriffen ließen ſie es nicht fehlen, indem man ihm Briefe ohne Namensunterſchrift durch die Stadtpoſt zuſchickte, worin er verhöhnt und verſpottet wurde. Alles wirkte zuſammen, um ihm die Ueberzeugung beizubringen, daß man ihn in der allgemeinen Meinung als Dichter

aufgegeben habe. Es war ein ſchmerzenreicher Wendepunkt: kaum aufgegangen, ſchien ſein Stern zu ſinken.

Aber der Schmerz beſitzt eine reinigende Kraft, welche auf eine gute unverdorbene Natur ſtählend wirkt. Anderſen erkannte, daß es keinen andern Weg ſich Geltung zu erringen gebe, als eine neue dichteriſche That; er fühlte: nur derjenige iſt verloren, der ſich ſelbſt aufgibt. Er raffte ſich auf und ging, wohl nicht ohne Leid und Bangigkeit, aber mit geduldigem Beharren, an neue Arbeit, um ſeinen wirklichen Dichterberuf vor der Welt zu bewähren. Seine nächſten Leiſtungen waren in der That wieder gediegener, und obwohl ſie das gegen ihn herrſchende unbillige Vorurtheil noch nicht zu beſiegen im Stande waren, ſo hatten ſie doch die Wirkung, daß er, auf die Fürſprache einiger einſichtsvollen Männer, von der Regierung dasjenige erhielt, was ihm unter den obwaltenden Umſtänden am meiſten noth that und für ſeine poetiſche Natur am wohlthätigſten war: ein Reiſeſtipendium zu einer Wanderfahrt in's Ausland. Er mußte hinaus aus den kleinen beengenden Verhältniſſen, aus dieſer Luft des Neides, um wieder frei aufathmen zu können, er mußte in dem Quell neuer Anſchauungen und einer großartigen Natur Geiſt und Gemüth verjüngen und erfriſchen: Das fühlte er, und ſo kam das Reiſeſtipendium wie eine Errettung.

Das Land wo die Citronen blühen, Italien mit ſeinem blauen heitern Himmel war der Erdſtrich, auf den er ſeine Blicke richtete, und der ihm ein geiſtiger Curort werden ſollte. Es war im Sommer 1833, als er ſeine Reiſe dahin antrat. Er nahm ſeinen Weg über Paris, wo er einen Monat verweilte, um das Leben einer Weltſtadt kennen zu lernen. Aber ſelbſt bis hieher noch verfolgte ihn der boshafte Neid ſeiner Landsleute. Er hatte ſchon mehrere Wochen in Paris verbracht und ſeit der Zeit kein Wörtlein aus dem Norden mehr vernommen. Da kam eines ſchönen Julitages ein Brief an, ein dicker koſtſpieliger Brief; ſein Herz ſchlug vor Freude und ſehnſuchtsvoller Erwartung: es war ja der erſte Brief aus der Heimath. Haſtig erbrach er ihn, fand aber weder ein Briefchen noch überhaupt eine geſchriebene Zeile darin, ſondern nur eine Kopenhagener Zeitung, in welcher — ein Schmähgedicht auf ihn abgedruckt war! Das wurde dem Armen in ſo weite Ferne unfrankirt nachgeſchickt: das war der erſte Gruß aus der Heimath! Die abſcheuliche, von Neid und Rohheit eingegebene Bosheit erſchütterte ihn tief

und mit verwundeter Seele ſetzte er ſeine Wanderſchaft von Paris weiter nach dem Süden fort.

Er zog durch die franzöſiſche Schweiz über den Simplon, und an demſelben Tage, dem 5. September, an dem er vor 14 Jahren, ein armer hilfloſer Knabe, nach Kopenhagen gekommen war, betrat er jetzt den Boden Italiens, das er als „das Land ſeiner Sehnſucht und ſeines Dichterglücks“ begrüßte. Eine neue Welt ging hier vor ihm auf, die er mit der ſchnell auffaſſenden Kraft ſeiner Phantaſie in ſich verarbeitete. Die zuſtrömende Fülle großartiger Eindrücke legte ſich wie ein Balſam auf ſeine Seele.

Es fügte ſich, daß er in Rom mit dem Dichter Hertz zuſammentraf, ſeinem literariſchen Widerſacher, der ebenfalls ein Reiſeſtipendium erhalten hatte. Das Gefühl der Zuſammengehörigkeit, des gemeinſamen Vaterlandes erwacht im Ausland, unter fremden Menſchen, mit doppelter Stärke, und edlere Naturen werden ſelten dem Zuge dieſer ſtillen verſöhnenden Macht widerſtehen. Die beiden däniſchen Dichter reichten ſich in der ewigen Stadt freundlich die Hand zur Verſöhnung, ſprachen ſich offenherzig gegen einander aus und verſtändigten ſich bei näherem Umgange in ſolchem Grade, daß ſie ſpäter mit einander nach Neapel reisten und dort in einem Hauſe zuſammenwohnten. Das war ein erſter wohlthuender Gewinn für das ſanfte, innige, gegen alle Menſchen ſtets wohlwollende Gemüth Anderſens; und bald geſellte ſich ein zweiter hinzu. Er erwarb zu Rom die Freundſchaft eines noch berühmteren Landsmanns, des Bildhauers Thorwaldſen. Der große Künſtler nahm herzlichen Antheil an ſeinen Schickſalen, und ſein ermunternder Zuſpruch, ſein anerkennendes Urtheil ſtärkten ſeinen Muth und ſein Vertrauen, und entſchädigten ihn für ſo vieles Kränkende, was ihm von andern Landsleuten widerfahren. Das Leid der Heimath war vergeſſen.

Die Anſchauung der reichen Kunſtſchätze, die herrliche ſüdliche Natur, das farbige heitere naturwüchſige Volksleben — alles das ſenkte ſich tief in die empfängliche Dichterſeele des Nordländers, und als er endlich aus dem ſchönen Süden in die nordiſche Heimath zurückkehrte, kam er nicht mit leeren Händen heim: die Frucht dieſer Reiſe, und diesmal eine reife Frucht, war ein großer wohlangelegter Roman. Es iſt „der Improviſator“ — dasjenige Werk, welches ihn mit einem Schlage weit über ſein enges Vaterland hinaus berühmt machen ſollte. Auch diesmal hatte er Mühe, einen Verleger für das Buch zu finden, und nur ein kümmerlich kleines Honorar war ſein

Lohn, als endlich ein Buchhändler von Kopenhagen sich zögernd dazu herbeiließ. Aber als der Improvisator erschien, ward er gelesen und wieder gelesen, ward er vergriffen und wieder aufgelegt, ward er übersetzt und in fremde Länder getragen. Anfangs zwar waren die Stimmen über den Werth des Romans in Dänemark getheilt, Lob und Tadel hielten sich dort noch die auf- und abschwankende Wage. Aber der Improvisator war auch in's Deutsche übersetzt worden, und die deutsche Kritik würdigte neidlos die ächte Poesie des Werkes. Aus Deutschland erscholl die erste entschiedene Anerkennung der Arbeit; Deutschland hat den Dichter Andersen in seiner eigenen Heimath zu Ehren gebracht. Das bekennt er dankbar selbst und darum nennt er Deutschland sein zweites Vaterland.

Die Wirkung blieb nicht lange aus. Die Zweifel an seiner poetischen Fähigkeit schwanden wie nordische Nebel; die Stimmung schlug wieder in's Gute um, Freude und beifällige Theilnahme gab sich für ihn unter seinen Landsleuten immer lauter kund, sogar mehrere seiner entschiedenen Gegner wurden jetzt ausgesöhnt und wandten sich dem Dichter in Freundschaft zu. Der ehrliche Andersen aber, was that er unter all dem zuströmenden Beifall? Reizte ihn dieser etwa zur Ueberhebung? — Im Gegentheil; die lang entbehrte Freude überwältigte ihn und er weinte sich aus. „So war ich nun einmal", sagt er; „ich weinte mich aus und fühlte Dankbarkeit gegen Gott und gegen die Menschen." Zum erstenmal empfand er das wohlthuende Gefühl wahrer errungener, freilich unter Schmerzen errungener Anerkennung, und er beugte sich „dankbar froh gleich einem Kranken nach Sonnenschein."

Er fühlte, daß er in der Heimath wieder festen Boden gewonnen, und dieses Gefühl verlieh ihm Sicherheit und frische Spannkraft. In solcher Stimmung entstanden nach einander zwei weitere Romane, in denen er zum Theil Wahrheit und Dichtung aus seinem eigenen wechselreichen Leben niederlegte. Dann kam das phantasievolle „Bilderbuch ohne Bilder", und endlich sein Bestes und Eigenthümlichstes, seine Märchen.

Mit den Märchen hat Andersen seine Höhe erstiegen. Hier hat er recht eigentlich sich selber gefunden, die Grundfärbung seines Wesens, die phantastische Spielart seines Humors und seiner Erfindungskraft, getragen und gehoben von den Erinnerungen seiner frühsten Kindheit. In diese harmlosen paraboliſchen Gebilde hat er seine anmuthigste Laune und sein ganzes sinniges Kindergemüth hinein gelegt. Erst mit den Märchen hat er sich seinen Rang,

seine selbständige poetische Stellung geschaffen, eine Stellung, in welcher er in der dänischen Literatur einzig dasteht, und in Deutschland auf diesem besondern Gebiet nur durch den genialen Clemens Brentano übertroffen wird.

Andersen hat im Verlauf der Jahre noch eine große Anzahl anderer Werke geschaffen, er hat noch viele Reisen durch die Länder dreier Welttheile gemacht, die er nachher auch beschrieben hat. Wir aber brechen hier ab, nachdem wir ihn bis an die Höhe begleitet, wo er seinen wahren Beruf gefunden und bewährt hat. Er hatte nun erreicht, was er so lange gesucht, mit glühender Sehnsucht erstrebt, ach mit tausend Thränen und Bitternissen erringen mußte. Wie viele Irrwege mußte er in seiner Unberathenheit wandern, wie viele Enttäuschungen durchmachen, bis er seine Richtung und eigentliche Aufgabe erkannte; wie viele Kränkungen und Demüthigungen durchkosten, bis er den Schein vom Wesen unterscheiden lernte, bis er wahrnahm, daß auch am Ruhme des Künstlers nicht Alles Gold ist was glänzt, daß nicht der äußere Glanz und Name, sondern die innere geläuterte Gediegenheit dem Menschenherzen die wahre Zufriedenheit gibt. Wahrlich, er hat es erfahren und mit theurem Lehrgeld bezahlen müssen, was es heiße, die Hand nach dem Ruhmeskranze ausstrecken. Gar manches Talent ist darüber zu Grunde gegangen, wenn es, auf sich selbst gestellt, aus Armuth und drückender Lage sich emporarbeiten wollte und sein Ziel zu hoch steckte oder den Sonnenglanz des Glückes entbehrte. Es gehört eine tüchtige und edle Natur dazu, in solchem Kampfe auszuharren und unter dem Drang der Leiden und Entbehrungen sich nicht selbst zu verlieren. Andersen hat den Kampf bestanden, weil er seinen Kinderglauben und sein Kindergemüth unversehrt bewahrte.

So können wir ihn nunmehr ruhig seines Weges ziehen lassen: die Bahn liegt geebnet vor ihm. Sein Dichterruf war festbegründet, und in zahlreichen oft rührenden Zeichen kamen die Aeußerungen der Anerkennung ihm jetzt zu.

Von seinen Dichtungen ergriffen, hatte der Staatsminister Graf von Ranzau ihn dem dänischen König empfohlen, und der Landesherr verlieh dem Dichter einen jährlichen Ehrengehalt auf Lebenszeit. Fortan konnte sich seine Muse, von den Fesseln der Tagessorgen befreit, in heiterer Zwanglosigkeit bewegen. Seine Märchen wurden rasch die Lieblinge aller Welt, wurden übersetzt, illustrirt, fanden ein Plätzchen unter dem Weihnachtsbaum und genießen heute noch Heimathrecht in allen Familien, wo die Poesie des Kindergemüthes geehrt und gehütet wird. In Kopenhagen wurden die schönsten darunter sogar

im Theater durch einen der ersten Komiker von der Bühne herab erzählt und von den versammelten Zuhörern beifällig aufgenommen. Niemand aber zeigte dort herzlichere Freude an diesen sinnigen Märchen, als Thorwaldsen, der große Künstler, der seitdem von Rom zurückgekehrt war und auch zu Kopenhagen den Umgang des jungen Dichters liebte. Andersen, der auch die Gabe des mündlichen Erzählens besaß, konnte ihm die kleinen Geschichten nicht oft genug erzählen. Mitten unter seinen Bildhauerarbeiten horchte der Alte mit lächelnder Miene auf die Geschichte vom „Kreisel und Ball" oder von „dem häßlichen Entlein." Zuweilen in der Dämmerung, wenn man im größern Familienzirkel beisammen saß, kam Thorwaldsen auf ihn zu, klopfte ihm lächelnd auf die Schulter und fragte in herzlicher Laune: „Bekommen wir Kleinen heute kein Märchen?"

Auf seinen Reisen erfuhr Andersen besonders in Deutschland viel Liebe und Freundschaft. In manchen deutschen Familien sah er sich, so oft er kam, wie ein Sohn aufgenommen. Daß dem freundlichen Märchendichter zumal die Herzen der Kinder zuflogen, braucht nicht erst versichert zu werden; die kindliche Freundschaft gab sich ihm manchmal in recht artigen Zügen kund. Eine kleine Freude solcher Art erlebte er zu Oldenburg, wo er während eines vierzehntägigen Aufenthalts viel in das Haus des Dichters Mosen kam und in dem kleinen Sohne desselben einen kindlichen Verehrer fand. Der kleine Erich hörte mit schwärmerischer Andacht jene Märchen vom „standhaften Bleisoldaten" und andern wackern Helden vorlesen und faßte eine solche Liebe zu dem Erzähler, daß er, als es endlich an's Abschiednehmen kam und er ihm das Händchen hinstreckte, gar herzlich in Thränen ausbrach; Abends aber, als er sich wieder gefaßt hatte, nahm er einen von seinen zwei bleiernen Soldaten, die er besaß, und schickte ihn dem guten Erzähler noch in's Haus nach, damit er ihn zum Andenken mit auf die Reise nehme. Andersen war von dem kindlichen Zuge innig gerührt, und er versichert, der Bleisoldat, seines Zeichens ein Türke, habe ihn treulich in die Heimath begleitet.

Auch an mehreren deutschen Fürstenhöfen fand der Dichter gute Aufnahme, und überall sah er besonders seine harmlosen Märchen in Ehren. Am Hofe zu Weimar mußte er einmal die Geschichte vom standhaften Bleisoldaten vorlesen; Aehnliches am Hofe in Berlin. Einen schönen Abend verbrachte er zu Dresden im Kreise der sächsischen Königsfamilie, wo auch eine Schaar liebenswürdiger fürstlicher Kinder ihn umgab. Die jüngste der Prin-

zessinen, ein noch kleines Mädchen, welche wußte, daß Andersen die Geschichte vom Tannenbaum geschrieben habe, wandte sich gar vertraulich zu ihm mit den Worten: „Wir hatten zum letzten Weihnachten auch einen Tannenbaum und der stand hier in diesem Zimmer!“ Als sie nachher, früher als die andern Kinder, fortgeführt wurde und dem König und der Königin gute Nacht gesagt hatte, drehte sie sich noch einmal unter der Thüre um und nickte dem Tannenbaum-Dichter mit klugen Augen freundlich und bekannt zu; Andersen war ihr Märchenprinz. Das gehört zu den kleinen, stillen Glückseligkeiten eines Dichters.

Dergleichen Züge und auch ernstere Wirkungen seiner Poesieen hat er an verschiedenen Orten erlebt. Zum Schlusse nur noch ein einziges Beispiel. In einer wohlhabenden deutschen Familie, in der eben seine Schriften gelesen wurden, empfing die Frau des Hauses von Andersens Erzählung „Nur ein Geiger“ einen so tiefgehenden Eindruck, daß sie gelobte, wenn sie auf ihrem Lebenswege ein armes Kind mit großen musikalischen Anlagen treffen würde, so sollte dieses nicht zu Grunde gehen, wie der „arme Geiger.“ Ein Tonkünstler, der dieses Wort vernommen hatte, brachte der Dame bald darauf zwei arme Knaben, über deren entschiedene musikalische Begabung er sich günstig aussprechen konnte, und erinnerte sie an ihr Gelöbniß. Die brave Frau hielt Wort, nahm nicht blos einen, sondern beide Knaben in ihr Haus, sorgte für ihre Erziehung und brachte sie in das Conservatorium; den jüngeren derselben hörte Andersen dort spielen, er erblickte ein frohes, glückliches Antlitz.

Solche Erfahrungen stimmten den Dichter aber auch ernst und zeigten ihm, wie wichtig und nothwendig es sei, mit dem Worte in den Schriften es gewissenhaft zu nehmen. „Es ist etwas Erhebendes, aber zugleich auch etwas Erschreckendes darin“, sagt er, „seine Gedanken weit umher und unter die Menschen kommen zu sehen, es ist fast ängstlich, so Vielen anzugehören. Das Edle und Gute wird eine Segnung, aber das Böse, unsere Verirrungen schießen auch empor, und unwillkürlich drängt sich uns der Gedanke auf: Gott! laß mich nie ein Wort niederschreiben, wofür ich Dir nicht Rechenschaft ablegen kann.“

So lernte er seinen Beruf in höherem Sinne auffassen; Kunst und Leben in ihrem Zusammenhang wurden ihm immer klarer. Er wurde von der Einsicht durchdrungen, daß auch der Dichter im Dienste des Höhern sich selbst

vergeſſen muß, daß jede Gabe ihre Aufgabe hat, die mit ernſter Pflichttreue erfüllt ſein will. Gewiß, wer ſeinen Beruf, heiße er wie er immer wolle, in ſolchem Sinne erfaßt und übt, in deſſen Arbeit muß ein Segen liegen.

Sprüche.

Von Franz Pocci.

Wie ein weißes, reines Kleid
Ziere Dich zu aller Zeit
Demuth und Beſcheidenheit.

Liebe und Barmherzigkeit
Sei'n Dir Schmuck und ſtet Geleit
Durch die Zeit zur Ewigkeit.

Leid wie Freud ertrage gleich
Als Geſchenk vom Himmelreich,
Niemals von der Tugend weich'.

Glaube, liebe, hoffe treu,
Gott allein, ſonſt Niemand ſcheu';
Sei ein Lamm und ſei ein Leu:
Sei ein Leu im heiligen Streit,
Und ein Lamm, dem Herrn geweiht,
Frommer Opfer ſtets bereit.
Sei bereit an jedem Tag,
Wenn der Herr Dich rufen mag,
Daß Dein Herz dann nicht verzag!

Schneelandschaften.

Von **Chr. Rey.**

II.

Als der Pfarrer und sein Besuch sich wieder in der Stube placirt hatten, bildete dieser ungewöhnliche Schneerutsch natürlich das Thema der Unterhaltung. „Da haben wir ja", sagte der Pfarrer scherzend, „einen Lawinensturz sogar im Schwarzwald erlebt."

„Du mußt ja", unterbrach ihn der Amtmann, „mit diesen riesigen Schneebällen, mit denen die Alpenwelt spielt, wohl persönliche Bekanntschaft gemacht haben?"

„Du meinst die Lawinen, Vater?" sagte rasch Albert. „Ach, Onkel, erzähle mir!" „Von den Lawinen, nicht wahr, Albert?" entgegnete lächelnd der Pfarrer. „Ja, sie sind so furchtbare Naturerscheinungen, daß ich um dieser Schneestürze wegen nicht in der Schweiz wohnen möchte", setzte Albert hinzu. „Das ist ein Irrthum", entgegnete der Pfarrer. „Großartig tritt zwar die Lawine auf, aber furchtbar und zerstörend nur in sehr wenig Fällen. Ja, man kennt sogar genau die Straße, welche diese Schneemasse thalabwärts donnert, und kann sich daher im Voraus vor ihr schützen. Wenn wir bei uns zu Lande von Lawinen reden, so denken wir uns einen stürzenden Schneeberg, der Alles, was er auf seinem Wege antrifft, mit sich fortreißt und im Thale wenigstens ein Haus mit seinen Bewohnern, wenn nicht gar ein Dorf unter seiner Wucht begräbt. Solche Lawinen gehören zu den Seltenheiten. Man nennt sie Staublawinen. Sie entstehen durch den Druck des höher liegenden Schnees auf den tiefer lagernden, der, je feiner er ist, desto weniger Haltkraft zeigt. Durch die geringste Ursache, z. B. durch einen Büchsenschuß, durch den Tritt eines Vogels ꝛc. wird nun diese Schneemasse erschüttert, sie verliert das Gleichgewicht, fängt an zu rutschen, anfangs langsam, dann schneller und schneller, die benachbarten Schneefelder mit fortreißend, so daß endlich diese ungeheuere Schneefläche in rasender Eile mit Dröhnen und Krachen über Felswände hinabschießt, zerstäubend, hoch emporspringend, sich übereinanderschiebend. Fort und fort geht der rasende Sturz, breiter und breiter wird jede Sekunde die sausende, donnernde Schneemasse; das Auge ist nicht mehr im Stande der Schnelligkeit der stürzenden Lawine, die über Felsen und Schluchten hinwegsetzt, dort einen Wald niederreißt, hier einen Felsen zerschmettert, zu folgen. Die Luft funkelt von Millionen Schneesternchen, die

gleich einem wallenden Schleier über der rieſig angewachſenen Lawine wehen, bis dieſe endlich das Thal erreicht und hier ſich, nachdem ſie in der Minute vielleicht 4—5000 Fuß zurückgelegt hat, vor den ſtaunenden Blicken des Menſchen hinlagert. Wenn nun eine ſolche Lawine über die Wohnungen der Menſchen hinſauſt, natürlich, dann reißt ſie dieſelben zertrümmernd mit fort oder begräbt ſie unter ihrer wuchtigen Maſſe. Gefährlicher wird dagegen der Sturm, der die ſtürzende Lawine begleitet. Er zerbricht die ſtärkſten Bäume, ſchleudert Menſch und Thier in den Abgrund, zertrümmert Häuſer und führt deren Balken oft hoch in die Luft. Doch neben ſeiner Straße regt ſich kein Blatt, neben dem tobenden Elemente ruht der Friede der Natur auf Berg und Thal. Aber auch dieſe furchtbare Offenbarung der Rieſenkraft des Schneeſtäubchens verſteht der Menſch unſchädlich zu machen, zu zügeln. Da die Lawinen faſt immer beſtimmte Straßen einſchlagen, ſo ſchlägt der Walliſer Holzpflöcke in dieſe Lawinenwege, um die Schneemaſſen am Rutſchen zu hindern, oder, wie man zu ſagen pflegt, er nagelt ſie feſt. Auch mäht er das Gras auf den Sturzſtraßen nicht ab, damit die in den Schnee eingefrornen Grashalme denſelben feſthalten. Ja, der Schweizer fühlt ſich ſo ſicher, wenn er die Sturzbahn einer Lawine kennt, daß er dicht neben derſelben ſein Haus baut und höchſtens einen haushohen Steindamm aufführt. Dasſelbe ſucht man auch durch Wetterdächer, über welche die Lawine hinwegſtürzt, oder durch Fels-Gallerieen, durch welche der Weg führt und die den Wanderer vor „der Löwin des Gebirges“ ſchützen, zu erreichen. Außer den Staublawinen giebt es noch Wind- oder Schlaglawinen, die durch eine geringere Schneemaſſe, welche plötzlich von ſteilen Felswänden abrutſcht, gebildet werden. Solche Schlaglawinen haben ſchon gar manchen Wanderer verſchüttet. Ganz anderer Natur ſind die Grundlawinen, die auf den öſtlichen Gebirgsabhängen im Frühlinge und Vorſommer zwiſchen 10 und 12 Uhr, an den ſüdlichen zwiſchen 12—2 Uhr, an den weſtlichen zwiſchen 3—6 Uhr und an den nördlichen Abends fallen. Sie werden durch diejenigen Schneeflächen gebildet, welche von den ſchmelzenden Schneebächen, die unter ihnen hervorrieſeln, von ihrer Unterlage losgelöſt ſind. Je tiefer eine ſolche Lawine ſtürzt, je mehr geſtaltet ſie ſich wegen ihrer innern Feuchtigkeit zu einem rieſigen Eisballe.“

„Haſt Du viele Lawinen beobachtet?“ unterbrach hier Albert den erzählenden Onkel.

„Kleine Staublawinen“, entgegnete dieſer, „fallen täglich. An der Jung-

frau, am Rothstocke, am Glarnisch donnert es den ganzen Tag von stürzenden Lawinen, doch selten, daß sie Schaden anrichten. Nur, wenn sich eine solche Lawine quer über das Bett eines Flusses lagert, ist das Thal in Gefahr, da das Wasser sich stauet, steigt und eine Ueberschwemmung unvermeidlich ist. Daher wird auch, wenn sich ein solcher Unglücksfall ereignen sollte, rastlos Tag und Nacht gearbeitet, um dem Wasser freie Bahn zu brechen."

„Apropos", sagte der Amtmann, „da erinnere ich mich einer Geschichte, wenn auch nur sehr dunkel, die Du mir bei Deiner Rückkehr aus der Schweiz erzähltest. War nicht aus dem Hause des Grafen Jemand durch eine Lawine begraben worden?"

„Ah", antwortete der Pfarrer, „Du meinst gewiß die Geschichte mit der Frena (Veronika), der Kammerzofe der Gräfin Waldau. Ja, sie hat die Tage des Lebendigbegrabenseins unter dem Schnee in ihrer ganzen Furchtbarkeit durchleben müssen."

„Sie war verschüttet? Man hat sie wieder ausgegraben? Ach, guter Onkel, nicht wahr, Du erzählst mir die nähern Einzelheiten dieser Begebenheit?" sagte Albert bittend und trat auf den Pfarrer zu.

„Schone doch den Onkel!" sagte der Amtmann mit leisem Vorwurfe zu seinem Sohne. „Wenn wir ihn wieder besuchen, soll er Dir die Geschichte erzählen. Für heute sei es genug. Wir müssen an die Heimkehr denken."

„Ach!" entgegnete Albert traurig, „wer weiß, wann ich wieder nach Schwarzwald kommen kann!"

„Sei nur ruhig, lieber Albert", sagte der Pfarrer lächelnd. „Ich will Dir die Geschichte nicht bis auf einen spätern Besuch vorenthalten."

„Aber Bruder", entgegnete der Amtmann, „sollen wir vielleicht in Schwarzwald übernachten?"

„Laß doch, August", erwiderte liebreich der Priester, „der Mond wird bald aufgehen und dann habt Ihr, die gute Schlittenbahn mitgerechnet, einen prächtigen Heimweg."

„Richtig!" rief der Amtmann, „wir müssen heute Vollmond haben. Der Himmel ist klar, nun, da können wir immerhin mit der Abfahrt noch ein Stündchen warten."

„Das meine ich auch", sprach der Pfarrer. „Doch einen Augenblick Geduld. Ich habe damals, kurz nachdem es Frena uns erzählt hatte, versucht,

dieſes Ereigniß in Form einer Erzählung niederzuſchreiben. Das Heft liegt wahrſcheinlich in dem Bücherſchranke meines Studirzimmers. Ich werde es holen."

Nach einigen Augenblicken kehrte der Pfarrer mit einem blauen Hefte in's Zimmer zurück. „Glücklich gefunden!" rief er lächelnd. „Nun Albert, werde ich Deinen Wunſch befriedigen." Er ſchlug das Heft auf und las:

„Es war ein ſonniger Wintertag, einer jener Tage, der uns die Nähe des erſehnten Frühlings ahnen läßt. Wie froh begrüßt dann jedes Herz den warmen Sonnenſtrahl, vor dem die weiche Schneedecke an den freien Stellen der Berge und des Thales bereits zu weichen beginnt. Auch Frena ſah freudig den Sonnenſchein durch die kleinen Fenſter in die ärmliche Wohnſtube hereinlugen und auf den blank geſcheuerten Dielen in langen Streifen flimmern. Ach, wie liebte ſie doch den goldenen Sonnenſchein! „Mutter", ſagte ſie freudig erregt, „nun wird es mit Dir beſſer werden, ſiehe, ſchon weicht, wenn auch langſam, der unfreundliche Winter vor dem nahenden Frühlinge in die Berge zurück. Noch eine kurze Weile, dann führe ich Dich hinaus zu der Holzbank am Bache und pflücke Dir einen Kranz von Vergißmeinnicht."

„Du vergiſſeſt", ſagte die Mutter, hüſtelnd, die Tochter unterbrechend, „daß wir jetzt arm ſind und nicht mehr wie im vergangenen Jahre, als der gute Vater noch lebte, unſere Zeit mit ſolchen Spaziergängen ausfüllen können. Jetzt heißt es von mir und Dir tüchtig die Arme rühren."

„Ach Gott!" ſeufzte Frena leiſe und ſtützte den Kopf in die Hand, „ja, ich habe vergeſſen, daß wir arm ſind. Ach, wenn der Vater noch lebte." —

„Dann brauchten wir nicht zu fürchten, im künftigen Winter vielleicht Hungers ſterben zu müſſen."

„Mutter!" ſagte Frena vorwurfsvoll.

„Was für Anſprüche können wir noch an das Glück machen, ſeitdem die Hand, die für uns ſchaffte und arbeitete in der Erde modert? Ich bin zu kränklich, um noch anhaltend arbeiten zu können, Bernhard iſt faſt noch ein Kind und Du biſt noch zu ſchwach zu ſchwerer Arbeit. Der Bauer, dem Du Dich verdingen willſt, wird Dich zurückweiſen. Du wirſt Arbeit ſuchen und nicht finden. Was wird dann unſer Loos ſein?"

„Mutter! kann ich nicht ſtricken und nähen?"

„Und haſt Du nicht ſchon den ganzen Winter bis in die ſpäte Nacht hinein für die Stadtleute geſtrickt? Was gibt man Dir für Deine Arbeit,

für Deine Nachtwachen? Reicht der Lohn, den Dir Deine mühſelige Beſchäftigung in einem ganzen Monate einbringt, hin, um Brod auf vierzehn Tage kaufen zu können? Den Bernhard habe ich mit den letzten Kreuzern nach der Stadt geſchickt, um beim Bäcker Brod zu holen."

„Mutter", ſagte Frena ruhig und vertrauensvoll, „ja, die kommende Zeit wird uns manchen traurigen Tag bringen, aber da oben wohnt ja der Vater der Wittwen und Waiſen. Er wird auch für uns ſorgen."

„Ich bin eine ſchwache Frau", entgegnete die Mutter aufſtehend. „Ja, Du haſt recht, Kind, er wird uns unſer tägliches Brod — doch, barmherziger Gott, was iſt das!"

„Eine Lawine!" ſchrie Frena entſetzt und ſtürzte zu Boden. Das Gebälk krachte in ſeinen Fugen, Bretter ſtürzten durch die Decke in's Zimmer. Dichte Finſterniß umgab die Verſchütteten, nur an den Fenſtern zeigte ſich die ungewiſſe Helle des Schnee's. „Mutter!" jammerte Frena, ſich langſam aufrichtend. Keine Antwort. „Um Gotteswillen, Mutter, antworte, wo biſt Du?" rief ſie, das Schlimmſte fürchtend, angſtvoll aus. Aber Alles blieb ſtill, ſelbſt der Pendel der Uhr tickte nicht mehr. Frena, zitternd an allen Gliedern, fühlte ſich an der Wand bis nach dem Ofen hin. Ein leiſes Stöhnen traf ihr Ohr. Erſchrocken beugte ſie ſich nieder und ihre Hand berührte das Haupt der Mutter. Vergebens ſtrich ſie liebkoſend die Wangen der alten Frau. Die Mutter regte ſich nicht. Endlich nach einer langen, qualvollen Viertelſtunde ſchien das Bewußtſein bei der Lebloſen zurückzukehren. „Frena", ſagte ſie mit leiſer, kaum hörbarer Stimme, „die Bretter liegen auf mir, ich kann nicht aufſtehen." Mit unſäglicher Anſtrengung befreite Frena die Mutter von dem Theile des Bretterdaches, das, unter der Schneelaſt eingebrochen, in's Zimmer geſtürzt war. Vorſichtig richtete ſie dann die alte Frau auf und führte ſie langſam nach ihrem Lehnſtuhle. „Mutter, liebe Mutter", fragte ſie weinend, „Du biſt doch nicht verwundet?" „Ach, mein Kind", ſeufzte die Alte und umſchlang mit ihren dürren Armen das weinende Mädchen, „wir ſind lebendig begraben." Schluchzen erſtickte ihre Stimme. Frena ſchwieg, betäubt von der Erkenntniß ihres entſetzlichen Schickſals. „Sieh", ſagte die Alte jammernd, „Gott hat nun für uns geſorgt. Wir werden hier ſterben und dann brauchen wir nicht mehr um die Zukunft beſorgt zu ſein." „Mutter", entgegnete Frena bittend, „ſprich nicht ſolche Worte. Gott, der uns gerettet, daß die Lawine uns nicht zerſchmetterte, wird

uns auch Hilfe ſenden in unſerm Elende. Vielleicht liegt der Schnee nicht hoch und wir ſind bald ausgegraben. Doch, es iſt hier ſo finſter. Soll ich Licht anzünden?“ „Thue das, mein Kind“, ſagte die Alte. Frena hatte ſchnell die Lampe gefunden und ſie angezündet. Ihr freundliches Licht beleuchtete jetzt eine düſtere Scene. Die Mutter hatte die Hände gefaltet und ſchien zu beten. Frena kniete zu ihren Füßen und barg ihr Haupt in den Schooß der Lieben. Todtenſtille herrſchte im kleinen Gemache, nur von Zeit zu Zeit von einem unheimlichen Gepraſſel im Dachwerke unterbrochen.

„Mutter“, ſagte endlich Frena nach einer langen Pauſe, „vielleicht iſt die Thüre noch zu öffnen und wir können uns noch retten.“ Raſch aufſtehend ging ſie nach der Thür, doch dieſe widerſtand jedem Drucke. „Ich ſagte es ja, Kind“, ſprach die Mutter in ſtiller Verzweiflung, „wir ſind lebendig begraben. Und der Bernhard! Barmherziger Himmel, der Bernhard! Wenn den nur nicht die Lawine erreicht hat. Er muß dicht am Hauſe geweſen ſein.“

„Nein, Mutter, der kann noch nicht aus der Stadt zurück ſein, der wird uns gewiß Hilfe bringen.“

„Hilfe bringen? Wo denkſt Du hin, Kind, uns kann Niemand Hilfe bringen. Wenn ſie uns nach acht Tagen ausgraben, dann werden ſie nur noch unſere Leichen finden.“

„Im Schranke iſt noch Brod, Mutter. Das iſt für Dich auf heute und morgen hinreichend.“

„Und Du?“

„Ich bin noch jung, ich brauche nicht zu eſſen.“

Da polterte es in der Kammer. Erſchrocken ſprang Frena auf und leuchtete in den dunkeln Raum. Die Schneelaſt hatte wieder ein Stück des Daches hinabgedrückt. Das Mädchen ſchaute traurig auf das Chaos zu ihren Füßen. Da lagen umgeſtürzte Möbels, zerbrochene Bretter und ein Berg weißflimmernden Schnee's. Ein neuer Krach, ein ſtürzendes Brett und Frena ſtand im Finſtern. Die Lampe lag, aus ihrer Hand geſchleudert, auf dem Boden, ziſchte noch einmal in den Schnee verſinkend auf und erloſch. Betäubt lehnte ſie ſich an die Pfoſte der Kammerthür. Nun war es finſter um ſie, finſter, wie in einem Grabe. „Wie wird die Mutter jammern!“ Schweigend ſaß dieſe in ihrem Stuhle. Leiſe trat Frena zu ihr hin. Sie horchte. Schwere Athemzüge verriethen ihr, daß die Alte wahrſcheinlich vor Entkräftung eingeſchlafen war. Angeſtrengt lauſchte nun Frena

nach oben, ob nicht ein Laut, der ihr die Nähe der Menſchen verkünde, zu hören ſei. Doch Stille, tiefe Grabesſtille rings umher. Plötzlich fuhr die Mutter empor. „Sind wir noch nicht ausgegraben?“ fragte ſie haſtig. „Nun könnten doch die Leute längſt Hand an's Werk gelegt haben. Es war heller Tag als die Lawine ſtürzte und jetzt muß es bereits Nacht ſein. Es iſt ſo finſter. Iſt die Lampe ſchon erloſchen? Ja, wenn wir reich wären! — Mich dürſtet. Haben wir Waſſer? Wenn der Krug zerbrochen ſein ſollte, ſo zerſchlage eine Scheibe und gib mir etwas Schnee. Meine Lippen brennen mich.“

Vorſichtig fühlte Frena ſich an der Wand hin, bis ſie den Waſſerkrug erreichte. Er war noch unverſehrt. In langen Zügen trank die Alte. „Nun kannſt Du mir auch ein Stück Brod geben.“ Frena that es. Schweigend kaute die Mutter an dem harten Brode. „Kind“, ſagte ſie endlich, die unheimliche Stille unterbrechend, „ſo iſt's im Grabe, finſter, kalt und ſtill. Ob's wohl noch Tag iſt draußen?“

„Gewiß, Mutter, es kann erſt drei oder vier Uhr ſein.“

„Ach, wenn wir doch Licht hätten. Nun kömmt die lange Nacht und dann erſt der Morgen, wo ſie wieder graben werden.“

„Es iſt Vollmond, da können ſie auch in der Nacht arbeiten.“

„Mich friert. Kannſt Du nicht das Feuer im Ofen anfachen, Frena?“

„Der Schnee liegt auf dem Schornſteine. Wir würden vor Rauch erſticken.“

„Du haſt Recht. Ja, verhungern und erfrieren iſt unſer Loos.“

„Nein, Mutter, Gott wird uns erretten aus dieſer Trübſal. Kennſt Du nicht den ſchönen Spruch: Vertrau auf Gott und laß ihn walten, er wird Dich wunderbar erhalten. Komm, lege Deinen Kopf in meinen Schooß und hier die Schürze, ich will ſie um Deine Füße wickeln. So! nun wirſt Du nicht mehr ſo ſehr frieren.“

Langſam ſanken der Alten wieder die Augen zu. Sie ſchlief vor Entkräftung ein. Frena wachte. Stunde um Stunde verrann. Frena regte ſich nicht, um die Schlafende nicht zu erwecken. Auch ſie fing an zu fröſteln. Ein kalter Schauer durchrieſelte ihren Körper. Doch wodurch ſollte ſie ſich erwärmen? Der Ofen war kalt und der Kleiderſchrank lag unter den Trümmern des eingeſtürzten Daches begraben. Dazu die Nachwehen des Schreckens und der Angſt, ſie fühlte ſich zum Sterben ſchwach und müde. Plötzlich fuhr die Alte aus dem Schlafe empor. „Wo bin ich?“ ſagte ſie aufſchreckend.

„Noch immer begraben? Noch immer Nacht? Lieber Gott, ich träumte so ſüß von dem goldenen Sonnenſchein da draußen! Haſt Du nicht gehört, ob ſie bald zu uns durchbrechen?“

„Noch nicht, Mutter, aber bald werden wir unſere Retter hören.“

„Ach, wie ſchwer ruht doch die Hand Gottes auf uns. O, daß wir ſo ſterben müſſen.“

„Wenn Gott unſern Tod beſchloſſen hat, liebe, gute Mutter, ſo laß uns nicht darüber murren, ſondern mit dem lieben Heilande ſprechen: Herr, nicht mein, ſondern Dein Wille geſchehe.“

Weinend küßte Frena die Hand der Mutter. Schweigend ſtand ſie dann auf, ging in der Stube auf und ab und rieb die vor Kälte ſtarrenden Hände, um ſie zu erwärmen. Die Alte ſaß ſtill und in ſich gekauert im Lehnſtuhle. „Mutter“, ſagte Frena nach einer Pauſe, „laß uns beten. Wenn die Noth am größten iſt, iſt Gottes Hilfe am nächſten.“ „Ja“, entgegnete die Alte leiſe, mit gebrochener Stimme, „Gottes Hilfe iſt mir nah. Bald werde ich ausgerungen und ausgekämpft haben.“ Mit einem lauten Schrei ſtürzte Frena auf die Mutter zu. „Gott, wie iſt Dir! Fühlſt Du Dich krank?“ fragte ſie bebend. „Nein, Frena“, entgegnete die Alte leiſe zitternd, „ich fühle mich wohl, der Tod ſteht neben mir, aber er iſt nicht bitter, wie die Leute ſagen.“ „Mein Gott, ſie ſtirbt!“ rief Frena verzweiflungsvoll. Da — iſt es Täuſchung — oder Wirklichkeit — da — drangen dumpfe Schläge zur Tiefe. Die Alte athmete ſchwer. Frena lauſchte. Verworrener Stimmenhall wurde vernehmbar. „Barmherziger Gott!“ rief ſie, ſie kommen, ſie kommen! Mutter, Rettung, Rettung!“ Doch die Alte hatte keine Antwort für dieſe freudige Botſchaft. Ihr Athem glich einem leiſen Röcheln. Frena hob das Haupt der Alten in die Höhe, ſie legte es an ihre Bruſt, ſie ſtreichelte die kalten Wangen. Vergebens, die Alte blieb regungslos. Frena ſprang haſtig auf, ging taſtend nach dem Fenſter, um es einzuſchlagen und mit Schnee die Stirn der Mutter zu reiben; da ſtößt eine Schaufel gegen das morſche Fenſterkreuz, es fällt krachend in die Stube. Licht ſtrömt herein, Männer klettern durch die Fenſteröffnung. Frena ſinkt beſinnungslos zu Boden. Die Nervenaufregung der traurigen Stunden, die plötzliche Freude über ihre Rettung, alles vereinigte ſich, um die Kraft des Mädchens zu brechen. Während es den Bemühungen der Retter gelang, die Lebensgeiſter der Alten nach und nach durch eingeflößten Wein, durch das Einreiben der Stirne mit ſtärkenden Eſſenzen wieder zu be-

leben, reichte ſchon die friſche Luft hin Frena aus ihrer Ohnmacht zu erwecken. Sie ſchlug die Augen auf. Heller Sonnenſchein lag auf der winterlichen Erde. Sie waren zwei Tage und eine Nacht unter dem Schnee begraben geweſen. Frena's erſter Blick fiel auf Bernhard, der laut weinend zu den Füßen der Mutter kniete, auf die braven Nachbarn, die mit ſtiller Rührung die Geretteten umſtanden und die Tragbahre bereit hielten, um die Alte nach dem nahen Dorfe zur Pflege in die Wohnung des Lehrers, der ſich zur Aufnahme der verſchütteten Familie bereitwilligſt erboten hatte, zu bringen.

Da ſtreckte die Mutter die Hände empor zum blauen, ſonnendurchleuchteten Himmel und rief begeiſtert aus: „Ja, der Herr iſt uns überall nahe und ſeine Barmherzigkeit iſt ohne Ende.“ „Geprieſen ſei ſein Name“, ſetzte Frena hinzu, „in Ewigkeit!“ „Amen“ ſprachen gerührt die Männer. Von dem Dorfe her erklang die Abendglocke und die Eisfirnen glühten im Lichte der ſcheidenden Sonne.“ —

„Auch uns hat die Glocke längſt gerufen“, ſagte der Amtman aufſtehend. „Es iſt hohe Zeit, daß wir aufbrechen.“

„Nun, wenn Du nicht länger bleiben kannſt, ſo ſoll Johann anſpannen“, antwortete der Pfarrer. „Er kann mit dem Schlitten hinter dem Dorfe wegfahren und Euch am Bildſtocke erwarten, bis wohin ich Euch durch das Dorf das Geleite geben werde.“

Es war eine wunderherrliche Mondſcheinnacht. Das bleiche Licht des Geſtirns der Nacht, reflektirt von den blendenden Schneeflächen, ſtrahlte taghell auf den auf- und abſteigenden Dorfſtraßen, über die ſich der Schatten der Häuſer und nackten Bäume in ſcharfbegrenzten Conturen ausbreitete. Hinter den Fenſtern flackerte ein rothes, unſicheres Licht, das ſeinen zitternden Schein auf den Schnee warf. „Was iſt denn das für eine eigenthümliche Beleuchtung?“ fragte Albert ſeinen Onkel, während ſie durch das Dorf dahinſchritten. „Dieſer rothe Schein“, antwortete der Pfarrer, „rührt von dem Lichte des brennenden Kienſpans her, der die rauchigen Stuben dieſer armen Gebirgsbewohner erhellt.“

„Sind denn die Leute in Schwarzwald ſo arm?“ fragte Albert mitleidsvoll.

„Ja, mein Sohn“, entgegnete der Onkel ernſt. „Komm, tritt mit mir hier an dieſes Fenſter. Durch dieſe Lücke in dem beeiſten Fenſter kannſt Du das Innere bequem überſehn.“

„Ach Gott!“ ſeufzte Albert, „welch eine ärmliche Stube. Siehe nur,

Onkel, dort das armſelige Bett hinter dem Ofen und dieſen hölzernen Tiſch, um den die Kinder ſo bleich und ſchweigend ſitzen."

„Sie haben Hunger, Albert, ſie warten auf das Gericht Kartoffeln, das im Ofen zubereitet wird. Siehe, jetzt ſteht die Mutter vom Spinnrocken auf um nach dem Ofen zu ſehen. Siehe, wie die Blicke der Kleinen ſo verlangend jeder Bewegung der Mutter folgen. Noch müſſen ſie ſich gedulden, noch ſind die Kartoffeln nicht zum verſpeiſen. Die Kartoffel iſt hier das Brod der Armen, ohne dieſelben würde in gar mancher Familie der Hunger täglich zu Tiſche ſitzen. Siehe, Albert, dort in der Ecke den Vater dieſer Kinder an der Holzſchneiderbank beſchäftiget. Er treibt ſein Winterhandwerk und ſchnitzt aus dem Tannenholze die ſchönen Weihnachtsſachen, die den Kindern ſo große Freude bereiten: Soldaten, Reiter, Kanonen, eine Jagd mit Hirſchen, Rehen, Haſen, Hunden, Jägern zu Pferd und zu Fuß, grünen Tannenbäumen, eine Stadt mit Kirchen, Paläſten, Häuſern, oder eine Trommel, eine Trompete und andere Spielſachen."

„Dieſe Sachen werden hier fabricirt?"

„Ja, mein Sohn, und ihr Kinder ahnt nicht, wenn ihr die buntgemalten Spielſachen in die Hände nehmet, ja, ſie oft ſogar unwillig und unzufrieden bei Seite ſchiebt, daß der Schweiß armer Gebirgsbewohner daran haftet, daß ſie oft unter den Thränen der Noth bei dem flackernden Lichte des Kienſpans in den langen Winternächten geſchnitzt ſind. Doch komm! Dein Vater iſt bereits eine tüchtige Strecke voraus. Auch höre ich ſchon den Schlitten durch die Walgaſſe herab klingeln." Bald hatten ſie den Bildſtock vor dem Dorfe erreicht, wo auch ſchon der Schlitten auf die Fahrgäſte wartete. Albert war einſylbig und mißgeſtimmt. „Onkel", ſagte er, den Pfarrer bei Seite ziehend, „ich kann die armen Leute im Dorfe nicht vergeſſen. Nicht wahr, Onkel, Du zürneſt mir nicht, wenn ich — wenn ich Dir meine Geldbörſe anbiete, mit der Bitte, ſie einer bedürftigen Familie zu geben. Ich wollte mir für das Geld ein Paar holländiſche Schlittſchuhe kaufen, aber — ich kann die armen Leute nicht vergeſſen."

„Recht ſo, mein Sohn, Du haſt ein gutes Herz", ſagte der Pfarrer gerührt, Albert die Hand drückend. „Gott erhalte es Dir."

Der Abſchied war kurz, aber herzlich. Lange ſtand der würdige Seelſorger am Bildſtocke und ſchaute dem raſch dahineilenden Schlitten nach, bis dieſer in den beſchneieten Wald einbog. Wie flüſſiges Silber ſchimmerten hier

die angeſchneieten Bäume im Lichte des Vollmonds, das, in langen, glänzenden Streifen auf der Schneedecke des Waldbodens ſich hinziehend, den ſtillen und öden Wald in ein kryſtallſchimmerndes Schloß mit hohen ragenden Säulen, wie es uns die Märchen aus „Tauſend und einer Nacht" ſchildern, verwandelte. Einzelne Tannenbäume am Wege, ihr ehrwürdiges Haupt tief unter ihrer Schneehaube beugend, die ihnen der unbarmherzige Winter aufgeſetzt hatte, lugten träumeriſch dem raſchen Gefährte nach, deſſen helles Schellen-Geklingel weit durch den nachtſtillen Wald hintönte und hie und da einen ſtolzen Hirſch oder ein flüchtiges Reh aus ihrem geſchützten Dickichte aufſchreckte. Als der Wald in Ackerflächen überging, bot ſich unſeren Reiſenden eine neue, erhabene Schneelandſchaft dar. Ueber der weiten, beinah endlos ſcheinenden Ebene goß der Vollmond ſein ſchimmerndes Licht aus, durch das jeder Gegenſtand, der in der Schneefläche aufragte, in bleichem Glanze klar hervortrat. Dazu nun die feierliche Stille einer Winternacht; es war ein erhebendes, aber auch zugleich ein wehmüthig tief ergreifendes Bild. Glich es ja doch einem Kirchhofe, unter deſſen weißen Grabhügeln die Keime einer künftigen Auferſtehung ſchlummern. Als die Mitternachtsſtunde von den Thürmen herabklang, fuhr der Schlitten in den Hof des Amtsgebäudes ein.

Am Morgen.

Von **Friedrich Güll.**

Vergangen iſt die finſt're Nacht,
Und munter bin ich aufgewacht.
Daß mich kein böſer Traum erſchreckt,
Daß mich Dein Engel ſanft geweckt,
Mein Gott, daß Alle wir geſund,
Das dank' ich Dir mit frohem Mund.
Gib, daß ich heut' den ganzen Tag
Auf Deinen Wegen wandeln mag,
Und daß ich auch mit Ernſt und Fleiß
Viel Gutes lern' zu Deinem Preis.
Wenn ich was Böſes doch verſchuld',
Hab' gnädiglich mit mir Geduld.
Und gib uns unſer täglich Brod;
Bewahre uns vor Angſt und Noth,
Und führ' uns Abends auch hinein
Mit Frieden in's Schlafkämmerlein.

Digitized by Google

A' Jagdgſchichtl (oberbayriſch).

Von **Fr. v. Kobell.**

(Mit Bild.)

Es werd a' zwanz'g Jahr her ſey', da hat der Fürſt Löwenſtein amal bei Hechakircha a' Hirſchjagd g'haltn, wie's gar oft g'ſchegn is, denn ſelm hat's dort in die Forſt umanand' Wildprat grad gnua geb'n. Bei dera Jagd ſan no' mehreni Cavalier gweſt und oana davo', a' Graf, hat an' 14 Ender a'g'ſchoßn, an' recht an' ſtarkn Hirſch. Mit dem is's gſchpaßi' ganga. Z'erſcht hat er wohl Rothfihrt gebn und hamm d'Jaaga gmoant, er kunnt nit weit ſey' und ſan mit den' beſtn Hund nachi. Aber die Rothfihrt is bald ausganga, der Hund hat ihm nimmer auskennt und hamm bei drei Stund umanand g'ſuacht und nix g'fundn. „'Hat'n halt ebber am Schlegl aufi g'ſchoß'n, hat der Jaaga der Kaſper g'ſagt, und thuat ihm nix." „„Oder is leicht z'hoch ganga, hat ſei' Kamrad der Lenzl gmoant, und hohl durch, dees thuat ihm aa' nix."" Aber der Graft hat g'ſagt, der Schuß waar' ihm a'ganga nach Wunſch und der Hirſch müßt liegn, es kunnt' nit anders ſey. Und ma' ſollt' nit auslaßn mi'n Suacha und wer den Hirſchn find't, hat er g'ſagt, der ſoll zwoa Dukatn von ihm kriegn, er thaat'n ſo viel ungern verliern. Da hamm d'Jaager und d'Treiber d'Ohrn g'ſpitzt und a' paar Buabn gar, und weil's ſcho' ſpat gweſt is, ſo iſt ausg'macht worn, wie ſ'den andern Tag in aller Frua ſuacha wolln. Die Herrn ſan na' furt und der Graf hat g'ſagt, daß er morgn wieder kumma wollt' zum ſchaugn wies 'ganga hat. Jetz is All's ausenand' und der Fiſcher-Franzl, no' a' recht a' junga Bua, hat halt ſeiner Muatta dahoam vo' dera Jagd verzählt und vo' die Dukatn und er moanet, er findet den Hirſch g'wiß, denn er kunnt leicht in a' Dicket einiſchliefa, wo a' Großer nit eini kaam und er wollt alli Dicketer durchſchliefa wier a' Katz. Na' hat ſei Schweſter, a' Diendl von a' zecha Jahr, d'Muatta bitt', daß s' aa' mitgeh' und ſuacha derfet. Ja du lieber Gott, hat d'Muatter gſagt, dees waar' ja wohl a' groß's Glück, wann's n' finden thaats den Hirſch, ſchaugts Kinder, zwoa Dukatn is viel Geld, ſan elf Gul'n, kunnt mar Enk wieder amal neu gwaandtn und Kartoffi'n kaaffa für 'n Winter. Geh halt aa' mit Liſei, hats zum Diendl

Rothfihrt = Rothfährte = Blutſpur; Dicket plur. Dicketer = Dickung; gwaandtn = bekleiden.

g'ſagt, aber paß' auf, daß d'wieder hoamfindſt. Und's Diendl is voller Freud gweſt. Bei'n Schlafageh' hats extra zu der Muatter Gottes 'bet', ſie ſoll ihr helfa, den Hirſch findn, d'Muatta waar ja ſo arm und ſie hättn oft nix z'eſſn und mit die zwoa Dukatn kunt's' a' neu's Gwand aa' kriegn, hätt' a ſo nix zum a'legn und a ſo furt, und über dem Beten und Denka an den Hirſch und an die Dukatn iss' ei'gſchlafa. Jetz hat ihr da 'traamt, ſie waar' in' Forſcht an an' bikannten Platz, wos' in Fruajahr oft hi'ganga is, Maiglöckerln brocka, und da hätt's' um den Hirſch gſuacht. Na' hätt's a' jungi Lärcha ſteh' ſegn, die hätt in der Sunna 'glanzt wie Gold, wie's bei die Lärcha'n in Hirbſt a ſo is, und ſie waar 'dera Lärcha zuaganga, hätt' nit gwißt warum. Wie s' aber hikemma waar, ſo hätt's' aus an' Boſchn daneben a' Stanga von an' Hirſchg'weih 'rausſchaugn ſegn und da waar der Hirſch drinn g'legn, der großi Hirſch vo' 14 End. Da hat's Diendl vor Freud an' Zucker 'tho' und is aufgewacht und nimmer ei'gſchlafa, und wie's Tag worn is, ſo is s' mi'n Bruadern furt und 'n Forſt zua. Unterwegs hat s' ihm den Traam verzählt und daß s' auf den' Platz ſuacha wollt'. Der Bua hat aber g'lacht und hat g'ſagt: „Na' Liſei, dees werd di' nix bideutn, an' a'gſchoßna Hirſch thuat ſi' nit nieder auf ſo an' liachtn Platz, aber ſuach' no' dort unamand, findſt na' leicht wieder hoam und i' geh mit die Jaaga weiter eini in die großn Dicketer." Und ſo fans' bald vonand und is 's Diendl alloa gweſt und auf an' ſchmal'n Steigl weiterganga. Es is a' ſchöner Hirbſtmorgn gweſt und der Thau hat überall glanzt in' Gras und an die Feichtboſchn und Buachſtaudn, und koa' Lüftl is 'ganga, und weitum All's ſtill und ruhi' gweſt; grad an diem hat ſi' a' Nußkratſcher hören laſſn oder mit an' fein'n Zwitſchern a' Schopfmoasl. Ma' hört ſo ebbas gern, wann' ſi' ſunſt nix rührt auf an' weitn wildn Platz, denn es is nit luſti' wann's überall um oan' 'rum wie ausgſtorben is. Jetz is d'Sunna fürakomma über's Hochholz und hat's Diendl freundli' g'wirmt und hat ihr wohltho'. Na' hat ſe ſi' bſunna, wos' higeh' ſoll und is ihr des Lärchei ei'gfalln, dees ihr in' Traam fürkemma is und dees s' ehender nit in Acht gnumma hat, und hat halt umanandgſchaugt, ob s' es nit ſechet. Derwei' fallt a' Schuß in Holz und wie ſe ſi' da hi'wend't, ſo ſichts weit weg a' Lärchei glanzen wie Gold auf an' Büchl, wo ſi' a Schlag

---

a'legn = anziehen, 'traamt = geträumt; liacht = hell, hier wenig bewachſen; Feichtboſchn = Fichtenbüſche; Nußkratſcher = Nußheher; Schopfmoasl = Schopfmeiſe; g'wirmt = erwärmt.

aufizogn hat. Jetz' gehts' halt voller Begier auf den Büchl zua und hat ihr's Herz g'ſchlagn, wies' nächeter hikemma is und hat gmoant, 's Baamerl glanzet allwei' no' ſchöner. Sie is aber ſcho' z'nachſt dabei gweſt und hat nix g'ſegn, bis endli grad unter'n Baam a' roth's Fleckl. Ja was is dees? Dees ko' koa' Hirſch net ſey' und no' a' paar Schritt, ſo ſichts da an g'ſchoßna Fuchs liegn. Dees is leicht der Schuß gweſt, den's g'hört hat und ebba der Fuchs no da herg'loffa. Au weh! hat's denkt, koa' Hirſch! Da hat di' der Traam g'ſtimmt, jetzt' is 's aa' nix mit di Dukatn und nix mit'n neua Gwand — aber no', dem Jaaga kon i' do' a Freud macha, der den Fuchs g'ſchoßn hat, wann i'n ihm bring. Und ſo nimmt s' halt den Fuchs bei der Ruthn und ziegt'n furt, aber aufamal bleibts' ſteh' wie a'gnaglt, denn vor ihr ſchaugt aus'n hocha Gras a' Hirſchgweih 'raus. Der Hirſch! der Hirſch! wahrhafti da leit er! und in erſtn Schricka is' s' z'rückſprunga, er kunnt ja ebba no' lebendi' ſey'. Aber der Hirſch hat ſie' nimmer g'rührt und na' is' hi' dazua und hat g'juchezt und g'ſchrie'n „da her! da her, da is der Hirſch!" A' prächtiga Hirſch is gweſt mit an' groß'n, groß'n Gweih vo' 14 End und 's Diendl hat ſi' d'rauf g'ſetzt und hat 'n g'ſtreichlt und na' wieder g'juchezt und g'ſchrie'n. Jetz hörts' an' Hund jagn und kimmt auf ihra Fihrtn a' Daxel daher in größtn Eifer. Es is 'n Kaſper ſei' Waldl gweſt und hat ihm 's Diendl zuagruafa und hat ſi' der Hund, wier er den Hirſch und den Fuchs g'ſegn hat, gar nimmer verwißt vor lauter Rebelln und Umandandſpringa. Er muaß den Fuchs g'jagt habn und glei' drauf ſichts' aar a'n Kaſper und ſpringt ihm entgegen. „Haſt koan' Fuchs nit g'ſegn?" ſchreit der. „„Ja wohl,"" ſchreit ihm's Diendl zua, „„und leit ſcho' da und der groß' Hirſch aa', ho's alli zwoa g'fundn!"" Ja wie hat der Jaaga g'ſchaugt! „O Liſei, du biſt a' Glückskind, findſt den Hirſch und den Spitzbuabn-Fuchs aa' dazu, dem's Davo'laaffa wohl d'erſpart worn waar', wann ma' der erſti Lauf nit verſagt hätt'." Und na' hat er in ſei' Hifthorn blaſn und ſan bald ſeini Kamradn kemma und der Bruader aa', all' voller Freud. Na' hamms' 'n Hirſch auf a' Straaßl außizogn und an' Wagn g'holt und mit Taxn ſchö' verziert und ſan eini damit in's Dorf. Da hat der Graf ſcho' gwart' und wier er den Hirſch g'ſegn hat und g'hört, daß 'n dees kloa' Diendl g'fundn, hat er's aufg'hebt und hat ihr a' Bußl gebn. Jetz hat's Diendl verzähln müſſn wie s' dazua kemma und hat aa' den Traam verzählt und wie s' bet' hat und a ſo furt und hat's der Graf verwundert a ghört. Na' hat er g'lacht und hat g'ſagt: „Ja moa'ſt jetz, du kriegſt die

zwoa Dukatn? „„Was denn?““ ſagt's Diendl ganz daaſi'. „Na," hat der Graf g'ſagt, „zwoa kriegſt nit, aber drei, ſchau weil d' a' ſo a' bravs frumms Diendl biſt." Und gibt ihr wahrfafti drei funknagineui Dukatn, die ſchier no' ſchöner g'lanzt hamm als dees golder' Lärchei. No'! die Freud kinnts Enk denka! — und i' moa' halt, wann 's Diendl nit 'bet' hätt', ſo hätt's aa' gwiß den Traam nit g'habt und wann's den Traam nit g'habt hätt', hätt's nit dra' denkt, bei den' Lärchei z'ſuacha und hätt' 'n Hirſch nit g'fundn und koan' Dukatn aa' nit 'kriegt.

Sprachreime.

Geſammelt von **Friedrich Beck.**

Der Groſchen klingt nicht, wenn er bleibt allein,
Gib ihm Genoſſen, wird es anders ſein;
Willkommen iſt auch einer Blume Glanz,
Doch nur aus vielen windet man den Kranz.

Setz einen Froſch auf gold'nen Stuhl,
Er ſpringt doch wieder in den Pfuhl.

Der Wagen iſt zu ſehr beſchwert,
Kein Wunder, daß er langſam fährt.

Die Kränkung ſchmerzte; ſchwer war ſie gewiß;
Die beſte Heilung aber iſt: Vergiß!

Nicht wo der Fluß ſich raſchen Lauf's bewegt,
Er iſt am tiefſten, wo er kaum ſich regt.

Willkommner Nachricht wünſcht man ſchnellen Flug,
Ein Unglückbote kommt ſtets früh genug.

Wozu das Unkraut noch begießen?
Es wird empor von ſelber ſchießen.

Den ganzen Kuchen, wie gut er ſei,
Verdirbt ein übelriechend Ei.

Wenn Alle hinken auf dem gleichen Bein,
Dünkt richtig Jedem wohl ſein Gang zu ſein.

Im grünen Laub, da iſt der Vögel Welt;
Sie bau'n kein Neſt im Baum, den man gefällt.

Ein wackerer Soldat! Ihn lobt der Freund;
Er gälte mehr noch, lobt' ihn auch der Feind.

Der Apfel, den Du ſtahlſt — ein ſaurer Biſſen!
Kind, merke Dir's, Dich mahnte Dein Gewiſſen.

Ein Allerweltsfreund — hüt' Dich —
Iſt Niemand's Freund; er liebt nur ſich.

Spend' Allen Lob, ſuch' Alle zu gewinnen,
Du wirſt der Mißgunſt doch nie ganz entrinnen!

Wer kaum zu ſchreiben noch verſteht,
Schilt auf die Feder, daß ſchlecht ſie geht.

Was willſt Du Deinen Rock nicht tragen?
Die Motten werden ihn zernagen.

Horch, wie die Mutter ſingt und luſtig ſcheint,
Dem Kind zu Lieb', das in der Wiege weint!

Verloren dünke Dir kein gutes Wort,
Ob früh, ob ſpät, es findet guten Ort!

Die Henne, die erhebt ein laut Geſchrei,
Sie legt nicht immer auch ein gutes Ei.

Den Neid erregt, was Jedermann begehrt;
Hol' Sand am Meer, es bleibt Dir unverwehrt!

In einem Jahr willſt Du zum Ziele bringen?
Nimm eins dazu, im zweiten wird's gelingen!

Wem Gunſt und Glück die Fidel ſtreicht,
Der hebt zum Tanz die Füße leicht.

Was willſt du Trümmer nichtig nennen?
Ein Scherben lehrt den Topf Dich kennen!

Nimm Deinen Acker wohl in Hut,
Beſtell' ihn gut, ſo trägt er gut!

Almoſen, das vom Herzen kommt,
Dem Geber, wie dem Nehmer frommt.

Wer das Alter nicht ehrt,
Iſt des Alters nicht werth.

Wenn Du hörſt, daß Einer klagt,
Hör' auch, was der And're ſagt!

Frage nicht, was And're machen,
Sieh' auf Deine eig'nen Sachen!

Was nicht am Anfang ward bedacht,
Wird nicht zu gutem End' gebracht.

Fleiß bringt Brod,
Faulheit bringt Noth.

Unglaublich und doch wahr.

Von Dr. H. Holland.

II.

Bekanntlich ſaßen die Römer — und nicht allein in Rom, ſondern überall wo man nach „dem guten Ton" zu leben wußte, ebenſo in Verona, Alexandrien und Carthago — während der ſchönen Kaiſerzeit drei Viertheile des

Jahres in ihren Amphitheatern. Sie wollten ſich noch an Anderm ergötzen, als an Gladiatoren und Fechtern; auch an Poſſenreißern und Hanswurſten ſieht man ſich ſatt. Deßhalb zollten die Römer ihren Seiltänzern größern Beifall als der beſten Tragödie. Sie liefen ſogar aus einer Comödie des Terenz um einer Seiltänzerbande zuzuſchauen. Allzu feine Naturen waren ſie gerade nicht; ſie waren plattköpfig, praktiſch und klug, berechneten ihren Vortheil ganz richtig, lebten und ließen leben.

Es iſt noch gar nicht lange her, daß ein ſchwindelfreier Menſch ganz Amerika in Schwindel verſetzte. „Das iſt gar nichts", ſagte er, „auf einem Tau von einem Kirchthum herabſteigen, Poſſen, Kinderſpiel." Ging alſo hin, zog über den breiten Fall des Niagara, gerade da wo er ſinnbetäubend in den Abgrund ſchießt, ein Drahtſeil und ſpazierte darauf ruhig hinüber. Noch mehr, er ließ ſich über den Kopf einen Sack binden und lief tollköpfig hinüber, that, als wollte er fallen und ſtürzen, glitt gelegentlich abſichtlich aus, blieb geſchickt mit dem einen Fuße noch hängen, ſchnellte ſich wieder in die Höhe und ſetzte unbeirrt den Weg fort. Ein andermal ſchleppte er einen gußeiſernen Ofen mit ſich und einen Kohlenkorb, ſetzte ihn in der Mitte des donnernden Falles auf ſein Seil, machte Feuer, ſetzte eine Pfanne zu und buck eine köſtliche Omelette — eine Omelette über dem Niagara! der Koch! Da kamen die ſtolzen Yankees von weit und breit angedampft und der „göttliche" Blondin, ſo hieß der Schwindelloſe, ſchwindelte ihnen die Dollars aus der Taſche, daß es eine Freude war. Trug auch Jeden, wer den Spaziergang wagen wollte, auf ſeinen Schultern hinüber. Dann ging er auf Gaſtrollen nach England und Frankreich und privatiſirt jetzt, nachdem er auch Deutſchland durch den Genuß ſeiner Kunſt beglückt hatte, gemüthlich von ſeinen leicht oder ſchwer geſammelten Reichthümern, — man ſagt, es ſeien etliche Millionen. Auf großem Fuße lebte er auf ſeinen „Kunſtreiſen", ſeine Dienerſchaft beſtand aus achtzehn Mann und nie kam er anders auf ſeinen „Schauplatz" als angefahren in eigener Caleſche. Well! Ein Engländer hatte mit ihm um eine Million gewettet, er, Blondin, werde eher den Hals brechen, als eine Million gewinnen, und er gewann beide, die Million und die gewettete Million natürlich dazu — und ſeinen Hals auch. So ſagt man. Das iſt der „Ritter und Held vom Niagara" oder der „göttliche" Blondin.

Aber was iſt der „göttliche" Blondin und „Ritter vom Niagara" gegen eine einzige Scene aus der römiſchen Kaiſerzeit, wo nicht allein Menſchen,

ſondern Elefanten ſogar, ganz daſſelbe geleiſtet haben! Man könnte beinahe verſucht ſein zu glauben, die römiſchen Scribenten hätten ſich gleichzeitig verſchworen, uns einen Bären aufzubinden, ſähe der Einfall dem Kaiſer Nero nicht gar ſo erſchrecklich ähnlich. Aber was kann uns in der Regierungszeit der römiſchen Imperatoren überhaupt noch überraſchen? Wenn heut zu Tage im „engliſchen“ Kunſtreitercircus ein Virtuos auf dem ungeſattelten Renner dahin fliegt und ein rundtöniges Hornſolo, wohlklingend als ſänge König Oberon ſelber es vor, los läßt, ſo iſt das wieder ein pures Nichts, gegen jenen pompejaniſchen oder herkulaniſchen Seiltänzer, welcher ſpringend wie ein Faun, mit beiden Händen die Doppelflöte ſpielte. Doch zu unſerem Elefanten zurück!

Wenn man heut zu Tage das Seil von den Thürmen auf die öffentlichen Plätze herab gezogen ſieht, ſo ſpannten die Alten ihren Catadromos (das herablaufende Seil) von den höchſten Schwibbögen des Coliſeums bis in die Arena. Und hier promenirte nicht etwa allein ein ſchubkarrenziehendes Menſchenkind, ſondern auch das koloſſalſte Thier, der gelehrige Elefant. Zuerſt kam der nachmalige Kaiſer Galba als Prätor bei den Spielen der Flora auf den Einfall, einen Elefanten auf dem Drahtſeil in die Höhe ſteigen zu laſſen. Auf dem Drahtſeil? werden unſere Leſerinen fragen, welche „aus der Geſchichte“ gelernt haben, daß dieſe Erfindung des Drahtziehens von dem Nürnberger Rudolf erſt im Anfange des XV. Jahrhunderts gemacht worden ſei. Iſt es doch auch eine Thatſache, daß der Kaiſer Conſtantin, mit dem Zunamen der Große, die erſte Eiſenbahn in Conſtantinopel erbaute, um ſeinen von Rom herübergeholten Obelisken in die neue Stadt zu transportiren. Iſt es unſere Schuld, daß ſeine Nachfolger darauf vergeſſen haben, die ſpottleichte Laſtenbeförderungsmethode nachzumachen? Oder was können wir dafür, daß zu dem durch ſeine goldene Bulle berühmten Kaiſer Karl den Vierten mal ein fahrender Geſelle kam, welcher kaltes Glas in jede beliebige Form umzuklopfen verſtand und daß der allgebietende Herr in vollem Entſetzen darüber den Künſtler als einen Zauberer hinrichten ließ, — der ein bisher nimmermehr entdecktes Geheimniß mit ſich in die Ewigkeit nahm. —

Die Augenzeugen berichten, daß das ſtattliche Thier ſeinen luftigen Weg recht wacker unter die Beine nahm und tapfer zur Höhe ſchritt; aber das Herabgehen auf der ſchwankenden, abſchüſſigen Bahn blieb eine furchtbare Arbeit. Dennoch erzwang auch dieſes der wahnſinnige Kaiſer Nero bei den, zu Ehren ſeiner durch ihn ermordeten Mutter veranſtalteten Spielen; noch mehr,

er nöthigte ſogar einen ihm mißliebig gewordenen Ritter aus einer vornehmen Familie, anſtatt des ſonſt gewöhnlichen Negerkindes auf dem Elefanten zu reiten und der Kaiſer und mit ihm der ſüße Pöbel gaudirten ſich über alle Maßen an der Todesangſt des armſeligen Reiters.

Wurden die Künſtler ſpäter ungeſchickter? oder dachte man wieder daran, daß ein Menſchenleben doch etwas werth ſei? Nach dem unglücklichen Sturze eines Knaben breitete man unter den Antoninen den Seiltänzern Polſter unter und zog Netze, in welchen ſie ſich fangen konnten, eine Vorſorge, welche wir den Trapezſchwingern wohl auch zu Theil werden laſſen dürften. Der in dieſem Fache am meiſten berühmt gewordene Meiſter der Neuzeit ward Léotard, welcher im Cirque Napoléon, dem Pariſer Coliſeum, mit ſeinen halsbrechenden Schwing-Flug-Produktionen den Pariſern die Köpfe ſo lange verdrehte, bis ſie — genug daran hatten und der Wundermann, welcher jedesmal 1000 Franken in 10 Minuten verdiente, für ein Honorar von 10,000 Pfd. Sterling (auf drei Monate!) nach England ging. „Das Problem des Fliegens“ iſt — wie man damals etwas zu voreilig ſagte — deßungeachtet immer noch nicht gelöſt und dürfte wohl noch einige Zeit auf ſich weiter warten laſſen. Alſo: „Eile mit Weile“ und „Mit Geduld und Sauberkeit, wird das Maulbeerblatt zum Seidenkleid!“ —

Eine wahre Pflanzſtätte der Seiltänzerkunſt ſcheint die am Marmorameere gelegene reiche Handelsſtadt Kyzikus geweſen zu ſein. Ihr Wohlſtand datirte ſich vom Sinken Athens und Milets her und erhielt ſich durch kluge Politik während der Zeit ihrer Unabhängigkeit und durch treue Anhänglichkeit unter dem römiſchen Regimente. Ihre Befeſtigungen, Arſenale und öffentlichen Gebäude waren weit und breit berühmt, ihr Handel wetteiferte mit den blühendſten Niederlagen des Mittelmeeres und ſank erſt durch die Raubzüge der Gothen und durch die Eroberung der Stadt von Seiten der Araber. Nach einer unter Conſtantin des Großen verfaßten Geographie ſollen ihre Bewohner in der Seiltänzerkunſt alle Völker übertroffen haben; ja ſie galten kurzweg als die Erfinder derſelben. Bei den Feſten und Spielen dieſer Stadt mögen denn auch derartige Gaukler das Höchſte geleiſtet haben und Kyzikus ließ ſogar Münzen prägen, auf denen die Springer in Ausübung ihrer Kunſt begriffen abgebildet waren. Auf einer um's Jahr 212 zu Ehren des Kaiſers Karakalla geſchlagenen Bronzemedaille ſtehen zwei ſchief aufgerichtete Balken oder Maſtbäume, die von zwei ſchwächeren in ſpitzem Winkel geſtützt werden, während

nach den beiden Außenseiten hin deutlich zwei Seile von der Spitze aus herabgespannt sind. Außerdem sind die Mastspitzen mit großen, runden Gefäßen geziert, in welchen, wie in großen Blumenvasen, mehrere Palmenzweige stecken. Zwei Seiltänzer, mit Balancirstangen versehen, haben eben das Ziel erreicht und strecken ihre Hände nach dem Siegespreise aus; am Fuße der Stützen stehen noch je zwei Personen, welche theils die Balken umfaßt halten, als wollten sie die Sicherheit des Gerüstes vermehren, theils Miene machen, die Masten zu erklettern.*)

Im XVI. Jahrhundert erschien eine ägyptische Seilspringerbande auf dem Markt zu Constantinopel, sie hatten bereits das südliche und westliche Asien durchzogen und dabei von 40 Mitgliedern die Hälfte durch Unglücksfälle eingebüßt. Diese spannten Seile zwischen Schiffsmasten auf, umwickelten letztere bis an die Spitzen mit Tauen und stiegen dann auf diesen Wendeltreppen empor. Einer von ihnen stellte sich auf die Spitze des Mastes, bald auf einem Fuße, bald auf dem Kopfe balancirend; dann that er plötzlich einen weiten Sprung, ergriff mit der einen Hand das gedrehte Seil und drehte sich wie ein schnell gewirbeltes Rad um dasselbe herum. Zuweilen erhaschte er das Seil auch mit den Knien und machte dieselbe Bewegung. Dann stellte er sich auf das Seil, nahm Pfeil und Bogen, zielte und traf mit großer Sicherheit ein in der Ferne aufgestecktes Ziel. Endlich ging er, ein mittelalterlicher Blondin, mit verbundenen Augen und einen Knaben auf der Schulter tragend von einem Maste zum anderen. Daß solche Banden sich auch in unser Abendland verirrten, steht außer allem Zweifel. Nur darf man die im Anfange des XV. Jahrhunderts in Deutschland erscheinenden Zigeuner nicht damit zusammenwerfen. Sie waren durch den neuen Mongolensturm, welcher Indien verheerte (und auch Bajazeth's Reich zertrümmerte), wahrscheinlich aus dem Norden Indiens versprengt worden, erschienen 1417 zuerst an der Moldau, dann in Ungarn und Böhmen und durchzogen Familienweise zerstreut ganz Europa. Sie sind ächte Nomaden geblieben, Spielleute, Wahrsager und Tänzer, ganz aus der niederen Kaste der Sudras. Daß sie sich „Aegypter" nannten, darf uns nicht beirren. Ganz allerliebst und den Nagel auf den Kopf treffend, sagt eine Augsburger Chronik: Im Jahre 1437 „kamen Leit allher gen Augsburg mit Weib und Kinder und nannten sich gar Egipter, hatten einen Her-

*) Vergl. H. Göll's „Culturbilder aus Hellas und Rom" (Leipzig), ein treffliches Buch, welchem wir überhaupt viele Anregung und Belehrung verdanken.

zog; mußten in der Roſenau liegen (weil ſie nicht in die Stadt gelaſſen wurden) und ſtahlen gar vaſt." Muſik, Tanz, Wahrſagen und Stehlen — in dieſen vier freien Künſten haben ſie's am weiteſten gebracht. —

Clemens Brentano führt in ſeinen duftigen und goldig klaren „Märchen" einen Dieb Gripsgraps ein, welcher mit zwei Dolchen an einem Thurm hinaufklettern kann, wie auf einer Leiter. Der Dichter hat dieſen Zug nicht erfunden, ſondern er gehörte zur mittelalterlichen Turnkunſt und läßt ſich ſogar weiter hinauf in's Alterthum verfolgen. Ein Autor erwähnt einen „Mauerläufer" (Tichobates), der zuerſt einen Bären foppte und in Wuth verſetzte und dann ſich dadurch rettete, daß er eine Wand hinaufkletterte. Daß den Dieben dieſe Fertigkeit trefflich zu ſtatten kam, erhellt aus einer von Suidas erzählten Anekdote. Ein berüchtigter Langfinger, Namens Eurybatos, ſaß im Gefängniſſe. Seine Wächter berauſchten ſich einſt und kamen auf den Einfall, ihren Gefangenen loszubinden und aufzufordern, daß er ihnen ſeine Künſte vormache und zeigte, auf welche Art er die Häuſer erklimmen könnte. Anfangs weigerte ſich der Gauner, aber endlich legte er ſich ſeine Werkzeuge und Stacheleiſen zurecht und begann vor den ſtaunenden Wächtern die ſenkrechte Wand des Hauſes zu erſteigen. Nachdem er aber das Dach erreicht hatte, vergaß er die Rückkehr und verſchwand, ehe die Häſcher um das Haus herumlaufen konnten.

Nun aber zu den Puppen und Puppenſpielern! Kinderſpiel und Kindertand iſt uralt und überall in der ganzen Welt gleich. Kinderpuppen waren auf den griechiſchen Märkten derſelbe ſtehende Artikel wie auf den unſerigen und hatten genau, wie unſere jetzigen, bemalte Holz- und Porzellan-Geſichter; auch ihr Spielname Korai drückte dieſelbe Traulichkeit aus, mit welcher das alemänniſche Kind die Puppe ſein Maidli nennt. Ebenſo hatte die hoffnungsvolle Aegyter- und Etrusker-Jugend ihr reichliches Puppenſpielzeug, der alte Herodot weiß darüber ſchon Beſcheid und ſpätere Autoren erzählen von hölzernen Männlein, welche balancirend auf dem Seile tanzten und mit Fäden dirigirt wurden; ſie nickten mit dem Nacken, drehten den Kopf, zuckten die Augen und ſchienen ſo gelenkig und lebendig wie mancher wirklich hölzerne Menſch. In Pompeji hat man neuerdings ganze Schachteln kleiner hölzerner Gladiatoren-Figuren gefunden, die, durch einen einfachen Mechanismus in Bewegung geſetzt, das Bild eines Gefechtes darſtellten. Im Mittelalter waren Puppen und Tocken in allen Händen, Wolfram von Eſchenbach

läßt zwei Maidlein reizend über die Vorzüge ihrer Tocken reden, welche die ſchönere davon habe. In einer von der kunſtreichen Aebtiſſin Herrod von Landsperg (geſt. 1195) gemachten Handſchrift ſind zwei Puppenſpieler abgebildet, welche zwei an Schnüren gezogene Ritter mit einander kämpfen laſſen. Wir wiſſen ſogar einige Namen, welche die an Schnüren gezogenen Puppen im Mittelalter führten, ſo heißt einer Tatermann, ein prächtiger Ausdruck für die taternde Bewegung und ſtete zitternde Stellung bei Marionetten; ein anderer wird Kobolt, Zwerg, Däumling und Götze genannt; die Benennungen fließen vielfach in einander über. — Das ausgezeichnetſte in dieſem Artikel haben die Italiener geleiſtet. In neueſter Zeit hat das Puppenſpiel auch in München feſten Fuß gefaßt und das allerliebſte Theater des Herrn Joſeph Schmid im Glasgarten, wozu Franz Pocci eigens ein zweibändiges ganz poetiſches und luſtiges „Comödienbüchlein“ ſchrieb, erfreut ſich eines zahlreichen Zuſpruches von Jung und Alt.

(Schluß folgt.)

Neckräthſeln.

Geſammelt von **Friedrich Güll.**

1. Mit welchem Maß wird nicht im Laden, nicht in der Schenke, nicht auf dem Markt gemeſſen?
2. Wann ſchmeckt der Wein am beſten?
3. Aus welchen Kätzchen werden keine Katzen?
4. Wann ſteht der Bauer auf Einem Fuß?
5. Welche Kälber ſind die ſchwerſten?
6. Wo ſind die Aepfel am beſten aufgehoben?
7. Wer hat allezeit das letzte Wort?
8. Welche Hunde ſind die wachſamſten?
9. Welche Speiſe ſchmeckt am beſten?
10. Was darf bei einer Krebsſuppe nicht fehlen?
11. Wer fährt ohne Wagen dahin?
12. Auf der Straße liegt ein Heller, und der beſte Reiter kann nicht drüber weg ſetzen; wo liegt er?

13. Wofür hat der Schloſſer an die Hausthür das Schloß gemacht?
14. Welche Mühle braucht weder Waſſer noch Wind?
15. Was thut Jedermann zuerſt, wenn er aufwacht?
16. Worauf ſitzt der Reiter?
17. Wer lebt mit Weib und Kind vom Waſſer?
18. Was iſt das: es ſteckt Leib und Seel drinn, jedoch nicht Kopf und Arm' und Bein'?
19. Welche Leute werden am älteſten?
20. Wo es etwas zu theilen gibt, welchen Theil will Jeder, welchen Keiner?
21. Welche Mäuſe müſſen am meiſten hungern?
22. Welcher Wurm iſt kein Wurm?
23. Welches Käferlein hat keine Flügel und nur zwei Füße?
24. Wer hat die meiſten Kinder?

Eine ſchlagfertige Antwort.

Von **Carl Zaſtrow.**

Der Oberſt Malachowsky trat in voller Paradeuniform in das Wohnzimmer ſeiner Frau. Sein Antlitz trug die Spuren heftiger innerer Erregung. Ungeſtüm nahm er den mit weißem Haarbuſch dekorirten Helm ab und warf ihn auf den am Pfeiler ſtehenden Marmortiſch. Ihm nach flogen die Handſchuhe, die Schärpe, der Degen. Unruhig ſtampfte er auf dem weichen Teppich auf und ab, daß die ſilbernen Sporen hörbar klirrten.

Da bewegten ſich die ſchweren, wollenen Portieren und das roſige Antlitz einer jungen, ſchlanken Frau, von einem ſchneeweißen Morgenhäubchen eingefaßt, wurde zwiſchen den bunten Stoffen ſichtbar. Im nächſten Augenblick ſchon ſtand ſie neben dem Obriſten, legte ihre Hand auf ſeinen Arm und theilte, einen militäriſchen Schritt annehmend, den Spaziergang des unmuthigen Gatten.

„Angelika!“ ſagte der Oberſt ernſt, „Du biſt heiter, wie immer! wenn Du wüßteſt, was mich drückt, würdeſt Du Deine Luſtigkeit ein wenig mehr zurückhalten!“

Ein Lachen, wie Silber klingend, unterbrach ſeine Worte und trieb die Falten auf der Stirn des alten, aber noch immer ſtattlichen Militairs dichter zuſammen. „Ich weiß, was Dir fehlt, Franz!“ ſagte ſie im ſcherzenden Tone. „Als Dein Regiment heute vorbeimarſchirte, wird irgend ein kleiner Knirps von Deinen Grenadieren in dem Augenblick, wo er den König ſah, ſtutzig geworden ſein, und dadurch eine kleine Krümmung in der ſonſt ſo ſchnurgeraden Soldatenlinie veranlaßt haben. Unglücklicherweiſe hat nun die Majeſtät beim Vorbeimarſch eines Deiner Züge vergeſſen, das übliche „ſehr gut!“ hervorzuſtoßen, auf welches Wort Alles, was zweierlei Tuch anhat, vom General bis zum gemeinſten Soldaten in gleich hohem Grade verſeſſen iſt. Darauf hin hat der General zu Dir geſagt: „Lieber Malachowsky! in Ihrem Regimente kam heute ein kleiner Fehler vor, war keine gute Richtung im ſo und ſo vielten Zuge, — aber im Uebrigen magnifique!“

Trotz ſeiner trüben Stimmung mußte der Oberſt lächeln. „Wollte Gott! es wäre nur das, Angelika!“ ſagte er leiſe, „aber Du biſt im Irrthum. Die Parade lief ſehr gut ab und Seine Majeſtät waren, wie immer, ausnehmend zufrieden.“

Die junge Frau wurde nun doch ernſt. „Wenn es nur das wäre,“ hatte ihr Gatte geſagt, er, der ſonſt durch die mildeſte und kleinſte militäriſche Rüge ſchier außer ſich gerieth. „Darf ich es nicht wiſſen, lieber Franz?“ fragte ſie im bittenden Tone.

Malachowsky ſchien einige Minuten mit ſich ſelbſt zu kämpfen. Dann aber warf er ſich tief aufathmend auf das Sopha. „Ja, Angelika, Du ſollſt Alles wiſſen.“

„Du weißt, daß wir lediglich auf das Einkommen meiner Stellung angewieſen ſind, da wir Beide kein Vermögen beſitzen. Als perſönlicher Adjutant des Königs habe ich manche Verpflichtung, muß ein großes Haus machen, hin und wieder eine kleine Feſtlichkeit arrangiren u. ſ. w. Das Alles koſtet Geld, viel Geld! — Die Folge davon iſt, daß wir Schulden haben. Heute iſt ein Wechſel fällig über Eintauſend Thaler. Der Jude war bereits mit demſelben auf dem Paradeplatz und präſentirte ihn mir in dem Augenblicke, als ich mich anſchickte, nach Hauſe zu gehen. Ein Glück, daß meine Kameraden nichts gewahr wurden. Nun weißt Du die Urſache meiner Verſtimmung.“

Die junge Frau verharrte einige Minuten ſchweigend im tiefen Nach-

denken. Der Oberſt war wieder aufgeſprungen und durchmaß, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, von Neuem das Zimmer.

„Wie heißt Dein Gläubiger!“ fragte Angelika nach einer langen Pauſe.

„Es iſt der bekannte Hofbanquier Samuel Hirſch unter den Linden“, antwortete Malachowsky, „Du weißt, daß er mir nicht grün iſt, weil ich ſeine Bewerbung um die Hand des Fräuleins von Blankenburg, die mit unſerm Hauſe weitläufig verwandt iſt, nicht unterſtützt habe. Er wird jetzt mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, ſeinen Groll an mir auszulaſſen.“

„Aber er wird Dir doch eine kurze Friſt gewähren?“ fragte Angelika beſorgt.

Ihr Gemahl ſchüttelte den Kopf. „Das iſt es ja eben, daß er das nicht thun wird. Der Hirſch iſt mein Feind. Ich kenne ihn. Er wird ſich die günſtige Gelegenheit, mich zu verderben, nicht entgehen laſſen.“

Die junge Frau erhob ſich mit einer raſchen, entſchloſſenen Bewegung. Haſtig trat ſie vor den Spiegel, nahm das Häubchen ab und ordnete flüchtig das goldblonde Haar, das in üppigen Locken auf Hals und Schultern niederfiel. Dann rief ſie einige Befehle in's Vorzimmer hinaus, das Vorführen ihrer Equipage betreffend.

„Wohin willſt Du, Angelika?“ fragte Malachowsky beſorgt.

„Ich fahre zur Königin!“ ſagte die junge Frau, in deren Lilienwangen ein raſches Roth geſtiegen war. „Wer anders als ſie könnte hier helfen, wo ſo Vieles auf dem Spiele ſteht; wer anders als ſie, die gute, edle, hülfreiche Frau mit ihrem großmüthigen Herzen.“

„Angelika,“ nahm der Adjutant im ernſten Tone das Wort, „Du weißt, daß die Königin Luiſe kein Geheimniß vor ihrem königlichen Gemahl hat. Du vergißt, daß ſie bei der Höhe der Summe den König wird in Anſpruch nehmen müſſen. Du weißt, wie ſtreng Friedrich Wilhelm III. gegen diejenigen Offiziere verfährt, welche Schulden machen oder bereits ſolche haben. Nein, nein! durch dieſen Schritt führſt Du unſern Ruin nur noch ſchneller herbei.“

„Laß mich nur machen,“ bat ſie, wieder ganz heiter geworden, „es iſt mit Dir etwas anderes, lieber Franz! Ein ſo alter, bewährter Offizier, wie Du, der ſich in mancher heißen Schlacht ruhmvoll hervorgethan, verdient wohl eine Ausnahme. Nun, Du wirſt ja ſehen!“ —

Sie hatte unter dieſen Worten ihre Toilette mit geübter Hand beendet und eilte nun ſchnell hinaus. Der Adjutant ſchüttelte zweifelnd den Kopf,

aber er ließ ſie gehen. Er mochte der Gattin die freudige Zuverſicht nicht rauben. Auch dauerte es kaum eine Stunde, als der Wagen des Herrn von Malachowsky wieder vor dem Hauſe hielt.

Wenige Augenblicke ſpäter trat Angelika freudeſtrahlend in das Zimmer. „Nun?“ rief ihr Gemahl ihr entgegen, zwiſchen Hoffnung und Zweifel ſchwankend.

„Es ſteht Alles gut!“ ſagte die Obriſtin, „Luiſe empfing mich huldvoll und freundlich wie immer; ſie wird das Geld geben!“

„Sie wird erſt?“ ſagte der Adjutant nachdenklich, „es wäre beſſer, ſie hätte es Dir ſchon gegeben.“

„Sie wird es ſchicken, lieber Franz. Morgen Vormittag Punkt 10 Uhr iſt das Geld hier. Luiſe hielt noch ſtets, was ſie verſprach!“ —

„Das beweiſt mir, daß ſie ſich wegen des Geldes an den König wenden muß,“ ſagte Malachowsky mit traurigem Kopfſchütteln, „jedenfalls iſt ihre Kaſſe erſchöpft, wie immer, weil ſie dieſelbe für Hülfsbedürftige geöffnet hat. Meine Ehre werde ich retten, aber der Ungnade des Königs bin ich ſicher!“

Angelika ſuchte ihren aufgeregten Gemahl zu beruhigen, was ihr indeß nur mit vieler Mühe gelang. —

Am andern Tage hatte Malachowsky die Jour beim Könige. Er befand ſich in dem für die Flügeladjutanten beſtimmten Vorzimmer. Als Friedrich Wilhelm III. zu der Stunde, in welcher er auszugehen pflegte, dieſes Zimmer paſſirte, war es dem Adjutanten, als hefte der König einen eigenthümlich prüfenden Blick auf ihn. Malachowsky vermochte im Gefühle ſeiner peinlichen Situation denſelben nicht zu ertragen und ſchlug die Augen nieder.

„Nun, wie gehts, lieber Malachowsky?“ fragte der Monarch, der ſich augenſcheinlich in der heiterſten Stimmung befand.

„Ich danke, Majeſtät!“ verſetzte der Adjutant verwirrt. Er glaubte aus dem Benehmen des Königs mit Beſtimmtheit zu erſehen, daß dieſer bereits Alles wußte, „recht gut! nur — ein Wenig —“

„Was denn?“ fragte die Majeſtät.

„Ich langweile mich ein Wenig!“ platzte Malachowsky heraus, deſſen Verwirrung auf's Höchſte geſtiegen war und der offenbar nicht mehr wußte, was er ſagte.

„Werde etwas zu leſen ſchicken!“ ſagte Friedrich Wilhelm lächelnd, indem er das Zimmer verließ.

Als der Adjutant nach Beendigung ſeines Dienſtes ſich in ſeine Wohnung

begab, trat seine Gattin ihm mit einem kleinen Päckchen entgegen, welches mit zwei königlichen Siegeln verschlossen war. Ihre Züge drückten ebensoviel Triumph, wie Erwartung aus.

Hastig riß der Oberst den Umschlag auf. Ein elegant in Maroquin gebundenes Buch mit Goldschnitt blitzte ihm entgegen. Daneben lag ein Zettel, auf welchem die Worte standen:

„Dem tapferen und verdienstvollen Obristen von Malachowsky zur Lektüre für die langen Winterabende."

Mit einem bitteren Lächeln wollte der Adjutant das Buch Friedrich Wilhelms III. öffnen, um den Titel zu besichtigen. Erst jetzt wurde er gewahr, daß er eine kunstvoll gearbeitete Brieftasche in Händen hielt. Er öffnete sie und fand fünfhundert Thaler Papiergeld darin.

„Nun?" rief Angelika mit freudestrahlendem Antlitz, „wer hatte Recht?"
„Aber es ist nur die Hälfte der Summe, die ich dem Samuel Hirsch schuldig bin," sagte Malachoswky nachdenklich.

„Die andere Hälfte wird nachfolgen," tröstete Angelika zuversichtlich, „warte es ruhig ab! —"

Samuel Hirsch erhielt noch an demselben Tage die fünfhundert Thaler mit dem Bedeuten, daß die fehlende Summe baldigst nachfolgen werde, womit er sich vor der Hand begnügen mußte; denn auch von der Hand der Königin Louise waren einige Zeilen an ihn gelangt, die er wohl zu beherzigen hatte.

Wenige Tage darauf traf Malachowsky wieder mit dem Könige zusammen. „Nun, wie hat Ihm denn das neue Werk gefallen, das ich Ihm geschickt habe?" fragte der Monarch lächelnd. Malachowsky zögerte keinen Augenblick mit der Antwort. „Außerordentlich, Ew. Majestät!" sagte er in festem, aber ehrerbietigem Tone, „ich las es mit solchem Interesse, daß ich den zweiten Band mit der größten Ungeduld erwarte."

Friedrich Wilhelm III., welcher schnelle und treffende Antworten liebte, lächelte still vor sich hin, ohne ein Wort zu erwidern; aber wenige Tage darauf erhielt der Adjutant ein dem ersten ganz ähnliches Buch mit ferneren fünfhundert Thalern. Auf dem ersten weißen Blatte standen jedoch mit klaren kräftigen Schriftzügen die Worte:

„Ende des zweiten und letzten Bandes." Der Wucherer er-

hielt die ſchuldige Summe vollſtändig ausgezahlt. Malachowsky aber erfreute ſich nach wie vor der Gunſt ſeines Monarchen, der von ſeiner hochherzigen Gemahlin zur Zahlung der 1000 Thaler animirt, dem wackeren Offizier nur einen Beweis ſeines Wohlwollens zu geben geglaubt hatte, ohne zu ahnen, daß dieſer das Geld zur Tilgung einer Wechſelſchuld verwenden werde.

An die betrübte Mutter des todten blinden Knaben.

Aus dem Engliſchen überſetzt von **Louiſe v. Plönnies.**

Weinſt Du Mutter, weil Dein blinder
Knabe ward in's Grab gelegt,
Weil ihr nicht mehr miteiannder
Lieblicher Gemeinſchaft pflegt?
Weil Du ihn, den hier gelaſſen
Hat im Dunkeln die Natur,
Nicht mehr bei der Hand darfſt faſſen
Sorgſam führen durch die Flur?
Weil Du nicht mehr ihm die Strahlen
Zeigen darfſt an ihrer Gluth,
Noch die Silberwogen malen
Durch's Gemurmel ihrer Fluth?
Nicht das Laub durch ſeine Kühle,
Durch den Duft der Roſen Schaar,
Rings die Schöpfung im Gefühle
Ew'ger Liebe wunderbar?
Weineſt Du, das nachtumfloſſ'ne
Sanfte Aug' nicht mehr zu ſeh'n,
Mit dem Thor, das, ach! geſchloſſen,
Das nicht aufging Deinem Fleh'n?
Doch darunter immer träumend
Saß der holde Kindermund,
Einem gleich, der wachend, ſäumend
Harrt am Thor bei nächt'ger Stund.

Weineſt Du, daß nicht mehr ſeine
Hand umſchließet Deine Hand,
Deren Druck im Traum die Deine
Unauflöslich feſt empfand?
Weinſt Du, wenn der Abend düſtert
Um den ſanften leiſen Ton,
Leiſer noch, weil ja geflüſtert
Hat bei Nacht mit Dir Dein Sohn?
Arme Mutter, weine nur!

Aber da Du ſeinem Leben
Warſt gleich Sonn' und Mondenſchein
Mußt Du über's Grab erheben
Deinen Blick und heimiſch ſein
In der Höh' — Dir zu bewahren
Jenes liebevolle Licht,
Laß Dir Liebe offenbaren
Deines Sel'gen Angeſicht.
Sieh, wie er mit ſicherm Schritte
Grabenwegs aus Dunkelm ging,
Wo kein Zwielicht in der Mitte
Zwiſchen zweien Welten hing.
Plötzlich in die klare Helle
Trat er aus dem Dunkel ein.
Von der nächt'gen Erdenſchwelle
Gleich im Licht bei Gott zu ſein.
Dort durft er zuerſt gewahren
Seines Heilands Angeſicht,
Und den Lebensſtrom, den klaren,
Welcher keine Brandung bricht.
Immergrüne Bäum' am Rande
Sanft ſich wiegend ſel'gem Lied,
Engelsgruß im Himmelslande
Der ihm lächelt Freud und Fried.
Neu in ihre Freudenpſalmen

Stimmet er entzücket ein,
Mit dem dichtern Zweig der Palme
Decket er die Augen fein.
Doch vom Jubelton umklungen,
Nicht vergißt er jenen Sang,
Den die Mutter ihm gesungen,
Oftmals ganze Nächte lang.
Daß er nicht ihm fehlen müsse,
Mitten in des Himmels Glück,
Wünscht er ihn und alle Küsse
Ihres sanften Munds zurück.
Blick' empor, betrübte Mutter!
Sieh des Blinden Herrlichkeit!
Wartet, bald seid ihr vereinigt
In der lichten Ewigkeit.
Mutter, die Du harrst hienieden,
Nur die Dunklere bist Du,
Blind bist Du nur — doch zufrieden
Harrest Du dem Ende zu.
Wenn ihr Zwei euch dürft begrüßen
Wird am Himmelsthore Dir
Er ein Führer Deinen Füßen
Den Du hast geführet hier.

Arme Mutter, harre aus!

Kleinigkeiten.

Von **Isabella Braun.**

II.

Klein-Mariechen ist zwei Jahre alt und ein herziges, nettes Kind. Auf den Wangen glühen zarte Röslein, die blauen Augen blühen im Strahl der Freundlichkeit, das kugelrunde Köpfchen ist mit goldfarbenem Haar bedeckt, daran schließt sich das weiße Hälschen und der schmollige Nacken. Die kleine

zierliche Geſtalt beſitzt des Vögleins Rührigkeit: huſch — iſt's von einer Zimmerecke in die andere getrippelt.

Klein-Mariechen iſt nichts weniger, als ein Wunderkind. Sie kann bis jetzt ſogar nur zwei Worte in voller Deutlichkeit ſprechen — Papa und Mama. Ein drittes Wort blieb lange unverſtanden, obwohl ſie es am alleröfteſten ſprach. Als ſie neulich ihren Kaffee — im eigentlichen Sinne! ihre Milch mit einem Kaffeetropfen — getrunken hatte, trug ſie das Schüſſelchen zur Mama und ſagte das geheimnißvolle Wort mit heftiger Kopfbewegung ſo lange, bis die Mama es verſtand: danke, danke, danke — hatte Klein-Mariechen bereits ſeit Monaten geſagt und war immer unverſtanden geblieben. — Wer hatte ihr das kleine Wörtchen gelehrt? Niemand, als ihr eigenes ſüßes Herzchen.

Ja, dies Herzchen fing gar bald zu ſprechen an. — Mariechen ſitzt bei Tiſche zwiſchen Vater und Mutter. Sie iſt ganz glückſelig auf dieſem Plätzchen, und weil ſie ihre Glückſeligkeit nur mit zwei Worten ausdrücken kann, nimmt ſie ihre zwei Händchen zu Hilfe, ſtreckt dieſelben nach Rechts und Links, bis ſie die Hände von Vater und Mutter erfaßt hat, dann wendet ſie das Köpfchen auch nach Rechts und Links und jubelt aus vollem Herzen: „Papa! Mama!" —

Das iſt Klein-Mariechens Sprache und jetzt noch etwas Anderes.

Klein-Mariechen beſitzt ihr eigenes Kinderſtühlchen. Eines Tages hatte Julie, ihr fünfjähriges Schweſterlein, im Salon eine Chokoladeparthie mit ihrer Freundin. Mariechen wollte auch dabei ſein und ſchleppte ihr Stühlchen in den Salon. Die drei Kinder waren allein, als ſich die Thüre öffnete und ein fremder Herr zum Beſuch der Eltern hereintrat. Die beiden Größern ſahen ſchüchtern und eben nicht ſonderlich erfreut auf den Eindringling. Kaum hatte er die Mitte des Zimmers erreicht, als Klein-Mariechen ſich ſchnell von ihrem Stühlchen erhob, ſtatt der mangelnden Worte ihn holdſelig mit den Augen begrüßte und mit einer Handbewegung gegen den kleinen Stuhl zum Sitzen einlud.

Die Mama war unbemerkt unter der Zimmerthür erſchienen und ſah, wie Klein-Mariechen ſtatt ihrer die Honneurs machte. Sie und der Fremde brachen gleichzeitig in herzliches Lachen aus; Klein-Mariechen blickte anfangs verwundert von dem Fremden zur Mama, dann aber — im höchſten Grade beſchämt, — verkroch ſie ſich unter den Tiſch und ein lautes Schluchzen ver-

rieth ihren Schmerz. Als aber der Gast sich auf's Stühlchen setzte und sie freundlich herbei rief, trippelte sie auch sogleich aus ihrem Versteck und die sonnige Herzensfreundlichkeit leuchtete wieder aus den beiden Augen.

Scherzando.

(Ein Brief an eine kleine Schülerin.)

Mein liebes Gretchen!
Was machst Du?
Weinst Du, greinst Du, oder lachst Du?
Was lieſest Du, was schreibst Du?
Und was sonst Alles treibst Du?
Wie steckt das Einmaleins im Kopf?
Wackelt Dir nicht davon der Schopf?
Wie steht's dann mit dem Multipliziren,
Und dem noch kitzlichern Dividiren?
Zu rechnen Gulden, Kreuzer und Pfennig
Freut manche Leutlein auch nur wenig;
Und erst die Drittel, die Fünftel, die Achtel,
Da setzt es leider manche Dachtel.
Dann kommen die Silben, die Wörter, der Satz:
Das ist ein Gethu und ist eine Hatz
Mit Subjekt, Kopula, Prädikat;
Von Morgens früh bis Abends spat. —
Viel lustiger geht es doch mit den Thieren,
Da trippelt's und trappelt's auf allen Vieren:
Der Löwe, der Tiger, der Panther, der Luchs,
Der Bär und der Wolf und der Dachs und der Fuchs.
Da schwirren die Vögel, da schnalzen die Fisch',
Das ist ein Geflatter und ist ein Gezisch:
Der Rabe, die Dohle, die Elster, der Specht,
Der Wels und der Aal und der Lachs und der Hecht.

So ſummſt es und ſiedet es Einem im Kopf
Als wie in einem ſtrudelnden Topf. —
Je älter, je weniger gibt es zu feiern.
Schnell heißt es dann: „Her mit der Karte von Bayern!“
Da wird dann im Lande herumkutſchirt,
Daß man ſchier d'rüber den Kopf verliert.
Die Kreuz und die Quer und überzwerch:
Hinunter die Thäler, hinüber die Berg.
Im kleinen Kahn hinab den Main,
Im großen Schiff hinauf den Rhein.
Bald drüben in Speyer, bald hüben in Amberg,
Jetzt drunten in Lindau, dann droben in Bamberg.
Da iſt kein Städtchen, da iſt kein Flecken,
Wohin wir nicht kämen mit unſerem Stecken. —

Nun ſchreib', wie's in Augsburg Dir gefällt.
S'Iſt auch ein gut Stück ſchöner Welt.
Der Dom mit ſeinem hohen Portal,
Das Rathhaus mit dem goldenen Saal,
Die ſtattlichen Häuſer, die prächtigen Bronnen,
Die Waſſerwerke, klug erſonnen,
Und vor den Thoren die ſchatt'gen Alleen,
Allwo man gemüthlich ſpazieren kann gehen. —

Spazieren und ſpielen nach redlichem Fleiß,
Möcht' wiſſen, ob Einer was Lieberes weiß!
Doch bleibſt Du irgend einmal zu Haus,
Geht auch die Luſt am Spiel Dir aus,
Und ſinnſt Du vergebens Dieß und Das,
So ſetz' Dich flugs an's Tintenfaß,
Mach' vier, fünf Kratzfüß oder ſechs,
Meinthalben auch 'nen Tintenklecks,
Und laß das Blättchen nach München fliegen,
Doch ſo, daß ich's muß richtig kriegen,
Damit ich doch ſagen kann: So und ſo!
Wenn man mich frägt: Wie, wann und wo?

Doch weil mein Brief zur Poſt erſt muß,
Wünſcht Dir denn herzlich noch zum Schluß
Sammt Deinem verehrten Herrn Papa,
Wie gleichermaßen der Frau Mama
Die Schweſter und das Brüderlein,
Soll ja auch nicht vergeſſen ſein,
Von Glück und Heil die Hüll' und Füll'
Dein treuer Lehrer Friedrich Güll.

Kröten, Fröſche, Nattern und Salamander.

Von **Guſtav Tobler.**

III. Nattern, Salamander.

Es war ein regneriſcher Nachmittag. Man konnte heute ſich nicht im ſchönen Garten herumtummeln. Dennoch war unſere kleine Geſellſchaft im geräumigen Gartenſaal verſammelt und hatte ſich zuerſt mit allerlei Spielen unterhalten, dann ſich auf Bänken, Schaukelſtühlen und dem Ruhebett niedergelaſſen und gähnten nun einander an.

„Wie wäre es, meine Herren und Damen", nahm Otto das Wort, — „wenn ich Euch etwas vorleſen würde, das mich angeſprochen hat?"

„Herrlich, herrlich! geiſtreicher Gedanke das! Du biſt recht gut, Otto", hörte man von allen Sitzen her und Otto zog ein Heft von einer Jugendſchrift aus der Taſche.

„ — In einem Städtchen", fing der Vorleſer ſogleich an — „hatten mehrere Freunde der Jugend ſich verbunden, die Kinder, Knaben und Mädchen, während der langen Winterabende am Sonntag angenehm und ſo viel möglich in nützlicher Weiſe zu unterhalten. Die ſehr geräumige Schulſtube wurde zu dieſem Zwecke jedesmal durch einige dienſtfertige größere Knaben hergerichtet. Zwei dieſer Jugendfreunde übernahmen abwechſelnd die Leitung eines ſolchen Unterhaltungsabends. Da wechſelten paſſende Spiele, Räthſellöſungen, kleine Kunſtſtücke, mit Erzählungen aus der Geſchichte, der Geographie, der Naturgeſchichte u. ſ. w. Kurz, dieſe Abendunterhaltungen waren bei der Jugend ſehr beliebt und wurden fleißig und mit Luſt beſucht.

In Nachſtehendem geben wir eine der vorgetragenen Erzählungen. Herr B. führte ſeine Zuhörer dieſesmal über das Meer in die größte Stadt der Vereinigten Staaten.

„Vor etwa dritthalbhundert Jahren", begann Herr B., „näherte ſich ein Schiff der Küſte von Nordamerika, da, wo die lange, ſchöne Inſel, heute Long Island genannt, die Mündung des Hudſon zu einer prächtigen Bai macht. Es waren Flüchtlinge aus Holland, welche Verfolgungen halber ihr Vaterland verlaſſen hatten, um hier eine neue Heimat zu ſuchen und ein Aſyl für ihre Freunde zu gründen.

Wie ganz anders ſah es aus damals und jetzt. Ein unabſehbarer Urwald mit ſeinen tauſendjährigen Eichen, ſeinen mächtigen, zuckerreichen Ahornbäumen und hundert anderen ungeheuren Pflanzenkoloſſen bildeten ein Laubdach, das den Sonnenſtrahlen wehrte, den Boden, der die Wurzeln deckte, zu erwärmen, es unmöglich machte, daß ſie belebend auf die kleinere Pflanzenwelt einwirkten. Nur Schlingpflanzen wanden ſich empor und umarmten mit ihren Ranken die rieſigen Stämme, verbanden den Einen mit dem Andern und vermehrten den Zauber verſchiedenen Laubwerkes, warfen ihre bunten Blumen wie zum Schmucke hinein.

Auf den Grasſtellen, in den Lichtungen und hie und da unter weniger dicht ſtehenden Bäumen weideten zahlloſe Truppen von Hirſchen, Rehen, Büffeln und anderem Wild. Die Bäume und die Gebüſche wimmelten von munteren Vögeln, die im weiten Blätterdom ihren Geſang hören ließen. Schlangen und Eidechſen ſchlichen und raſchelten durch das dichte Geſtrüpp oder verbargen ſich unter der dichten weichen Moosdecke.

Der unumſchränkte Herr aber in dieſer großartigen Wildniß war der rothhäutige Indianer. Er kannte nur Jagd und Krieg, lebte nur von erſterer und ſchlug ſeinen Wigwam da auf, wo die Jagd am ergiebigſten war.

Als das Schiff mit den Auswanderern in die herrliche Bai einlief, ſich dem Ufer nahte, herrſchte eine Stille, eine erhabene Ruhe über dem tiefblauen Waſſerſpiegel, die nur hie und da vom Brummen einzelner Bären und dem Geheul der Wölfe unterbrochen wurde. Die Auswanderer nahmen ohne Umſtände Beſitz vom Lande, bauten einige Blockhäuſer und ein Kirchlein und gaben dem jungen Orte den Namen Neu-Amſterdam.

Und heute? Wo iſt der Wald, das Wild? wo ſind die urſprünglichen Beſitzer dieſer Gegend? wo ſind die Blockhäuſer? Alles iſt anders geworden, ſelbſt der Name des erſten Anſiedler-Ortes mußte dem von New-York weichen. Die große waldreiche, zum Theil auch ſumpfige Inſel iſt zum herrlichen

Gärten geworden. Eine große Stadt (ein Theil von New-York) dehnt sich gegen die Bai hin aus und hinter derselben steht Villa an Villa; schöne Felder wechseln mit prächtigen Gärten ab, in denen die schönsten Kinder Floras aus allen Weltgegenden prangen.

Und die große herrliche Bucht, früher ein stiller prächtiger Spiegel, dessen tiefblaue Oberfläche ein treues, reines Bild des schönsten Rahmens trug, der ihn umgab, nur hie und da getrübt durch das schmale kleine Kanoe des Indianers, oder durch einen fliehenden Hirsch, der die Bai zu durchschwimmen versuchte: was ist aus ihr geworden? Wer vermag das, was sie jetzt ist zu beschreiben? Auch die gewandteste Feder wäre nur im Stande ein mattes, schlechtes Bild davon zu geben.

So wie man eine kleine Meerenge passirt, die hüben und drüben durch ungeheure Bollwerke vertheidiget wird, glänzt uns in aller Pracht die Stadt entgegen; eine Weltstadt, welche in beispiellos kurzer Zeit sich zur größten Stadt der neuen Welt emporschwang. Wohl siehst du noch einen Wald; allein er ist in's Meer selbst herabgerückt. Es ist ein Wald von Mastbäumen, die in den zahllosen Schiffen aller Größen ihre Wurzeln haben und welche Segel statt des Blätterwerks und bunte Wimpel statt der Blüthen treiben. Welch ein Gewühl, welch ein Lärm ist an die Stelle der Ruhe und des Friedens getreten, die einst über dieser Bucht weilten? Gewandt und sicher brausen rauchende und lärmende Dampfschiffe nach dem mächtigen Mastenwald hin, oder aus ihm heraus. Jachten, Kutter, Boote, große Kauffahrer und Riesen von Kriegsschiffen durchfurchen mit ausgespannten Segeln die blaue Fluth nach allen Richtungen hin. Und über all dem Getreibe auf dem Wasser dehnt sich erst New-York, mehrere Quadratmeilen Raum einnehmend, aus, mit den großen Häuserreihen, den prächtigen Palästen, den vielen Kirchen mit Kuppeln und Thürmen. Es scheint, als ob diese Straßen kein Ende nehmen wollten. Bis hinauf an den Fuß der Hügel, auf denen Landhäuser, reiche Farmen, reizende Anlagen wie ausgesäet sind und den lieblichsten Hintergrund bilden.

Hat man sich endlich durch das Gewühl von Schiffen, Dampfern, von Barken und Booten hindurchgearbeitet, hat man den langen, schönen Landungsplatz erreicht, kann man nach langer Fahrt endlich den Fuß wieder auf festes Land setzen, dann erst tritt uns eine neue Welt entgegen. Das Gewühl, das Treiben und Jagen der Menschen ist unbeschreiblich und gleicht einem aufgewühlten Ameisenhaufen.

Es ſcheint, als habe ſich hier die Bevölkerung von ganz Amerika verſammelt. Matroſen aller Länder in ihrer Tracht, Laſtträger und ſchmuck gekleidete Herren, der Hinterwäldler im buntbefranzten Jagdhemd trabt neben der eleganten Dame; der vom Lärm betäubte Auswanderer ſteht neben ſeinem Gepäck und ſieht mit offenem Munde dem rothen Indianer in ſeinen Fellen und dem Neger mit ſeinen weißen Glacehandſchuhen nach. War der Lärm, das Gewühl im Hafen ſchon groß, hier im Quai iſt das Alles wahrhaft betäubend. Da wird ausgeladen, dort eingeladen, hier arbeiten ſie an Krahnen und Winden, dort ziehen ſie an Seilen ein Schiff näher an den Landungsplatz. Ganze Karawanen von Karren und Wagen durchkreuzen die breite Straße. Die Menſchen ſchießen durcheinander, als wären ſie von Sinnen. Aber nein, ein Jeder eilt ſeinem Geſchäfte nach, Jeder weiß, was er will und ſeine Eile iſt nur eine Folge ſeines Wahlſpruches: „Zeit iſt Geld.“

Findet das Auge keinen Ruhepunkt, ſo geht es dem Ohre nicht beſſer. Das Schreien, das Rufen der Menſchen, das Raſſeln der Wagen und Karren, das Läuten und Pfeifen der Dampfboote, Alles dies verurſacht einen Lärmen, daß man ſein eigen Wort nicht hört, und man eilt, ſo viel man kann, eine der großen, breiten, ſchnurgeraden Straßen zu erreichen, die auf den Quai münden. Die gehoffte Ruhe iſt auch hier nicht zu treffen. Wagen und Kutſchen fahren auf und ab, allein doch in beſtimmterer Ordnung. Auf den Trottoirs iſt die Menge der dahineilenden Menſchen nicht geringer. Kaum findet man Raum, die geſchmackvolle Ausſtellung in den Verkaufslokalen betrachten zu können. Alles eilt raſtlos den Geſchäften nach; man thut Alles gleichſam im Sturmſchritt ab, findet nicht Zeit zum Grüßen; der eleganteſte Putz vornehmer Damen, der ſonderbarſte Anzug eines aus fernen Landen angekommenen Fremden, nichts wird beachtet, dazu iſt keine Zeit vorhanden.

So ging es auch einem Knaben von 10—11 Jahren, der wie ein Träumender in den Straßen der ungeheuren Stadt umherſchlenderte. Man ſah es ihm an, Alles war neu für ihn: Häuſer, Menſchen und ihr Treiben, Wagen und die tauſend Gegenſtände, welche zum Verkauf ausgeboten wurden. Aber Niemand achtete ſeiner; alle Augenblicke wurde er geſtoßen und getreten.

Er war ein recht hübſcher Burſche, für ſein Alter kräftig und groß. Geſicht und Hände waren theils vom Sonnenbrand, vom Wind und Regen, theils auch aus Waſſerſcheu ſo braun, daß man ihn für einen Mulatten gehalten hätte, wenn nicht ſein offenes Geſicht mit den regelmäßigen, ſchönen

Zügen, die hellen, blauen so freundlichen Augen, die so frisch und keck sich in der Welt umsahen, wenn nicht die blonden Haare, die ihm in wilden, ungekämmten Locken über das Gesicht und in den Nacken herabfielen, auf seine germanische Abstammung hingewiesen hätten. Das Hemd war nur noch in schmutzigen Bruchstücken vorhanden; die Hose in einem Zustand, daß die braunen Beine überall die freieste Aussicht genießen konnten. An den Füßen war etwas, das einmal Schuhe geheißen hatte und den Zehen kein Hinderniß mehr entgegenstellte, Bekanntschaft mit Staub und Koth zu machen. Der Kopf war mit einem Strohhute bedeckt, dessen ursprüngliche Form kaum mehr zu erkennen war. Das Sonderbarste an ihm war ein großer Bündel von wenigstens dreißig Schlangenhäuten.

Plötzlich bleibt ein älterer Mann, mit grauen Haaren, einfach aber sehr sauber gekleidet, stehen und sieht sich neugierig den Knaben an, als eben einige vorbeieilende Männer ihn englisch anriefen, aus dem Wege zu gehen. Der Knabe hörte oder verstand sie nicht, erhielt dafür einen Stoß, daß er beinahe zu Boden gefallen wäre.

„Was suchst Du armer Kleiner in der großen Stadt hier?" fragte der alte Mann mit herzlicher Theilnahme, die sich aber auch in dem freundlichsten Tone zu erkennen gab, in deutscher Sprache.

Die befreundeten Klänge der Muttersprache, die er seit lange zum erstenmale wieder hörte, klangen so wohlthuend an des Knaben Herz, daß er, statt zu antworten, in Thränen ausbrach. Der alte Mann nimmt ihn bei der Hand und führt ihn einige Schritte beiseits, wo sie des Gewühles wegen ungestört mit einander sprechen konnten und frägt ihn weiter:

„Woher kommst Du?"

„Das weiß ich nicht."

„Du kommst doch nicht von einem Schiffe?"

„Es ist schon lange her, daß ich von Deutschland auf dem Meere nach Amerika fuhr. Ich war damals noch ein Kind."

Der alte Mann mußte unwillkürlich lächeln. „Du kamst doch nicht allein herüber?" frug er weiter.

„Nein, mit dem Vater und mit einigen Verwandten."

„Wohin seid Ihr dann gezogen, als Ihr das Schiff verließest?"

„In ein Dorf mit vielen, vielen Häusern, wie hier und dann nach Westen; wird wohl das Land sein, wo wir jetzt wohnen."

„Nein mein Junge, Westen ist die Himmelsgegend, in welcher das Land liegt, in das Ihr gezogen. Kannst Du mir nicht den Staat, den Distrikt nennen in welchem Ihr Euch niedergelassen?

„Nein mein Herr, das weiß ich nicht. Wir bauten dort ein Haus. Es war aber nicht so schön, als unser Haus in Deutschland. Auch hatten wir Vieh. Der Vater mit den andern Männern bauten das Feld, indeß ich zuerst, als ich noch klein war, die Hühner, später aber Kühe, Pferde und Schweine hüten durfte."

„Wie heißt Dein Vater?"

„Jakob, Vater Jakob, Einige nennen ihn auch Bruder oder Vetter Jakob."

„Aber, mein kleiner Freund, wenn fremde Leute zu Euch kamen, so nannten sie ihn doch nicht Jakob?"

„Habe nicht darauf Achtung gegeben, Herr."

Nun fragte der gute Mann mit unverhehlter Theilnahme, warum er sich denn von Hause entfernt habe? Und der Kleine erzählte ganz offen: „Ich war eines Tages — der Vater war für zwei oder drei Tage abgereist — wie gewöhnlich im Walde das Vieh zu hüten. Ein prächtiges schwarzes Eichhörnchen hüpft in muntern Sätzen über den Boden hin. Ich ihm nach, allein der Buschschwanz ist wie der Blitz an einem Baum hinauf geklettert. Ich will dich dennoch erwischen, rufe ich, und klettere ihm nach und als er vom äußersten Aste auf einen andern Baume springt mit einer Leichtigkeit, als ob er fliegen könnte, muß ich hinunter, verfolge ihn aber noch lange mit Steinwürfen. Endlich, ganz ermüdet laß ich von meiner unnützen Jagd ab und kehre zu meinem Vieh zurück. Ein Stück fehlt. Ich rufe, suche, laufe nach allen Seiten. Alles vergebens. Ich kehre in Gottes Namen mit den übrigen nach Hause und klage mein Unglück der Base, die allein im Blockhause geblieben war. „Das wird schön gehen, Fritz, kannst Dich auf eine tüchtige Tracht Prügel gefaßt machen." Das war ihr Trost. Nun wußte ich, daß der Oheim in Abwesenheit meines Vaters ein strenges Regiment führte und daß die Drohung nur allzusicher zur Wahrheit würde. Ich wollte daher den kräftigen Armen und der schweren Hand meines Vetters Baltes aus dem Wege gehen, bis der Vater zurück wäre, was ja nur noch zwei Tage dauern sollte.

Ich gab der Base keine Antwort, ging trotzig in die Stube, setzte meinen Hut wieder auf, nahm von der Wand einen ziemlich schweren Stock mit einem Beile als Krücke und mit einer starken Spitze. — „Sehen Sie, es ist der da"

— und lief wieder in den Wald und zwar ſo weit als möglich vom Hauſe, damit man mich nicht finde. Ich kam in eine Gegend, die ich nicht kannte; hier übernachtete ich auf weichem Moos und zog am andern Tage weiter. Nach zwei oder drei Tagen wollte ich wieder umkehren und nach Hauſe. Der Vater mußte nun doch zurück ſein. Allein ich fand den Rückweg nicht mehr, ging indeſſen getroſt weiter, dem Fluß nach, denn an dem liegt unſere Farm. Heute Morgen aber ſehe ich dort von der Höhe hinab die vielen Häuſer und kam vor einigen Stunden hier an, wo ſo viele Menſchen ſind, die mich in einer unverſtändlichen Sprache anbrummen, in ſehr verſtändlicher Sprache aber herumſtoßen."

„Welchen Weg ſchlugſt Du denn ein?" fragte weiter der freundliche Herr.

„Ich weiß das nicht" war die Antwort. „Ich ging, wie ſchon bemerkt, nun dem Fluße nach bis da, wo er ſich in einen andern mündet. Dieſer war zu breit und wild, um hinüber zu können. Erſt nachdem ich auch ihm viele, viele Tage lang immer im Walde gefolgt war, fand ich ihn klein genug, um hindurch zu waten. Ein anderer Bach aber, der auch immer größer und größer wurde, führte mich hieher. — Allein ſchon lange war ich nicht mehr im Walde. Häuſer mit Feldern, Gärten, Wieſen traf ich viele. Wollte ich mich einem der Häuſer nähern, um nach des Vaters Farm zu fragen, ſo fuhren Hunde auf mich los, oder man verſtand mich nicht. Das war eine ſchlimme Zeit.

„Von was haſt Du denn gelebt?"

„Oh! im Wald iſt das in dieſer Jahreszeit nicht ſchwer. Beeren gibt es genug und auf den Bäumen ſind Nüſſe und Früchte aller Art; aber ſeit ich aus dem Wald heraus bin, da habe ich oft gehungert, auch jetzt hungert mich ſehr."

„Du ſollſt auch gleich zu eſſen haben", erwidert der gute Alte. „Aber ſage mir noch, was willſt Du mit Deinen Schlangenhäuten. Willſt ſie verkaufen?"

„Verkaufen, was iſt denn das?"

„Auch das kennt er nicht", ſagt der alte Mann zu ſich ſelbſt. Er muß wenig mit fremden Menſchen umgegangen ſein, und ſich wieder an den Knaben wendend: „Wie biſt Du aber zu den Häuten gekommen? Hat ſie Dir Jemand geſchenkt und geſagt, Du ſollſt Lebensmittel dafür eintauſchen?"

„Nein, Herr, die habe ich ſelbſt geſammelt und den Thieren abgezogen."

Der theilnehmende alte Mann trat erschrocken einen Schritt zurück, betrachtet den Knaben halb mißtrauisch von oben bis unten, griff dann rasch nach den Häuten, um zu sehen, ob er sich nicht getäuscht. Nein es waren wirklich Schlangenhäute, wie er sie beim ersten Anblick erkannt. Sie waren von verschiedener Länge. Es waren solche darunter, die 5 Fuß maßen. Sie waren hellbraun mit etwa zwanzig unregelmäßigen schwarzen Binden. Am Bauch waren sie gelblich weiß mit schwarzen Düpfeln und am Schwanze hing die bekannte Klapper. Diese Klapper gab einen Ton von sich, wie wenn man leere Nußschalen rüttelt und bestand aus halbhohlen Ringeln, die in verschiedener Zahl übereinander stehen. Ja es war keinem Zweifel unterworfen, die Häute waren von Klapperschlangen, und der Knabe, wenn er nicht gelogen, mußte über dreißig dieser gefährlichsten von allen Schlangen getödtet haben. Noch einmal warf der alte Mann einen zweifelnden Blick in's Gesicht des Knaben. Aber dieser sah ihn so unbefangen, so natürlich an, daß der Mann an der Wahrhaftigkeit des Knaben nicht länger zweifeln konnte.

„Aber um Gottes willen, wie hast Du denn das angestellt, um den Thieren die Haut abzuziehen?"

„Ganz einfach das", entgegnet Fritz. „Ich habe meinem Vater einst zugesehen, wie er ein solches Thier tödtete; er gab ihm nur eine tüchtige Watschel mit dem Stock hinter's linke Ohr, dann zog er ihm das Fell ab und hat darin glänzende runde Dinger, ich glaube Dollars nannten sie's, hineingethan. Auf meiner Wanderung durch den Wald, und wenn ich Beeren suchte, hörte ich hie und da das Geräusch eines schleichenden Thieres. Wenn ich dann näher trat, so war es gewöhnlich eine solche Schlange. Sie richtete sich auf, wie sie es gegen meinen Vater gethan, hob auch den Schwanz ein wenig und zitterte mit demselben, daß es klapperte. Die Närrin glaubte, mir mit ihren wilden, gluthrothen Augen, mit ihrem Züngeln und dem Klappern Furcht einzuflößen, und als das nichts nützte, machte sie Miene, auf mich loszuschießen; allein schneller als sie, war ich und pauz, hatte sie Eins über die Nase mit dem Stocke da, daß sie in's Gras plumpste. Ich zog ihr dann das Fell ab und dachte an die Freude des Vaters, wenn ich ihm alle die Dollarsbeutel bringen würde."

„Schon gut, lieber kleiner Freund. Du scheinst ein wackerer, tüchtiger Junge zu sein. Willst Du mit mir kommen? Ich gebe Dir zu essen und bleibst Du bei mir, so sorge ich ganz für Dich."

Der Knabe war damit ganz zufrieden und der alte Mann hat Wort gehalten. Der kleine muthige Fritz wurde genährt, gekleidet und unterrichtet und entwickelte sich in jeder Hinsicht auf's trefflichste. Als nach Verlauf von mehr als einem Jahre, es den unermüdlichen Bemühungen seines Beschützers gelungen war, den Vater, Jakob Schenker, ausfindig zu machen, war auch dieser ganz damit einverstanden, daß sein Fritz bei dem alten Manne blieb, der sich von dem ihm lieb gewordenen Knaben nicht mehr trennen wollte und der auch für seine Zukunft in jeder Hinsicht treu besorgt war."

Otto schloß hier sein Heft und sah sich vergnügt im Kreise seiner aufmerksamen Zuhörer um.

„Aber, lieber Vater", sagte Karl zu Herrn Robert, der, während Otto die letzten Seiten las, leise in den Kreis getreten war. „Das scheint mir doch sehr unnatürlich, daß Fritz Schenker eine so große Anzahl Schlangen getödtet haben soll. Die Klapperschlange ist ja entsetzlich giftig, nicht wahr?"

„Ja wohl, mein Sohn, die Klapperschlange ist eine der giftigsten Schlangen."

„Ich sah letzten Herbst eine solche in der Menagerie, als ich in der Hauptstadt war" sagt Otto. — „Man hielt sie in einem doppelten Drahtkäfig, und sie richtete sich auf, schlenkerte mit dem Klapperschwanz, wenn man mit einem Stäbchen über das Gitter strich. Ich war auch bei der Fütterung. Man schob vorsichtig ein junges Kaninchen in den Käfig. Das arme Thierchen schauerte, als es die Schlange erblickte und drückte sich in eine Ecke des Käfigs. Die Klapperschlange aber erhob sich, raschelte und husch fährt sie auf das Kaninchen los, gibt ihm einen Biß und nach zwei Minuten zuckt dieses zusammen und ist todt."

„Ach! das ist ein abscheuliches Thier, das nette gute Kaninchen zu tödten," ruft Marie.

„Siehst Du", entgegnet altklug Otto, — „siehst Du Mariechen, das ist eben ihre Nahrung. Der Wärter sagte, daß sie sich auch von Vögeln, Fröschen, Eichhörnchen, jungen Hasen nähre. Ein einziger Biß mit den kleinen Giftzähnen soll, wie der Wärter sagte, genügen, einen Hund, einen Ochsen, ein Pferd zu tödten. Auch der Mensch müsse nach wenig Minuten sterben, wenn nicht schleunige Hülfe geleistet werde.

„Wie ist denn Hülfe möglich?" fragt Mina.

„Rasches Unterbinden des gebissenen Theiles", erwidert der Vater, —

„Aussaugen des Blutes, Ansetzen von Schröpfköpfen, Ausschneiden, Erweitern der Wunde und Auswaschen derselben mit Lauge oder Branntwein, auch Ausbrennen der Bißwunde."

„Ach! da danke ich schön", ruft Wilhelm, — „will mich lieber gar nicht beißen lassen."

„Die Indianer", fährt der Vater fort, — „sollen ein Kraut kennen, das sie kauen und auf die Wunde legen. Der Tod erfolgt durch Zersetzung des Blutes. Kann man hindern, daß das Gift sich dem übrigen Blut mittheile, so ist der Gebissene gerettet. Die Wunde selbst ist nicht größer als ein Nadelstich. Allein die Wirkung ist eine ganz andere. Gleich nach dem Biß wird dem Verwundeten ängstlich zu Muthe, er fühlt sich sehr matt, athmet schwer; dann folgen heftige Schmerzen im Herzen und bald tritt der Tod heran und fordert unerbittlich sein Opfer. Der gebissene Theil schwillt an, die Zunge wird dick und schwarz und der Leib scheckig."

„Je mehr ich über die vorhin gelesene Geschichte nachdenke," bemerkt nun Otto, — „desto weniger scheint sie mir glaubwürdig. Ich führe auch einen sichern Streich; aber Potz Element! wenn so ein giftiges Thier, aufgerichtet mit vorwärts gebogenem Kopfe, mit dem Schwanze raschelnd und klappernd, die glühenden Augen auf mich gerichtet auf mich loszuschießen im Begriffe wäre, Puh! da verginge mir der Muth. Ich glaube nicht, daß es dem kleinen Fritz da im Buche anders gegangen ist, und wenn er nur einmal unter dreißig Malen fehl schlug, so war es aus mit seiner Wanderung. Jedenfalls sind die dreißig Klapperschlangenhäute dick aufgetragen."

„Im Ganzen magst Du Recht haben, lieber Otto. Wenn es aber auch nur zehn sind, so verlangt dieses Muth und eine seltene Geschicklichkeit. Ich kann die Thatsache indessen begreifen, wenn ich annehme, wie aus des Knaben Aeußerungen hervorgeht, er habe die fürchterliche Gefahr, in der er schwebte, gar nicht gekannt. Hätte er sie gekannt, so wäre er dem Thiere leicht ausgewichen, da es langsam ist und überdieß seine Gegenwart durch sein Klappern und durch einen sehr widerlichen Geruch kund gibt."

„Der Wärter in der Menagerie", sagte Otto, „erzählte auch wie die Klapperschlange in der Freiheit Thiere bezaubere, daß sie, wie gebannt nicht nur an derselben Stelle bleiben, sondern nach und nach, Schritt für Schritt und unter Klagetönen ihrem Geschicke verfallen, d. h. der sie erwartenden Schlange in den Rachen spazieren müßten. Trete aber ein

Menſch dazwiſchen und zwinge die Schlange ihren Blick von ihrem Opfer abzuwenden, ſo ſei auch der Zauber gelöst und das gerettete Thier ſuche eiligſt eine ſichere Zufluchtſtätte."

„Dieſer Punkt", ſagt der Vater, „iſt noch nicht genau unterſucht. Manche nehmen an, das ſogenannte bezauberte Thier ſei ſchon gebiſſen, im erſten Augenblick noch entflohen. Andere ſchreiben das beſinnungsloſe Benehmen der kleineren Thiere dem Schrecken zu, welchen die meiſten Thiere vor der Klapperſchlange hegen, ſowie dem Einfluß des Geſtankes, den ſie verbreiten."

„Ach, lieber Vater!" ruft Mariechen, — „hör' doch von dieſer häßlichen Schlange zu reden auf. Es wird mir ordentlich bange."

„Aber Mariechen, was ſagſt Du," flüſtert ihr Wilhelm in's Ohr, „wenn ich Dir im Vertrauen ſage, daß der Vater einige lebendige Schlangen in ſeinem alten Gartenhaus nährt?"

„Ach nein", ruft erſchreckt die Kleine. — „Gelt Vater, das iſt nicht wahr?"

„Doch, liebes Kind, ich habe zwei Ringelnattern bei meinen anderen lebenden Thieren."

„Oh! da gehe ich nicht mehr hinein; nicht einmal in die Nähe des Häuschens. Denk einmal, wenn eine entwiſchte und käme in den Garten."

„Nun, was hätte denn das zu bedeuten?" fragt Otto. „Die Ringelnatter iſt ein ganz unſchuldiges Thier, gar nicht giftig."

„Das iſt bald geſagt", wirft Wilhelm ein, — „aber weiß man denn, ob eine Schlange giftig iſt oder nicht?"

„Für die Naturforſcher", antwortet der Vater, „iſt das nicht ſehr ſchwer. Die nicht giftigen Schlangen haben einen ſchlanken Hals und Kopf; die giftigen hingegen einen nach hinten breiten, faſt dreieckigen Kopf und am Schwanz oben und unten Schuppen."

„Wenn aber eine Schlange auf mich zuſchießt, ſo läßt ſich das nicht erſt unterſuchen", wendet Karl richtig ein — „das iſt gut, wenn das Thier gefangen oder todt vor uns liegt."

„Freilich, mein Kind, da haſt Du ganz Recht. Allein bei uns haſt Du jedenfalls nichts zu fürchten. Wir beſitzen nur eine Art Giftſchlangen, die Kreuzotter*) und dieſe lebt auf der ſüdlichen Abdachung der Alpen. Im

*) Siehe Jugendblätter 1856 pag. 330.

Jura iſt eine Kupferviper, auch Rediſche Viper genannt, röthlich braun, ſie wird aber als Varietät der Kreuzotter bezeichnet, welche mit ihren ſchwarzen Rauten, wodurch kreuzweis laufende weißliche Bänder entſtehen, leicht zu erkennen iſt. Meine Ringelnatter, auch Unke genannt, iſt aber graubraun mit zwei Reihen kleinen ſchwärzlichen Flecken über dem Rücken; hinter den Schläfen ſind zwei weißliche, ſchwarz eingefaßte Mondflecke. Am Bauche hat ſie Halbringel und auf dem untern Theile des Schwanzes ſind poorige Schilder. Die im Maule eingewachſenen Zähne ſind nicht ſcharf, verwunden beim Beißen nicht und dienen dem Thiere nur dazu, ſeine Beute leichter herunter würgen zu können."

„Woher haſt Du Deine Ringelnattern?" frug Mina.

„Die eine habe ich ſelbſt gefangen, die andere, die größere brachte mir Nachbar Martin."

„Wie fing denn Herr Martin dieſe Ringelnatter?" fragte Otto. — „Der geht nur mit Angelruthe oder mit dem Fiſchnetz aus. Er wird doch nicht die Natter geangelt haben?"

„Warum nicht", erwidert der Vater. „Als er ſie mir brachte, erzählte er, daß er oft in Geſellſchaft von Nattern gefiſcht habe. Sie ſchleichen ſich durch das Gras, nähern ſich dem Rande des Waſſers und überraſchen die Fröſche, die ſie bei den Hinterbeinen packen. Hat die Natter einmal, wenn auch nur eines der Hinterbeine zwiſchen ihren rückwärts gerichteten Zähnen, ſo iſt der Froſch verloren. Das Bein verſchwindet mehr und mehr im Rachen des ſchlingenden Thieres. Und je mehr der arme Froſch ſtrampelt, deſto ſchneller ſinkt er hinab in den Rachen der Natter. Wie ein Pferd im weichen Moorboden immer tiefer und tiefer ſinkt, bis es endlich ganz verſchwindet, ſo geht es dem Froſch, auch er verſchwindet langſam aber ſicher, zuerſt die Beine, dann der Rumpf und zuletzt der Kopf und die Vorderfüße. Es iſt wirklich ein entſetzlicher Anblick, dieſes allmählige Verſchwinden eines lebendigen Thieres, ſein Zappeln, ſein angſtvolles, klägliches Geſchrei.

Einſt ſaß Herr Martin am Rande des Teiches und hörte in einiger Entfernung ein jämmerliches Geſchrei. Schnell eilt er hin und ſieht einen halb verſchluckten Froſch im Rachen einer Natter. Empört ſchlägt er mit ſeinem Stocke nach der grauſamen Schlange, die wirklich im Schrecken ihre Beute wieder ausſpeit. Wie froh war der Froſch! Ohne ſich umzuſehen, ohne ſei-

nem Retter auch nur einen Blick des Dankes zuzuwerfen, ſetzt er mit zwei bis drei Sprüngen in's Waſſer."

„Das war ſchön von Herrn Martin, daß er ſich des Unterdrückten annahm", ſagte Mina mit einem Seitenblick auf Otto. — „Ich kenne Leute, ſie würden dieſem Schauſpiele, wie ſie es nennen, mit Intereſſe zugeſehen haben und hätten geſagt, ſie thun es nur um der Belehrung willen."

„Hm!" erwidert Otto, der die Anſpielung wohl gefühlt hatte. — „Hm! die edle That Herrn Martins iſt nicht weit her. Er befreit einen Froſch aus dem Rachen eines hungrigen Thieres und fängt und tödtet hundert Fröſche ohne Hunger zu haben. Schreien, zappeln die Fröſche nicht, die Herr Martin an der Angel emporzieht, in ſeinen Korb wirft, um ihnen dann den Kopf zu zerſchmettern?"

„Du haſt nicht Unrecht, Otto," nimmt der Vater wieder das Wort. — „Wir ſind gleich bei der Hand mit Ausdrücken, wie grauſame Katze, gefräßiger Wolf, würgender Tiger u. dergl. Und doch thun dieſe Thiere das, was wir grauſam nennen nur, um ihren Hunger zu ſtillen. Wir hingegen bringen tauſende von Thieren um, bloß um eines Leckerbiſſens willen. Doch wir haben ganz vergeſſen zu erzählen, wie Herr Martin die große Natter fing.

Vor einigen Wochen, als er eben wieder ausging, um ſich eine Schüſſel Froſchkeulen zu holen, trat er an den kleinen Teich am Ende ſeiner Wieſe, der ihm ſonſt immer reiche Beute bot. Er war erſtaunt, daß bei ſeiner Annäherung die Fröſche nicht wie ſonſt in Schaaren in's Waſſer hüpften. „Es muß früher ſchon Jemand hier vorbeigegangen ſein," dachte er. Bald bemerkte er auch, daß ſie ſich wirklich nach der Mitte des Waſſers zurückgezogen hatten. Er ließ nun einige Heuſchrecken an der Angel befeſtigt über ihnen herumtanzen und zwar mit der gewohnten Vorſicht. Plötzlich fühlte er einen Ruck an der Leine und zwar einen viel ſtärkeren, als wenn ein Froſch angebiſſen hätte. Als er anzog, fand er bedeutenden Widerſtand, braucht beide Hände und bringt den Fang aus dem Waſſer. Denkt Euch ſeinen Schrecken, als er ſtatt eines Froſches oder einer ſtattlichen Forelle eine mehr als zwei Fuß lange Schlange an ſeiner Angel ſich winden ſieht. Er beobachtet die peinlichen Windungen der armen Gefangenen nicht, ſondern bringt unwillkürlich, mehr aus Gewohnheit, mit einem Schwung den Fang an's Land, macht ſich aber, Korb, Angel Leine, Ruthe, Alles im Stich laſſend, aus dem Staub. Doch nach wenig Schritten kommt er zur Beſinnung und kehrt um. Die Schlange windet ſich

noch am Boden, macht die fürchterlichſten Anſtrengungen, zu entkommen; allein die Angel ſitzt feſt. Vorſichtig greift Herr Martin nach der Ruthe und zieht langſam die Widerſtrebende heran. Da bemerkt er die weißlichen Halbmonde im Nacken, legt die Ruthe auf den Boden, tritt mit dem Fuß auf dieſelbe, damit ihm die Natter nicht entwiſche, zieht dann, vorſichtig wie er immer iſt, ein paar hirſchlederne Handſchuhe an, packt das Reptil hinter dem Kopf, macht die Angel los und bringt mir das ſchöne Exemplar.

Ich behielt die Gefangene einige Tage in einem Kiſtchen mit Moos und mit einem Drahtgitter gedeckt. Dann ſtellte ich das Neſt in meinen Gartenſaal, nahm das Gitter weg und nun ſpaziert ſie herum, wärmt ſich behaglich im Sonnenſchein und kehrt in ihr Neſt zurück."

„Und die Andere, die haſt Du ſelbſt gefangen?" fragt Marie mit ängſtlichem Blicke. „Die hatte aber keine Angel im Halſe."

„Warum ſollte ich ſie nicht ſelbſt gefangen haben, liebes Kind? Wenn man weiß, daß ihr Biß nicht nur unſchädlich, ſondern nicht einmal ſchmerzhaft iſt, ſo iſt das eine kleine Heldenthat, ein ſolches Thier zu fangen. Uebrigens habe ich die Heldenthat ſchon als Knabe verrichtet."

„Du lieber Vater? Ach erzähle das!" ruft es von allen Seiten.

„Gerne liebe Kinder, obſchon es nicht äußerſt intereſſant iſt. Ich mochte ungefähr zehn Jahre alt ſein, als wir an einem Samſtag Nachmittag, nachdem wir alle gewöhnlichen Spiele im Freien durchgemacht und trotz der großen Sommerhitze uns tüchtig herumgetummelt hatten, uns ermüdet auf einem Baumſtamme, der auf der Straße lag, niederſetzten. Plötzlich rief ich: „Kommt Kameraden, wir wollen in den Oberwald, gegen die Felswand hin, dort wachſen prächtige Erdbeeren. Letztes Jahr füllte ich in einer Viertelſtunde mein Erdbeerkörbchen."

„Mein Vorſchlag wird mit Akklamation angenommen und bald waren wir wieder verſammelt, jeder mit einem Körbchen mit zwei nebeneinanderſtehenden Henkeln an einem Gurt um den Leib befeſtigt. Der Wald iſt bald erreicht. Ein herrlicher Wald, wie ſie heute ſelten geworden ſind. Wir kletterten rüſtig über die mit dickem Moos bedeckten Felsblöcke, zwiſchen denen die mächtigen Tannen ihre dicken Wurzeln hinab in den Boden ſtreckten, und erreichten den von mir bezeichneten Standort, wo wirklich die herrlich duftenden dunkelrothen Berg-Erdbeeren aus ihren grünen Blättern luſtig hervorguckten. Es war, als forderten ſie uns auf ſie zu pflücken, denn nur wenige verbargen ſich vor uns.

Bald ſind unſere Körbchen gefüllt, obgleich unzählige Beeren den Weg in unſern Mund gefunden hatten.

Am Waldſaum wird auf dem Rückweg Halt gemacht. Der Punkt iſt gar ſchön und die Ausſicht auf das Thal, mit ſeinen ſtattlichen Dörfern, den Wieſen und Gärten, lohnend. Allein Knaben bleiben nicht gerne lange ſitzen, am wenigſten gerne auf den Schulbänken — nicht wahr, Wilhelm? — Der Eine ſucht breite Blätter, ſeinen Fund an Erdbeeren beſſer zu decken, ein Anderer läuft einem Schmetterlinge nach, ich ging in den Buſch, mir einen Haſelſtock zu ſchneiden oder gar einen Peitſchenſtiel. Mein Vetter Eduard hatte das Gleiche gethan und ſchälte eben auf dem Rückwege an ſeinem Stock, als er plötzlich meine Aufmerkſamkeit erweckte.

„Was iſt das? Was raſchelt ſo und ziſcht? Ach guter Gott! Eine Schlange, eine Schlange!“ ſchreit er aus vollem Halſe und ſteht wie zu Stein erſtarrt da.

Adolf und ich eilen zu ihm, die drei anderen Kameraden aber geben Ferſengeld und laufen dem Dorfe zu. Eduard, noch ganz weiß vor Schrecken, kann nur mit der Hand nach der Stelle deuten, wo das Gras und die Zweige durch ihre Bewegung den Weg verriethen, welchen das Thier genommen, um ſich zurückzuziehen.

„Iſt es denn wirklich eine Schlange?“ fragt Adolf. „Du haſt wahrſcheinlich eine Blindſchleiche für eine Schlange angeſehen.“

„Warum nicht gar eine Blindſchleiche! Nein, eine entſetzliche Schlange iſt es; wenigſtens zwei Klafter lang, ganz gewiß zwei Klafter.“ Adolf, der ſchon Miene gemacht, dem Reptil nachzugehen, tritt auf dieſen Bericht hin wieder zurück. Ich war indeſſen aufmerkſam den Bewegungen des langſam fortſchleichenden Thieres gefolgt und rief nun meinen beiden Freunden zu. „Bah, Dummheiten! Eduard, wo haſt du den Kopf? zwei Klafter lang! Nicht eine Klafter lang iſt ſie. Ich ſehe ſie genau. Sie iſt grau mit gelblichem Bauch, etwa ſo dick wie eine Wurſt. Kommt doch heran, die thut nichts! Sie hat zu viel gefreſſen. Schaut wie dick aufgetrieben ihr Magen iſt. Kommt doch, kommt!“

„Aber wenn ſie giftig wäre“, wirft Eduard noch immer ängſtlich ein.

„Einfältig das, wenn ſie giftig wäre, würde ſie ſich nicht fürchten. Sieh nur, ſie ſucht mir zu entkommen, mit aller Anſtrengung möchte ſie den Wald

erreichen. Kommt, wir wollen ihr den Weg abschneiden, wollen sie todtschlagen, hurrah!"

Während ich das sagte, hatte ich schnell meinen Haselstock von seinen Blättern befreit. Adolf, der sich auch bald von seinem Schreck erholt hatte, warf den Reif mit dem Netz vom Stock und so bewaffnet, gehen wir auf das Ungethüm los, als es eben an einem Felsblock sich emporwinden wollte.

„Und erschlugst es mit dem ersten Streich, wie der kleine Fritz Schenker?" fragt mit feurigem Blick Wilhelm. „Gelt Vater?"

„Nein, mein Lieber. Ich war trotz meinen Aufforderungen und meines Hurrahrufens, wenn auch nicht gerade bange, doch sehr aufgeregt. Wäre es eine Klapperschlange gewesen, sie hätte Zeit genug gehabt, uns zu beißen. Manche unserer Streiche gingen in's Blaue, bis endlich mein Stock traf. Noch schießt sie in die Höhe und fällt dann bewußtlos in's Gras. Unser Muth wächst mit dem Schwinden der vermeintlichen Gefahr, selbst Eduard peitscht nun ganz heldenmäßig auf das Thier los. Wir hatten die Getödtete aufgehängt, Eduard schlug noch nach ihr und nun kommen zwei junge Frösche zum Vorschein, welche den Weg, den sie gezwungen hatten machen müssen, wieder zurückfanden. Freilich zu spät, sie waren todt.

Wir machten nun einen Stock zurecht, banden die Schlange beim Kopf und beim Schwanz daran, hoben sie auf die Schulter und traten die Rückkehr in's Dorf an. Das war ein wahrer Triumphzug, als wir drei Helden durch die Gasse schritten. Alle Kinder schlossen sich uns jubelnd an und lange noch wurde von unserer Heldenthat gesprochen."

„Man hätte mit Schiller singen können" sagte Karl:

„Was rennt das Volk, was wälzt sich dort,
Die lange Gasse brausend fort?
Stürzt Rhodus unter Feuers Flamme?"

„Und so weiter, und so weiter, Herr Deklamator", unterbricht ihn Otto. „Bitte lieber Herr Robert, ist Ihnen nicht einmal eine Natter ausgekommen?"

„Ja freilich", antwortet lachend der Vater — „das war ein Lärmen, ein Geschrei in der ganzen Nachbarschaft. Nachdem die Frau des Gärtners das arme Thier aus einem Winkel der Küche vertrieben hatte, entkam sie durch den Garten. Nun fuhren alle Frauen mit dem Wischer und mit Stöcken in allen Winkeln ihrer Wohnung herum und Manches kam bei diesem An-

laſſe zum Vorſchein, das man längſt verloren glaubte. Man ſprach nur noch von giftigen Vipern und nach wenig Tagen wurde meine kleine, unſchuldige Ringelnatter zu einer viele Klafter langen entſetzlichen giftigen Waſſerſchlange. Natürlich kam ich dabei nicht gut weg und meiner ganzen kleinen Menagerie drohte Verderben. Doch Alles legt ſich allmählig, auch dieſer Aufruhr. Seitdem aber erzähle ich nicht Jedermann, daß ich lebendige Schlangen halte."

„Was machen aber die Schlangen im Winter?" fragt Mina.

„Sie verfallen, wie die Eidechſen, mit einbrechender Kälte in den ſogenannten Winterſchlaf. Und zwar beziehen ſie zu dieſem Zwecke mehrere zuſammen eine gemeinſchaftliche Höhle, ein Loch in einem faulenden Baum, auch unter Wurzeln. Bevor der Froſt wirklich eintritt, verlaſſen ſie an warmen Tagen öfter den Zufluchtsort. Ich ſah das letzten Herbſt. Ich ſaß am Rand eines Grabens gegen den Forſt hin und wollte den Fahrten der Dampfſchiffe zuſehen. Da wurde ich plötzlich durch ein eigenthümliches Raſcheln im dürren Laub aufmerkſam gemacht. Es dehnte ſich auf eine Strecke weit aus. Aufmerkſam folgte ich dem Geräuſch und ſah dann zwei, drei, vier Schlangen, die eine der andern folgend, bis auf einen Baumſtumpf, auf dem ſie ſich dann, in einen großen Ring zuſammengerollt, von den Sonnenſtrahlen erwärmen ließen. Als die Sonne ſie nicht mehr beſchien, kehrten ſie in gleicher Ordnung in ihren Schlupfwinkel zurück."

„Wie nährſt Du Deine Gefangenen, lieber Vater?"

„Zuerſt gab ich ihnen Fröſche. Allein das Geſchrei der armen Thiere erregte mein Mitleid und nun müſſen die Molche herhalten, welche auch weniger zu leiden ſcheinen. Wenigſtens packt die Natter den Molch beim Kopf, nicht bei den Hinterbeinen, und das lange, etwas ſchlüpfrige Thierchen glitſcht ohne großes Widerſtreben hinab in den grauſigen Schlund. In dieſer Weiſe werden täglich zwei oder drei verſchlungen."

„Aber wo nehmen Sie eine ſolche Menge Molche her?" fragt Otto.

„Theils in feuchten Wieſen, an ſumpfigen Stellen, theils in Teichen, Pfützen, langſam fließenden Bächen. Die erſteren ſind Erdmolche, mit rundem, die letzteren ſind Waſſermolche, die einen ſeitlich zuſammengedrückten Schwimmſchwanz haben. Ich habe ſolche Thiere in einem eigenen kleinen Aquarium, das ich Euch zeigen will, wenn Ihr wollt. Brauchſt Dich nicht zu fürchten, Mariechen, es ſteht in meinem Studirzimmer."

Mit Jubel folgt die junge Schaar.

„Seht da im Waſſer die Waſſermolche. Die Sonne ſcheint in's Glas und da iſt einer derſelben, als wenn er in der Sonne hinge, die ſein buntes Kleid noch beſonders hervorhob. Seid Ihr nicht gezwungen, einzugeſtehen, daß er ein ganz niedliches Thierchen iſt? Seine Haut iſt glatt, nicht warzig und bräunlich, an den Seiten mit dunklen Längsſtreifen, unten iſt er gelb mit ſchwarzen Flecken und an der Kehle röthlich."

„Ja ich geſtehe", ſagt Mina, — „ſo im Waſſer, im Sonnenſtrahl iſt er wenigſtens nicht häßlich. Allein am Lande, wenn er ſo träg dahin ſchleicht, erregt er doch Eckel, trotz ſeiner goldgelben in Metallglanz ſchimmernden Augen."

„Ach! Mina, Du meinſt den Erdmolch", ſagt Otto, — „der iſt viel größer. Dieſer hier iſt mit dem Schwanz nur drei Zoll lang, jener aber fünf bis ſechs Zoll. Oh, der große iſt prächtig, nicht nur hübſch wie dieſer kleine Knirps. Ich habe einen gefunden und ihn in einer Schachtel etwa vier Wochen lang gefangen gehalten. Als aber die prächtig glänzend ſchwarze Farbe auf dem Rücken, der faſt ſtrahlend gelbrothe Bauch mit den ſchönen blauen Flecken anfingen blaß zu werden, weil er trotz meiner Sorgfalt keine Nahrung zu ſich nehmen wollte, ſetzte ich ihn in Freiheit."

„Dieſen Erdmolch," nimmt der Vater wieder das Wort, — „nennt man auch Feuerſalamander. Er wird von Landleuten und abergläubiſchen Menſchen ſehr gefürchtet. Man ſchreibt ihm entſetzliche Dinge zu. Die Alten, beſonders Plinius, erzählten gar Schauriges von dieſem ſehr unſchuldigen Thiere. So ſoll er dem Feuer Widerſtand leiſten, ja es auslöſchen. Das läßt ſich noch erklären. Wenn man ihn reizt, ſo ſperrt er das Maul auf, reizt man ihn noch mehr, ſo ſchwitzen die Drüſen und Warzen am ganzen Leib einen weißlichen Saft aus, der ſcharf und ſtinkend iſt. Solche Gemüthsaffekte mußten ſich aber nothwendig einſtellen, wenn man das Thier in glühende Kohlen warf, was man wahrſcheinlich that, um es unſchädlich zu machen. Denkt Euch aber das Entſetzen der abergläubiſchen Leute, wenn ſie ſehen, daß der Salamander aus der Feuerprobe hervorging ohne bedeutenden Schaden genommen zu haben."

„Wie iſt denn aber das möglich?" fragt Karl.

„Wie ich ſchon bemerkt, ſchwitzt das Thier einen Saft aus. Der ſondert ſich nun in der Todesangſt, welche das Thier im Feuer ausſtehen muß, in ſolcher Menge ab, daß er die zunächſt liegende Gluth auslöſcht; ſo mag die Fabel entſtanden ſein."

„Die Furcht vor dem entsetzlichen Thiere“, fährt der Vater fort, „hielt Jahrhunderte lang die Menschen ab, die Lebensweise, ja das Thier selbst kennen zu lernen, und wenn schon heute noch viele Menschen die Fabeln über viele Thiere, namentlich über Reptilien hartnäckig vertheidigen, so müssen diese Fabeln dennoch nach und nach, je mehr man über die Dinge nachdenken, statt nur nachplappern lernt, der Wahrheit weichen. Manches aber ist so unsinnig, daß man kaum begreifen kann, wie vernünftige Menschen daran glauben konnten. So wird der Salamander das boshafteste unter allen giftigen Thieren genannt. Andere Giftthiere tödten den einen oder andern einzelnen Menschen, der Salamander aber könne ganze Völker vom Erdboden vertilgen, wenn man nicht auf seiner Hut sei!“

„Hu! das ist ja fürchterlich! Ganze Völker!“ ruft lachend Otto. — „Wie soll denn das zugehen; etwa dadurch, daß sie die Brunnen vergiften?“

„Nicht nur ist jeder Brunnen, jedes Wasser für immer vergiftet, wenn ein Salamander hineinkommt“, fährt der Vater fort, „sondern wenn ein Salamander auf einen Baum klettert, so sind alle Früchte vergiftet und wer davon ißt, fällt in solchen Frost, daß er plötzlich daran stirbt.“

„Warum gerade am Frost sterben, wenn man die vergifteten Früchte genießt?“ fragt Mina.

„Es ist diese Fabel eine natürliche Folge einer andern ähnlichen Behauptung, daß nämlich der Salamander so kalt sei, daß bei seiner bloßen Annäherung das Feuer auslösche. Aber was sagt Ihr dazu? Wenn man einen Backofen mit Holz heizt und wäre nur ein einziges Scheit darunter, das vom Fuß eines Salamanders berührt wurde, so ist alles darin gebackene Brod vergiftet!“

„Das ist denn doch zu toll!“ ruft Otto. „Das Feuer zerstört ja alle solche giftigen Stoffe. Bei Pestkranken werden ja die Kleider, die sie getragen, die Betten, in denen sie gelegen, verbrannt. Bei Viehseuchen benützt man ebenfalls das Feuer, um der Ansteckung zu begegnen, wenn der giftige Stoff in irgend einen brennbaren Gegenstand gedrungen ist.“

„Du hast ganz recht, mein junger Freund. Und doch ist es begreiflich. Wer nur das Halbe glaubt, was über den Salamander gefabelt wird, wird aus Furcht jede Annäherung des schrecklichen Thieres meiden. Wer sollte es wagen, einen Salamander zu berühren, der glaubt, daß er den Speichel von sich spritzen könne, und daß dieser Speichel im glücklichsten Falle alle Haare

ausfallen mache und zwar nicht nur da, wo der Speichel hingekommen, sondern alle Haare auf dem Kopfe. Und doch ist der Salamander eine ganz unschuldige Wassereidechse, die an feuchten Orten von Insekten, Schnecken und Würmern sich nährt. Merkwürdig ist noch, daß der Salamander nur frißt, wenn er nicht gesehen wird."

„Doch laßt uns wieder nach unsern Wassermolchen da im Glase sehen. Wie friedlich leben sie unter einander und unter den andern Thieren im gleichen Glase. Da liegen zwei ganz ruhig auf dem Boden. Nur dann und wann schwimmen sie an die Oberfläche, um Luft zu schöpfen, denn der Wasser-Salamander hat, wie die Kröte, in der ersten Jugendzeit Kiemen, und athmet, wenn er ausgewachsen ist, durch Lungen. Dort sind zwei, die im Wassermoos halb verborgen liegen und nur den Kopf aus dem Wasser herausstrecken. Sie passen wahrscheinlich auf irgend ein Insekt, etwa auf den Wasserläufer, auch Schuster genannt, der stoßweise über das Wasser hin rudert. Doch nun gebt Acht, ich will ihnen jetzt Futter reichen."

Der Vater öffnet eine kleine Blechschachtel, in welcher Regenwürmer sich ganz behaglich in Erde mit Mist vermischt herumwühlen. Er nimmt einen und läßt ihn ganz sachte in das Wasser fallen.

„Das ist merkwürdig, lieber Herr Robert", sagt Otto. — „Sehen Sie, welche Unruhe zeigen sogleich die Molche. Sie konnten doch den Wurm nicht sehen, den sie von der andern Seite des Tuffsteines herabgleiten ließen."

„Ich denke, ihr Geruchssinn müsse sehr ausgebildet sein und ihnen die Anwesenheit des Wurmes kund geben. Seht, wie sie nun herumschwimmen, um nach dem Wurme zu fahen."

„Dummer Bursche das", sagt lachend Otto, — „packt den Schwanz seines Kameraden statt des Wurmes."

„Der da ist aber noch dummer", ruft Karl; — „er schnappt gar nach seinem eigenen Fuß."

„Jetzt, jetzt hat einer den Wurm gefunden und sucht ihn zu verschlingen. Aber holla, da ist der andere auch schon da und packt auf der andern Seite an", sagt Otto.

„Ach! seht", ruft die kleine Marie, „da frißt einer dem Vater aus der Hand!"

„Sie haben sich eben an mich gewöhnt. Und wir sehen hier wieder wie

der Menſch durch ruhige freundliche Behandlung auch ſolche Thiere zutraulich machen kann, die im Ganzen wenig Intelligenz zeigen."

„Ja", fiel Mina ein, „und an jedem Thiere finden wir Etwas, das uns intereſſirt und uns dasſelbe lieb machen kann. Ich finde dieſe Molche, ſeit ich ſehe, wie zahm ſie ſind, nicht mehr häßlich, wenn auch noch nicht gerade ſchön."

Es muß Euch das eine Ermunterung ſein, meine lieben Kinder, die Natur und ihre Wunder näher kennen zu lernen, einzudringen in das eigenthümliche Leben der Pflanzenwelt, in das Treiben und Schaffen der Thiere und ſo Euch immer tiefer und tiefer hineinzufühlen in das Walten unſers Gottes voll unendlicher Weisheit und Liebe.

Die Enkelinen am Geburtstage der Großmutter.

(Ein kleiner dramatiſcher Scherz, um der Großmutter in heiterer Weiſe zu gratuliren.)

Von **Auguſte v. Gäßler.**

Clara, ein noch ſehr junges Mädchen, die älteſte des Hauſes,

Gabriele und klein Tonchen } ihre Schweſtern,

Anna und Guſtchen } Couſinen der Erſtgenannten,

Röschen und Malchen } ein noch ſehr kleines Schweſternpaar, ebenfalls Couſinen der Uebrigen.

Ein feſtlich geſchmücktes Gemach, — im Vordergrunde ein Tiſch mit langen Tüchern behangen, auf welchem allerlei hübſche Handarbeiten zierlich geordnet liegen, — in Mitte derſelben, ganz beſonders in die Augen fallend, ein Kranz von friſchen Blumen.

Gabriele (in Feſtkleidern, leiſe aus einem Nebenzimmer tretend und ſich dem Tiſch nähernd.)

Ei wie luſtig, ei wie luſtig! — Bin ich wirklich noch allein? —
Freue Dich nun Gabriele, freue Dich, der Kranz iſt Dein! —
(Sie nimmt den Kranz vom Tiſch und betrachtet ihn mit ſichtbarem Vergnügen)
Ei wie ſchön! Fürwahr der Gärtner hat ihn allerliebſt gebunden, —
O weil ich nur heute glücklich mich zuerſt hier eingefunden!

Zwar die Schwestern und Cousinen werden brummen, — sicherlich, —
Doch das thut nichts, Gabriele, dieser Kranz er ist für Dich, —
Denn so ward es ja beschlossen, wer zuerst im Festgewand
Heute hier erscheinet, greife nach dem Kranz mit kühner Hand,
Und Großmütterchen, dem lieben, darf die Glückliche ihn reichen,
Frommer Kindesliebe ist der duft'ge Ring ein sinnig' Zeichen, —
Und das Sprüchlein, das der Vater selbst gedichtet, darf sie sagen, —
Nicht gering, fürwahr, die Ehre heute diesen Kranz zu tragen! —
Doch was jetzt zunächst beginnen? — Ei die Schwestern, gar zu gerne
Neckt' ich sie, und die Cousinen, — sicher sind sie nicht mehr ferne; —
Aber weiß schon wie ich's mache, — unter Tisch und Tücher will
Mit dem Kranz ich mich verstecken und mich halten mäuschenstill.

(Sie setzt den Kranz auf den Kopf und singt, während sie lustig unter den Tisch schlüpft.)

Der Bauer hat ein Taubenhaus und ich den Kranz, juhei! —
Wollt ihr ihn suchen Schwesterlein, so kommt nur schnell herbei! —

(Anna erscheint nun unter der Thüre des Nebenzimmers, ganz im selben Momente schleicht Gustchen durch eine andere Thüre im Hintergrunde des Gemaches, aber von Anna unbemerkt herein, — Beide nähern sich dem Tische, — Gustchen immer leise hinter Anna herschleichend.)

Anna.

Ganz allein, — bin ich die Erste? — Welch' ein Glück, — ganz unerhört!

Gustchen, (mit neckischem Knix.)

Mademoiselle, Pardon, — Vergebung, wenn ich Sie vielleicht gestört?

Anna (etwas ärgerlich.)

Aber nein, — mich so erschrecken! — Kannst Du es denn gar nicht lassen
Dieses Necken, — Ach schon glaubt' ich den geliebten Kranz zu fassen! —

Gustchen (schelmisch.)

Hab' es auch geglaubt, da schlichest Du mit mir herein so fein, —
Ei, wer wird den Kranz nun tragen, von uns Beiden, Schwesterlein? —

Anna.

Du gewiß nicht, ich bin älter, — älter um ein ganzes Jahr,
Mir gebührt daher die Ehre, das ist einmal sonnenklar. —

Gustchen.

Meine nicht, doch hier kommt Clara, — sie die Kluge soll entscheiden! —
(zu Clara gewendet.)
Ei Cousinchen, rathe einmal, wer die Erste von uns Beiden? —

(Clara nähert sich in geschäftiger Eile und trägt ein Körbchen voll zierlicher Blumensträuße.)

Clara.

Habe keine Zeit, — ihr müßt schon selber Eure Händel schlichten,

Denn an einem ſolchen Tage gibt es Vieles herzurichten. —
Mütterchen will, daß ich Alles zierlich ordne, nett und fein, —
Ihr thut freilich nichts, — da könnt' ich auch gar leicht die Erſte ſein. —
Seht nur hier die hübſchen Sträußchen, duft'ge Veilchen, duft'ge Roſen,
Hier Reſeden um der Veilchen Kelche, um die blätterloſen,
Bei der Roſe hier der Epheu, ihrer Gluth ein dunkler Rahmen,
Und wie niedlich dieſes Sträußchen mit den Primeln und Cyclamen!

(Während ſie das Körbchen auf den Tiſch ſtellt.)

Doch wo iſt der Kranz Ihr Kinder? — Mutter trug ihn ſelbſt hieher —
Sonderbar, ganz unbegreiflich! — Seh' ich ihn doch nirgends mehr? —

Anna (ganz erſchrocken.)

Meinen Kranz? —

Guſtchen (neckend).

Er iſt verſchwunden; — Anna wer wird jetzt ihn tragen?

Clara (kopfſchüttelnd).

Sonderbar, ganz unbegreiflich! — Werde gleich die Mutter fragen. —

(Entfernt ſich durch eine beliebige Thüre.)

Guſtchen (voll Uebermuth).

Schrecken, Schrecken, über Schrecken! — Schweſterchen, was mag das werden?
Deutlich ſieht man eben wieder, daß kein wahres Glück auf Erden. —
Biſt die Erſte kaum geworden, weil Du älter biſt als ich,
Und nun iſt kein Kranz vorhanden, — das iſt doch recht ärgerlich!

Anna.

Spotte nur, den hat die Tante eben wieder weggenommen,
Und zur rechten Stunde wird er doch in meine Hände kommen. —

Guſtchen

(ſich nach der Thüre wendend, in welcher das kleine Tonchen mit einem großen Kuchen erſcheint.)

Sieh' da, Tonchen mit dem Kuchen! — kaum vermag ſie ihn zu tragen. —

Tonchen.

Thut nichts, für Großmutter will ſich Tonchen ja recht gerne plagen, —
Und ich weiß es, nicht vergebens bring ich ihr den ſchweren Kuchen,
Tonchen, wird ſie ſagen, willſt Du nicht ein Stückchen gleich verſuchen? —

(ſtellt den Kuchen auf den Tiſch.)

Anna.

Ei wie fein! — doch ſag' Couſinchen, wo nur Gabriele bleibt? —

Tonchen.

Hab' ſie heut' noch nicht geſehen, — weiß nicht, was ſie wieder treibt. —

Guſtchen.

O die haſcht gewiß im Garten Käfer noch und Schmetterlinge
Oder ſingt mit allen Vögeln, — immer iſt ſie guter Dinge. —

Anna.

Oder ſpielt mit ihrer Katze?

Tonchen.

Nein, die Katze mag nicht mehr,
Spielt nicht mehr mit Gabriele, denn ſie neckt ſie gar zu ſehr. —

Clara (mit Malchen und Röschen an der Hand eintretend).

Hier ſind endlich auch die Kinder, — Onkel brachte ſie ſoeben,
Dürfen heut' zum erſten Male auch ein Sträußchen übergeben.
O wie wird Großmutter wieder ſich ergötzen an den Kleinen,
Wenn im Kranz der Enkelinen, ſie die Knösplein auch erſcheinen. —
Ach, die Gute harret unſer, der geliebten Enkelinen,
Seid Ihr nun bereit zur Feier, liebe Schweſtern und Couſinen? —

Anna.

Ach gewiß, nur Gabriele fehlet und noch obendrein
Auch der Kranz;

Clara.

Ganz unbegreiflich, — dieſer Kranz, wo mag er ſein?

Guſtchen.

Räthſelhaft iſt er verſchwunden.

Clara.

Mutter hat ihn nicht genommen.

Anna (ſeufzend).

O, wo iſt mein lieber, guter, ſchöner Kranz nur hingekommen? —

Gabriele (luſtig unter dem Tiſch hervorſchlüpfend).

Ei, da ſind wir alle Beide, Schweſterchen, der Kranz und ich,
Sind vor Euch ſchon dageweſen, — waret allzu kümmerlich!

Anna und Tonchen (ſehr überraſcht)

Gabriele!

Guſtchen (lachend).

Loſes Mädel!

Clara (verweiſend).

Immer dieſe tollen Streiche!

Gabriele (ſchelmiſch zu Clara).

Schweſterchen nicht böſe werden!
(zu den Uebrigen)
Thut nur über's Jahr das Gleiche! —

Guſtchen (neckend zu Anna).

Unſer Streit iſt nun entſchieden, Anna, das iſt ſonnenklar!

Tonchen (etwas ungeduldig).

Sputet Euch, ſchon allzulange ſteht mein Kuchen hier fürwahr!

Clara.

(beſchwichtigend, während ſie die Sträußchen unter die Kinder vertheilt).

O, weil wir den Kranz nur haben, — wer ihn trägt, iſt einerlei,
Dieſe Sträußchen ſind für Alle, Kinderchen nun kommt herbei!
Röschen, Malchen, ſeid hübſch artig, nehmt die friſchen Roſen hier;
Lieb' Großmütterchen, ſo ſaget, wir auch gratuliren Dir! —
Veilchen und Reſeden mögen Anna und Auguſte theilen, —
Tonchen, haſt Du Deinen Kuchen? — Kinderchen nun laßt uns eilen! —
So, nun ſind wir endlich fertig; — Trägerin des Kranzes, Du,
Kleine ſchlaue Gabriele, führ' uns nun Großmutter zu! —

(Nun ſetzt ſich der Zug der Gratulanten in Bewegung, — Gabriele mit dem Kranz an der Spitze, — ihr folgen Anna und Guſtchen, dann Tonchen mit dem Kuchen und endlich Clara mit klein' Röschen und klein' Malchen an der Hand, — ſie ſchreiten langſam und feierlich auf die Großmutter zu, die ſich auf dem Ehrenplatze im Publikum befindet, und Gabriele überreicht zuerſt ihren Kranz, während ſie folgende Worte ſpricht:)

Gabriele.

Großmütterchen, Du liebes, da ſind wir Alle wieder,
Und legen Blumengaben in Deine Hände nieder, —
In Deine treuen Hände, die nur zu ſegnen pflegen,
O breite ſie auch heute aus über uns zum Segen, —
Und nimm mit dieſen Blumen auch uns, die Kinder, hin,
Dein kleines Blumengärtlein, Du treue Gärtnerin, —
Und warte ſein auch fürder mit liebevoller Güte,
Und hege treu wie immer die Knoſpe und die Blüthe,
Daß nicht der Froſt des Lebens die junge Pflanze ſtreift
Eh' ſie im ſtillen Gärtlein zur vollen Kraft gereift, —
Daß ſie kein Wurm benage, kein gift'ger Hauch verſenge,
Und daß nicht wuchernd Unkraut erſtickend ſie beenge! —
Die Sonne Deiner Liebe laß in Dein Gärtlein ſcheinen,
Es neigen ihr ſo gerne die Blumen ſich, die Kleinen, —
Und Deine milde Rede, Dein ernſt' und mahnend' Wort,
Erfriſche und belebe, wie Thau, ſie immerfort, —
Gott aber lohne reichlich Dein ſtilles frommes Mühen,
Es möge Dich Dein Gärtlein recht lange noch umblühen,
Und froh wie heute, kehre uns oft noch dieſe Stunde,
Großmütterchen, und bringe Dir unſrer Liebe Kunde! —

(Nun überreichen auch die Uebrigen ihre Gaben.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Frau Zirbelnuß

oder

die Befreiung Rosamundens aus dem Hexenrevier.

Eine Tragödie schier;
Doch weil Alles endet gut,
Man's eine Komödie nennen thut.

Von Friederike v. Ringseis

geb. von Hartmann.

Fünf Aufzüge,

(Mit Bild.)

Personen:

Ritter Marquard.
Irmengard, seine Frau.
Rosamunde, Beider Tochter.
Eginhard, Marquards ehmaliger Knappe.
Ein Bayer,
Ein Schwabe,
Ein Oberpfälzer, } Knappen.
Ein Franke,
Ein Rheinpfälzer,
Frau Zirbelnuß, Hexe.
Esel, Aufseher.
Minette, Kammerdienerin.
Affe, Stallmeister.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Vor einem alterthümlichen Schloß sitzen im Garten Ritter Marquard und Frau Irmengard; Ersterer in ritterlicher Haustracht in einem Armstuhl, an welchen gelehnt ein Krückenstock steht; des Ritters einer Fuß ruht auf einem Kissen; ein großes Buch liegt aufgeschlagen auf einem Tischchen neben ihm, aber er liest nicht, sondern ist in Gedanken versunken. Frau Irmengard, bleich und sorgenvoll aussehend, spinnt an der Spindel; sie blickt zum Himmel und seufzt.

Marquard (schlägt das Buch zu).

Ja, liebe Irmengard,
Heute gerade ist's ein Jahr,
Daß unsere Tochter entführet ward, —
Ein Schreckenstag fürwahr!

Wie traurig ſchwinden uns die Stunden,
Seitdem das liebe Kind verſchwunden!

Irmengard.

Und immer noch keine ſichre Kunde
Von unſrer theuren Roſamunde!
So viele Boten wir auch ausgeſandt
Auf weit und breit im deutſchen Land,
Keinem noch konnt' es gelingen,
Ein Wort des Troſtes uns zu bringen.
Ja hätt' ich nicht ein gottvertrauend Herz,
Längſt tödtete mich ſchon der Schmerz!

Marquard
(auf ſein krankes Bein zeigend).

Feſſelten mich nicht meine Wunden,
Unſer Kind wäre längſt gefunden!
So aber bin ich im Sorgenſtuhl wie gefei't,
Ach und fremde Hülfe reicht nicht weit.
Ja, hätt' ich noch die treuen Vaſallen,
Die im heiligen Lande gefallen,
Der Vielgetreuen Einen nur,
Wir wären längſt auf ſichrer Spur!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Pilger, den Hut tief im Geſicht, tritt auf.

Pilger.

Gelobt ſei unſer Herr!

Marquard und Irmengard.

Itzt und in Ewigkeit!

Marquard.

Sag, Pilger, an, woher Du kommſt und wer Du biſt!

Irmengard (für ſich).

Der kommt wohl von weit.

Pilger
(wirft ſeinen Hut, der mit einer Schnur am Halſe hängen bleibt, zurück, und naht Marquard, der ſich mühſam erhebt).

Kennt Ihr denn Euren Kriegsgefährten nimmer?

Marquard
(hält ſich die Hand vor, als blendete ihn etwas).

Ha, ſeh ich recht, und täuſcht mich nicht der Abendſchimmer,
So biſt Du mein Knappe Eginhard,
Der von den Sarazenen halb todt gefangen ward —
Längſt hielt ich Dich für verloren,
Selbſt jetzt trau' ich kaum Aug' und Ohren.
So ſei willkommen mir
Und bleibe wieder bei uns hier —
Erzähl' aus Deinem Leben,
Was ſich Merkwürdiges wohl hat ergeben!

Eginhard.

So ſei's!

(Er ſtellt ſich in die Mitte zwiſchen Marquard und Irmengard, die ſich ihm theilnehmend genähert, und die er ehrfurchtsvoll begrüßt hat.)

Nach manch erlitt'nem Mißgeſchick
Führt mich mein Engel zu Euch zurück;
Er führt mich über Land und Meer
Zu Euch als Liebesboten her.

Marquard.

Wie das, mein vielgetreuer Eginhard?

Irmengard (nach dem Herzen fühlend).

Mein Herz vor Freud' und Angſt erſtarrt!

Eginhard.

Nachdem ich viel' Länder und Städte durchſtreift,
Eine unbezwingliche Sehnſucht mich ergreift,
Mich heim zu verfügen in kürzeſter Friſt.
Nicht bei Tag noch bei Nacht mir Ruhe gegönnet iſt.
Da komm' ich auf einige Stunden von hier
In der Frau Zirbelnuß Jagdrevier;
Es war mir von früher Zeit her bekannt,
War ja immer das Hexenrevier genannt.
Faſt wär' ich d'raus wieder umgekehrt —
Aber eine inn're Stimme mir dieß verwehrt.

Da küßt' ich das Kreuz auf meinem Pilgerſtab
Und betete laut meinen Roſenkranz ab,
D'rauf ich getroſt immer weiter und weiter geh,
Bis ich plötzlich unter fünf ſchönen Linden ſteh,
Zu deren Laubgewölb ich hinaufſchau,
Wo ich erblicke einen gar ſeltſamen Bau:

(Marquard und Irmengard, die der Erzählung in geſpannter Aufmerkſamkeit zuhören, werden immer bewegter.)

Von gold'nen Stangen ein großes Vogelhaus,
Aus dem blickt ſchüchtern eine Jungfrau heraus.
Die ruft mir mit banger Stimme: Halt, Pilger, halt!
Trägſt Du im Buſen ein Herz, und biſt keine Truggeſtalt,
So komm um der Barmherzigkeit willen,
Einer unglücklichen Maid ihr Geſuch zu erfüllen.
Gefangen hält mich Frau Zirbelnuß —

(Marquard und Irmengard ſtoßen Beide einen Laut der Verwunderung und des Entſetzens aus.)

Aus altem Haß und Verdruß
Gegen die theuern Eltern mein, —
Verwandeln will ſie mich in ein Vögelein; —

(Marquard und Irmengard drücken noch ſtärker Abſcheu und Schrecken aus.)

Willſt Du mich nicht zu erretten trachten,
So muß ich mein Leben im Käfig verſchmachten!

(Irmengard bedeckt ſich das Geſicht mit beiden Händen, Marquard drückt Zorn und Schmerz aus.)

Mit einem Schwur gelobt' ich der edlen unglücklichen Maid,
Ihr beizuſtehen in ihrem erſchrecklichen Leid.
Ich verlangte hierauf, ihren Namen und Heimat zu wiſſen,
Und wie lange ſie ſchon die Freiheit thät miſſen.
Mit lieblicher Rede erzählte geſchwind
Ihr ganzes Geſchicke das arme Kind.

Marquard und Irmengard.

Ja wohl, — das arme Kind! —

(Beide, in Thränen, horchen dann von Neuem der Rede des Pilgers.)

Eginhard.

Da konnt' ich auf einmal ganz deutlich sehn,
Warum ich getrieben ward, in diesen Wald einzugehn.
Ich wollte noch gern manche Frage thun,
Allein sie bat, ich sollte nicht rasten noch ruh'n,
Bis ihre lieben Eltern die Kunde erhalten,
Welch ein Unstern thät über ihr walten.
Ein Wahrzeichen, verlangt' ich, sollt' sie mir geben,
Damit ihrer Eltern Herz zu beleben.
Da wehten die Winde
Ein Blatt von der Linde,
Das hascht sie geschwinde
Und küßt es gelinde;
Spricht dann: Gib ihnen Kunde,
Daß lebt Rosamunde.
Als sie das Blatt mir heruntergelassen,
Konnt' ich das liebliche Wunder kaum fassen.
Wo der rosige Mund berührte das Laub,
Zeichneten sich zwei Lippen aus Purpurstaub.

(Er zieht eine Kapsel aus dem Busen, öffnet sie und nimmt ein Lindenblatt heraus.)

Irmengard

(darnach langend und es an Aug und Herz drückend, ruft aus:)

Mir — mir das Blatt,
Das meines Kindes Mund berühret hat —
O süßes Blatt, komm an mein Aug und an mein Herz,
Und trockne meine Thränen und lindre meinen Schmerz!

Marquard.

Irmengard, von Deinem Gram gesunde!
Der heißersehnte Tag ist da; von unsrer Rosamunde
Ein treuer Bote Nachricht bringt.
So schrecklich sie auch klingt,
So fühl' ich doch mein Herz in Hoffnung neu aufleben —
Ich bau auf Gott! Er wird das theure Kind uns wiedergeben!
Komm, Glücksbote, komm, in unser Haus tritt ein,
Berathen wollen wir in traulichem Verein,

Wie wir am ſicherſten das arme Kind erretten
Aus der alten Hexe Zauberketten!

(Alle drei wenden ſich dem Schloſſe zu.)

Der Vorhang fällt, Ende des erſten Aufzugs.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Hofraum der Burg.

Mehrere Knappen (ein Bayer, ein Oberpfälzer, ein Schwabe, ein Franke, ein Rheinpfälzer) ſind überaus geſchäftig, Waffen und Rüſtungen zu putzen. Sie ſprechen im Dialekt ihrer Provinz.

Schwab.

Iſch das a Gethua, a Putza und Fega,
Dem donnderſchlächtiga Hexle wega!
Aber wenn mir's amal hennt, [1])
Wird's auh gleii verbrennt.

Bayer.

Da, Schwab, da haſt ſcho' Recht;
Ih freu mih drauf net ſchlecht.
Bal' ih awa-r-an Scheitahaufn a'ſchür,
Trink ih gleih a ſechs Maß Bier.

Oberpfälzer.

O Du leiber God,
Dau hauds nu koi' Naud.
Zoyerſch moyßma [2]) d'Hex hobn
Mit an graußn [3]) Stoi' an Krogn.
Daß ſih unſa laiwi [4]) Frau dabarm
Machts niad gar ſua viel Allarm!
A Hex is niad ſua gſchwing gfangt,
Wos mer nau an Erdäpfel langt.
So gwiß ih a Pfalzla bin und Sepp hoiß,
D' Frau Zirbelnuß is gauar [5]) a bäiſi [6]) Goiß!

---

[1]) hennt = haben. [2]) Zoyerſch moyßma = Zuerſt müßen wir. [3]) graußn = [4]) laiwi = liebe. [5]) gauar = gar. [6]) bäiſi = böſe.

Bayer.

Wenn mer nur wieder unſa Fräula kriegn,
An der alten Hex werd net viel liegn.

Rheinpfälzer.

Aeppel, Quetſche,[1]) Pannekuche!
Ihr dirft lang 's Hexelche ſuche!
Finne werd's, da wett ich druff,
Doch nor Eener vun Unne ruff.[2])

Franke.

Und der wär gwiß Niemand Anderſcht wie Du?
Loß aus den hoffärtig Gedanke!
Hexengſchichtla ghöre mir, den ſtolze Franke
Vor Alle zu.

Rheinpfälzer.

Vun wege dem Autodafe,
Kann ſei', daß ich Dir's zugeſteh,
Weil Du e Werzborcher[3]) biſcht,
E Hexeverbrenner unn guter Chriſcht.
Doch wo's nöthig, daß mer is piffig unn fei',
Do müſſe mir vor, mir Annre vum Rhei'.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Eginhard im ritterlichen Hausanzug, mit Barett und Feder, zierlich gekleidet.

Eginhard.

Was gibt's hier für Streit? —
Seid ihr mit Allem bereit?

Schwabe.

Herrle — wie werd mer's Hexle denn fange?
Mit Strickle, Spieß oder Stange?

Eginhard.

Still, ſtill! Denk' Jeder an ſeine Pflicht,
Das Uebrige Euch nicht anficht!

(Eginhard und die Knappen einzeln und im Chor ſingend.)

---

[1]) Quetſche = Zwetſchken. [2]) vun Unne ruff = von unten herauf, d. h. vom Rhein. [3]) Werzborcher. = Würzburger.

Unſer Plan iſt wohl überdacht;
Wenn Gottes Auge über uns wacht,
Wenn Jeder von uns ſeine Schuldigkeit thut,
Mit Beſonnenheit handelt und mit Muth,
So führen wir unſer Fräulein aus dem Hexenhain
In Bälde im Triumph hier ein.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Hexenhain. Ein großer Vogelbauer mit goldenen Stäben ſteht etwas im Hintergrund. In ihm ſitzt, zierlich in ſchwarz und roſa gekleidet, mit herabwallenden Locken Roſamunde. Zur Seite des Käfigs kniet Eginhard. Auf der andren Seite ſitzt in einer Trabantentracht, dazu ein Schlafmützchen zwiſchen den Ohren Eſel der Aufſeher, ſchlafend. Er hat Menſchengeſtalt, aber einen Eſelskopf. Die Hellebarde ruht in ſeinen gekreuzten Armen. Hie und da athmet er hörbar.

Eginhard.

Gott ſei Lob und Dank,
Daß ich Euch endlich gefunden!
Die Hoffnung ſchon ſank;
Denn ſeit mehreren Stunden
Durchirr' ich den Hain —
Ich ſucht' Euch unter den Linden,
Ich drang in jedes Dickicht ein,
Und konnt' Euch doch nicht finden.

Roſamunde.

Vor einigen Tagen
Ließ Frau Zirbelnuß
Mich in dieſes Boskett tragen,
Und zum Ueberfluß
Macht ſie den Eſel hier
Zu meinem Hellebardier.

(Eſel ſchnarcht.)

Eginhard.

Hat er die Schlüſſel zu Eurem Haus?

Roſamunde.

Ach leider nein, da wär' ich bald heraus!
Die Schlüſſel ſind beſſer verwahrt;
Wenn die alte Hex auf den Brocken fahrt,
Bekommt ſie Minette, der Frau Zirbelnuß erſte Kammerkatz,
Und dieſe iſt ein gar ſchlauer Schatz!

Eginhard.

Iſt ſie denn wirklich eine Katze?

Roſamunde.

Ehedem war ſie an einem Hofe,
Der Fürſtin Liebling, eine Zofe.
Als ſie in der Frau Zirbelnuß Hände fiel,
Berührte ſie dieſe mit ihrem Beſenſtiel —
Und ſo kam ſie zur Katzenfratze..

Eginhard.

Theilt ſie denn auch den Geſchmack dieſer Thiere?
Zum Beiſpiel: liebt ſie Mäuſebraten?

Roſamunde (lächelnd).

Du haſt es errathen.

Eginhard.

O! das iſt herrlich, das iſt gut,
Das gibt mir Hoffnung, belebt meinen Muth.
Hat man bei ſolchen Leutchen die ſchwache Seite gefunden,
So iſt ſchon viel überwunden.

Roſamunde

(nach der Seite hinhorchend, von welcher ſpäter Zirbelnuß und Gefolge kommen, legt den Finger auf den Mund).

Still, es kommt Geräuſch vom Schloße her,
Verweile nicht — ich fürchte ſehr . . .

Eginhard.

O theure Roſamunde,
In einer Stunde
Komm' ich wieder,
O kniee nieder
Und hebe Deines Geiſtes Schwingen

Zu Ihm empor, durch den allein es kann gelingen,
Dich in die Heimat unversehrt zu bringen!

(Beide heben Blick und Hände gegen Himmel empor, dann erhebt sich Eginhard und eilt fort.)

Zweiter Auftritt.

Rosamunde und Esel.

(Esel erwacht, dehnt sich, reibt sich die Augen, nimmt die Schlafmütze ab, die er einsteckt, reckt sich von Neuem, dann spricht er gähnend und umherblickend —)

Esel.

Alles in Ordnung; wär' schier ein wenig eingebuselt. Fast, Fast!
Unser Einer hat aber auch keine Ruh noch Rast.
Steh' ein Anderer her zu so einem Vögelchen Tag und Nacht,
Leichter wird's ihm wenn er eine Wannevoll Flöh' bewacht.
Wär' ich nicht so ein kluger, umsichtiger Mann,
Der sich in Alles finden und fügen kann,
Der Alles merkt, dem Nichts entgeht,
Der sich besonders auf junge Mädchen versteht,
Das Vögelchen da wäre schon lang ausgeflogen,
Aber mich hat noch Keiner betrogen.
Ich laß' sie nicht aus dem Gesicht —
Mir entwischt sie nicht.

Rosamunde (schalkhaft mit künstlicher Angst).

Ach Esel — Du bist ein schrecklicher Esel!

Esel (in hohem Selbstgefühl).

Das ist die Schuldigkeit mein,
Ein schrecklicher Esel zu sein.

(Er nimmt mit Gravität eine Prise Tabak und blickt in die Koulissen.)

Ha, da kommt die gnädige Frau hergeschritten;
Wie mir scheint, wird auf den Blocksberg geritten.
Sie trägt ihren aschgrauen Reithabit
Und bringt ihren Stallmeister mit.

Rosamunde.

Gott sei dafür gedankt!

Esel.

Sie scheint recht gut gelaunt, weil sie nicht zankt.

(Der Esel setzt sich in Positur mit aufgestellter Hellebarde.)

Dritter Auftritt.

Frau Zirbelnuß eilt ihrem Gefolge einige Schritte voraus. Ihr Anzug ist ein aschgraues Reitkleid, mit verschiedenen Zauberfiguren besetzt, rothe Stiefelchen, die man sieht, weil das Kleid vorn etwas kürzer; hinten aber ist es mit einer kleinen Schleppe gemacht; klirrende Sporen können den Stiefelchen angeheftet sein. Die Flachsperücke ist ober den Ohren in zwei Wuckeln, hinten in einen Catagan frisirt; ein goldbordirtes dreieckiges Hütchen sitzt gerade auf dem Kopfe, mit einem Federbüschel geschmückt, statt der Agraffe Hexenzeichen. Die furchtbar lange spitzige Nase mit Karfunkeln sticht vor Allem hervor. Die Bewegungen der Hexe sind heftig, sie trippelt viel hin und her, auch kann sie Zwickbrillen aufhaben. Ihre Sprache muß näselnd sein, die ganze Person Bösartigkeit und Geschäftigkeit ausdrücken. Eine Reitgerte hält sie in der Hand.

In ihrem Gefolge sind: 1) Minette, die Kammerfrau der Hexe; menschliche Gestalt im zierlichsten Zofenanzug, hat aber einen Katzenkopf und Hals. 2) Affe, der Stallmeister trägt Uniform, Reitstiefel ꝛc.; auf dem Affenkopf einen breigestülpten Hut. Man kann nach Belieben das Gefolge mit solchen Halbthieren vermehren; nur dürfen keine hervorstechenden darunter sein, weil die Hexe sagt, die Bedeutenderen seien auswärts.

Zirbelnuß.

Nun Kinderchen haltet gut Haus
Und treibt es nicht gar zu bunt und zu kraus!
Ihr wißt, es ist jetzt eine geschäftvolle Zeit;
Die Diener des Hauses sind weit,
Aller Orten gibt's zu thun und zu schaffen,
Da bleiben für's Haus nur Esel und Affen
Und anderes unbedeutendes Gezücht;
D'rum seid wachsam, vergesset Euch nicht!
Ich weiß oft kaum, wo der Kopf mir steht, —
Deßhalb auch eine Woch' um die andre vergeht,

(auf Rosamunden deutend)

Eh' ich dazu komm' Die dort zu metamorphosiren;
Bei meiner Zurückkunft will ich mich aber gleich damit occupiren.

(Rosamunde stoßt einen Schreckenslaut aus.)

Zirbelnuß.

A propos, Esel!

(Esel tritt näher und macht Bücklinge.)

In Ermanglung eines Gescheitern hab' ich Dich erkoren.

(auf Rosamunde zeigend)

Du bleibſt ihr Wächter — Du bürgſt für ſie mit Deinen langen Ohren.

Eſel (ſich tief verneigend).

Allzugnädig, — allzuſchmeichelhaft!

Affe

(der Gebieterin nahetretend, fragt unter Blicklingen mit gezierter Sprache).

Meine ſchöne Gebieterin hat noch nicht beſtimmt,
Ob ſie zu Bock oder zu Beſen die Cavalcade unternimmt.

Zirbelnuß.

'S iſt wahr! — Ich werde heute mich in höhere Regionen begeben,
Und etwa dreitauſend Fuß über der Meeresfläche ſchweben.
Da reit' ich lieber auf einem leichten Beſen;
Der Bock iſt ein gar ſchwerfällig Weſen.
Auch wirkt ſein Parfum noch außerdem
Zu ſtark auf mein Nervenſyſtem.

Affe.

Iſt mir's gegönnt, meine erhabene Frau zu begleiten?

Zirbelnuß.

Ach bleib' er mir weg, er kann ja auf meine Art nicht reiten!

(Affe ab).

Zirbelnuß

(nachdem ſie einige Zeit mit dem Finger an der Stirne dageſtanden, wendet ſich gegen Minette).

He, mir kommt gerade noch etwas in den Sinn;
Minette! He Minette —

Minette.

Meine gnädigſte Gebieterin!

Zirbelnuß.

Dieſe Schlüſſel übergeb' ich Dir —
Bewahr ſie wie Deine Augäpfel mir!
Der gold'ne Schlüſſel gehört an den Vogelbauer,
Der ſilberne da zu der Gartenmauer;
Die andern ſind Dir ſo ſchon bekannt.
Ich weiß, Du biſt ſchlau und gewandt,
Deßhalb hab' ich Dich zur Beſchließ'rin erleſen.
Verſieh'ſt Du aber das Geringſte,
So biſt Du am längſten Minette geweſen.

Zur scheußlichsten Kröte verwandl' ich Dich dann,
Und geb' Dir Herrn Quickquack, den Laubfrosch, zum Mann.

(Minette schaudert zusammen und pfutzt nach Katzenart.)

So, da ich Euch nun Alle in Liebe entlassen,
Will ich mich noch in Kürze fassen:
Thut Alle Eure Pflicht,
Gebt Acht auf Feuer und Licht,
Meine guten Lehren vergesset nicht!

(Nach einer kleinen Pause, in welcher sie herumblickt.)

Wo bleibt denn der Besen? Wo bleibt denn der Stallmeister, der Wicht?

Affe erscheint mit einem schön gezäumten Besen, oben am Stiel mit einem Thierkopf geziert, den er tätschelt und streichelt beim Vorführen am Zügel, wie man mit Rossen thut. Ueberhaupt soll der Stallmeister so viel als möglich alle Gebräuche beobachten, die bei einer zu Pferd steigenden Dame üblich sind. Hat die Hexe sich zurechtgesetzt, so gibt sie dem Besen einen Hieb mit der Reitgerte, reitet ein Paarmal im Kreis herum und dann in die Koulisse hinein. (Wo es thunlich, wäre es freilich schöner, wenn sie in die Luft flöge.)

Wenn sie dem Publikum nicht mehr sichtbar ist, schauen die Schauspieler in die Höhe, als ob sie die Hexe in den Lüften fliegen sähen. Soviel sie beim Abschied Bücklinge gemacht, soviel geben sie nun Zeichen des Hasses.

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Bühne wie im vorigen Aufzug. Rosamunde im Käfig; Esel, sie bewachend; Minette; gleich darauf Eginhard als Mäusemann mit grauem Kittel und breitkrämpigem Hut, hat mehrere Vogelhäuschen anhängen; in einem derselben sind weiße Mäuschen (man macht solche aus Baumwolle, Watte, die Schwänzchen von Schnürchen und die Augen von rothen Glasperlen).

Minette

(auftretend mit einem Bund Schlüssel, zum Esel).

Ich mache gerade die Runde;
Was treibt Dein Fräulein Rosamunde?

Esel

(während Eginhard auftritt, in seinem Häuschen kramt und es auf den Boden stellt).

Die sitzt in ihrem Käfig ganz still;
Wenn Fräulein Minette sie sehen will . . .

Eginhard

(immer noch beſchäftigt, thut als ob er auf Nichts Acht gäbe und fangt zu ſingen an).

Tra lirum larum leier,
Weiße Mäuschen ſind gar theuer
Ich ſuche welche, wo ich kann,
D'rum nennt man mich den Mäuſemann.
Tra lirum larum leier,
Weiße Mäuschen ſind jetzt theuer.

Minette

(ſpitzt die Ohren, nähert ſich ihm, wendet ſich dann an den Eſel).

Wer iſt der Mann? . . . Verſtehſt Du nicht,
Wovon ſein Liedchen ſpricht?

Eſel.

Nein, ich habe nichts vernommen.

Minette.

Mir aber iſt vorgekommen,
Als ſäng' er was von Mäuschen.
Hat er vielleicht welche in dem Häuschen?

Eginhard

(zieht unter ſeinen Sachen einen Strauß Diſteln hervor, ordnet ihn und ſingt dabei:)

Tra lirum larum leier,
Ich gebe keinen Dreier
Für alle Blumen in der Welt,
Die Diſtel mir allein gefällt.

Tra lirum larum leier
D'rum geb' ich keinen Dreier
Für alle Blumen in der Welt,
Denn nur die Diſtel mir gefällt.

Eſel.

Bravo! Das iſt ein Mann von Geſchmack;
Mit dem muß ich Bekanntſchaft machen.

Minette.

Frag einmal! Vielleicht verkauft er von ſeinen Sachen.

(Sie will ſich zurückziehn, Eginhard tritt eilig auf ſie zu, indem er ſich ſehr höflich verneigt.)

Eginhard.

Ha mein ſchönes Kind,
Wohin ſo geſchwind?
Wie darf ich Sie nennen?
Lehren Sie mich Titel und Namen kennen!

Minette (mit kammerjüngferlicher Würde).

Mein Titel und Name?
Minette, der hochgebornen Frau Zirbelnuß erſte Kammerdame.

Eginhard.

Genehmigen Sie meinen Reſpekt! (verneigt ſich tief.)
Ihr unterthänigſter Knecht!

Minette (für ſich).

Der Menſch ſpricht nicht ſchlecht.
(Zu Eginhard.) Wer iſt Er?

(Der Eſel hat ſich während des Geſpräches zwiſchen Eginhard und Minette auf ſeinen Stuhl zurückgezogen und iſt eingeſchlummert.)

Eginhard.

Ich bin eines Naturforſchers Sohn,
Zoologie iſt eigentlich meine Profeſſion.
Da ich gehört daß die gnädige Frau Zirbelnuß
Aus dieſer Wiſſenſchaft ſchöpfet Genuß,
Hab' ich mir die Freiheit genommen,
Mit meiner Menagerie hieherzukommen.
(gegen Minette ſich neigend)
Darf ich wohl hoffen auf Ihre hohe Protektion?

Minette (heftig).

Wie? Eines Naturforſchers Sohn
Macht auf mein Vorwort Speculation?
So Einer darf ſich erfrechen,
Mich um Protektion anzuſprechen?

(Da Eginhard ganz erſtaunt ſteht)

Wähnt Er, ich wiſſe nicht, was Ihr verübet an meinem Geſchlecht,
Wie Ihr es ſchindet, ſchneidet und ſtecht?

Eginhard.

Ach gnädiges Fräulein, Sie ſticheln auf vergleichende Anatomie;

Ich verſichere Sie, mit der befaſſe ich mich nie,
Wo denken Sie hin, ich tödte höchſtens große Thiere!

Minette (mit Indignation).*)

So? Das bekennt Er ohne Scheu?
Sind's etwa mein Vetter, der große Leu
Und meine edlen Verwandten alle?

(mit Pathos und eine Thräne vom Katzenauge wiſchend; dann wieder entrüſtet)

Hebet Euch fort, Ihr macht mir Galle!

Eginhard (eilig).

Zum Löwenjäger bin ich nicht geboren;
Ich ſchwör's bei Ihren Roſenohren.
Ich handle nur mit kleinem Gezücht;
Mit großem mag ich ſelber nicht.
Sie ſollten einmal meine fröhlichen Mäuschen ſeh'n,
Da würde Ihnen der häßliche Argwohn vergeh'n.

Minette

(macht bei dem Wort Mäuschen eine heftige Bewegung und fragt haſtig).

Wo? Wo habt Ihr Mäuschen?

Eginhard

(rückt das Vogelhaus mit den Mäuschen zurecht, hindeutend).

Hier, Fräulein, in dem Häuschen!

---

*) Dieſe Stelle hieß urſprünglich wie hier unten folgt und war eine Anſpielung auf den unter den Zuſchauern geladenen Prof. Gotthilf Heinrich Schubert, den verehrten Freund des Hauſes. In Cairo war derſelbe mit ſeinen Reiſegefährten durch ein Geſchenk des Vicekönigs Mehemet Ali, einen ſchönen Löwen, in nicht geringe Verlegenheit geſetzt worden; er hatte hierauf den koſtſpieligen wilden Geſellen heimlich tödten und ausbalgen laſſen und den Balg nach München gebracht, wo derſelbe ausgeſtopft noch in der Akademie zu ſehen.

Minette (mit Indignation).

So war er etwa auch in Cairo dabei,

(ſie wiſcht ſich eine Thräne vom Katzenauge und ſpricht mit Pathos)

Als man meinen Vetter, den edlen Leu . . .

Eginhard.

Die Unthat ein'ger Münchner-Profeſſoren
Kam mir, ich kann's nicht läugnen, zu Ohren.
Ich aber bin von ſolcher Unthat völlig frei,
Ich ſchwör' es Ihnen, ich war nicht dabei!
Ich handle nur u. ſ. w.

Minette.

Die will ich seh'n — geschwind!

Eginhard zieht mit Sorgfalt ein Mäuschen hervor und küßt es; während dem steigert sich Minetten's Begierde; er reicht es ihr hin, sie langt hastig danach, kratzt Eginhard dabei in die Hand, der rasch und mit dem Ausdruck argen Schmerzes seine Hand wegzieht, und sie, um den Schmerz zu mildern, leckt, indem er laut aufschreit.

Eginhard.

Autsch — Gnädiges Fräulein!

(Minette wirft in dem Augenblick, als sie das Mäuschen erfaßt, ihre Pflichten vergessend, die Schlüßel hin und lauft mit ihrer Beute davon).

Eginhard

(erfaßt im Triumph die Schlüßel, dann steckt er den Distelstrauß dem schlummernden Esel in die Hand, so daß jener das erste ist, was dieser beim Erwachen erblicken muß).

Wie wird bei seinem Erwachen
Das Herz im Leib ihm lachen!

(Indem Eginhard an dem Schloße des Vogelbauers, in welchem Rosamunde Alles mit dem größten Antheil miterlebt hat, den Schlüssel ansteckt, spricht er zu ihr:)

Komm, Rosamunde,
Zum Thalesgrunde!
Die Rosse scharren,
Die Diener harren,
Die Eltern bangen;
Still' ihr Verlangen,
Nicht länger weile,
Nur fort in Eile,
Und ohne Ruh
Der Heimat zu!

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Waldgegend. Minette und Esel treten auf, jene ein leichtes Strohhütchen auf, einen Sommershawl über den Schultern, ein Sacktuch und einen Sonnenschirm in den Händen, leicht einhertrippelnd; Esel mühselig auf einen Stab gebeugt und unter der Last von Paketen, Schachteln, Kästchen, Regenschirm, Bügeleisen, Nadel- und Nähkissen, Brenneisen, Pommadetiegel, Haubenstock, Hut, Hauben ꝛc. ꝛc.

Esel.

Ach sei barmherzig, — ich bitte Dich,

Laß mich doch ein wenig raſten!
Hunger und Durſt quälen mich,
Ich unterliege unter den Schachteln und Kaſten.

Minette.

Wir ſind im Walde da
Dem Hexenrevier noch zu nah.
Holt uns die Alte ein, ſo ſind wir verloren,
Krabbeln Dir denn nicht Deine langen Ohren?

Eſel.

Wir wären längſt ſchon über Stock und Stein,
Packteſt Du nicht allen Plunder ein.
Alles mußt' mit, ſogar der ſchwere Block
Von einem alten Haubenſtock.

Minette

(ſich mit dem Sacktuch Luft zufächelnd.)

Der gehört, wie auch das andere, zu meiner Profeſſion;
Damit verſchaff' ich mir wieder eine Condition.

Eſel.

So? Womit verſchaff' denn ich mir eine, Euer Huld?

Minette.

Durch Tragen, — Schweigen — und Geduld.

Eſel

(kleinlaut.)

So, ſo? Nun, wie Du meinſt, ſo ſei es!

Minette

(in die Kuliſſen blickend).

Da kommen Leute; wir wollen uns verſtecken;
Das dumme Volk pflegt uns zu necken.

(Sie verbergen ſich hinter das Gebüſch.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen, verſteckt. Eginhard, Roſamunde und die Knappen treten auf. Zwei der Knappen eröffnen, drei ſchließen den Zug. Sowohl Eginhard als die Knappen haben Schilde, worauf je ein ſ. g. Hexenkreuz gemalt iſt. Bald darauf die Hexe.

Eginhard.

Bleibt ſtehn! Wir wollen Umſchau halten.
Noch ſind gefährlich uns die feindlichen Gewalten.

Nicht unbedacht
Sei unſer theurer Raub neu in Gefahr gebracht!

Roſamunde.

O weh! Die Hexe kommt gefahren!

Eginhard.

Eilt, um das Fräulein Euch zu ſchaaren!
Auf Schild und Schwert den ſtarken Zeichen
Muß die verruchte Hexe weichen!

(Sie ſtellen ſich, Roſamunden in die Mitte nehmend, im Kreis geſchloſſen um ſie herum, die 6 Schilde vorſtreckend. Eginhard ſteht im Kreis den Zuſchauern gegenüber und ſtreckt der Hexe auch ſeinen kreuzgeſtaltigen Schwertgriff entgegen.)

Zirbelnuß

(auf ihrem Beſen raſch hereinreitend.)

Was gibt es? Was iſt das? Was ſeh' ich? O Graus!
Ihr Räuber, Ihr Schelme, die Beute heraus!
Das ſollt Ihr entgelten, das ſollt Ihr mir büßen,
Gleich ſoll Euch mit Zauber mein Beſen begrüßen!
Ich wandl' Euch in Käfer, in Wanzen, in Ratzen,
In Böcke, in Hunde mit gräulichen Fratzen!
Mit Fledermausflügeln begab' ich Euch ſchnell,
Glotzaugen, Dürrbeinen und borſtigem Fell.

(Sie umtanzt den Kreis, und ſchlägt bei jeder verwünſchenden Benennung auf einen der Schilde.)

Eginhard und die Knappen.

Wir ſind geweiht!

Hexe.

Sie ſind gefeit! Vermaledeit!
Was hat das Gezücht mir angethan?
Ich kann ihm nicht an.

Die Knappen.

Das Hexenkreuz auf unſ'rem Schild,
Das macht ſie wild!

Zirbelnuß.

Glaubt mir nur nicht zu entrinnen!
Werdet Kröten, Katzen, Spinnen,

Sollt miauen, mäckern, bellen,
Ich will es Euch weiſen, ich will's Euch beſtellen!

(So oft ſie einem der Knappen nah kommt, ſtreckt er ihr ſeinen Schild entgegen.)

Es thut nicht gut;
Verdammte Brut!
Sie ſind gefeit.

Eginhard und die Knappen.

Wir ſind geweiht!
Auf Schild und Schwert den ſtarken Zeichen
Muß Dein verruchter Beſen weichen.

Zirbelnuß.

Mich hemmt der Beſen, weg werf' ich ihn weit.

(Sie wirft den Beſen weg.)

Roſamunde.

Jetzt wird ſie uns packen
Mit ihren hölliſchen Hacken.

Eginhard.

Trau auf den Himmel, edle Maid!

Eſel

(hat zugleich mit Minette dem Auftritt eifrig aus dem Gebüſch hervor zugeſehen; jetzt wirft er mit Gepolter ſeine Gepäcklaſt ab und ſtürzt auf den von der Hexe weggeworfnen Beſen los, ergreift ihn und ſetzt ihr nach, während ſie mit gekrümmten Fingern dem geſchloſſenen Kreis vergeblich beizukommen ſucht. Eſel erreicht ſie, wie ſie gerade im Hintergrund, an der vom Publikum abgewendeten Seite des Kreiſes, alſo von dieſem gedeckt ſich befindet, berührt ſie, ſelber noch ſichtbar, von fern mit dem Beſen und ruft:

Ein Holzklotz ſei von dieſer Zeit!

Alle Knappen (in Bewegung.)

Brav, Eſel, das war einmal geſcheit!

Eginhard,

(der bei dem letzten Anfall der Hexe ſich mit dem ganzen Kreiſe mitgedreht hat.)

Triumph, die Hexe iſt beſiegt,
Zum ſcheußlichen Holzklotz verwandelt liegt!

(Da ſich der Kreis getheilt hat, ſieht man ſtatt der Hexe einen abenteuerlich wie Wurzwerk mißgeſtalteten Holzblock, den man leicht aus dem Gebüſch hervorſchieben kann.)

Roſamunde.

Sind wir gerettet? Ich kann's kaum faſſen!

Eginhard.

Ja, edle Maid, ſollſt länger nicht erblaſſen!

Roſamunde.

O Eſel, Du guter, du herrlicher Mann!
Wie kam Dir der Einfall ſo ſchnell? Sag an!

Eſel

(der den nach der Hexe hin ausgeſtreckten Beſen noch in ſtarrer Verwunderung feſtgehalten.)

Bin ſelbſt noch ganz verdutzt davon;

(ſich an die Stirne greifend; dann faßt er ſich und ſagt mit Selbſtgefühl)

Es muß Génie ſein, Inſpiration!

Minette (mit Begeiſterung auf ihn zueilend.)

O Eſel! Von Dir das erleben müſſen!
Ich kann nicht anders, ich muß Dich küſſen! (Sie umarmt ihn.)

Eginhard.

Nicht länger dürfen wir verweilen.
Den bange Harrenden laßt ſchnell uns eilen
Die Freudenbotſchaft mitzutheilen!

Minette

(ſtürzt zu ſeinen Füßen nieder und hält ihm gemeinſchaftlich mit dem auch daknieenden Eſel den Beſen hin.)

Eſel und Minette.

Uns, uns vor Allen
Thu den Gefallen,
Gib uns wieder Menſchengeſtalt!

Eginhard.

Noch einmal übe denn Gewalt,
Euch zu entzaubern, der Hexenbeſen!
Doch bald, ſo wahr ich vor Euch ſteh,
Wird feierlich im Autodafe
Er mit dem giftigen Klotz verbrannt;
Dann werden noch Viele vom Spuk geneſen,
Befreit von der Höllenbrut wird das Land.

(Die Thierköpfe, vom Beſen berührt, fallen ab.)

Schwabe.

Hörſcht, Klötzle? Daß dich das Mäusle beiß!
Mir mache dir noch das Höllele heiß!

Oberpfälzer.

Gelt Hex, ko'ſt diy niad dra'n und niad wyrn
Und mouſt do Alles hayarn*) und ſpürn.

Franke.

Von neumerlei Holz bau mir de Stoß
Gewaltig groß!
Dees werd e Geknall und e Ziſche ſein,
Der Klotz, der werd pratzle und Feuer ſpei'n!

Rheinpfälzer.

Deß gibt e Pläſirche; do danze mer rum
Un kriche brav Wei', deß is nit dumm!

Bayer.

Dö Gaudi! Dös riecht mer viel Stund weit weg,
Dös ranzi Gebranntel von Zirbelnußſpeck!

Eginhard.

Der Worte genug!
Jetzt ordnet den Zug!
Erſt, Eſel, Du mit der Trophäe,
Daß man von Weitem ſie erſpähe;
Du, edle Maid, von mir geleitet;
Minette ſodann,
Deine Zofe fortan;
Hierauf der Zug der Knappen ſchreitet!
Nun lüpft den häßlichen Klotz empor,
So ziehn wir durch des Schloſſes Thor!

Sie ordnen ſich nach ſeiner Angabe; Eſel trägt den Beſen wie eine Standarte voran; ihm folgen Eginhard und Roſamunde, dann kommt Minette; hierauf die Knappen mit über den Rücken gehängten Schilden; zwei von ihnen tragen den Klotz. Sie ziehen einmal um die Bühne herum; da ſie dieſelbe verlaſſen wollen, ruft

Eginhard.

Nein, haltet ein, dort naht fürwahr,
O Roſamund, Dein Elternpaar. (Sie halten.)

*) hayarn = hören.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Marquard und Irmengrad.

Die Eltern (raſch auftretend.)

Wo, wo iſt unſer Kind?

(Roſamunde ſtürzt in ihre Arme).

Eginhard.

Befreit;

Deß ſei der Himmel benedeit!

Marquard, Irmengard, Roſamund und Eginhard ſtehen in der Mitte, die Andern um ſie herum.

Alle.

Schluß-Chor.

Befreit, befreit!

Deß ſei der Himmel benedeit!

Ende.

Unglaublich und doch wahr.

Von Dr. H. Holland.

III.

In weiterer Reihe mag an die Jongleure erinnert werden, welche vergoldete Kugeln auf das zierlichſte zu werfen und zu fangen wiſſen und auf gleiche Weiſe mit Ringen, Degen und anderen Dingen ihr angenehmes Spiel pflegen. Xenophon in ſeinem „Gaſtmahl“ erzählt, daß eine Gauklerin zwölf Ringe während des Tanzes in die Höhe geworfen und der Reihe nach wieder aufgefangen habe. Dem ſchnellfingerigen Agathinus, welcher daſſelbe Spiel mit kleinen Tellern oder runden Schilden trieb, fiel, wenn man dem Martial glauben darf, nie ein Schild zur Erde, wenn auch Wind und Regen dem Spiele hinderlich waren; ſtets fing er die herabfallenden auf und nicht blos mit den Händen, ſondern mit gleichmäßiger Mitwirkung des ganzen Leibes. Gefährlicher wurde die Sache, wenn Schwerter in die Luft geworfen und der Reihe nach beim Griffe wieder gefangen werden mußten, was Chryſoſtomos in Antiochia ſah. Der König Olaf Tryggvaſon von Norwegen übte das Privatvergnügen, mit drei Meſſern zugleich Ball zu ſpielen und dabei auf dem äußern Rande eines ſegelnden „Drachen“ (Fahrzeuges) ſpazieren zu gehen. Unheimlicher zu ſehen ſind die alten Schwerttänze und lebensgefährlichen Springübungen über aller-

lei spitze Hacken. Einer Tänzerin wurde, nach Xenophon's Bericht, ein rings mit gezückten Degen gespicktes, rundes Gestell hingesetzt, in welches hinein sie ein Rad schlug und sich wieder rückwärts herausschwang. Dasselbe thaten auch die Gauklerinnen auf der von Athenäus beschriebenen Hochzeit des Macedoniers Karanos. Auf vielen etruriſchen Vasenbildern finden sich weibliche Kautschukmänner abgebildet, welche auf den Händen und in den abenteuerlichsten Stellungen tanzen, oder allerlei Handtierungen mit den Füßen ausführen. So sieht man ein armes Wesen, auf die Hände gestützt, die Beine im schönen Schwunge über den Kopf gestreckt, mit den Zehen Pfeil und Bogen handhabend oder aus einer enghalsigen Amphora einen Becher vollschöpfend. Die Etrusker waren Meister in diesen Dingen und lieferten Leute solchen Schlages nach Rom. Man könnte ganze Bücher über das auf solchen Vasenbildern abgeschilderte Leben füllen. Das Lesen und Schreiben auf einer schnell sich drehenden Töpferscheibe scheint ebenfalls eine oft gezeigte Produktion der Weiber gewesen zu sein.

Und nun zu den Taschenspielern, welche das bekannte: „Geschwindigkeit ist keine Hexerei" als Motto ihrer Künste an der Stirne tragen. Die durch blitzschnelle Beweglichkeit bewirkte angenehme Täuschung ist das Angenehme und Unterhaltende an der Sache; sobald man dem Witz auf den Grund schaut, ist, wie schon der weise Seneka richtig herausgefühlt hat, der Geschmack daran verloren. Hier sind unsere modernen Meister alle im Vortheil gegen die größten Zauberer der alten Welt: lichtblendendes Gaslicht, Experimentalphysik und Chemie wirken im Triumvirat, wogegen keiner der ältern Klassiker Stand halten könnte. Man denke nur an Bosko und Döbler, oder Robert-Houdin und Madame und Monsieur Robin, letzterer der Superlativ aller undenkbarsten Möglichkeiten! welchen von seinen mit galvanischen Batterieen, magnetischen Apparaten und Elektrisirmaschinen, wohl beladenen unsichtbaren Geistern auf's Trefflichste bedient und nie im Stich gelassen wird.

Da müssen wir schon andere Truppen in's Treffen führen, um unseren Satz, daß unsere moderne Cultur nicht gar so unvergleichlich sei, aufrecht zu erhalten. Ein einziges Stück orientalischer Gaukelei, von einem zuverlässigen Berichterstatter des „Ausland" seiner Zeit erzählt, schlägt alles Andere einfach todt. Auf dem Markt zu Smyrna erscheint vor einem der vielen Kaffeehäusern ein unansehnlicher kleiner Knirps und bittet um Erlaubniß, seine Kunststücke machen zu dürfen. Bald sammelt sich ein weiter Kreis von rauchenden Moslim und

neugierigen Europäern. Der Künstler ist fremd und ohne Gefolge, sein ganzes Geräthe eine kleine, leere, bodenlose Tonne, welche er in den Kreis rollt und von allen Seiten gleich sichtbar, aufstellt. Darauf bittet er die Versammlung, ihm Teppiche, Turbans, Shawls und alles Beliebige zu einer ganz ungewöhnlichen Kunstzeigung zu leihen und bald hat er von allen Seiten so viel kostbare Stoffe beisammen, daß seine Tonne selbe unmöglich fassen kann; allein er propft und packt und drückt und thürmt noch einen kleinen Berg darüber auf, besteigt dann den seltsamen Hügel — und sinkt mit dem ganzen Inhalt langsam hinab in die Tonne, die beinahe noch kleiner ist, als seine kurze Gestalt. Schon ist er bis zu den Schultern eingesunken, dann grüßt er noch einmal höflich nach allen Seiten und taucht dann ganz hinab, erscheint aber augenblicklich, gleichsam um Verlorenes nachzuholen, halben Leibes wieder mit der dringenden Bitte und Mahnung, vor dem Ablauf einer Viertelstunde der Tonne nicht zu nahe zu treten, indem sonst das größte Kunststück zu nichte würde. Dann versinkt er wieder. Die Osmanli rauchen ruhig aus ihren langen Pfeifen und warten und harren; die bestimmte Zeit verstreicht, Nichts regt sich. Sie warten großmüthig noch eine Frist, Alles bleibt ruhig. Da fassen ein paar tüchtige Männer ein Herz und treten an die verhängnißvolle Tonne: aber auch das langweiligste Moslimgesicht überzuckt ein versteinernder Ausdruck, denn die werthvollen Stoffe — Teppiche, Shawls, Turbane — sind alle fort, der räthselhafte Inhaber der Tonne verschwunden, spurlos; am Boden lag einzig etwas Kameliniſt. Man wirft die Tonne um und wälzt sie ungläubig hin und her, der Boden wird aufgegraben! Alles vergeblich — „den Jüngling sah Keiner wieder.“ Entweder wurde durch die drängende Neugierde das unerhörteste Kunststück zu nichte, oder es war der allerfeinste Betrug, offen vor allen Augen, am ebenen Boden, ohne die pariser Beleuchtung von hundert und fünfzig Gaslampen; verschwunden, fort, als hätte der leidige Gottseibeiuns Alles durch die Luft hinweggeführt.

Unser Hofrath Gotthilf Heinrich von Schubert beschreibt ein ähnliches an das Undenkbare grenzende Kunststück. Ein Mann erscheint mit seiner Frau, gleichfalls auf offenem Markte; sie haben nichts als einen in Flaschenform geflochtenen Krug, etwa so groß, daß ein mäßiges Kind darin Platz hätte; der Flaschenkorb hat einen ganz engen Hals, dick wie ein gewöhnlicher Arm. Sonst nichts. Und nun stellt sich die Frau auf den Korb und sinkt — Niemand begreift die Möglichkeit, langsam in die Korbflasche

mit dem armdicken Halse, sage: durch den armdicken Hals des Korbes, der kaum für ein Kind Platz hätte und — verschwindet endlich darinnen gänzlich. Jetzt reißt der Mann seinen Degen von der Seite und durchsticht wüthend den Korb nach allen Seiten in unglaublicher Schnelligkeit, man hörte das laute Hülfegeschrei der armen Frau, ihr Jammern und Stöhnen. Blut fließt in Menge; endlich verstummt auch das letzte Gewimmer, das arme Schlachtopfer muß todt sein: da hebt sich die Frau durch den engen Hals wieder hervor, grüßt lächelnd nach allen Seiten und steigt heil, unverletzt, unversehrt wieder aus ihrem unglaublichen Gefängniß. Dabei geschah unserem Gewährsmann der Streich, daß über dem allesvergessenden Zuschauen und sprachlosen Staunen seine Säcke und Taschen buchstäblich geleert worden waren und ein hübsches Sümmchen Reisegeld zugleich mit verschwand. Das Letztere ist am leichtesten erklärlich — auf das Vorhergehende aber mache mal Einer einen Reim. Und doch ging es dabei ganz natürlich zu, nur weiß Keiner das Wie?

Doch genug von diesen Dingen im großen Styl. Kehren wir wieder zur bescheidenen Vorzeit zurück. Das eigentliche Taschenspielerstück besteht und bestand in dem Spiele mit Bällen und Bechern; statt den Bällen waren auch gedrehte Küglein oder Steinchen bequem und handgerecht. Ungefähr im Jahre 200 unserer Zeitrechnung gibt Alciphron folgende genaue Schilderung, welche mit dem, was wir selbst gesehen haben, beinahe wörtlich übereintrifft: „Es trat Einer mitten unter uns und stellte auf ein dreifüßiges Tischchen drei kleine Näpfe. Dann steckte er unter dieselben weiße, runde Steinchen, wie man sie an den Ufern der Bäche findet. Diese verbarg er bald einzeln unter den Näpfchen, bald zeigte er sie alle unter einem einzigen, bald verschwanden sie ganz und gar und dann brachte er sie aus seinem Munde heraus. Endlich verschluckte er sie, stellte die ihm zunächst stehenden Personen in die Mitte und zog die Kügelchen dem Einen aus der Nase, dem Andern aus den Ohren und im nächsten Augenblicke waren sie alle wieder verschwunden.“ Das lustige Wachsen der Bälle und das anmuthige Spiel mit dem Eiersack sind nur weitere Consequenzen. In einer prächtig zutreffenden Gleichnißrede spricht unser Walther von der Vogelwaide von jenen Herren, welche mit Gaukelbüchsen trügen und sich behendig verstellen können, bis denn endlich ihr schäbiges Selbst zu Tage tritt:

„Der spricht: „sieh' her, was ist unter diesem Hute?“
Nun heb' ihn auf: da steht ein wilder Falke in stolzem Muthe.

Heb' auf den Hut: so steht ein stolzer Pfau darunter,
Nun heb' ihn auf: da steht ein Meerwunder.
Zuletzt bleibt's eine Krähe nur, wie oft es auch geschah."

Der Dichter muß so etwas gesehen und damals als alltäglich bekannt vorausgesetzt haben, sonst hätte er seinen vernichtenden Spruch nicht daran geknüpft. Wichtig dagegen sind die hochnothpeinlichen Prozeduren: das Hinabstoßen von Schwertern und Dolchen in den Schlund, in ein Auge oder Ohr, durch den Arm und anderes Gräßliche dieser Art mehr, welches die heutigen Beduinen noch gut zu executiren verstehen, um dann Mitleid und Trinkgeld der Reisenden im Orient flüssig zu machen. Das Ganze ist natürliche Gaukelei, deren plumpen Mechanismus die Alten schon kannten; denn Plutarch läßt einen Athener im Spotte über die spartanischen Schwerter sagen, sie seien so kurz, daß sie von den Gauklern leicht verschluckt werden könnten. Sogar in gewisse Theile des Kopfes stießen sich die Gaukler zu Antiochia verschiedene Nägel; der Ausdruck: „ein vernagelter Kopf" findet sich schon bei Chrysostomos, freilich erst in eigentlicher Bedeutung. Ekelhafter als jene Eisenfresserei war das Frühstück der Gauckler, welche nach Chrysostomos spitzige Nägel und alte Schuhe zerkauten und verschlangen. Bei der im Jahre 1475 auf der Trausnitz zu Landshut abgehaltenen Vermählung des reichen Bayer-Herzog Georg mit der Prinzessin Hedwig, Kasimir III. von Polen königlichen Tochter, produzirte sich ein Wundermann, welcher einen ganzen Schalksnarren verschluckte, nur dessen kothige Schuhe spuckte er wieder aus; die ungewöhnliche Last gab der Gampelmann dann über einer Kufe Wassers zum allgemeinen Ergötzen wieder von sich. Vielleicht kömmt das Sprichwort „er hat an ihm einen ganzen Narren gefressen" davon her?

Unter Kaiser Aurelian (270—75) lebte ein berühmter Vielfraß, welcher an einem Tage einen ganzen Eber, 100 Brode, einen Schöps und ein Ferkel verzehrte und dazu mehr als eine Tonne Wein aus einem Trichter trank.

Nicht zu vergessen sind ferner die auf den Jahrmärkten und Kirchweihen unerläßigen Thierquäler, welche mit abgerichteten Vierfüßlern und armen Vögelein, welche ihre ganze Natur verläugnen müssen, ein mehr oder minder brillantes Geschäft treiben, und ihr dankbares Publikum versammeln. Die Anekdote von dem Trompeter-Schimmel, welcher beim ersten Klange der gewohnten Signale seinen neuen bürgerlichen Reiter in die Reihen der Soldaten trug, ist eine abgeschossene Geschichte. Weniger bekannt ist die Thatsache, welche sich

vor etwas länger denn zweitausend Jahren in größerem Umfange ereignete. Die bekanntlich sehr weichlichen Sybariten, die zum thrazischen Reitervolke gehörenden Kardianer fanden Vergnügen daran, ihre Pferde nach Flötenmusik tanzen zu lehren und an ihren Festen diesen Kunststücken zuzuschauen. Als nun Sybaris mit Kroton und Kardia mit Bisaltia in Krieg gerieth, benutzten die Feinde diesen Umstand, eigneten sich durch Verrath die Balletmelodien der Pferde an, und als die Schlacht begann und die gewohnten Klänge ertönten, spitzten die sybaritischen und kardianischen Rosse die Ohren, stellten sich auf die Hinterfüße und walzten mit ihren Reitern zu den Feinden hinüber. — Auch Stiere wurden abgerichtet zu allerlei Künsten, von denen Plinius als Augenzeuge spricht: „Ich habe Büffel gesehen, welche auf Befehl kämpften, Räder schlugen, auf die Hörner fielen und wieder aufstanden, sich auf die Erde legten und wegtragen ließen und sogar auch auf schnell rennenden Wagen wie Kutscher standen.“ Kurz, ganz incredibile dictu! auch die Affencomödie war den Alten nicht fremd. Ein ägyptischer König ließ einen Waffentanz von bekleideten, mit Larven versehenen Affen aufführen; allein am Ende des Tanzes hatte ein muthwilliger Zuschauer den Einfall, Nüße auf die Bühne zu werfen; da vergaßen die Tänzer ihren hohen Beruf, ihre Waffen und Kleider, demaskirten sich und balgten um die Beute. Daß Raben und Papageie, Dohlen und Staare sprechen lernten, ist bekannt genug. Ein nettes Beispiel davon gibt der Dichter Froumund, welcher ungefähr um das Jahr Eintausend zu Tegernsee lebte und ein äußerst liebliches episches Gedicht unter dem Titel Ruodlieb in zierlich lateinischer Sprache verfaßte. Er schildert ein Mägdlein, welches große Freude an zahmen Vögeln hat, unter denen besondere redselige Staare sich hervorthuen. Es lag kein Futter in ihren Häuschen, sondern sie heischten sich dasselbe, wenn sie Hunger hatten, selbst durch das Gitter; sonst blieb ihnen die Kost verwehrt, wenn sie nicht artig baten. Gar klug plapperten sie und konnten sogar das „Vater Unser“ bis zu „der Du bist im Himmele, le, le, le“ recitiren, weiter brachten sie es nicht, sondern sagten dann immer nur ihr le, le, le. Der Name des Mädchens, welche sie abgerichtet hatte, wird uns gleichfalls genannt, es lautet Statza, was wir ganz kühn in unser altbayerisches Stasi (Anastasia) übersetzen dürfen. Andere Vögelein waren darauf abgerichtet, ihr Essen und Trinken sich selbst in die Höhe zu haspeln und dann wieder nieder zu lassen. Von den gelbgefiederten, vielgeplagten Canarien schweigen wir billig, ihr Exerciren, Kanoniren, Marschiren

und Wagenziehen — Flöhe hat man ebenso weit gebracht! ein sauberes Handwerk! — ist reine Thierquälerei. Besondere Gelehrigkeit ist den Hunden und unter diesen wieder den Pudeln eigen. Einen blinden Hund von ausserordentlicher Klugheit zeigte im Jahre 543 ein Italiener, Namens Andreas, zu Constantinopel. Er ließ sich Ringe von den Zuschauern geben, verscharrte sie und der Hund brachte dann Jedem den Seinigen. Dann sortirte er auf Befehl die verschiedensten Münzen nach den Bildnissen der Kaiser. Endlich bezeichnete er die Anwesenden nach ihrer Größe und ihrem Charakter!

Der obgenannte Ruodlieb-Dichter schildert auch einen gut abgerichteten Hund. Eine Tischgenossenschaft ergötzt sich an den Künsten eines braven Doggen, der in einem der Diener richtig den Dieb erkennt, welcher ein paar silberne Steigbügel gestohlen hatte; der Wicht bekennt die That und gibt die Bügel heraus, welche der Hund der Eigenthümerin zurückstellt. Dann verzieh ihm Ruodlieb und befahl dem Hund, sich dem Kerl zu Füßen legen und um Verzeihung bitten, daß er ihn so angefallen; das that er, sprang nach dessen Geheiß auf und vertheidigte den Burschen sogar, als die Anderen versuchsweise und nur zum Scheine ihn mit Stockschlägen bedrohten.

Zu den besonderen Freuden des früheren Mittelalters gehörten die Spiele mit abgerichteten Bären. „Meister Petz," damals noch in mehreren Wäldern ein ganz heimathsberechtigtes Thier, wurde viel häufiger gezähmt und zur Kurzweile gehalten, was freilich oft in Rohheit und Unanständigkeiten ausartete. Froumund erzählt von einem allerliebsten Bärenpaar, schneeweiß waren sie an den Pfoten und schwarz an den Füßen, sie konnten ein Gefäß aufheben und menschenähnlich auf den Füßen gehen. Sobald Spielleute die Saiten rührten, huben sie an zu tanzen und stampften den Takt mit den Füßen; manchmal sprangen sie hoch und warfen sich aufeinander, trugen sich wohl Huckepack, halsten und umarmten sich und rangen bis einer zu Boden fiel. Schwang das Volk sich im Reigen, so liefen sie herzu und reihten sich den Spielweibern an, welche mit lieblicher Stimme prächtig sangen, schlangen in die schönen Hände ihre Tatzen, traten aufrecht Schritt für Schritt unter wohlgefälligem Brummen den Tanz und erboften sich auch nicht, wenn sie geneckt und gezaust wurden. — Es ist ein hübsches Bild des lebendigen Volkslebens, getreulich wiedergegeben, wie es der Dichter selbst gesehen haben mußte.

Die kletternden Ziegen, welche als Flaschen-Akrobaten sich produziren, sind vor dreitausend Jahren an den Ufern des Ganges zuerst aufgetaucht — also gar nichts Neues. Auf solche Witze verstanden sich die indischen Gaukler viel besser, als das langweilige Abendland. Auch die Feuerfresser und Feuerkünstler weisen auf den Licht- und Feuer-Cult des Morgenlandes zurück. Es ist wenig Erquickliches daran, wenn wir hinter das Recept kommen, wie man einen feurigen Athem aus dem Mund gehen lassen kann: eine hohle Nuß mit Schwefel gefüllt, genügt zu so solchen Ansprüchen. Der syrische Sklave Eunus, welcher in der Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Chr. den ersten sicilischen Sklavenaufstand erregte und leitete, bediente sich dieses Kunststückes, um seine göttliche Sendung zu beglaubigen. Durch ein ähnliches „Wunder" bezeugte zu Hadrians Zeit der jüdische Anführer Bar-Kocheba (Sohn des Sternes) seinen tiefgesunkenen Landsleuten seinen Missions-Beruf. Bei den Römern war eine Art von Kunstfeuerwerk sehr beliebt, welches auf beweglichen und bemalten Gerüsten abgebrannt wurde. Von allen Seiten mußte das Feuer aus der Vorrichtung hervorbrechen und bestimmte Figuren beschreiben, bis es endlich plötzlich mit dem Gestelle verschwand. Bei einem Feste des Kaisers Karinus entzündete sich durch ein solches Feuerwerk die ganze Bühne. Die Römer haben ihren alten Ruf als Pyrotechniker bewährt und die Beleuchtungen der Peterskirche und die fabelhafte Girondola auf der Engelsburg und dem Monte Pincio haben ihren Ruf über die halbe Welt verbreitet.

Nach einer Andeutung Tertullians gab es auch Leute, die sich anheischig machten, eine gewisse Strecke in brennenden Kleidern zurückzulegen. In der wundersüchtigen späteren Kaiserzeit spielten diese Kunststücke, wozu auch das Eintauchen der Hände in brennendes Pech, Erregung von Donner, Spiegelbilder, Geistererscheinungen und Bauchrednerei gehören, eine große Rolle bei den Betrügereien heidnischer Priester. Das armselige Gesindel, welches mit weißglühenden Eisen seine Spielereien trieb, lungerte auf den Jahrmärkten im Mittelalter überall herum; das Volk sah dergleichen sehr gerne, denn sie waren ein Nachklang der beliebten Feuer-Ordale, welche die Kirche abgeschafft hatte. Der lustige Pater Abraham von St. Clara schreibt noch in späterer Zeit: „Es gibt Feuerwerks-Narren, welche die Leut verblenden und um das Geld bringen, denn Einige können das Eisen wie Licht brennend machen. Item ein Licht, daß es Eisen bricht; dann Eisen glühend machen ohne Feuer. An-

dere machen Feuerwerk, so von der Höhe brennt; ein anderes, so unter dem Wasser lustig brennet. Etliche können ein Licht unter dem Wasser tragen, auch daß ein Funken Feuer aus einem Becher voll Wassers fahre. Ich hab' selbst gesehen, daß ein dergleichen Künstler einen glühenden Stahl mit der Zunge geleckt und was dergleichen brodlose Künste mehr sind, welche ich meines Theils verlache und den Schluß mache, daß es unter solchen Feuerteufeln auch große Narren gebe."

Aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges hat der unübertreffliche Jacob Christoph von Grimmelshausen im „Leben des Landstörzer Springinsfeld" solche Gesellen geschildert, welche dem schaulustigen Volke mit allerlei Firlefanzereien das Geld aus den Taschen locken. Der Eine geigt, und macht dabei einen Mund von drei, vier, fünf, ja sechs und sieben Ecken, dazu übt er allerhand Thiergeschrei und Nachtigallenschlag bis zum fürchterlichen Wolfsgeheul, der Andere hat ein Zauberbuch, welches schlüßlich jedesmal leere Blätter zeigt und doch mit allen erdenklichen Dingen, mit Wehr und Waffen, Trinkgeschirren, Narrenköpfen u. s. w. vollgemalt ist, sodann verkaufen sie eine Weinessenz, wodurch selbst ein Essig in trinkbaren Malvasier und köstlichen Cyperwein verwandelt wird. Die ganze Scene ist geistreich und heiter geschrieben, ein ächtes Blatt voll photographischer Treue aus jener Zeit.

Wunderliche Trommelschläger, Hanswursten, Virtuosen und Akrobatengeiger gab es damals auch schon, jetzt fehlen sie fast in keinem Cirkus. Vieles ist so ordinär geworden und herabgekommen, daß man kaum davon noch reden mag. Der Engländer Johannes Montevilla, einer der berühmtesten Touristen des Mittelalters (starb 1372) sah am Hofe eines indischen Königs schöne Jungfrauen, welche auf goldenen Kugeln hin und herschwebend, liebliche Tänze aufführten — heut zu Tage haben es die Pudel ebenso weit gebracht!

Doch wo ist ein Ende, wenn man einmal damit begonnen hat! Das Sprichwort sagt: Spielen ist keine Kunst, aber Aufhören! Machen wir also schnell einen Schluß, nicht mit dem beliebten Teller in der Hand, sondern mit den Versen Platens:

Dieß unser Spiel. Genüg es Euch für heut,
Bis Schön'res Euch und Ernsteres erfreut!"

Der kleine Bürgersoldat.

Humoreske von **Th. Messerer.**

„Der Wehrmann Herr Zwickel ist auf Wache kommandirt und hat am Mittwoch den 24. Juli 1866 Vormittag Schlag 11½ Uhr in ordonnanzmäßiger Uniform mit Säbel, Gewehr und Tasche in größter Reinlichkeit beim Floriansbrünnl unausbleiblich zu erscheinen."

Zettel mit ähnlichem Inhalt suchten in dem kriegsbewegten Jahre 1866 fast jedes Haus in jeder Stadt und jedem Städtchen heim, um auch den friedliebenden Bürger zu den Waffen zu rufen. Nicht ein Jeder aber vertauschte freudig, wenn auch nur auf kurze Zeit, sein Handwerk mit dem der Waffen, sein gutes Bett mit einem Strohsack oder fühlte sich besonders geehrt durch solch ein Eingreifen der streng militärischen Hand in seine gemüthlichen häuslichen Verhältnisse. Mancher hatte wohl auch guten Grund, um derlei Vorladungen nicht als ein fröhliches Ereigniß zu begrüßen. Der Eine hatte sich seit geraumer Zeit ein stattliches Bäuchlein stehen gelassen, von dem sein knapper Waffenrock gar keine Ahnung hatte. Der Andere bemerkte plötzlich, daß seine Muskete die letzten Krankheiten seiner Kinder, Masern und Scharlach, geerbt haben mußte, denn sie war über und über voll rother Flecken. Ein Dritter erwartete eine wichtige Kundschaft gerade zu der Zeit, wo er Posten stehen sollte, ein Vierter durfte heute beim Tarock nicht fehlen. Da war es denn nicht zu wundern, daß Mancher bei dem Anblick solch eines Zettels die Stirne runzelte, und daß seine Gattin pflichtschuldigst mitrunzelte.

So erging es auch unserem Bürgerwehrmann, Herrn Schneidermeister Zwickel, dessen Hand obigen Zettel so eben ingrimmig zerknitterte. Das ganze Jahr über war er wohl zufrieden mit seinem Kopf und kam ganz gut mit ihm aus. Trug er aber nur ein Paar Stunden den Helm, so spürte Herr Zwickel deutlich, daß es in seinem Kopf doch nicht ganz richtig sein müsse, denn er schmerzte ihn gewaltig. Ungeduldig rückte er jetzt auf seiner Werkstatt hin und her, fand vor lauter Aufregung beim Einfädeln keine Nadelöhr, desto sicherer aber das Ohr seines Lehrjungen, der bei der frohen Aussicht, die nächsten vierundzwanzig Stunden keinen Meister zu besitzen, vergnügt in sich hinein kicherte.

Die kluge Hausfrau wußte aber durch einen kühnen Entschluß dem un-

willigen Kriegsmann rasch auf die Beine zu helfen. Sie trat ohne Säumen in die Küche, um dort für den Altar des Vaterlandes eine fette Ente zu schlachten. Und sie that wohl daran, denn wo sich solch ein gebratener Vogel zwischen sechs scharfen Patronen und dem Kugelzieher in die Patrontasche eingeschlichen hat, da fühlt sich auch der Mann freier und gehobener, und wenn auf der Wachtstube noch eine gute Maß und ein edles Tarock in Aussicht stehen, so ist er mit Mars, seinem Kriegsgotte, bald ganz versöhnt.

Bei den zwei kleinen Söhnen Herrn Zwickels aber bedurfte es gar keiner Aufmunterung, um die Soldatenlust in ihnen erst zu wecken und zu heben, und der Ansager mit dem Zettel ward von dem Kleineren der Beiden besonders heute mit Jubel begrüßt.

Der kleine Kaspar streckte erst seit zwei Jahren seine Füßchen unter die Schulbank, um aus dem Born der Weisheit zu schöpfen. Ein braver, fleißiger Schüler, nur etwas gar klein und schwächlich gebaut, war er doch begabt mit großem Verstand, aber auch behaftet mit großen Schlingeleien. Schon frühzeitig zeigte er Talent zum Schauspieler, und wenn eine Livree, ein Uniformsrock oder gar ein gestickter Frack in Papa's Werkstätte lag, so steckte Kaspar in unbewachten Augenblicken wie der Blitz in solch einem Kleidungsstück. Im Bedientenrock machte er allerlei Grimassen und spielte vor dem Spiegel den gehorsamen, pfiffigen Bedienten. Im Staatsrock aber blähte er sich auf wie ein kleiner Frosch, stolzirte auf und ab, daß er die Frackenden nachschleifte und unterhielt sich unter huldvollsten Bücklingen und possierlichsten Einfällen mit seinem kleinen Herrn Kollegen im Spiegel. In der Uniform war er ganz Soldat und natürlich gleich lieber General als Korporal. Ward er aber bei solcher Komödie von Herrn Zwickel überrascht, so wurde leider der Rock immer auf seinem eigenen Rücken ausgeklopft. Das vertrieb ihm indeß den kleinen Uebermuth keineswegs, und konnte er einen unschuldigen Schabernak ausführen, ruhte er nicht, bis er ihn glücklich vollbracht hatte. Ersuchte man ihn jedoch um eine Dienstleistung und sollte diese nur durch mannhafte Anstrengung all' seiner kleinen Kräfte geschehen können, so war er gern und ohne Säumen zu Allem bereit. Es war daher auch nicht so böse gemeint, wenn man ihn statt Kaspar nur immer Kasperl rief.

Er war heute schon wieder der Erste gewesen, der den Bürgerwehrzettel gelesen und sich die Stunde der Ausrückung genau gemerkt hatte. Da trat sein Bruder Wolfgang in's Zimmer. Kaspar gab sogleich hinter dem Rücken

seines Vaters eine mimisch-plastische Vorstellung, worin er des Vaters Wachezieben seinem Bruder deutlich zu erklären bemüht war. Aber der harmlose Wolfgang verstand trotz des guten Spieles von Kasperl auch gar nichts davon.

Wolfgang war zwei Jahre älter, groß und kräftig gebaut, doch ungemein schwerfällig und linkisch. Was Kaspar in der Schule mit Leichtigkeit durch sein Talent bezweckte, errang Wolfgang nur mit Mühe und eisernem Fleiß. Langsam und begriffsstutzig in Allem, sah er sich zu Hause gar oft verkannt, denn Kaspar wälzte manchen tollen Streich auf ihn und da hieß es denn immer: „Ja, der Wolfgang, der Duckmäuser, der hat's faustdick hinter den Ohren!" Dem war aber nicht so. In seiner Gutmüthigkeit und Einfalt ließ er eben Alles mit sich geschehen, und war zufrieden, wenn ihn der kleine Schelm nur zum Spielkameraden wählte. Obgleich um einen Kopf größer als Kaspar, machte er, so oft sie Fuhrmann spielten, geduldig den Gaul, und wollte Kaspar auf der Wiese reiten, bückte er sich gerne, um ihn aufsitzen zu lassen.

Als Kaspar sah, daß er sich durch seine Pantomime nicht mit Wolfgang verständigen konnte, trachtete er, so schnell als möglich aus dem Zimmer zu kommen und seinen Bruder mitzuziehen. Die Schultasche mußte seine frühe Entfernung beschönigen, und im Vorbeigehen kneipte er seinen Bruder so eindringlich in's Ohrläppchen, daß dieser ihn unmöglich mißverstehen konnte.

Kaum waren sie außerhalb der Thüre, begann Kaspar die Unterhaltung mit den Worten: „Wolferl, aber Du bist dumm!"

Wolfgang machte ein so zustimmendes Gesicht, als wollte er sagen: „Kann schon sein."

„Du hast mich ja gar nicht verstanden", fuhr Kaspar fort, „wie ich Dir ganz genau erzählt habe, daß der Vater vierundzwanzig Stunden lang die Zeughauswache beziehen muß."

„Du hast mir ja kein Wort davon gesagt!" behauptete der gutmüthige Wolfgang.

Diese Verhandlung, die sehr laut und eifrig von Seite Kaspar's geführt wurde, zog mehrere Knaben herbei, die eben auch auf dem Weg zur Schule waren. Mit aller Lebhaftigkeit theilte nun Kaspar auch diesen das große Staatsgeheimniß mit, schaute Einen nach dem Andern durchdringend an, um zu sehen, welchen gewaltigen Eindruck seine Erzählung auf sie gemacht und

schritt dann stolz, wie ein Sohn, dessen Vater zum ersten Male die Zeughauswache bezieht, der Schule zu.

Die hochwichtige Nachricht verbreitete sich mit Windeseile unter der kriegerisch gesinnten Knabenwelt und der vielgeplagte Herr Lehrer bemerkte gar bald, wie arg zerstreut heute seine Schüler waren und durfte froh sein, als die Schulzeit zu Ende ging. Mittlerweile belebten sich die Straßen mehr und mehr mit den feldmäßig ausgerüsteten Soldaten der abziehenden Garnison des Städtchens, und als die Buben aus der Schule kamen und die Mannschaft mit den umgehängten Feldflaschen geschäftig hin und her eilen sahen, packte Manchen der Kleinen ein großer militärischer Geist und er rannte spornstreichs nach Hause, um sich auch zu wappnen und zu rüsten. Bei denen, die unter dem Christbaum schon einmal einen Helm oder einen Säbel entdeckt hatten, war das wohl ein Leichtes, aber unsere beiden kleinen Zwickel hatten außer des Vaters Muskete und der Nadel nie etwas von einer Waffe im Hause gesehen.

Kaspars erfinderischer Kopf ließ ihn jedoch auch dießmal nicht im Stich. Ein paar alte Ellenstäbe hatte er in der Schneiderwerkstatt bald gefunden. An den einen befestigte er die Hälfte einer alten Scheere, an den andern einen eisernen Stift. Mit der Tinte war schnell ein künstliches Schloß an die neuen Schießwaffen gemalt und einen Ladstock brauchten sie nicht, denn es waren ja Hinterlader. Wolfgang legte solch ein Gewehr an, drückte das linke Auge zu, machte mit seinen dicken Backen: „Bum!“ und somit war auch die Schießprobe bestanden und an dem Zündnadelgewehr auch gar nichts mehr auszustellen. Die Uniformirung machte dem guten Wolfgang schon mehr Kopfzerbrechens. Da fand er plötzlich in der Küche den viereckigen Papiersack eines Gewürzkrämers. Die blaupapierne Düte hatte die Gefälligkeit, gerade für seinen Kopf zu passen und der Schneiderlehrling war so edelmüthig, still im Verborgenen eine Trobdel vorne daran zu nähen. So bekam die Kopfbedeckung ganz das Aussehen einer österreichischen Feldmütze. Keck stülpte nun Wolfgang diese Kappe auf's linke Ohr, aber kaum hatte er sie auf dem Kopf, fing er heftig zu niesen an.

„Wolferl, Wolferl“, sagte Kaspar mit prophetischer Miene, „Du bekommst einen Katarrh.“

Dann nahm er ihm die Mütze ab, um sie auch zu probiren. Er hatte sie aber auf seinem Haupte noch nicht festgesetzt, als auch er unaufhaltsam

zu nieſen begann. Wolfgang wollte etwas zu ihm ſagen, er hatte den Mund dazu ſchon aufgeſperrt, fand aber keinen Athem und brachte mit Mühe und Anſtrengung nur: „Ka — Ka —“ hervor, da kitzelte es ihn ſchon wieder in der Naſenwurzel. „Kaſperl“, platzte er endlich unter Puſten und Schnauben heraus, „Kaſperl, Du kriegſt auch einen Katarrh!“

Dieſer riß ſich aber die Mütze ſchnell vom Kopfe ab, hielt ſie weit von ſich und als wäre ſie behext, ſo ängſtlich guckten nun Beide auf den Grund des verdächtigen Papierſackes. Richtig, in der einen Ecke dort ſteckte noch ein Reſtchen Pfeffer, und das war es, was die Revolution in den kleinen Naſen hervorgebracht.

Kaſpar war indeß nicht zufrieden mit ſo einfacher Uniformirung und wollte glänzen bei ſeinen Kameraden. Er hatte eine dunkle Vorſtellung von dem Vorhandenſein eines alten Tſchako's, den ſein Herr Papa einſtens getragen, und als er ein Weilchen in ſeinen Erinnerungen geforſcht, wußte er beſtimmt, daß derſelbe noch irgendwo in einem Winkel des Hauſes ſtecken müſſe. Die Rumpelkammer und der ganze Speicher wurden nun emſig abgeſucht, und wahrlich, da kauerte der alte Filz unter rußigen Ofenkacheln, altem Eiſen, verroſteten Ofenröhren und anderen derartigen Schätzen eines ſparſamen Hausherrn. Die ganze Zeit ſeines Ruheſtandes hatte der alte Tſchako in dieſer Umgebung zugebracht und war auch hie und da wohl von einer alten Hauskatze als Wiege für ihre Jungen benützt worden. Mit Jubel riß ihn Kaſpar jetzt aus dieſer unwürdigen Geſellſchaft, um ihn als Schmuck ſeines Hauptes wieder zu Ehren zu bringen, und als er in der Nähe einen abgedankten Bratſpieß gewahrte, träumte er ſchon von einer Offiziersſtelle, denn der Degen fehlte nun auch nicht mehr.

Doch nicht der kluge Kaſpar allein, auch noch mancher Andere unter den jungen Freiwilligen war eben ſo ſinnreich. Der Sohn des Barbiers an der Ecke unten ſchnallte ſich ein blankes, aber durchgewaſchenes Barbierbecken feſt an den Arm. Er betrachtete hierauf lange einen Reiſigbeſen ſeines ſchönen Stieles wegen, und plötzlich ſtreifte er mit kühnem Fußtritt den Beſen ab und die Lanze war fertig.

Wie durch zufälliges Auffinden von Waffen die Art der Ausrüſtung auch immer ausfallen mochte, es fuhr damit auch der rechte Geiſt in die kleinen Burſchen, und der Kämpe mit der Lanze und dem Metallſchilde konnte natürlich für nichts Anderes mehr gelten, als für einen geharniſchten Ritter.

Er trabte jetzt auf seinem tüchtigen und schweren Streitrosse auch gar ritterlich einher. Die Tüchtigkeit und Schwere seines Streitrosses war jedoch allein das Verdienst des Schusters, der ihm dießmal die Schuhe so derb genagelt. Von der andern Seite erschienen gerade auch Zwei, die mußten schon von schottischem Bogenschützen gelesen oder gehört haben, und ihre neuen Balleſter zu Hause hatten ihre Wahl für dieses Corps bestimmt. Ein karrirtes Tuch, nachlässig um den Leib geschlungen, ein Barett mit langer Hahnenfeder auf dem Kopf, das mußte genug sein, um in ihnen schon von weitem den Schottländer zu erkennen. Einer kam nun gar mit einem langen dicken Blasrohr anmarschirt. Er hatte starke Lungen und starke Backen, aber vor lauter Lachen war er nicht im Stande, einen Bolzen hinauszublasen. Ein Paar nahte inzwischen mit feierlichen Schritten und langen Hellebarden, scharf und schneidig, so schneidig, als ein Pappendeckel nur sein kann. Sie Alle versammelten sich lärmend und geschäftig vor Zwickels Hause. Einer hatte an dem Andern noch gar Manches zu richten, zu verbessern, zu loben und zu tadeln, aber Keiner von den kleinen Zwickel war noch da.

Wolfgang war noch nicht ganz fertig mit seinem Aufputz und Kaspar wühlte eben in einer Kiste seines Vaters Zwickel in abgefallenen Zwickeln, Flecken und Resten, um etwas zu einer Fahne Passendes zu finden. Prüfend betrachtete er lange das Unterfutter eines Frackschooßes. Der Schnitt paßte ihm sehr und daß ein Paar Taschen und einige Löcher darin waren, that nichts zur Sache. Es gab der Fahne ein feldmäßigeres Aussehen. Er besann sich auch nicht länger, und auf einen Stock geheftet gab dieser hintere Racktheil ein prächtiges Fähnlein.

Als Kaspar damit aus dem Hause trat, begrüßte ein jubelnder Ausruf die Fahne in seiner Hand und ein zweiter Schrei der Bewunderung galt dem prächtig ausstaffirten alten Tschako auf seinem Haupt. Alle umringten ihn und nun wurde eifrigst berathen, was begonnen werden sollte. Wie sie so wacker ausgerüstet im Kreise beisammen standen, glichen sie schier einem Fähnlein streitbarer Gesellen, die sich thäten herzhaft rüsten zum Kampfe zu Nutz und Frommen ihres Städtleins.

Darüber waren sie bald einig, daß auch sie, wie ihre tapfern Väter, heute noch eine Wache beziehen müßten. Einer kannte auf dem Platze vor dem Floriansbrünnl den leerstehenden Verkaufsstand eines Käsehändlers, und einstimmig wurde dieser als das neue Wachtlokal angenommen. Kaspar hätte

gerne durch beifälliges Kopfnicken auch seine Zustimmung gegeben, das war aber nicht rathsam. Sein kleines Köpfchen paßte zu dem alten Tschako ungefähr, wie eine Rosenknospe in einen Wurstkessel. Er trug ihn auch ganz hinten im Genick, um nur unter dem Schirm hervorsehen zu können. So konnte er ihn auch mit dem Bataillenband an das kleine Kinn festschnallen. Bei dem leisesten Verrücken aus dieser Stellung aber wäre er ihm über den Kopf bis auf die Schultern herabgerutscht und hätte den halben Kasperl versteckt. Deßhalb hörte er auch so halsstarrig der Verhandlung zu und wagte keine andere Bewegung, als ein Zwinkern seiner ungemein schlauen Augen, um seine Einwilligung zu ertheilen.

Aber noch etwas Anderes, viel Wichtigeres beschäftigte so lebhaft sein kleines Gehirn, daß er sich nicht mit dem gewohnten Eifer an der Sache seiner Kameraden betheiligen konnte und sich jetzt sogar schon ganz zurückzog. Zur größeren Bequemlichkeit nahm er den Tschako ab, schob ihn unter den Arm, winkte seinem Bruder und suchte mit diesem einen verborgenen Winkel im Hause auf. Dort flüsterte er ihm angelegentlich zu: „Wolferl, schon lang studire ich, wie ich heute in's Zeughaus hinein kommen könnte, und ich muß hinein! Wenn's nur der Vater erlauben wollte!“

„Wo denkst Du denn hin, Kasperl?“ war die verwunderte Antwort Wolfgangs. „Das darf er ja gar nicht erlauben! Und was willst Du denn im Zeughaus? Was ist denn da so Merkwürdiges zu sehen?“

„Das weißt Du gar nicht, Wolferl! Nun, ist auch nicht übel! Will Dir's gleich erzählen.“ Und mit leuchtenden Augen hub er an: „Die alten Ritterhelme und eisernen Harnische dort und die alten Spieße, Lanzen und Hellebarden — ist das nichts Merkwürdiges? Und Wolferl, so ungeheuer große Säbel sind darin, ich glaube, Flamberge heißen sie, da haben sie früher mit zwei Händen d'rein geschlagen! Und dann noch die alten Hakenbüchsen, Armbrüste, Kalbaunen — nein, Karbaunen“, verbesserte er sich, „und gar erst die alten Feldschlangen!“ Und immer größer riß Kaspar die kleinen Augen auf, immer lebendiger wurde sein Gespräch und immer verblüffter schaute der gute Wolfgang darein. „Und noch etwas, Wolferl“, fuhr er geheimnißvoll fort, „magst Du's glauben oder nicht, zwei ganz eiserne Ritter sind dort, gerade so, wie sie gelebt haben vor, weiß Gott, wie viel hundert Jahren. Gelt, Wolferl, da schaust jetzt?“

Beide grübelten nun eifrig nach, wie es ihnen gelingen könnte, heute

noch dieſe alten Schätze zu muſtern. Kaſpar hatte ſchon manchen Plan ausgeheckt, aber als unausführbar wieder verworfen. Da brummte Wolfgang bedächtlich vor ſich hin: „Wenn nur der Vater etwas vergeſſen thäte, dann müßte die Mutter Einen von uns damit hinſchicken und Niemand könnte dieſem den Eintritt in's Zeughaus verwehren.“

Kaum hatte Kaſpar dieſes Gemurmel vernommen, da war ſein Entſchluß auch ſchon gefaßt und ſchnell verließ er dieſen finſtern Ort, um zur böſen That zu ſchreiten.

Wolfgang griff das zurückgelaſſene Fähnlein auf und eilte gleichfalls von dannen. Ihn rief die Pflicht, denn unterdeſſen hatten die Buben ohne klingendes Spiel und wehende Fahne ſchon ihre nach Käſe duftende Hauptwache bezogen, und Papa Zwickel rüſtete auch ſchon für's Vaterland. Aber vor dem Ausmarſch ordnete er als kluger Meiſter noch Manches mit ſeinen Geſellen, und da Müſſiggang auch bei Lehrjungen aller Laſter Anfang iſt, thürmte er vor dieſem einen ganzen Haufen Arbeit auf. Der Junge ſtarrte ihn mit großen Augen an und dachte: „Bis ich mit alledem fertig bin, kannſt Du, mein lieber Meiſter, getroſt noch einen ruſſiſchen Feldzug mitmachen.“

Nachdem dieß Alles abgemacht war, knöpfte ſich Herr Zwickel feſt als Bürgerſoldat zu. Aber die Knöpfe ſammt dem Helm ſahen aus, als hätten auch ſie ſich grün und gelb über das Ausrücken geärgert. Auch das Schwert an ſeiner Linken that nicht recht heiter blinken. Nun wurde noch mit dem Taſchentuch von der Muskete der Staub vieler Friedensjahre abgeklopft, dann ſollte die Patrontaſche zu guter Letzt mit allem Wichtigen und Nothwendigen verſehen werden. Pulver für das Gewehr und was ſonſt ein ſtrenger Dienſt verlangt, das war Alles ſchon beſorgt. Jetzt ſollte nur noch Pulver für die Naſe und was ſonſt ein ſtrenger Magen verlangt, beigepackt werden.

Kaſpar, der ſchon vor einiger Zeit in die Stube geſchlüpft war, ließ ſich bei dieſem Geſchäft nicht abtreiben. Immer und immer machte er ſich um ſeinen Vater und deſſen Patrontaſche zu ſchaffen und, wie es ſchien, in nicht gar redlicher Abſicht. Da kam Frau Zwickel mit der gebratenen Ente als ſaftigen Schlußſtein des Ganzen. Schon wollte ſie dieſelbe mit Papier umwickelt in die Patrontaſche ſtecken, als ein lautes Ziſchen und Brodeln aus der Küche herein ertönte — Schreckensklänge für jede Köchin und auch für die Frau Meiſterin. Der Fleiſchtopf hatte in aufbrauſender Hitze ſich ſeines

Deckels entledigt. In seinem Innern balgte sich das Fleisch mit der Suppe herum, aber die kräftige Fleischbrühe wollte immer höher und höher auf, bis sie schäumend aus dem Topf hinaus lief und auf der heißen Herdplatte zischend um Hülfe rief. Die Hausfrau erschien auch sogleich mit einem Becher kalten Wassers, nahm dem Fleisch die Hitze, der Suppe die Kraft, und der Friede war hergestellt.

Drinnen im Zimmer waren Kaspar und Herr Zwickel nun allein. Der Erste packte die Dose und die Cigarren geschäftig in die Patrontasche, der Zweite fahndete mit der Kleiderbürste nach dem letzten Stäubchen auf seiner Uniform. Braun und saftig lächelte die gebratene Ente dabei den jungen und den alten Krieger an. Der Erste, der schlug das Papier zurück und schaute sie an mit diebischem Blick; der Zweite deckte sie wieder zu, und kehrte sich ab, und lachte dazu. Kaspar wagte endlich einen kühnen Griff nach der Ente, aber statt sie in die Patrontasche zu verpacken, mit der er sich bisher ausschließlich beschäftigt hatte, verbarg er sie gewandt unter seinem Jäckchen, und da der Schlingel wußte, daß er jetzt einen sicheren Geleitsbrief für das Zeughaus habe, floh er mit der Entführten schleunig aus der Stube und bald auch in voller Rüstung aus dem Hause.

Herr Zwickel, in dem stillen Bewußtsein seiner gebratenen Ente, säumte nun auch nicht mehr, sich pünktlichst auf dem Sammelplatze einzufinden. Beide schritten einen Weg, beide hatten etwas auf dem Herzen, der Vater die Sorge für seine Familie, der Sohn den Braten für seinen Vater. Der Eine fand die Bürgerpflicht gar unangenehm, der Andere die Kindespflicht nicht allzu süß, und obgleich der Ente Bestimmung war, als kalter Imbiß verzehrt zu werden, brannte sie dem Schalke doch sehr auf seinem kleinen Gewissen. Hatte er sie auch nur weggenommen in der schlauen Absicht, sie als Freipaß durch die unwilligen bärtigen Kriegsmänner zu benützen, um zwischen den Kriegstrophäen dort seine Neugierde zu befriedigen, so hielt er seinen Schelmenstreich doch beinahe für etwas von einem Diebstahl. Sein angebornes ehrliches Gefühl bäumte sich gegen die unrechtmäßig an seinem Herzen Ruhende auf. Auf dem ganzen Marsche gelobte er sich feierlichst, sie nicht anzutasten, ja, es sollte ihr kein Haar gekrümmt werden, und sobald er seinen Vater auf der Wache sähe, würde er damit auf ihn zuschreiten und sie ihm ungefährdet und unbeschädigt überreichen. Doch der Kasperl denkt und der Kriegsgott lenkt!

Als er endlich bei seinen Kameraden am Floriansbrünnl angelangt war, wurde er wegen seines verspäteten Eintreffens mit Vorwürfen überhäuft. Er hätte dieselben gerne abgeschüttelt, aber sein Tschako geduldete so etwas nicht. Er mußte ihn immer noch balanciren, wollte er ihm auf dem Kopfe erhalten. Sogleich wurde nun unter den Buben ausgemacht, daß ihrer kleinen Hauptwache gegenüber ein Paar Posten aufgestellt werden sollten. Dazu wurden Kaspar und der Baderfritz kommandirt.

Kaspar mit seinem ellenmäßigen Gewehr und Fritz mit seiner Besenlanze schritten bald voll Eifer und in richtigem Tempo hinter einem Kameraden her, der sie mit gezogenem Säbel anführte. Es sollte ein Umweg durch das Quergäßchen hinter dem Floriansbrünnl gemacht werden, um länger das Vergnügen zu haben, sich den Vorübergehenden in ihrem Waffenschmucke zu zeigen. Rasch ging es vorwärts, doch, o weh! Kaum wollten sie um die erste Ecke biegen, geriethen sie in dem engen Gäßchen mitten in die anmarschirende Wachmannschaft vom Zeughaus.

Der Baderfritz und der Anführer sprangen schnell bei Seite, um aus dem Gedränge zu kommen. Der kleine Kaspar setzte auch an zum Sprunge, kam aber damit nicht mehr zu Stande. Bei dieser Bewegung stieß er mit dem Gewehr an seine Kopfbedeckung, und wie bei dem leisesten Anstoß der Deckel über die Mausfalle fällt, so klappte augenblicklich der Tschako über des armen Kasperls Kopf und sank ihm bis auf die Schultern herab. Da steht er nun in stockfinsterer Nacht — wer hätte das von dem alten Tschako gedacht?

Im ersten Schrecken griff er nach seinem kleinen Herzen, aber ach, dort lag wohl fett und saftig, aber auch schwer und vorwurfsvoll die Ente und das war nun auch kein Balsam für ihn. So schwarz und finster war es dem Kasperl auf der Welt noch nie vorgekommen, doch blieb ihm keine Zeit, über sein dunkles Schicksal nachzudenken. Als befände er sich im dichtesten Kriegsgetümmel, so bänglich ist ihm zu Muthe. Er wird gewaltsam fortgeschoben, fühlt sich bald rechts, bald links gestoßen, von allen Seiten gedrängt und getreten, doch endlich faßt ihn eine mitleidige Hand beim Arm. Aengstlich klammert er sich an diese und folgt willenlos seinem unbekannten Retter.

Die Trommel hörte er so dumpf schaurig rasseln und so entfernt erklangen ihm die Schritte der Mannschaft, als ob er in einem tiefen Kerker läge.

Sein Auge ſtarrte in rabenſchwarze, unbekannte Finſterniß und nur um ſeine Naſe kräuſelte ſich ein Duft, der ihn anheimelte, denn er erinnerte ihn an ſeine Hauskatze. So ging es, für ſeine kurzen Beinchen in Rieſenſchritten, wohl eine Straſſe lang fort. Endlich wurde Halt gemacht. Kaſpar wird losgelaſſen, durch eine Thüre geſchoben und ſpürt einen Bretterboden unter ſeinen Füßen und leeren Raum um ſich. Sein erſter Gedanke war nun, ſich ſchnell wieder als Kaſperl zu entpuppen. Er warf ſein Gewehr weg und machte mit beiden Händen alle möglichen Anſtrengungen, um den ſchrecklichen Tſchako loszuwerden. Immer ein wenig höher ſchob er ihn. Er hatte ihn auch ſchon bis über den Mund hinauf befördert und athmete mit Wonne die friſche Luft ein, aber die nicht allzu kurze Naſe ſtemmte ſich eigenſinnig wie ein kleiner Widerhacken dagegen. Ein entſchloſſener Ruck hätte ihn wohl glücklich über den Geſichtsvorſprung gebracht, doch ſein armes Näschen ſchmerzte ſchon nach dem erſten Verſuch. Seufzend ließ er den alten Tſchako wieder auf ſeine Schultern zurückſinken und gab alle Hoffnung auf ſeine Befreiung auf. Auch der Gedanke an ſeinen poſſierlichen Namensvetter im Kaſperltheater konnte ihn nicht tröſten, denn dieſen hatte er wohl ſchon in mancher Patſche, aber noch in keiner ſolchen Klemme geſehen. Da trat er ein Paar Schritte vorwärts, rannte dabei an einen Tiſch an und als er darauf herumtaſtete, ſtürzten einige Maßkrüge um, die mit ihren Zinndeckeln ein gewaltiges, doch ihm nicht unbekanntes Geräuſch verurſachten.

Kein Schrei der Angſt war dem kleinen Bürgerſoldaten bis jetzt entſchlüpft, im Hintergrunde ſeiner Augen glänzten aber doch ſchon zwei helle Thränlein. Er zwickte ſie nochmal ſtandhaft zuſammen, denn gerade jetzt hatte ſein ſcharf lauſchendes Ohr vernommen, daß der Augenblick der Befreiung nicht mehr ferne ſei. Näher und näher kamen Schritte und Stimmen. Es waren die Bürgerſoldaten, die nun, nachdem ſie die geſtrige Wachmannſchaft abgelöſt hatten, in's Wachtlokal eintraten.

Ein lautes fröhliches Gelächter begleitete ihren Eintritt, und mit ſtarker Hand wird der kleine Kaſperl bald rechts, bald links gedreht. Zwei Mann faſſen den Tſchako, ein feſter Ruck — und da ſteht der Allen wohlbekannte kleine Zwickel, vom grellen Tageslicht geblendet. Sein erſter Griff war nach der etwas mitgenommenen Naſe und ſein erſter Blick fiel auf das von Zorn geröthete Geſicht des Vaters, der ihn als ſeinen eigenen Sprößling mit den Donnerworten anerkannte: „Kaſperl, Du?“ Gern wäre der Kaſperl wieder

zurückgekrochen in seinen finstern alten Tschako, aber nicht mit dem Kopf allein, sondern ganz und gar mit Haut und Haar. Da stand er nun versteinert, wie ein Marmorbild nach der feierlichen Enthüllung.

Staunend stand auch Vater Zwickel, staunend stand die ganze Menge. Plötzlich erklang in den weichsten Flötentönen eine Stimme: „Zwickel!“ und ein heiterglänzendes dickes Bürgersoldatengesicht neigte sich über des Erzürnten Schulter. Es war der Herr Korporal, der den verunglückten Kasperl schon auf dem ganzen Marsche in seinen Schutz genommen, noch ehe er wußte, wer der kleine Tschakomann war. Doch ungerührt erhob der ergrimmte Vater die Hand, die der Korporal mit den Worten wieder niederdrückte: „Zwickel, sei nicht grausam!“

Das war der rechte Augenblick für Kaspar, seinen Talisman hervorzuholen. Er schnitt ein Gesichtchen, aus dem die Unschuld siegreich leuchtete, denn was er gesündigt, hatte er ja auch reichlich gebüßt. Dann knöpfte er die Jacke auf und die kleine Rechte streckte muthig die gebratene Ente dem unwilligen Vater entgegen. Das Papier fiel auseinander, die braunen Flügel glitten über die kleine Hand hinab und es schien, als wollte die gute Ente als Friedenstaube vom Sohn zum Vater schweben. Da glätteten sich die Furchen auf Herrn Zwickels Stirne und als der Herr Korporal ihm nochmal zurief: „Zwickel, kannst Du da noch zürnen?“ und ein Griff in seine Patrontasche ihm offenbarte, daß der Kasperl ja nur seiner eigenen Vergeßlichkeit zu Hilfe gekommen, da war auch aller Groll verflogen. Er zog sich mit seinem lieben Sohne in aller Eintracht an einen abgelegenen Tisch zurück, und bei der Ente bedurfte es gar keiner Bitte, sie war jetzt doch im Bunde die Dritte.

Das plötzliche spurlose Verschwinden des einen Postens hatte die kleine Hauptwache im Käsestand nicht wenig allarmirt. Man war in größter Unruhe und Sorge um Leben und Sicherheit des tapfern Kaspar Zwickel und Wolfgang, das treue Bruderherz, verging beinahe vor Angst. Patrouille um Patrouille durchstreifte die ganze Gegend rings um das Floriansbrünnl nach dem Vermißten. Die wackern Freunde wußten nichts von dem verhängnißvollen Tschakoeinsturz und konnten nur ein Verunglücken oder gar eine gewaltsame Entführung ihres kriegstüchtigen Kameraden durch die Bürgerwehr vermuthen.

Unter so betrübten Umständen war an ein Weiterspielen nicht mehr zu denken. Alle Ordnung, alle Disciplin ging aus Rand und Band und die ganze Hauptwache bewegte sich in corpore vor das bürgerliche Zeughaus. Die

Meisten blieben in respektvoller Entfernung stehen, nur Wolfgang wagte sich durch die plaudernden Wehrmänner und auf und ab marschirenden Posten hindurch bis vor die offenstehende Thüre der Wachtstube, um nach dem theuern Bruder zu spähen. Wie froh erstaunt war er, als er im Hintergrunde des von Kriegsmännern belebten Raumes neben Vater Zwickel eine geliebte Gestalt erblickte, seinen verloren geglaubten Kasperl, der ganz gemüthlich an einem Entenflügel nagte! Die höchste Zufriedenheit thronte auf seinem schmächtigen klugen Antlitz und er sah so glücklich aus, als ob er überreich entschädigt worden für die ausgestandenen Strapazen und alle Feldschlangen schon angestaunt, in jedes Kanonenloch geguckt und ewige Freundschaft mit den zwei eisernen Rittern geschlossen hätte.

Getrost und beruhigt zog sich der gute Wolfgang in Begleitung seiner Kameraden zurück, um zu Hause Kaspars Rückkehr zu erwarten und sich auf die Erzählung seiner wunderbaren Erlebnisse herzinniglich zu freuen.

Eine gefährliche Entenjagd.

Von F. B.

Schon mancher passionirte Jäger hat, während er dem Leben des Wildes nachstellte, unversehens selber an sich erfahren müssen, wie die Todesangst schmeckt. Kaiser Max ist nicht der einzige gewesen, der auf der Gemsenjagd sich verstiegen und nur wie durch ein Wunder von dem fast unentrinnbaren Verderben errettet worden ist. Daß man aber auch auf der Entenjagd Aehnliches erleben kann, das hat ein englischer Jäger erfahren müssen, und er hat die bittern sechs Stunden jenes Tages gewiß sein Leben lang nicht vergessen.

In seinem Buche über die Jagd erzählt Gilpin von einem englischen Vogelschützen, der an dem flachen Küstenstrich von Hampshire auf Enten jagte, folgendes kleine Erlebniß merkwürdiger Art. Williams — so nennen wir den Mann — ging an dem erwähnten Küstenstrich, der Insel Wight gegenüber, auf der Entensuche über eine jener Schlammflächen hin, wie man sie dort zur Zeit der Ebbe findet, und nur auf sein Wild die Augen richtend schritt er geraume Zeit auf seinen hölzernen Schlammschuhen sorglos dahin, als er plötzlich gewahr wurde, daß das Wasser bei der wiederkehrenden Fluth durch irgend einen ungewöhnlichen Umstand außerordentlich rasch anwuchs, ja

bereits einen bedenklichen Fortschritt rings um ihn her gemacht hatte. Nach welcher Richtung er lief, überall fand er sich von der Fluth vollständig eingeschlossen. Es war aber gar keine Zeit zu verlieren; die Fluth wartete nicht. Da schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf, der noch die einzige Hoffnung zu seiner Erhaltung zu bieten schien. Er zog sich eilig auf das vom Wasser bis dahin noch nicht bedeckte Stück der Schlammfläche zurück, steckte den Lauf seiner langen Vogelflinte tief in den Schlamm und beschloß, sich an der also aufgepflanzten Vogelflinte als einer Stütze gegen die Wellen festzuhalten und wo möglich die Rückkehr der Ebbe abzuwarten. Eine gewöhnliche Fluth, so meinte er, konnte ihm auf dieser Stelle nicht bis über den Gürtel gehen, und seine bisherigen Erfahrungen gaben ihm auch Recht. Diesmal war es aber keine gewöhnliche, sondern eine Springfluth bei heftig wehendem Westwind.

„Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll", jetzt hatte es ihn erreicht; es bedeckte bereits den Boden, auf dem er mit seiner Flinte ankernd stand; es spülte über seine Füße; es stieg ihm bis an die Knie, bis an den Gürtel. Auch hier machte das wogende Gewässer nicht Halt, es wuchs und drang ihm an der Brust empor. Ein Knopf des Rockes nach dem andern wurde umschlungen, bis die Fluth zuletzt über seine Schultern stieg. Jetzt wurde es ihm anders und mit pochendem Herzen gab er sich verloren. Noch immer zwar hielt er sich klammernd fest an seinem Anker, der Flinte, mit sehnsüchtigem Blicke nach irgend einem Boote ausschauend, das etwa seinen Lauf in der Nähe vorbei nähme. Aber keines ließ sich sehen! Ach, so ein einsamer Kopf mitten in der Wasserfläche, noch dazu dann und wann von einer Woge überschüttet, war kein Gegenstand, der vom Ufer aus, auf eine halbe Stunde Entfernung, zu unterscheiden gewesen wäre!

Während er sich nun in seiner gepreßten Seele auf die Schrecken des gewissen Untergangs gefaßt machte, ward seine Aufmerksamkeit durch einen kleinen Umstand gefesselt. Er glaubte zu bemerken, daß der oberste Knopf seines Rockes anfing, wieder aufzutauchen. Ein freudiger Schrecken durchzuckte ihn. Kein Seemann kann auf ein Vorgebirge in See mit größerem Vergnügen blicken, als Williams auf diesen ersten Rockknopf! Indeß die Bewegung des Wassers war derart, daß die Sache wieder schwankend wurde und es noch eine Zeit lang dauerte, bis er versichert sein durfte, daß der Knopf wirklich über der Wogenfläche stand. Als aber ein zweiter Knopf ab und zu

auftauchte — da kann man seine Empfindungen sich eher vorstellen als beschreiben. Die Lebenshoffnung gewann wieder die Oberhand, und die Freude verlieh ihm Muth und Kraft, seine mißliche Lage noch vier bis fünf Stunden länger zu ertragen, bis die Fluth sich gänzlich zurückgezogen hatte. Wie dankte er dem Himmel, als er endlich dem feuchten Kerker sich entrückt sah, und wie athmete er selig auf, als er wieder festen harten Boden unter den Füßen fühlte!

Ein Frühlingslied.

Von **Franz Pocci.**

Der Winter ging durch Berg und Thal,
Sein Linnen auszubreiten,
Und über Fluß und See zumal
Saht ihr den Alten schreiten.

Und Wind und Nebel, kalt Geleit,
Die folgen seinem Zuge
Und Schneegestöber weit und breit
Durchbraust die Luft im Fluge.

Doch hinter ihm ein Knabe hold
Schwebt hoch auf Wolken jagend,
Das Auge blau, das Haar wie Gold,
Den Blüthenscepter tragend.

Und mit ihm schwärmt der Vögel Heer
In hellem Wundersange,
Das flattert fröhlich um ihn her
In buntem Flügeldrange.

Dem Alten wird sein Pelz zu heiß
Und unter seinen Füßen

Zerfließt der Schnee und ſchmilzt das Eis,
Das muß ihn wohl verdrießen.

Er ſchüttelt den gefrornen Bart,
Eiszapfen klirren nieder;
Von ſchwarzen Raben rings umſchaart,
Flieht er den Klang der Lieder.

Und eilet fort in's Waldgeheg
So unwirſch und verdroſſen,
Weil überall auf Weg und Steg
Von Tropfen übergoſſen.

Der Knabe unbarmherzig doch
Hetzt ihn durch Thal und Hügel
Und ſchwingt in blaue Lüfte hoch
Die roſenrothen Flügel.

Und wo er weilt und wo er grüßt,
Da blüht es auf im Thale,
Und Alles ſüßer Duft umfließt,
Der träuft aus gold'ner Schale.

Hinaus, hinaus! Dem Knaben nach
Zu frohem, friſchem Jagen!
Es lockt der holde, junge Tag,
Der Winter mußt' verzagen.

Schon blüht's aus allen Büſchen auf
Und knoſpet an den Zweigen,
Der Bach enteilt in freiem Lauf,
Kein Vöglein will noch ſchweigen.

Ein Freudenſchall klingt überall,
Ein lieblich Muſiciren;
Aus allen Wäldern weht ein Hall
Von heil'gem Jubiliren.

Und all der Stimmen Freudigkeit
In mannigfachen Weiſen
Und all das Lob der Frühlingszeit
Erſchallet, Gott zu preiſen!

Auflöſungen zu den Neckräthſeln.

Geſammelt von **Friedrich Güll.**

1. Mit dem Augenmaß.
2. Wann man ihn auf der Zunge hat.
3. Aus den Palmkätzchen.
4. Wenn er die Stiefel anzieht.
5. Die am meiſten wiegen.
6. Im Magen, denn im Keller werden ſie mitunter faul.
7. Der am letzten ſpricht.
8. Die bei der Nacht nicht ſchlafen.
9. Die Leibſpeiſe.
10. Die Krebſe.
11. Der Wind.
12. Unter einem Heuwagen.
13. Für's Geld.
14. Die Kaffeemühle.
15. Er macht die Augen auf.
16. Auf dem Sattel.
17. Der Müller.
18. Die Weſte.
19. Die am längſten leben.
20. Den Vortheil; den Nachtheil.
21. Die Kirchenmäuſe.
22. Der Seidenwurm.
23. Das Herzkäferlein.
24. Der Landesvater und die Landesmutter.

Digitized by Google

B. Potter

Kindesliebe.

(Wahre Begebenheit.)

Von **Dr. J. Proschko.**

(Mit Bild.)

Mütterchen weint — Kindlein lacht,
Die Sterne blinken in dunkler Nacht,
Als wollten sie trösten und freundlich sagen:
„Arme, hör' auf zu weinen und klagen!
Es hat auch die Nacht ihr Sternenlicht,
Und Gott verlässet die Seinen nicht." —

Mütterchen weint — Kindlein lacht,
Dieweil es der Puppe sein Hütlein macht;
Springt dann zur Mutter hin und spricht:
„O schau' nur und freu' Dich! — doch weine nicht.
Nun gib meinem Aennchen und mir zu essen,
Du hast es, lieb Mütterchen, ganz vergessen!" —

„„Mein Kind, mein Kind, mein herziges Kind!
Und wenn ich die Augen mir weinte blind,
Ich kann Dir nichts geben! ich muß verzagen,
Bin elend und schwach von Krankheit und Plagen,
Kein Stücklein hab' ich für's Leihhaus mehr!
Komm, lege zu mir Dich schlafen her."" —

Das Kindlein schläft, sein Püppchen im Arm;
Das Mütterlein wacht voll Kummer und Harm.
Sie betet und ringt im Jammer die Hände:
„„Ach Gott! führ' Alles gnädig zum Ende!
Nimm uns zu Dir in den Himmel auf!
Denn schwer ist der Armen Pilgerlauf!"" —

Auf's neu ist erwacht der junge Tag,
Und mit dem zehnten Glockenschlag
Drängt sich die Menge durch's Pfandhaus-Thor,
Schon Viele harren und warten davor,

Noch Viele ſtrömen herbei voll Haſt,
Der Hunger iſt gar ein ſchlimmer Gaſt. —

Und hinter den Schranken waltet ein Mann,
Der manches Elend berichten kann;
Er nimmt allmählig nun Pfand um Pfand
Und prüfet Alles mit kundiger Hand,
Ruft dann den Nächſten mit rauhem Wort
Und ſchickt die Andern zur Kaſſe fort.

Doch nun — was flötet ſo zart und fein:
„O laßt mich, ich bitt Euch, laßt mich herein!“ —
Der Mann blickt auf und ruft: „„Beim Himmel!
Dort dringt ein Mädchen durch's Gewimmel;
Ein Kind, fürwahr, ſechs Jahre kaum!
Macht Platz, ihr Leute! ſogleich gebt Raum!““

„„Was willſt Du, Kleine?““ — „Ach Herr, verſetzen!“
„„Ei, brauchſt Du Mandeln und Zuckerbretzen?
Paſteten, Torten, Studentenfutter?““ —
„Ach nein! ach nein! nur Brod für die Mutter!
Wir hungern Beide voll bittrer Noth,
Die Mutter iſt krank, der Vater iſt todt!“ —

„„Nur Brod? — Ei, laß Dein Verſatzſtück ſeh'n!““
Dem Kind ſeine Aeuglein übergeh'n;
Es kann nicht ſprechen, es wickelt blos
Aus ſeinem Schürzchen die Puppe los,
Und reicht ſie dem ſtrengen Manne hinauf
Und Thränlein um Thränlein tröpfelt darauf.

Dem ſtrengen Mann, gewohnt zu befehlen,
Will jetzt eine Thräne vom Aug' ſich ſtehlen;
Stumm lauſchet um ihn die wogende Menge,
Gar Manchem wird's im Herzen zu enge.
Ein Kind — ein Mädchen opfert eben
Sein Liebſtes, um Brod der Mutter zu geben! —

Der Mann mit weicher Stimme spricht:
„„Mein Kind! Deine Puppe nehm' ich nicht!
Behalte Dein Aennchen, behalt es und bleibe
Ein guter Engel an Seel und Leibe!
Ich will für Dich sorgen, mein liebes Kind,
Das melde der kranken Mutter geschwind!““

Ein Jubel schallet durch's ganze Haus,
Und Alle geleiten das Kind hinaus.
Sie bieten Gaben der Mutter dar,
Ob Jeder auch arm und dürftig war: —
Das ist der Unschuld heilige Macht,
Sie hat einen Segen in's Haus gebracht.

Schlaraffenland.

Eine märchenhafte Geschichte aus Norwegen.

Von **Elisabeth Grube**, geb. Dietz.

Im Lande Norwegen, an einem der wilden schönen Christiania Fiords, stand von düsteren Tannen beschattet, einsam eine Hütte. Der hohe Snöhättan mit seiner glänzenden Schneekappe blickte nieder zu dem Häuschen im Walde, ein Wiesenpfad führte schnell zu dem klippenreichen Gestade der See. Dort wohnte eine Wittwe mit ihren drei Söhnen, Morten, Harald und Nils und ihrer Tochter Nanna, die ein gar liebes Kind war, mit Goldhaar und tief blauen Augen und einem so frischen Angesicht, als hätte die Rose am wilden Hag und die Schlehenblüthe am steinigen Raine ihre Wangen angemalt mit dem zartesten Weiß und Roth. Aber ihre Seele war eben so rein und frisch wie ihr Gesicht und dieses jungfräuliche Kind, recht eine Augenweide und der Herzenstrost ihrer Mutter, war auch der Brüder Stolz und Liebe.

Nur eine Bauernfamilie war es, die in dem Waldhäuschen wohnte, doch ein Geist des Friedens und der Stille ging von der ernsten Mutter aus, die unter schweren Lebensstürmen und allen Schrecken der nordischen Natur fromm und tapfer geblieben und nach dem frühen Tode ihres Mannes die Kinder

erzogen hatte in der Furcht Gottes und der gegenseitigen Liebe unter einander. Wenn auch die nächsten Nachbarn eine Viertelstunde und das Kirchlein, in dem sie mit den Landesgenossen beteten, und die Schule, in der die Kinder Lesen und Schreiben, im Katechismus und der Bibel lernten, gar noch mehr als eine ganze Stunde entfernt waren, in Thalschluchten mit donnernden Wasserfällen, unter den Klippen der Küste, an Abhängen der dichtbewachsenen Berge verstreut, so war doch Mutter Claudine von Vielen gekannt und der Morten als kühner Jäger berühmt im ganzen Kirchspiel; manches Bärenlager wurde von ihm entdeckt und die gefürchteten Wölfe sogar bekriegte die sicher treffende Büchse und das kräftig geschwungene Seitenmesser des starken, muthigen Jünglings. Vor dem großen Familienbett in der warmen Stube der Mutter lag ein prächtiges Wolfsfell als Siegeszeichen einer solchen Jagd.

Im hohen Norden ist das Leben nicht so leicht und anmuthig wie in den südlichen Ebenen der großen Mutter-Erde; es gehört die trotzige Kraft des Mannes und der fromme Fleiß der Frau dazu, wenn der häusliche Herd gesichert bestehen soll. Ernst und besonnen, einfach in Sitte und Tracht und etwas schwerfällig im Betragen ist das Volk in Norwegen; aber treu und redlich sein Gemüth, gesänftigt durch Familienliebe und religiösen Sinn.

Alle guten Eigenschaften nordischer Naturen wohnten am Herde der Mutter Claudine; in der rauhen Einsamkeit der Gegend waltete glücklicher Frieden im Häuschen unter den düsteren Tannen. Auch heute war es behaglich und warm in dem wohnlichen Raum, die Wände, von mächtigen Stämmen gebildet, mit wärmendem Moose dicht verstopft, umschlossen das hell lodernde Herdfeuer und der blonde Harald spaltete sorgsam die Tannenblöcke dazu, während die Mutter die Gerstensuppe bereitete und Nanna am Spinnrade saß und den silbern glänzenden Hanf durch die fleißigen Hände laufen ließ. Draußen stürmte indessen der wüthende Nordwind, er trieb Schneemassen an die Hüttenfenster und die Dämmerung legte sich schon über die eisigen Wege und machte die Lampe nöthig, die an fester Eisenkette über dem roh gezimmerten Tische hing.

„Wenn doch die Jungen da wären!“ seufzte Nanna und blickte nach der Mutter, die denselben Wunsch schon länger im Herzen trug, aber mit fester Stimme beruhigend entgegnete: „Werden schon kommen! — der Nils ist immer hungrig, der wird schon zum Abendessen treiben.“

„Aber der Morten, der wartet gern auf den Mond bei seinen Wald-

gängen und heute werden sie kaum den Weg wiederfinden vor Schneegestöber", erwiderte Nanna; doch kaum waren die besorglichen Worte ausgesprochen, so wurde heftig an die Hausthür geklopft und die frische Stimme des jungen Nils ließ sich in lautem Rufen vernehmen und forderte Einlaß.

„Was will denn der Junge, daß er so lärmt?" rief Harald, indem er zum Oeffnen eilte. Da stürzte der Bruder alsbald herein, er trug, als wären's Wickelkinder, zwei junge Bären, unter jedem Arm einen und jubelte: „Hier Nanna, bring ich Spielkameraden für den langen Winter! — seht nur Mutter, die lieben, netten Thierchen! — ich hab' sie schnell fortgetragen, während Morten noch die Alte todtschlägt!" —

„Wie konntest Du den Bruder verlassen?" fragte die Mutter. „O, ho! der rief mir zu, ich sollte laufen, denn die alte dicke Bestie brummte gewaltig und schlug mit ihren Tatzen nach mir und wollte mir die Jungen nicht lassen, und ich mußte sie doch festhalten und konnte dem Morten nicht helfen — der wird schon allein fertig mit dem Vieh!" —

„Daß Gott erbarm! die wird sich wehren! — ist auch eine Mutter, der es weh thut, wenn ihre Jungen geraubt werden." —

„O, die sollen es gut haben bei mir und wenn sie zahm sind, dann laufen wir zusammen in den Wald — heißa! — Habt Ihr auch zu essen? liebe Mutter, ich bin hungrig wie ein Wolf!" —

Und begierig fiel Nils über Brod und Käse her, hatte aber doch Bärenfreundlichkeit genug, die Zöglinge aus dem Walde einzuladen, und als ihnen das Haferbrod noch nicht recht munden wollte, die Mutter um ein Näpfchen Milch für sie zu bitten, was diese denn auch freundlich und barmherzig herein holte aus der Milchkammer.

Unterdessen dunkelte der Abend immer tiefer — es wurde später und später — da litt es die gute Nanna nicht länger am warmen Herdfeuer, sie wußte den etwas trägen Harald aufzumuntern, der lustige Nils war trotz seiner Müdigkeit sogleich bereit und die Geschwister erklärten einstimmig der Mutter: sie wollten hinaus, um den Morten aufzusuchen, der vielleicht matt von dem Bärenkampfe und müde von den weiten Wegen im Schnee läge und nicht weiter könne.

„Geht, geht in Gottes Namen!" — drängte die bleiche Mutter, „und nehmt den Nachbar Erich und seine Jungen mit, wenn ihr vorbei kommt, der arme Morten hat gewiß Hülfe nöthig. Ich will euch allen die Stube und

das Essen warm halten. — Jesus, mein Heiland! geleite euch hin und zurück mit dem Bruder!“ —

Da hörte man Stimmen und Tritte — alle horchten. „Das ist Nachbar Erich's Stimme, rief die Mutter — wo mag der Morten sein?!“ Die ganze Familie eilte hinaus trotz Wind und Schneegestöber; sie konnten die Gestalten nicht erkennen in der Dunkelheit und dem Schneesturm.

„Morten, mein Junge! bist Du da?“ — rief die Mutter in liebevoller Angst und der Nachbar antwortete: „Ja, gute Frau, er ist da! — wir bringen einen Bären mit, so groß und fett, wie ihr noch keinen gesehen.“

„Warum sprichst Du nicht, Morten?“ fragte die Mutter in steigender Angst und Nanna rief zitternd: „Morten, lieber Morten, wo bist Du?“ — Da fühlte sie eine warme Hand in der ihren und der Bruder stand vor ihr im Schein des Feuers, das aus der offenen Hausthür schimmerte. Sie zog den liebsten Bruder sanft in die Hütte und da sahen sie alle wie der Morten den Kopf verbunden hatte und von der umwickelten lieben Hand noch das Blut tröpfelte.

Mit einem „Gott sei Dank! daß ich daheim bin“ — sank der Verwundete auf die Herdbank nieder. Mutter und Schwester nahmen ihn still in ihre Arme und Alle waren einen Augenblick stumm vor Angst und Freude.

Erich aber und seine Söhne schleppten alsbald ein großes zottiges Ungeheuer herein und Nils lachte laut auf als seine Bärenjungen sich lustig über die todte Mutter wälzten, die der starke Morten erlegt hatte im mörderischen Kampfe.

Morten beruhigte die besorgten Frauen mit der Versicherung, seine Wunden seien nicht tief, er habe sehr geblutet und wäre vor Müdigkeit nur bis zu Erich's Hofe gekommen, wo die treuen Nachbarn ihm die Wunden erst besser verbunden, ihm den erlegten Feind abgenommen und hierher geschleppt hätten und nun wäre Alles gut und die Bärenhaut wolle er Nanna schenken und mit den Nachbarn wollten sie die prächtigen Schinken in den Jultagen verzehren und jetzt möge die Mutter nur das Abendessen herbei tragen und sie wollten Gott danken für die überstandene Gefahr und den köstlichen Bärenfang.

So geschah es denn auch. Das kräftige Mahl wurde von Allen, auch von dem ermüdeten, verwundeten Morten und der geängsteten Mutter dankbar genossen; die Nachbarn blieben die Nacht über bei den Befreundeten und bald

ruhten Alle von den Mühen und Schrecken aus in den Armen eines erquickenden Schlafes, während draußen die nordiſche Nacht mit Sturmgeheul über die Schneefelder und Wälder fegte und die Brandung der See mit Donnergetöſe die ſchäumenden Wellen an die Klippen warf.

Als nun das heilige Chriſtfeſt gekommen war und in der Julwoche alle die ſonſt ſo ſtillen Hütten luſtiges Geplauder, Geſang und Tanz belebte, auch hier und da mancher trunkene Gaſt in Folge des übermäßigen Genuſſes ſchier von Sinnen in einer Ecke lag, da konnte auch der tapfere Morten ſchon wieder Theil nehmen an dem Feſtjubel, wenn er auch noch ein wenig bleich ausſah und die Wunden ihn immer noch ſchmerzten. Aber ganz beſonders rüſtig im Genuſſe der Feſtfreuden waren Harald und Nils, und Nanna behauptete: die Beiden würden gar nicht ſatt.

Eines Abends ſaßen die glücklichen Jungen in dem Herdwinkel und unterhielten ſich von den Freuden dieſes Lebens, das ſeit dem Chriſtfeſte, in der letzten Jahreswoche, den eigentlichen Jultagen, ihnen wie ein Paradies vorkam, reich geſegnet durch Speck und Kuchen; Grütze und Bier; Käſe, Würſte, Fiſche; Braten und Schinken. Dazu brauchte Nils nicht in die Schule zu gehen und Harald, der ein Tiſchlermeiſter werden ſollte, hatte noch den ganzen Winter frei von der Lehrzeit, und ſo konnten denn die beiden Brüder ungeſtört buchſtäblich auf der Bärenhaut liegen, ſtundenlang, und das Aepfeleſſen und Nüſſeknacken hörte gar nicht auf.

„Weißt Du was, Nils!“ ſagte der ältere Harald, „ich hab' einmal gehört, es gäb' eine Inſel, die Schlaraffenland hieße, da wär' ewige Julzeit, da brauche man ſich mit keiner Arbeit zu quälen, die Bäume hingen voll ſchöner Früchte Sommer und Winter, ja ſogar die Aepfel und Birnen geſchält, wenn man das lieber äße, und die Nüſſe ausgekernt; der Tiſch ſtände immer gedeckt, mit dem beſten Eſſen darauf, beſonders Eierkuchen mit Speck; Bier und Wein flöße aus tauſend Quellen und wenn man das vorzöge, könne man in einem See von Milch baden, ſtatt im klaren Waſſer. Möchteſt Du wohl mit in das Land, wenn wir den Weg fänden?“

„Ei, ja! — warum nicht?“ rief der fröhliche Nils, „ich würde kein Narr ſein und vorbei gehen; ich würde mich wenigſtens pumpſatt eſſen und trinken und prächtig ſchlafen — das werden die Leute im Schlaraffenlande doch auch können, ſonſt wär' es ja nur eine halbe Julzeit! Aber die Nanna müßte auch dabei ſein und der Morten und vor allen die Mutter; dann

brauchte die nicht mehr so viel zu sorgen und zu thun, sie könnte ruhig in ihrem Lehnstuhl sitzen, den der Urgroßvater so schön geschnitzt hat und könnte mir von ihrer Heimath, von Drontheim erzählen, Gespenstergeschichten aus der alten Kirche, und mit dem Morten säß ich auf der Wolfshaut und der brauchte sich mit Bären und Wölfen nicht mehr herum zu schlagen und Du säßest mit der Nanna auf dem neuen Bärenfell, ihr triebt allerlei Kurzweil — — aber meine kleinen Bären! wo blieben die?"

„O, die ließen wir wieder in den Wald laufen, woher sie gekommen sind, oder wir schlachteten sie und brieten uns ihr Fleisch und äßen es zu all' dem guten Zeug, was im Schlaraffenlande wächst."

„Nein — nein Harald! daraus wird nichts. — Eh' ich die lieben drolligen Bärenjungen verlasse, mag ich gar nichts wissen von Deinem Lande, wo Milch und Honig fließen, da will ich lieber mit dem Morten in die Wälder gehen und auf Schneeschuhen und Eisschlitten herum fahren und mich doppelt freuen wenn ich heimkomme, wo an dem warmen Herd Nanna spinnt und webt und die gute Mutter für uns alle sorgt. Ohne den Morten, die Mutter und Nanna mag ich mit Dir nicht einmal im Paradiese sein, noch weniger im Schlaraffenlande. Aber sehen möcht' ich es doch einmal — wo mag es nur liegen? — Vielleicht oben auf dem Snöhättan? — mitten unter den Eisfelsen und Schneefeldern. — Wer hat Dir denn davon erzählt? — ich glaube nicht an die Geschichte."

„O, der alte Hans, der immer hinter dem Ofen sitzt, drüben im Walde, der kennt auch den Nix — er versicherte mir, daß er in seiner Jugend einmal im Schlaraffenlande gewesen sei, und daß er seitdem von dem Leben und Treiben in unserm Norwegen nichts mehr wissen möge, weshalb er denn auch stets in der Hütte bleibt und seinen Lehnstuhl nur verläßt, wenn das Essen auf dem Tische steht."

„Das könnte mir nun gar nicht gefallen", meinte Nils, „da ist mir die Bärenjagd doch lieber und dafür daß ich stets hinter dem Ofen hockte, schleppt' ich lieber alle Tage Holz aus dem Walde, und über meine Schlittschuhe geht mir nichts in der Welt. Nur so ein „Tischchen deck' dich!" müßte doch hübsch sein. Weißt Du was, Harald! wenn der Hans den Nix kennt, — — — dem guten Jungen blieben die Worte im Munde stecken, denn auf einmal wurde der dunkle Herdwinkel lichthell, wie von einem glühenden Sonnenfeuer, wenn es Abends vor dem Untergange über dem Snöhättan leuchtet, und neben

den erſtaunten Brüdern ſtand ein ſchöner Greis im ſchimmernden Gewande; dem floßen lange Silberlocken und ein ſchneeweißer Bart vom Haupte und mit leiſer Stimme ſprach er: „Auf dem Wege nach Drontheim ſollt ihr das Schlaraffenland ſehen — ruft nur Nix, Nix wo biſt du? und alsbald werd' ich ſelbſt kommen oder einen Boten ſchicken, der euch den Weg zeigt. Seid verſchwiegen, im Frühjahr erwart' ich euch." — Dann war die Erſcheinung verſchwunden und Alles wieder ſtill und dunkel wie vorher.

„Da haben wir die Beſcheerung!" ſtotterte Nils und umhalſte den Harald, der ganz regungslos dem entſchwundenen Nix nachſtarrte, „höre Du, das muß ich der Mutter ſagen, ich fürchte, das iſt Teufelsſpuck; bewahr' uns Gott vor dem Nix, wenn er auch noch ſo ſchön ausſieht!" —

„Wie kannſt Du ſprechen, Nils!" entgegnete tief aufathmend Harald, „ich werde ſtillſchweigen und den Nix aufſuchen, mich ſoll Nichts abhalten von dem Leben im ſeligen Schlaraffenlande; wenn Du klug biſt, ſo geheſt Du mit, und wir ſind dann aller Balgerei los hier mit den ewigen Bären und Wölfen und Du brauchſt nicht mehr in die Schule zu gehen durch Näſſe und Kälte, die weiten Wege, und die Hobelbank kann dann lange warten auf mich!" —

Der Umſtand mit der Schule leuchtete dem luſtigen Nils am deutlichſten ein; denn das Rechnen machte ihm einiges Kopfzerbrechen und er hörte lieber zu, wenn alte Geſchichten erzählt wurden, als daß er auswendig lernte; ihm gab das harte Leben im Wald, an der Küſte und auf der See der Fiſchfang ſo viel zu denken, er half der Mutter und Schweſter ſo gern in dem lieben Heimathhäuschen; ſo daß er über dem Lernen in der Schule immer andere Dinge im Sinne hatte, als was der Lehrer wollte. Doch als Harald zu der Verheimlichung noch gar zu einer Lüge ihn bereden mußte, da ließ er den Kopf hängen und wurde erſt wieder froh als ſeine zottigen Lieblinge um ihn her ſprangen und er ihrer Aufforderung nachgebend, mit ihnen draußen im Schnee tollte.

Der Harald war eigentlich auch ein redliches Gemüth, er hatte bis zu dieſer Stunde ſtets die Wahrheit geſprochen und war der Mutter gehorſam wie ein guter Sohn; aber auf der Schulbank hatte er Freundſchaft geſchloſſen mit dem Sohne des Paſtors, der auch die Schreib- und Rechnenkunſt dort erlernte, und der wußte ihm aus den Büchern, die er in des Vaters Bibliothek geleſen, ſo viel von weiten Ländern, von prächtigen Städten, von Künſtlern

und Gelehrten, auch von Feen, Elfen und Nixen und fahrenden Rittern aus der alten Zeit zu erzählen, daß Harald mit seiner Phantasie immer an anderen Orten war als in der räucherigen Hütte der Mutter; auch war seine Gestalt zart und schlank und der kräftige Morten neckte ihn oft mit seinen weichen, weißen Händen, wenn er sich scheute die rauhen Baumstämme durch Dick und Dünn zu schleppen, oder die schwere Axt zu gebrauchen, die der starke Bruder wie ein Spielzeug handhabte. Deshalb wollte Harald auch gerne nach Drontheim und dort zierliche Tischlerarbeit erlernen.

Nun aber hatte die Erscheinung des geisterhaften Freundes sein ganzes Wesen gefangen genommen, er ging wie ein Träumender umher und die gute Mutter, die den Knaben seiner sanften Sitten wegen eben so lieb hatte, wie die anderen Kinder in ihrer derberen, anstelligen Weise, beobachtete ihn mit besorgten Blicken und wünschte den Lenz herbei, der den ganz stumm und still gewordenen unter andere Menschen bringen und an eine bestimmte, nützliche Beschäftigung gewöhnen sollte.

Es kam denn auch richtig der freundliche Lenz, der auch im hohen Norden eine kurze Blüthenzeit bringt. Das Reisebündel des Lehrlings ward geschnürt und Nils sollte den Bruder begleiten nach der fernen Stadt, wo noch Befreundete der Mutter Claudine wohnten, und die Geschwister gönnten dem guten Nils diesen ersten Flug aus dem heimathlichen Nestchen gerne.

Daß sie den Harald auf lange Zeit scheiden ließen, wurde allen schwer, denn in der Einsamkeit rücken die Hausgenossen noch näher zusammen, wie auf dem belebten Markte der Welt; aber was kräftige Menschen als nothwendig und unabänderlich erkennen, das ertragen sie mit stillem Muthe.

Die kleine Familie saß einmüthig zusammen am Vorabend des Abschiedtages und den beiden Jungen waren die Herzen wie eingeschnürt, besonders wegen der heimlichen Gedanken, die sie sorgfältig verbargen vor den ehrlichen Augen ihrer Liebsten und Nächsten. Der brave Morten hatte im Auftrage der Mutter einen Wanderbrief für den Harald geschrieben, der ihm nun sorglich nebst dem nöthigen Reisegeld in die Tasche gesteckt wurde; dann sangen und beteten Mutter und Kinder noch einmal vor Schlafengehn miteinander und die beiden Jungen weinten ungescheut, als Mutter und Schwester ihnen gute Nacht sagten vor der wichtigen Wanderung, die sie morgen antreten wollten; Nils schluchzte als er seine Bären streichelte, die sich brummend auf em Lager wälzten. Morten wollte die Brüder noch eine Stunde weit begleiten.

„Weißt Du, Harald", ſagte Nils, als er mit dem Bruder im gemeinſchaftlichen Bette lag, „das halt' ich nicht aus morgen mit dem Abeſagen, und wenn Morten gar noch mit uns geht, und wir dann noch einmal von dem guten Bruder Abſchied nehmen ſollen; ich denke wir ſchleichen uns heimlich davon. Du kannſt ja ein Briefchen hinterlaſſen und darin ſchreiben, daß uns das Herz zu ſchwer wäre für das Lebewohlſagen. Ach, ich hab' ein böſes Gewiſſen, und wenn ich es Dir nicht verſprochen hätte, ich ginge nicht von der Stelle."

Harald ſtimmte dem Bruder bei, er fürchtete deſſen Ehrlichkeit, wenn ihm das Herz bange klopfte bei ſeinem heimlichen Plan; deshalb ſprang er ſchnell aus dem Bett als Alle ſchliefen, ſchrieb mit haſtiger Hand einen Scheidebrief und heimlich wie Diebe ſchlichen die jungen Abenteurer aus der Hütte, deren friedliches Glück ihnen erſt im Augenblick des Weggehens ſchöner vorkam, als Alles, was ſie von den Freuden des verheißenen Schlaraffenlandes erwarteten.

Als nun aber der ſchönſte Maimorgen durch die Tannen ſchimmerte und der milde Südwind ihre Wangen umſpielte, da hatten die Knaben bald jeden Schmerz überwunden, Harald wünſchte ſich Flügel der Morgenröthe und Nils rannte jedem Eichkätzchen nach, das über ihren Weg huſchte und luſtig in den Bäumen von Aſt zu Aeſten ſprang. Die erleichterten Herzen wurden voll Ungeduld und der Abend des erſten Reiſetages war noch fern, als Harald und Nils wie aus einem Munde ſchon riefen: „Nix, Nix! wo biſt Du?"

Da war es, als wenn ein Vorhang ſich niederſenkte vor den Augen der jungen Wanderer, die rieſigen Höhenzüge des Snöhättan verſchwanden, wie weggeblaſen, das heimliche, feierliche Sauſen in den Tannenwäldern hörten ſie nicht mehr, aber ein weiter Garten voll blühender Bäume und glänzender Blumen lag vor ihnen; tauſend Nachtigallen ſangen lieblich um die Wette, bunte Vögel hüpften hin und her in den friſch grünen Zweigen unbekannter Bäume, und Schmetterlinge wiegten ſich mit ſammtnen, goldgeränderten Flüglein auf Roſen und Lilien. Ein milchweißer Strom umfloß den Garten und eine Brücke, glänzend wie der Wetterhahn auf dem Thurme ihres Kirchleins, wenn er funkelnd gegen den dunklen Abendhimmel ſich ſpiegelte, ſpannte ſich über den leiſe dahin fließenden Strom und führte zu einem prächtigen Thor, deſſen ſchön geſchwungener Bogen von buntfarbigen Edelſteinen ſchimmerte. Und vor der Brücke ſtand ein kleines Männchen, mit einem grauen Röcklein

und einer Kaputze angethan, sein Angesicht war sanft geröthet und ein langer Bart floß silberweiß auf den grauen Kittel herab und eine Tanne, wie ein Christbäumchen, trug das Männchen mit goldnen Früchten, wie sie's einmal im Pfarrhause gesehen hatten und mitten im Wonnemonat war sein Gewand beschneit, aber nicht von Schneeflocken, sondern Kirschblüthen lagen auf den kleinen runden Schultern und in den Aermelfalten und waren auch lieblich gestreut auf die Zweiglein der jungen Tanne, und es war den beiden Knaben bei dem Anblick dieser befreundeten Gestalt, als sei das graue Männchen der rechte Wegweiser zu aller Lust, auf die sie hofften und die sie mit Heimlichkeit und Lüge sogar zu erstreben sich nicht gescheut hatten.

Das Männchen winkte und hob sein Tannenbäumchen wie eine Fahne hoch, schritt den Knaben voran über die goldne Brücke und als diese, stumm vor Verwunderung, durch das glänzende Thor auf das blühende Eiland traten, war der Führer verschwunden als wär er ein Schatten gewesen, und auch die Brücke zerrann wie ein Regenbogen in den Wolken des Abendhimmels. Schlaraffenland war auf der inneren Wölbung des Thorbogens, von Edelsteinen gebildet, zu lesen, und „Schlaraffenland" jauchzte der lustige Nils, als er in einer Rosenlaube ein prächtiges weißgedecktes Tischchen erblickte, das die schönsten Früchte trug und ganze Schichten von Kuchen, und daneben stand in klaren Gläsern funkelnder Wein und schäumende Milch.

„Komm, Harald", jubelte Nils, „das wird schmecken." Rasch griff er nach einem Pokale, denn seine Lippen dürsteten von der Mühe der Wanderung und der heißen Erwartung seines Herzens, und als der Knabe den kühlen Wein, der so lieblich und feurig zugleich war, hastig ausgetrunken, da fühlte er ein Wohlbehagen, das nur der verstehen kann, dem zum ersten Mal ein Becher edlen Weines geboten wird, wenn er durstig und müde nach Erquickung sich sehnte.

„Aber Christus, mein Gott! wie siehst Du aus, Harald?" rief Nils, nachdem er den Blick wieder erhob aus der Tiefe des Krystallpokals; und wahrlich, er durfte sich wundern, der treuherzige Bursche; denn Harald stand vor ihm wie ein Prinz, so fein und vornehm angekleidet, und das sanfte Gesicht, welches dasselbe geblieben, das Nils kannte und liebte, paßte recht wohl zu dem schönen Anzuge. „Wenn das keine Hexerei ist", fuhr Nils fort, „so weiß ich es nicht! Gott gebe nur, daß ich nicht auch verwandelt werde und mich später kein Mensch mehr kennt, wenn ich heim komme, das sollte mir

herzlich leid ſein. Wie iſt es, Harald, kennſt Du mich noch?“ fragte er mit einiger Beklommenheit. Aber der Bruder lächelte. „Wohl, mein guter Nils, ich ſehe noch Deine rothen Backen und Deine kleine Stulpnaſe, auch die ehrlichen Augen blicken wie ſonſt; aber Deine Mütze, Deine Lederhoſe und die dicken Schuhe ſind fort und Du ſiehſt aus, wie der junge Knappe in Nanna's Bilderbuch, die Straußfeder auf dem Barett; aus Deiner Sonntagstuchjacke iſt ein Sammtkittel geworden, und Dein Hemdkragen iſt ſo fein wie die allerſchönſte Spitze. Du ſiehſt ſchön aus, lieber Nils, und wir dürfen uns ſehen laſſen vor den verwünſchten Prinzeſſinnen, die vielleicht hier herum luſtwandeln.“

Die Brüder umarmten ſich lachend, aber Nils wollte Nichts wiſſen von Prinzeſſinnen, er meinte, ſeine kleinen Bären wären ihm lieber und wenn die Mutter da ſein und von dem ſüßen Wein trinken könnte, ſo würde er noch einmal ſo vergnügt ſein. Harald aber ſchien jede Erinnerung an die Vergangenheit und die Zurückgebliebenen verloren zu haben, träumeriſch griff er nach der Milch, die neben dem Weine ſtand, trank in tiefen, langſamen Zügen und warf ſich dann mit entzückten Blicken auf eine Moosbank nieder, die duftig und friſch ihm entgegenquoll.

„Das ſoll mich doch verlangen, was aus der Geſchichte wird“, plauderte Nils, „aber was meinſt Du, Harald, wenn wir ein Schläfchen hielten nach der langen Wanderung, ich bin müde und hier auf dem Mooſe iſt es prächtig weich zum Ruhen.“

Kaum hatte der Knabe dieſen Vorſatz ausgeſprochen, da legte ſich, von unſichtbaren Händen gebracht, ein Purpurkiſſen vom feinſten, durchſichtigen Linnen überzogen auf die Moosbank und daneben eine weiche, ſeidene Decke; unter den Bäumen ſpannte ſich ein Zeltdach aus, zum Schutz gegen die letzten Sonnenſtrahlen ſowohl wie gegen die kommende Abendkühle und der fröhliche Nils rief laut in den duftigen Garten hinein: „Habe Dank, guter Nix! Du biſt ja ſorgſam wie meine liebe, liebe Mutter! Komm Harald, ich ſchlafe ſchon halb.“ Und ſomit zog der Junge ſeinen Bruder, mit beiden Armen ihn umſchlingend, zu ſich nieder auf das weiche, liebliche Lager; auch der legte ſeinen blonden Lockenkopf gern auf das Kiſſen nieder, zog die Decke über und bald lullte der Maiwind, der leiſe in den Blüthenzweigen ſpielte, und das Murmeln eines kleinen Waſſerfalles in der Nähe die Knaben in den ſüßeſten Schlummer. Sie ſchliefen Hand in Hand wie zwei glückliche Kinder, an deren Bettchen eine Engelswache ſteht.

Wie lange sie geschlafen, ich weiß es nicht genau, aber als die Brüder beinahe zu gleicher Zeit erwachten und die Augen aufschlugen, da schwebte der Vollmond am tiefblauen Himmel dahin und in die geisterhafte Helle der Nacht lagerten sich die Schatten der Bäume und Gesträuche und immer noch sangen Nachtigallen ihre wundersamen Lieder. Es waren himmlische Töne, wie sie unter ihren Tannen und am Gestade der See niemals welche gehört hatten.

Ganz in der Nähe, an eine junge Linde gelehnt, stand des Nixen ehrwürdige, lichtglänzende Gestalt und mit freundlicher Stimme sprach er zu den Knaben: „Seid willkommen ihr jungen Freunde, es ist schön, daß ihr Wort gehalten habt, ich hoffe, es soll euch so wohlgefallen im Schlaraffenlande, daß ihr an ein Fortgehen nie denken werdet. Steht auf und folgt mir in mein Schloß, dort findet ihr fröhliche Gesellschaft und dort könnt ihr besser ausruhen von euerer Wanderung, wie hier unter dem luftigen Zelte."

Die Knaben waren aufgesprungen, Harald nahm still die dargebotene Hand des Nix, küßte sie mit feinem Anstande, als hätt' er schon Pagendienst am Hof eines Fürsten erlernt, indem er zutraulich sprach: „Ich danke Dir, mächtiger Nix; ich bin bereit Dir zu folgen, mein Leben lang."

Aber Nils that einen drolligen Luftsprung und sagte: „Nichts für ungut, Herr Nix, ich gedenke nur kurze Zeit Euer Gast zu sein und es wäre mir lieb, wenn ich wüßte, wo meine Lederhose und meine dicken Schuhe hingekommen; denn in diesem Aufzuge kann ich daheim mich nicht sehen lassen und der Harald — nun der wird wohl auch nicht vergessen, daß unsere gute Mutter die Tage zählt, bis er uns wieder besuchen kann von Drontheim aus, wo er als Tischlerlehrling erwartet wird."

Der Nix lächelte und sagte: „Ueber Deinen Anzug, lieber Junge, mache Dir keine Sorge, der ist gut aufgehoben, und das Andere wird sich finden; kommt nur jetzt mit mir und seid guter Dinge."

Somit führte Nix den Harald freundlich an der Hand durch den Garten und Nils trappte lustig hinter her über die glänzenden Kieswege, sah sich um nach allen Seiten und dachte, was wird sich die Nanna wundern, wenn ich vom Schlaraffenland ihr erzählen kann! —

Auf einmal glänzte ein hell erleuchtetes Gebäude ihnen entgegen, hundert Mal größer als die einzige Kirche, die Harald und Nils kannten, und gar nicht zu vergleichen mit irgend Etwas auf Erden, was sie als Wohnung sich vorgestellt hatten. Wie ein Vorhof des Himmels kam den Jungen die große,

prächtige Halle vor, die den Eingang bildete, schön gekleidete Diener trugen lodernde Fackeln und leuchteten ehrerbietig entgegenkommend dem Gebieter und seinen jungen Gästen, und als sie die breite Marmortreppe hinanschritten, von zierlichem Goldgeländer eingefaßt und mit Bildsäulen und blühenden Gewächsen geschmückt, da ging sogar der kecke Nils mit leisen Schritten und das Herz schlug ihm erwartungsvoll in der Brust.

Eine große Flügelthüre wurde weit aufgethan und als die Brüder eintraten mit dem erhabenen Wirth, da grüßte sie freundlich eine große Schaar schöner Frauen und edler Männer, die sich ehrfurchtsvoll von ihren Sitzen erhoben, fröhliche Knaben und Mädchen eilten neugierig herbei und betrachteten die beiden Fremdlinge, die schüchtern an der Thüre stehen blieben und kaum wagten weiter zu schreiten in all dem Glanz und Schimmer, der sich vor ihren Augen ausbreitete.

„Nehmt sie freundlich auf, diese beiden Jünglinge, die mit euch leben wollen in meinem heitren Reiche", sprach der Nix, „laßt uns niedersitzen zum Abendessen, und ihr, Harald und Nils, sollt von nun an Schönhaar und Treulieb heißen, denn Deine goldenen Locken, Harald, sind eben so glänzend und weich wie die des tapfren Königs Harald, und Du, guter Nils, siehst so treu aus Deinen blauen Augen, daß ich Dich lieb haben muß; und nun macht euch bekannt mit den jungen Kameraden, die schon länger hier wohnen und denen ich von euch und euerem Kommen erzählt habe."

Zwei prächtige Knaben eilten herbei und nahmen die Brüder bei den Händen, führten sie mit freundlichen Worten an die Tafel, und mitten unter die fröhliche Schaar, die an einem Flügel der großen Tafel Platz nahm, setzten sich Harald und Nils, genannt „Schönhaar und Treulieb". Eine Fülle von Speisen und Getränken erneuten Nils Eßlust, er versuchte frischweg von Allem, was er niemals noch gekostet hatte, während sein Bruder nur hier und da etwas genoß, aber dafür begierig lauschte, was seine Nachbarn, mehr aber noch, was der Nix und die Männer an der oberen Tafelrunde mit einander sprachen.

Harald mit seinem Goldhaar gefiel besonders den jungen Fräulein, die neben ihren Müttern saßen und sie lächelten gar freundlich, wenn er mit seinen sanften Augen nach ihnen hinblickte. Doch Treulieb wurde bald der liebste Geselle unter den lustigen Buben, die über seine drolligen Einfälle und seine naive Verwunderung lachten und einstimmig erklärten, sie wollten

gut Freund mit ihm sein und morgen ihm alle Herrlichkeiten ihres Schlaraffenlandes zeigen.

„Ich will euch recht früh wecken", sagte Treulieb, „aber ich will lieber Nils heißen unter euch, sonst komm' ich mir wie vertauscht vor; ich weiß ohnehin nicht, wo mir der Kopf steht hier in aller Pracht und Herrlichkeit, und es könnte mir ordentlich lieb sein, wenn der Morten herein träte und die Mutter eine Schüssel mit Kartoffeln in der Schale auf den Tisch stellte und Nanna mir ein Stück Haferbrod reichte. Und dann solltet ihr meine Bären sehen! den kleinen „Braun" und den dicken „Schwarzkopf", das ist ein anderes Gethier als die niedlichen Wachtelhündchen, die dort in der Saalecke liegen auf ihren weichen Kissen, und wenn ich wieder nach heim gehe, dann könnt ihr mitkommen und euch meine lieben Spielkameraden ansehn; auch jagen und fischen wollen wir und Holz hauen; oder wenn ihr im Schnee mich besucht, dann werfen wir uns mit Schneebällen und die Schlittschuhe müßt ihr dann mitbringen, denn über den Eislauf geht Nichts, im Himmel und auf Erden!" — Alle lachten und der Nils sah sich verwundert um, er kam sich gar nicht wie ein Spaßmacher vor und hier lachte doch Alt und Jung über ihn.

Aber sein Nachbar, der schöne Olaf, sprach leise zu ihm: „Wir dürfen nur die Spiele spielen, die dem Nix gefallen, von Deinen Lustbarkeiten wissen wir Nichts und die Meisten tragen auch kein Verlangen nach einem Leben außer dem Schlaraffenlande. Hier haben wir Alles reichlich und ohne Mühe, Du wirst bald eben so gerne hier sein und nicht wieder heim wollen, wie Alle, die hieher gekommen sind, weil das Leben draußen so voll Arbeit und Sorge ist."

Nils schüttelte seinen Krauskopf mit entschiedener Geberde und sagte: „Lasse das gut sein, Olaf, davon sprechen wir ein andermal; jetzt gefällt es mir ganz gut in eurem Schlaraffenland, und ich warte jedenfalls bis mein Bruder fort will, denn der muß nach Drontheim in die Lehre gehen, er soll Tischler werden und darf nicht zu lange faullenzen, sonst werden seine weißen Hände immer weichlicher und untüchtiger zum Sägen und Hobeln."

„Das wäre ja schrecklich", meinte Nils Nachbar zur Linken, der zierliche Adolph, „wenn wir die Tische selbst machen müßten; mir thun vom bloßen Gedanken daran schon die Finger weh!"

Nils wollte eben etwas entgegnen, aber da ertönte so rauschende Musik,

daß er verstummte. Der Nix erhob sich und mit ihm die ganze große Tafelrunde und nun schlenderten Alle durcheinander in den Sälen umher, die sich an die Speisehalle reihten. Man spielte Billard und Schach und Dambrett, auch Karten- und Würfelspiele und bald darauf trat ein älterer Diener hinzu und führte die jungen Leute alle zusammen in einen großen Schlafsaal; auch Harald und Nils fanden kostbare Betten bereitet und unter fröhlichem Geplauder legte man sich zum Schlafen nieder.

Nils betete vorher noch andächtig seinen Abendsegen und Harald sah zuletzt noch allein wachend in das sanft gedämpfte Licht, welches aus einer milchweißen Ampel strömte, die an goldener Kette von der hohen Decke nieder hing und mondhelle Dämmerung durch den ganzen Saal goß.

Wie anders weckte der junge Tag die beiden Brüder im Lustschlosse des Schlaraffenlandes als daheim in der räucherigen Hütte und was für seltsame Dinge mußten sie erleben an diesem ersten Tage und den folgenden Wochen! Das Seltsamste war ihnen, daß Alles von selbst kam was sie nöthig hatten, ja, was sie nur leise wünschten. Sie mußten es ordentlich lernen dieses Leben des Nichtsthuns und der lebhafte Nils, der immer noch nicht auf den Namen „Treulieb" hören konnte, wurde oft zurückgehalten, wenn er irgend Etwas wünschte und die Andern bedienen wollte, während Harald „Schönhaar" sehr bald sich in die vornehme Gewohnheit und das Faullenzen gefunden hatte, überglücklich durch die Gärten schlenderte, sich in der leichten Gondel auf dem Milchflusse wiegte, oder auch in den Bilderbüchern blätterte, die auf den Tischen in der Bibliothek des Schlosses umher lagen.

Unter den Männern, die im Schlaraffenlande lebten, waren wohl einige, die unsern Harald Manches hätten lehren können, wenn er nur ein kleines Verlangen nach Beschäftigung und Erkenntniß gehabt hätte, und so oft er in die Bibliothek trat und nach einem Buch verlangte, legte sich ein dicker Foliobband in Pergament gebunden, oder ein zierliches Bilderbuch mit Goldschnitt und Farbendruck alsbald in seine Hände, aber der Jüngling war zu träge und zu genußsüchtig, um nach etwas Anderem als nach Vergnügen zu verlangen. Deshalb unterhielten ihn auch die Bilder am längsten, auch die Statuen des Schlosses konnte er mit nimmer überdrüßigem Vergnügen anschauen und dann trat wohl der Nix zu ihm und fragte ihn, was ihm denn gefalle an Diesem oder Jenem und erzählte ihm auch wohl, wenn er Haralds Blicke mit gespannter Aufmerksamkeit sich zugewendet sah, von der Bedeutung der Ge-

mälde und Statuen, von ihrer Entſtehung und den Künſtlern die ſie gebildet hätten; denn nicht Alles kam von ungefähr und auf zauberiſche Weiſe in das Schlaraffenland. Der Nix hatte nur Macht über die materiellen Dinge, Alles was Kunſt und Wiſſenſchaft erforderte, beſtellte er ſich draußen bei den kunſtſinnigen und gelehrten Menſchen und ließ es dann mit ſeinen Zauberkräften zur Zierde ſeines ſinnlichen Reiches herbeiſchaffen; auch zur Belehrung und Erhebung derer, die nach geiſtigen Schätzen Verlangen trugen. Harald aber war zu wenig vorbereitet um den Einfluß des künſtleriſch Schönen und den Segen des gelehrten Wiſſens erkennen zu können, und das luſtige Leben mit den jugendlichen Genoſſen in den prächtigen Gärten draußen, die geſelligen Spiele in den Sälen des weiten Schloſſes, auch wohl die feinen Speiſen und köſtlichen Getränke umnebelten ſeine Sinne im behaglichen Genuß und nur zuweilen, wenn ſchöne Lieder geſungen oder herzrührende Melodien geſpielt wurden von den Chören der Sänger und Muſikanten, die auch ihre Kunſt draußen unter den Menſchen gelernt hatten, dann fühlte er eine unruhige Sehnſucht, und er nahm dann wohl den ſchönen Olaf in den Arm und eine Thräne glänzte in ſeinem Blick.

Bald wurde dem weichmüthigen Harald das gute Eſſen und Trinken, die vornehme Kleidung, das tägliche Spielen, das ſtete Blühen und Duften und das immerwährende ſchöne Wetter ſo gleichgültig, daß er Alles ohne Vergnügen hinnahm und mehr und mehr in eine träge Mattigkeit verſank, die leider oft im Schlaraffenlande an vielen noch ganz jugendlichen Geſtalten zu bemerken war. Doch man ſprach nicht davon, der Nix hatte es nicht gern, wenn ſeine Geſellſchaft ſtill und mißmuthig ausſah, deshalb rafften ſich die meiſten zu der einzigen Anſtrengung auf, deren ſie fähig waren und das will ſchon viel ſagen, wenn man die Langeweile nicht merkte, die mit leiſem Tritt durch die glänzenden Säle ſchritt und in den Roſen- und Myrthenlauben gähnte. Es war trotz des erfriſchenden Morgenwindes und der ſanften Abendkühle, in des Mittags hellem Scheine, wie in den glanzvollen Mond- und Sternennächten oft eine drückende Atmoſphäre in dem Schlaraffenlande und nur der Nix fühlte nichts davon, weil er, keiner menſchlichen Schwäche unterthan, auf dieſem wunderſchönen und dennoch von der Langeweile beſuchten Eiland, einer höheren Macht diente.

Von all dieſem heimlichen Leid wußte auch der luſtige Nils kein Sterbswörtchen. Der lebte fröhlich in den Tag hinein, wurde groß und ſtark von

den kräftigen Brühen und Braten, die es im Schloſſe gab, und als er zu dem guten Weine den er gerne trank, auch noch Bier haben konnte, wie er es in der Erndte- und Julzeit zu Hauſe getrunken: da ließ er die Milch ruhig dahin fließen und hielt nur ſeinen Becher unter die große Fontaine, die Champagner ſprudelte, oder ſchöpfte ſich eine Kanne voll aus dem Bierweiher und zechte mit den Kameraden um die Wette. Es war auch ein Vorzug des Schlaraffenlandes, daß man ohne Beſchwer' ſo viel eſſen und trinken konnte, als man Luſt hatte und das machte ſich der Nils recht zu Nutzen.

Für den Nils war der Aufenthalt im Reiche des Nix nur eine Kurzweil, ihn hatte keine krankhafte Sehnſucht dahin geführt, er wollt' es nur kennen lernen, und als er ſich ſatt verwundert hatte über dieſes müheloſe Daſein, beſonders darüber, daß die Bären, die er mit ſeinem Bruder Morten unter Lebensgefahr gejagt, hier geräuchert oder gebraten herum liefen und die köſtlichſten Saucen dazu in einem Krügelchen um den Hals trugen: da mußte er herzlich darüber lachen, aber ſo gut wie der erjagte daheim, ſchmeckte ihm doch der Schinken nicht, der ihm hier zugelaufen kam. Auch war der Nils wirklich ein Treulieb, ihm hatte das Schlaraffenleben nicht die ſteten Gedanken an daheim verdrängt und eines Abends erklärte er ſich und auch dem Nix: „nun hab' ich genug geſehen und gegeſſen, nun laßt mich in Frieden wieder nach Hauſe wandern, gebt mir meine dicken Schuhe wieder und ſagt auch dem Harald, daß es Zeit für ihn ſei nach Drontheim in die Lehre zu gehn. Ich kann ihn nun nicht mehr geleiten bis dahin, die vier Wochen die ich ausbleiben durfte, ſind nach meiner Rechnung vorbei und mein Mutter darf nicht vergeblich warten auf ihren Nils — jetzt halten mich keine zehn Pferde mehr feſt, und wenn die jungen Schlaraffen mich beſuchen wollen zur Julzeit, dann ſoll es mir lieb ſein, ſchickt ſie nur lieber Nix — ſie werden freilich Champagner und Marzipan nicht bei uns finden; aber Kurzweil die Hüll' und Fülle — Ihr wißt ja wie es bei uns ausſieht!" —

Der Nix lächelte den treuherzigen Jungen an und meinte nur: „Deine Zeitrechnung iſt nicht ganz richtig, lieber Nils, aus den vier Wochen nach dem Kalender der Menſchen, möchten leicht ſo ein ſieben Monate geworden ſein, Du wirſt wohl gerade zur Weihnachtgrütze in eurer Hütte ankommen, wenn Du alsbald Dich auf den Weg machſt. Ich halte Dich nicht — es iſt mir lieb daß Du heim verlangſt." —

„Du meine Güte! klagte Nils — was wird meine Mutter gewartet

haben! — wie wird Morten zornig ſein — und die Nanna! — nun, die hat gewiß Tag und Nacht geweint — und ich nichtsnutziger Bub ſaß hier im Schlaraffenland wie der Spatz im Hanfſamen und hab' gar nicht einmal gemerkt wie die Zeit vergangen iſt! — Aber ich habe doch die Tage und Nächte gezählt und mir eine Schramme gemacht in den glatten Stamm einer Eſche und da ſtehen nur 28 Striche ſeit dem erſten Tage, den ich hier verlebte! — lieber Nix, ſagt mir, wie geht das zu? — und was fang' ich an, ich dummer Tölpel, daß ich mein Unrecht wieder gut mache, daheim?" —

„Die Tage im Schlaraffenlande ſind nur ſo viel länger wie in euerem Norwegen, lieber Junge! entgegnete der Nix, die Bewohner der wunderſamen Inſel haben an 24 gewöhnlichen Stunden für ihr Faullenzen noch nicht genug; deshalb — — Aber mit Deiner Familie, da mußt Du ſelbſt fertig werden. Wenn Du fühlſt, daß Du gefehlt haſt: ſo trag' auch nun das Leid als Strafe für das Unrecht und wenn Dir jetzt der Weg, den Du im Maimonat luſtig wanderteſt, im halben Winter draußen ſchwer fallen wird, ſo nimm auch das hin als eine Folge Deines Leichtſinns." —

„O, Ihr habt gut reden, ehrwürdiger Nix! das hättet Ihr mir Alles vorher ſagen ſollen, dann wär ich nicht ſo dumm und ſchlecht geweſen; aber nein, nein — mir geſchieht ganz recht, ich hab es wohl gefühlt, daß die Heimlichkeit vor der Mutter und den Geſchwiſtern unrecht war und bin doch gegangen, das ſoll mich klug machen für Zeitlebens und wenn wieder ein Nix in unſerer Hütte erſcheinen ſollte und mir goldene Berge verſpräche und noch einmal ſo ſüße Worte machte, wie Ihr es gethan; dann — nehmt es mir nicht übel Herr Nix! — dann hetz' ich den Braun und den Schwarzkopf auf ihn und treib' ihn mit meinem Eisſtecken hinaus."

„Du wirſt wohl daran thun, Du guter Treulieb, antwortete auf dieſe zornigen Aeußerungen der Nix, mir aber rechne Dein Unrecht nicht an, wir ſind Vollſtrecker menſchlicher Neigungen und Leidenſchaften und Deine Wünſche hab' ich redlich erfüllt und wünſche nun, daß Du meiner in Frieden gedenken mögeſt."

„Das muß wahr ſein, entgegnete der arme Junge unter hellen Thränen, die ihm über die friſchrothen Backen rollten; aber ich hab' nun keine Ruhe mehr, helft mir, daß ich fort komme und verwahrt den Harald gut, denn das iſt ja nun mein größeſtes Herzeleid, daß der noch nicht mit will, und ich habe ihn doch auf den Knieen gebeten! — Aber — —"

„Sei ruhig über Deinen Bruder — ich hoffe dem wird auch bald die Zeit der Erkenntniß kommen und ihm ſoll kein Uebel geſchehen bis dahin. Doch nun komm, es iſt mir lieb, wenn Du ſogleich gehſt, ohne Abſchied von Deinen zeitherigen Genoſſen, den Bruder will ich nochmals dir grüßen. Wohlauf, Treulieb! ich führe Dich ſelbſt durch die Pforte in die rauhe Winterwelt hinaus — halte Dich tapfer in Sturm und Schnee und kehre geſund heim zu Deinen Lieben."

Der Nix ſchritt voran über die ſchön gewundenen Gartenwege und Nils ſah es gar nicht, daß die Blüthenbüſche duftige Blätter auf ihn niederſtreuten; aber bald merkte er, daß Nägelſchuhe wieder an ſeinen Füßen klapperten, und als der gute Nix ihm noch ein „Munkeljäckel" reichte und ein Stück Kuchen in die Reiſetaſche ſteckte, nebſt einem Fläſchchen Feuerwein, da küßte der Junge dankbar die Geiſterhand, die ſich dann leiſe ſegnend auf ſeine krauſen Haare niederlegte. —

Als Nils die ſtill geſenkten Augen aufhob — da war Alles um ihn verwandelt, verſchwunden der Nix und keine Spur mehr zu erblicken von der üppigen Inſel, die er Monatelang bewohnt hatte. Raſch zog Nils die Pelzmütze über die Ohren, die er ſtatt ſeines Sommerhütchens in der Hand hielt, wickelte ſich feſter in das dicke, warme „Jäckel", griff nach einer jungen Tanne, die am Wege lag und machte ſich einen Reiſeſtab davon, wobei ihm die Finger recht kalt wurden. Aber auch Fauſthandſchuhe von Pelz hingen an der Reiſetaſche und Nils dankte ſtill in ſeinem Herzen für alle die väterliche, die unverdiente Sorge für ihn, den reuigen Flüchtling.

„In Gottes Namen voran!" ſprach er dann mit lauter Stimme und ſchritt getroſt durch die dicht beſchneiten Tannenwälder; über Hecken und Gräben dahin, die im Schnee verborgen, ihn oft einſinken ließen. Es war eine mühſelige Wanderung! Doch der Snöhättan zeigte ihm die lichtglänzenden Kuppen und nach ihm richtete Nils den Weg und bald erkannte er an Schluchten und Stegen, Bäumen und Sträuchen, daß dieſe Pfade nach der Heimath führten!

Wie klopfte dem Jungen das Herz! Zum Glück war es ein klarer, von kurzen Sonnenblicken erhellter Wintertag und die Kälte überwand Nils durch ſeinen eifrigen Marſch, durch die heiße Sehnſucht und liebende Angſt in der jungen Bruſt. Dennoch war er einigemal nahe daran umzuſinken vor Müdigkeit. Dann aber half ihm die Stärkung aus der Reiſetaſche wieder auf die

Beine, von der er freilich nur wenig nahm, weil er den Kuchen und Wein aus dem Schlaraffenlande der Mutter mitbringen wollte, als einzige Errungenschaft seit der langen Trennung.

„Lieber, allmächtiger Gott — ich danke Dir!" — Diese Worte brachen wie ein jubelndes Gebet aus Nils Herzen und Mund als er auf einmal aus dem Walde trat und nicht ferne mehr das dicht beschneite Häuschen seiner Heimath erblickte, aus dessen Firste der Rauch in blauen Wolken empor stieg und daneben, über dem Fruchtschoppen stand eine hohe, goldene Garbe, deren Strohgold in dem Abendhimmel leuchtete; zirpende, zwitschernde und krächzende Vogelschaaren flatterten um das Dach und Nils wußte nun, daß es der heilige Abend vor dem Christfest wäre und freute sich, daß Morten, nach gutem alten Brauch im Norwegerlande, den Vögeln des Himmels die Körner gefüllte Fruchtgarbe aufgesteckt hatte, damit auch sie Theil hätten an dem Segen, welchen das Christkind über alle Wesen des Erdenlandes gebracht. — Nils sank in die Kniee, er mußte sich erst fassen im stillen Gebet — dann aber sprang er auf und rannte nach der lieben Hütte hin und auf einmal stürzten seine Bären ihm in den Weg und mit fröhlichem Gebrumm zu ihm heran; er raffte sie jauchzend an seine Brust, dann schleuderte er die Zudringlichen weit von sich in den Schnee, riß athemlos die Hüttenthür auf und sank nieder vor der Mutter, die still im Lehnstuhle saß, drückte das Gesicht in ihren Schoos und schluchzte laut vor Schmerz und Freude. —

Nils — unser Nils! — riefen Nanna und Morten, die eben aus der Küche und dem Stall eintraten und der glückliche Junge ging von einer Umarmung in die andere.

Es dauerte lang, eh' er Rede stehen konnte auf die liebevollen Fragen und Vorwürfe der Seinen, er wußte sie endlich alle zu beantworten und zu beschwichtigen, und auch verziehen wurde seinem aufrichtigen Geständniß und seiner herzlichen Reue. Auch über den Harald tröstete er Mutter und Geschwister und lange war Christfest und Julzeit nicht so froh gefeiert worden in der beschneiten Hütte, am tiefdunklen Tannenwalde. —

Wir müssen uns nun wieder nach dem träumerischen Harald umsehen, wenn auch meine jungen Leser eben so wenig gern wie ich die traute Hütte verlassen mögen, wo Freude und Friede herrschen, wo nützliches und tapferes Tagwerk des Abends Ruhe sich verdient, und fromme Liebe den Herzen mehr inniges Genügen gibt, wie all' das üppige Leben auf der vom Milchstrom um-

ſpülten Inſel des Schlaraffenlandes. Aber der Harald iſt dennoch werth, daß wir ſeiner gedenken und wenn ihr ihn geſehen hättet, den ſchönen, ſchlanken Jüngling, wie er betrachtend vor einem Gemälde ſtand, oder wenn er ſinnend im hohen Graſe lag und ihm das Goldhaar über die feine, ſtützende Hand fiel und die blauen Augen ſehnſüchtig nach den Wolkenbildern ſchauten, die ſanft wallende Schatten über den ſonnigen Garten warfen: ſo hätte er vielleicht noch beſſer euch gefallen wie der treuherzige Nils, der nun wieder in der Hütte herum wirthſchaftete und mit ſeinen Bären durch die Wälder ſtreifte.

Ja, der Harald war ganz ſehnſüchtig geworden und voll Wehmuth, ſeit der liebe Bruder die Inſel verlaſſen hatte; wenn er auch, wir müſſen es zu ſeiner Schande geſtehen, gar kein Gefühl hatte von ſeinem Unrecht gegen Mutter und Geſchwiſter und auch nicht daran dachte, aus der Verweichlichung des Schlaraffenlebens ſich aufzuraffen. Ihm war der ſtete, mühelose, materielle Genuß, ja ſogar der Anblick des Schönen, was der Aufenthalt bei dem Nix bieten konnte, ziemlich gleichgültig geworden; aber eben ſo wenig trug er Verlangen nach dem mühſamen, äußerlich rauhen Leben daheim und die Tiſchlerwerkſtätte zu Drontheim, die ſeiner wartete, kam ihm wie eine Tretmühle vor, in welcher er ein ſchweres, langweiliges Tagewerk abhaſpeln ſolle, ihm ſchauderte wenn er an Hobel und Säge dachte! —

So ſtand Harald eines Tages in ſtaunendes Schauen verſunken vor einem großen, ſchönen Gemälde, das die Walhalla vorſtellte, wo die nordiſchen Helden mitten unter Aſen und Göttern ſaßen, wo goldlockige, hochſchlanke Walkyren aus Silberkrügen Meth kredenzten, während der ehrwürdige Braga die Harfe ſchlug und ſeine liebliche Gattin, die friſch blühende Iduna, die Unſterblichkeit bewahrenden Aepfel in goldnen Schalen umher bot.

Der Nix trat zu dem ſinnenden Jüngling und fragte: „nun, Harald, in Walhalla möchteſt Du wohl lieber noch ſein, wie im Schlaraffenland?“ —

„Ach, ja, guter Nix! antwortete der Träumer, kannſt Du mir den Weg zeigen über die ſiebenfarbige Bifroſt?“ —

„Nein, mein Junge,“ entgegnete freundlich der Nix, „mein Reich iſt dieſe Inſel und das Schlaraffenland iſt nicht der Weg nach Walhalla. Dahin gelangen die Helden, die Kämpfer in allem Erdenſtreite nur auf mühevollen Pfaden und wem nach einem Trunk des Göttermeths, oder nach Idunas Aepfel gelüſtet, der darf die Hände nicht in den Schoos legen, der muß all' ſeine Kräfte anſtrengen und das iſt keine Arbeit für einen Zärtling wie Du biſt.“

Harald erröthete bis in die Locken und mit einem flammenden Blick aus seinen sanften Augen fragte er rasch: „Wer sagt es Dir, daß ich nur faullenzen mag, wenn ich auch lieber hier in Deinem schönen Garten bin, als in dem düstern Tannenwalde daheim, unter Bären und Wölfen! Nach Krieg und Schlachten steht auch mein Sinn nicht; aber ich möchte malen, wie der Meister es gekonnt, der dieses Bild von Walhalla geschaffen hat, und wenn ich das hier lernen könnte: so würd' ich bei Milch und Haferbrod zufriedener sein, wie bei dem üppigen Leben in Deinem Schlaraffenlande. Sage mir guter Nix, fuhr der heftig erregte Jüngling dringend fort, weißt Du kein Mittel, keinen Rath für diesen Wunsch? — Ich fühle eine Unruhe — ich hab' eine Sehnsucht nach der Malerkunst, die mir das Leben hier immer mehr zum Ueberdruß und zur Langenweile machen — hilf mir — ach hilf mir, wenn Du kannst — sonst muß ich sterben an diesem Verlangen!" —

„Nun, wenn Du es so dringend empfindest, mein Junge, dann könnt' ich wohl Dir Rath und Mittel geben; aber ich muß Dir vorher sagen, daß der Weg des Künstlers eben so mühsam ist, als der des Helden und ich habe wenig Vertrauen zu Deinen Kräften."

Dem Harald schoßen helle Thränen in's Auge, indem er leise sprach: „wohl hab' ich Dein Mißtrauen verdient — doch lieber will ich in der Anstrengung nach dem Ziele untergeh'n — als hier im steten Genusse verderben — mache was Du willst — ich erliege in diesem Wohlleben! — —"

Freundlich betrachtete der Nix den betäubten Harald, dann nahm er ihn liebreich bei der Hand und sprach mit väterlichem Ernste: „So gefällst Du mir, Du junges Menschenkind. Ich habe kein Recht Dich hier festzuhalten, wenn Du hinaus verlangst von der Insel, die einmal doch Dein sehnlichstes Verlangen war — ich hoffe, es ist Dir Ernst mit Deinen jetzigen Wünschen und darum will ich Dir wenigstens Rathschläge geben für die kommenden Tage, in welchem Arbeit und Sorge Deine Speise und Dein Trank sein werden. Hier in unserm hohen Norden gedeiht die Kunst nur als spärliche Pflanze; aber es gibt Länder wo sie frisch und freudig blüht und dahin mußt Du wandern, wenn Du ein Jünger der hohen Meister werden willst, die den Unsterblichen dienen. Am schönen Rheinstrom, an den Ufern der Isar, in anderen deutschen Städten, wie in der großen Hauptstadt an der Seine und in der herrlichen Roma, da wohnen Lehrer, die Dein Verlangen leiten können und wenn Du jetzt nach Christiania gehst, da wirst Du einen Meister finden, der eben zu einer Fahrt in's

deutsche Reich sich anschickt — frage dort nur nach dem Meister Tidemand, er ist freundlichen Gemüths und wird Dir besser rathen und helfen können, als ich es vermag. Reisegeld sollst Du vollauf haben — ermüde nur nicht wenn Dir Manches schwer erscheint."

„Wann kann ich gehen? — wie finde ich den Weg?" — fragte Harald eifrig, als wäre er schon auf dem Sprung in's weite Land.

„Es trifft sich gut, antwortete der Nix, daß eben ein Jüngling aus Christiania, der auch eine Zeitlang seine Tage hier verdämmerte, zurück will nach der leichtsinnig verlassenen Heimath; er kennt den Weg und in seinem Geleite magst Du ziehen. —"

Am folgenden Morgen standen die beiden Jünglinge reisegegürtet an der Pforte des Schlaraffenlandes und der gute Nix brachte ihnen schön blinkende Goldstücke als Reisepfenninge. Noch einmal ermahnte er die jungen Pilger zur Ausdauer, dann öffnete er das glänzende Thor und küßte die Dankenden liebevoll zum Abschiede.

Die hohe Thür drehte sich leise in ihren goldenen Angeln und schlug zu mit melodischem Tone, die Jünglinge schritten rasch über die schön gewölbte Brücke des Milchstromes und kaum hatten sie das jenseitige Ufer berührt: so war die Insel verschwunden, eine wohlbekannte nordische Landschaft, von des jungen Lenzes Zauberhand berührt, breitete sich rings umher und die beiden Wanderer schritten mit erleichtertem Herzen die Pfade, die ihnen früher so beschwerlich erschienen, nun aber, nach dem langen Wandeln auf den Blumenwiesen des Schlaraffenlandes, wie Siegeswege vorkamen, an deren Ziel der lohnende Kranz dem Ueberwinder winkt.

Harald gedachte nun zum erstenmale wieder der heimathlichen Hütte, aber der Zug nach Christiania, wo er den Meister der Malerkunst finden sollte, war mächtiger in seinem Herzen, als die Liebe zu den Seinen; er hoffte, daß Nils die Sorgen der Mutter und Geschwister um ihn würde beruhigt haben, und seines Gefährten ernster Wille, den es nach Kopenhagen trieb, zu dem berühmten Bildhauer Jerichau, befeuerte mehr und mehr den schwankenden Harald. Rastlos rannten sie viele Tage, bis sie die norwegische Hauptstadt erreicht und dort den freundlichen Meister Tidemand gefunden hatten.

Der nahm den schönen Harald gütig auf und fuhr bald mit dem in seiner Unwissenheit rührenden und in seiner Begeisterung für die Kunst anziehenden Jüngling durch die schäumende Nordsee und brachte ihn dann zu der

heitern Düſſelſtadt am Rhein, wo für den jungen Schüler aus Norwegen ein mühſames Leben und Streben alsbald ſeinen Anfang nahm.

Wie viel hatte der Junge zu lernen und wie ſchwer wurde ihm die Kunſt, deren Reſultate in ſchönen Gemälden ihm als etwas leicht zu Erreichendes vor Augen ſtanden. Aber wir müſſen es Harald zur Ehre bezeugen: das Träumen hatte für ihn nun ein Ende gefunden und das Lernen und Arbeiten war ihm tauſendmal anziehender, als das materielle Genießen im Schlaraffenlande, und er fühlte wohl wie der gute Nix gerade durch den Ueberdruß ihn geführt hatte, um eine nachhaltige Lehre ihm zu geben.

Seine Goldſtücke unterſtützten ihn auch und als ſie nach Jahr und Tag zu Ende gingen, da hatte Harald ſchon ſo viel gelernt, daß er das tägliche Brod ſich verdienen und nach ſeiner künſtleriſchen Vollendung weiter ſtreben konnte. Auch wiſſenſchaftlichen Unterricht nahm der Unermüdliche, und in der erſten Zeit ſeines Malerlebens meldete er ſchon ſeiner Familie in einem ausführlichen, ſchön geſchriebenen Briefe, wie er und wo er ſeinen Beruf erwählt habe und vertröſtete ſie und ſich auf ein ſpäteres Wiederſehn.

Durch Meiſter Tidemands Vermittlung wurden Haralds Bilder nach den Ausſtellungen von Chriſtiania geſandt und als für die alte Krönungskirche in Drontheim ein Altarbild beſtellt wurde, da wählte der wohlwollende Lehrer Haralds Skizze zur Ausführung, und als er dieſes Bild zu Tidemands und aller akademiſchen Kenner Zufriedenheit vollendet hatte, da erſt rüſtete ſich der vierundzwanzigjährige Maler zur Heimfahrt nach Norwegen; er wollte ſelbſt in der Kirche jener Stadt, vor deren Tiſchlerwerkſtätte ihm gegrauſt hatte, ſein Bild aufſtellen.

Acht lange Jahre hatte Harald redlich ausgehalten in ernſten Studien und Arbeiten und nun beſtieg er mit ruhigem Gewiſſen das ſchwanke Schiff, das ihn und ſein Kunſtwerk hintragen ſollte zur nordiſchen Heimath.

Mit allen Ehren wurde der Künſtler in Drontheim empfangen; aber kaum hing ſein Bild in der ehrwürdigen Kirche ſeines Heimathlandes, ſo griff Harald wieder zum Wanderſtabe und mitten im Winter eilte er über Schnee und Eisfelder nach der ſtillen Hütte am düſtern Tannenwalde. Eben als er aus dem Walde trat, flatterte ein leichter Papierſtreifen von den ſchneebelaſteten Zweigen einer Tanne, Harald hob den Streifen auf und las: „Deinen Ausgang ſegne Gott, Deinen Eingang gleichermaßen“: ſo betet für den Künſtler Harald der getreue Nix. Der frohe Maler drückte dieſes

Zeichen von der geistigen Nähe seines unsichtbaren Freundes an Herz und Lippen und bald darauf trat der hochgewachsene Mann, sich bückend unter der niederen Hüttenthür, in den Kreis seiner Lieben, die eine glückliche Schickung allesammt wieder um den mütterlichen Herd vereinte.

Wer schildert die Seligkeit der alten Mutter — die Freude der Geschwister — und Haralds unsägliche Wonne! —

Morten hatte ein frisches junges Weib heimgeführt und zwei kleine Buben spielten um die Füße der Großmutter. Nanna war mit ihrem jungen Ehemann zum Besuche der Mutter gekommen und Nils ließ eben seine Bären-Lieblinge, den Braun und Schwarzkopf lustig tanzen, den kleinen Neffen zur Freude; da kam der Sohn, der Bruder, der Schwager und Onkel und der stattliche Maler, alle vereint in Haralds Person und brachte neuen Jubel, und neue Liebe an den trauten Herd, und die räucherige Hütte der Mutter kam dem Heimgekehrten tausendmal lieber vor, als der schimmernde Pallast auf der glückseligen Insel im Schlaraffenlande.

Denn das ist ja der Segen des Menschen-Daseins: nach dem Kampfe der Sieg, nach der Arbeit der Lohn, unter allen Leiden und Sorgen die Liebe! —

Sprüche.

Gesammelt von **Dr. Friedrich Beck.**

Hans ohne Fleiß
Wird selten weis'.

Die Welt ist wie ein Markt, hat Waaren ganze Haufen,
Für Arbeit steh'n sie feil und sind um Fleiß zu kaufen.

Arbeit hat bitt're Wurzel, aber süße Frucht;
Arbeit genug wird finden, wer sie sucht.

Der ist nicht arm, dem, was er hat, genügt;
Der Schein des Reichthums und der Armuth trügt.

Wer Armen gibt, gibt Gott die Gabe,
Almosen mindert nicht die Habe.

Almoſen reiche Zinſen trägt,
Es wird im Himmel angelegt.

Was hilft Dir gut bedacht,
Wenn's gut nicht iſt gemacht?

Wohl begonnen
Iſt halb gewonnen.

Nicht immer geht's im raſchen Lauf;
Gemach fährt man den Berg hinauf.

Nicht alles Krumme macht man grad,
Nicht eb'nen läßt ſich jeder Pfad.

Erſt beſinnen, dann beginnen,
Wird erreichen, wird gewinnen.

Sei nicht ein Wind- und Wetterhahn,
Daß Du nicht Neues fangeſt an;
Was Du Dir wohl haſt vorgeſetzt,
Dabei beharre bis zuletzt!

Wer ſeine Beſſ'rung auf's Alter ſpart;
Hat ſeine Sache gar ſchlecht verwahrt.

Beten iſt zu jeder Arbeit gut,
Es verleiht den rechten Sinn und Muth.

Wer ſeinen Neider liebt, von Feinden Gutes ſpricht,
Sag', ob ein Solcher nicht von Diſteln Trauben bricht?

Halt Dich rein,
Bleib' gern allein,
Mach' Dich nicht gemein,
Willſt Du in Ehren gehalten ſein!

Merk', wenn Du willſt am Ziele ſein:
Eile ſehr brach Hals und Bein,
Komm zu ſpät ward ausgelacht.
Komme recht hat's gut gemacht.

Es verräth kein gutes Herz,
Treibſt Du mit dem Ernſte Scherz.

Leid' und meid'!
Das Ueble leide, das Böſe meide;
So wirſt Du ſiegen über beide!

Geſchehenes zum Beſten wende,
Daß Schaden ſich mit Nutzen ende!

Die Geſunden und Kranken
Haben ungleiche Gedanken;
Der Kranke und der Geſunde
Haben ungleiche Stunde.

Gewonnen mit Ehr',
Deß wird immer mehr.

Gut Gewiſſen und armer Herd
Iſt mehr als alle Schätze werth.

Bös Gewiſſen, böſer Gaſt;
Hat nicht Ruhe, hat nicht Raſt.

Glaube nicht Alles, was Du hörſt,
Daß Du nicht Dich und And're bethörſt!

Fragen, lernen, lehren
Bringt Manchen zu Ehren.

In Freud' und Scherz,
In Leid und Schmerz
Richt' Aug' und Herz
Stets himmelwärts!

Wer in Frieden will walten
Muß leiden und ſtille halten.

Peter von Cornelius.

Von K. Rheineck.

„Memento homo, quia pulvis es et in pulverem reverteris“ ruft die katholiſche Kirche ihren Angehörigen am Aſchermittwoch jeden Jahres zu; und dieſes Wort fand einen mächtigen Wiederhall, als am Aſchermittwoch des J. 1867 die Kunde vom Scheiden des großen Malers Cornelius in Berlin ſich verbreitete. „Gedenk o Menſch, daß Du Staub biſt“, daß auch die Großen der Erde das gleiche Loos mit dem gewöhnlichen Menſchen theilen. Du, ehrwürdiger Meiſter, Du warſt wahrhaft groß und erhaben über die Mitwelt, und wenn auch Dein Leib Staub wird, von dem er genommen, Dein Geiſt lebt fort in den künftigen Geſchlechtern! Wir müſſen trauern um Dich, denn wir fühlen als Menſchen Deinen Verluſt; aber wie ſich die Sonne an Deinem Sterbetage verfinſterte, um dann wieder hell und klar zu ſtrahlen, ſo wird ja auch dereinſt von unſeren Augen der Schleier fallen, und jene Größe, von der Du uns in Deinen Werken ein Abbild gegeben, ſich uns zeigen in ihrer ganzen Erhabenheit! Nur wenigen iſt es gegeben, ſchon jetzt die Geheimniſſe Deiner Kunſt zu kennen und zu faſſen; laß uns wenigſtens verſuchen, Dich als Menſchen, der auch den Geſchicken unterworfen iſt, zu ſchildern. Laß uns verſuchen, ein Bild Deiner Thätigkeit und Deines Schaffens zu entwerfen und ſo Dein Gedächtniß auch in dieſen Blättern zu ehren; laß die Jugend, von der ſie den Namen haben, ſich bilden an Deinem Vorbilde, auf daß auch ſie ringe und ſtrebe, zur Höhe emporzuklimmen! — —

* * *

Als am 23. September 1783 dem Maler und Akademie-Inſpektor Alois Cornelius zu Düſſeldorf ein Sohn geboren wurde, den man auf den Namen des Apoſtelfürſten Petrus taufte, ahnte wohl Niemand von den bei der Ceremonie Anweſenden, daß das Kind beſtimmt war, eine Revolution, wenn auch eine ſegensvolle und friedliche, hervorzurufen. Schon bald half der Knabe ſeinem Vater, d. h. er putzte ihm Pinſel und Palette; aber den Beruf zu ſeiner Kunſt muß er doch da empfangen haben, denn ungeachtet aller Widerwärtigkeiten, mit denen auch er gleich ſo vielen anderen Größen zu kämpfen hatte, blieb er ſeiner inneren Stimme treu. Die Mahnung des damaligen Düſſeldorfer Akademie-Direktors Peter Langer, er ſolle ein Handwerk lernen, blieb erfolglos. Mit Anfertigung von Fahnenbildern, Kalendervignetten und ähnlichen Kleinigkeiten gelang es ihm, nicht nur ſich ſeiner Kunſt,

ſondern auch ſeine Familie nach des Vaters Tode in angenehmeren Verhältniſſen zu erhalten, bis er ſich Bahn gebrochen hatte und nun den Weg zur Unſterblichkeit wandelte. Dieſer Weg war ihm unabänderlich vorgezeichnet; er mußte ihn gehen, ſein Inneres trieb ihn dazu. Die Natur hatte ſchon dem Kinde ſeinen Beruf beſtimmt; einige Strophen, die ein Neffe unſeres Meiſters auf ihn gedichtet und Hermann Riegel*) veröffentlicht hat, geben hievon Zeugniß. Sie lauten:

„Ich hört' einmal in froh erregter Stund'
Den Lebenszug aus Deinem eignen Mund:
Du warſt nur noch ein Knabe zart und klein;
Bei Deiner Mutter kehrten Freunde ein.
Und wie in Scherz und Ernſt die Rede lief,
Der Freunde einer zu ſich her Dich rief.

Hielt Dir ein Goldſtück nagelneu und licht
Und ſchwarze Kreide lächelnd vor's Geſicht.
Und ſprach: Nun Pitterchen, nun wähle hier,
Was Du am liebſten willſt, das geb' ich Dir.
Du aber nahmſt die Kreid' ihm aus der Hand
Und liefſt und malteſt eifrig an die Wand.

So oft mir's einfällt, rührt mich tief mit Luſt
Der Trieb des Genius in des Knaben Bruſt,
Wenn unſ're Zeit einmal zur Sage ward,
Die mit Geſcheh'nem holde Wunder paart,
Gewiß, dann wird in Deines Wirkens Licht
Dein Leben auch zum heiligen Gedicht.
Gewiß, dann ſingt Dein Volk: Der das erfand,
Ein Engel gab die Kreid ihm in die Hand!"

In ſeinen Beſtrebungen fand Cornelius an ſeiner Mutter eine feſte Stütze; ſie konnte es nicht überwinden, ihren Sohn Goldſchmid werden zu laſſen, wie man ihr rieth; ſie glaubte zu feſt an den Beruf ihres Kindes, und wahrlich! zu bereuen hatte ſie ihre Ausdauer nicht.

Als erſte größere Arbeit malte Cornelius während der Jahre 1806—8

*) Cornelius, der Meiſter der deutſchen Malerei. Von Hermann Riegel. Hannover 1866.

in Chor und Kuppel der Stiftskirche zu St. Quirin in Neuß die Gestalten der Evangelisten und Apostel, grau in grau mit Wasserfarben. Jetzt sind die Bilder, die von der Zeit sehr gelitten hatten, durch andere ersetzt. 1809 siedelte der Meister nach Frankfurt über und lebte dort über zwei Jahre eifrig seinen Studien. Zu diesen zählte er nicht allein die Beschäftigung mit den größten älteren Meistern seiner eigenen Kunst; im tiefsten Erfassen der Dichtungen eines Shakespeare, Schiller und Göthe gelangte er zur vollen geistigen Selbstständigkeit und Unabhängigkeit. Vorzüglich vermochte ihn, den aufstrebenden vorwärtsblickenden jungen Mann, Göthe's Faust zu begeistern; und diesem Eindringen und Wiedergeben der Gedankenwelt des Dichters verdanken wir eine der herrlichsten Schöpfungen deutscher Kunst, Cornelius Faustblätter. Deren waren sieben bis zum Frühjahre 1811 vollendet; der Künstler legte sie Göthe zur Einsicht vor, und dieser erkannte den darin schlummernden Genius und munterte ihn zu eifriger Fortsetzung auf. Es sind keine bestechlichen Mittel, mit denen hier gearbeitet wurde; schlicht und einfach gab der Meister seinen Gedanken Form, und doch wie großartig!

Die zweite Hälfte der Faustzeichnungen entstand zu Rom, wohin Cornelius schon im Herbste 1811 gezogen war. Ihn, dem ein echt deutsches Herz schlug, der ächt deutsch war in seinen Werken, ihn befriedigte nicht Dürers hoher Sinn, Deutschlands Gauen vermochten ihm die volle heilige Begeisterung für seinen Beruf nicht zu verleihen; er eilte an die Wiege der klassischen Kunst, nach Italien. Dort erst empfing er die Weihe für seine Sendung, dort ward er gereift, den Ruhm großer, edler deutscher Malerei für alle Zeiten zu befestigen! Ein Kreis von jungen Männern bildete sich dort, alle von dem Ziele begeistert: die Kunst in verjüngter Schönheit erstehen zu lassen. Koch, Veit, Schadow, Thorwaldsen und vor Allem Overbeck waren es, die Cornelius freudig in ihrer Mitte begrüßten. Er trat gleichsam als vermittelndes Element unter sie; er verstand es, Thorwaldsens klassische und Overbecks christliche Richtung der Kunst zu vereinigen. — Als erste Frucht dieser anregenden Verbindungen begrüßen wir seine Zeichnungen zum Nibelungenliede. Am Studium Giotto's und Masaccio's gebildet, begann Cornelius immer mehr jene Eigenschaften zu entwickeln, die seinen Beruf als monumentalen Freskomaler offen darlegten. Es ist schwer zu entscheiden, ob Cornelius auf seine Umgebung oder diese auf ihn einen größeren Einfluß geübt hat — von Segen war die Verbindung für jeden Theil. Es ent-

faltete sich ein geistiges Leben und ein Gedankenaustausch von seltener Fülle; dabei aber vergaß man auch des Zeitlichen nicht. Es ward jubilirt, gesungen und getrunken, wie gesunde Gemüther nach ernster Arbeit sich mit Recht wohl sein lassen, und daß der Uebermuth manchmal auch sein Recht verlangte, wird Niemand bekriteln können. Kletterte ja, um nur eines zu erwähnen, Cornelius eines Tages um den Knopf der Peterskirche herum zum Kreuze hinauf! Ob wohl viele das Wagstück nachzumachen vermöchten?

Als 1813 die Kunde von den deutschen Freiheitskämpfen nach Rom gelangte, zog Mancher, mit den Mitteln Anderer ausgerüstet, in die Heimath zum blutigen Schauspiele; Cornelius aber hatte einen andern Kampf zu kämpfen mit geistigen Waffen; obwohl es ihm nicht an persönlichem Muthe gebrach und auch in seiner Brust die Vaterlandsliebe hell aufflammte, blieb er doch in Italien, mitwirkend an der geistigen Wiedergeburt seines Volkes. — Der preußische Generalkonsul Bartholdy war es, der in der Casa Zuccaro einen Saal mit Fresken schmücken ließ und so unserm Meister Gelegenheit gab, sich als Freskomaler zu bewähren. Zwar reichten des Gönners Mittel nicht aus, die Künstler geziemend für ihre Arbeit zu entschädigen; diese aber, begeistert für ihren Zweck, waren mit der Lieferung der Materialien und Lebensbedürfnisse zufrieden, und so theilten sich Cornelius, Overbeck, Veit und Schadow in den Auftrag. Es war die Geschichte Josephs, die sie darzustellen hatten. Unter allen diesen Bildern gelten die beiden von Cornelius ausgeführten als die bedeutendsten.

Zu Bartholdy gesellte sich ein zweiter Mann, der auf unsern Meister von großem Einflusse war: Niebuhr, der preußische Gesandte am päpstlichen Hofe. Er trat bald mit ihm in ein inniges Freundschaftsverhältniß und zeichnete ihn hauptsächlich in seinen Briefen vor den übrigen Künstlern aus. Das Verhältniß unter diesen war leider nicht mehr so erfreulich wie früher; es machten sich Meinungsverschiedenheiten, auch in religiöser Hinsicht, geltend, und so brach Cornelius mitten in den Dantefresken, die er in der Villa Massimi in Angriff genommen hatte, und deren Vollendung er nunmehr Veit und Koch übertrug, ab, und kehrte nach Deutschland zurück, wohin ihn eine lockende Zukunft rief. Kronprinz Ludwig von Bayern war 1818 nach Rom gekommen, lernte ihn kennen und fand in ihm den Mann zur Verwirklichung der Pläne, die er in sich trug, und die vorläufig auf nichts Geringeres abzielten, als auf die Ausmalung zweier Säle der Münchener

Glyptothek. Auch Niebuhrs Bemühungen waren nicht erfolglos geblieben, und 1819 übertrug man Cornelius das Direktorat der Düsseldorfer Akademie. Um beides mit einander zu verbinden, beschloß man, daß der Künstler die Wintermonate in Düsseldorf, den Sommer aber in München zubringen sollte.

Kronprinz Ludwigs Anwesenheit in Rom wirkte zündend auf die römische Künstlerwelt; man sah in ihm ja schon den berufenen Mäcen der deutschen Kunst! So gab man ihm in Rom kurz vor seinem Abschiede aus der ewigen Stadt ein großartiges Fest, bei dem auch noch Cornelius zur Verherrlichung mitwirkte. Nicht etwa, daß es eine Feier war, welche Diener dem Fürsten gaben — nein es galt der Kunst, die im Fürsten einen begeisterten Pfleger gefunden hat. Mit dem Rufe: „auf Wiederseh'n in Deutschland" schied der Prinz aus Rom, und zunächst war es Cornelius, der diesem Rufe Folge leistete. Mit seiner Familie kehrte er in die Heimath wieder, um 1821 das Direktorat in Düsseldorf anzutreten. Indem er, wie erwähnt, seine Zeit zwischen der Kunststadt am Rhein und jener an der Isar theilte, stand er plötzlich an der Spitze einer Kunstschule, die an die alten Akademien nur mehr dem Namen nach erinnerte. „Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt," so schlossen sich an den großen Meister treffliche Schüler wie Kaulbach, Schorn, Stürmer, Stilke, Götzenberger, Hermann, Anschütz, Eberle, Schlotthauer, Zimmermann, Schnorr, Heß u. A. Am Rhein in Burgen und Schlössern fanden sie Gelegenheit, ihre Tüchtigkeit zu zeigen, und in München hinwiederum bedurfte Cornelius bei der Ausführung der Glyptothekfresken helfender Hände, da er allein der Aufgabe in ihrem Umfange und bei dem Drängen des inzwischen auf den Thron gestiegenen Bestellers nicht gewachsen war. 1826 siedelte er ganz nach München über, wo er gleichfalls die Leitung der Akademie übernahm, sich aber nunmehr mit voller ungetheilter Kraft den großen monumentalen Arbeiten zuwendete.

Zunächst ist es die Glyptothek, die hier in Betrachtung gezogen werden muß. Zwei Säle sind es, deren Wände und Decken mit den herrlichsten Kleinodien deutscher Kunst geschmückt sind; der Götter- und der trojanische Saal, und zwischen ihnen eine sie verbindende Vorhalle. Der erste Saal, der Götterwelt gewidmet, veranschaulicht das Leben und Wirken der Natur, die Vorhalle die denkende und empfindende Geistesverschiedenheit des Menschen unter dem Bilde des Prometheus und Epimetheus; der zweite Saal zeigt

durch die Geschichte des trojanischen Krieges die Gewalt, die Leidenschaft und die Kraft des Menschen. Es liegt hier zu fern, den inneren Zusammenhang in der Entwicklung des Meisters von den Nibelungen zu diesen mythologischen Darstellungen zu erfassen; auch würde ein Eingehen auf die einzelnen Bilder zu weit führen, und so sei denn hier bemerkt, was auch für die späteren Schöpfungen Cornelius' mehr oder weniger seine Anwendung findet: daß die Großartigkeit des Gedankens, die keusche Schönheit der Linien aufgefaßt und verstanden werden muß, um das richtige Bild von des Malers eigenstem Wesen zu erhalten. Wer aber die hinreißende Gewalt in diesen gemalten Dichtungen erkennt, wer die Heldengestalten des trojanischen Krieges und die antike Götterwelt sich hier so erhaben entgegentreten sieht, der wird dem Künstler Dank wissen, der sie geschaffen, und auch den Fürsten ehren, der die schlummernden Genien desselben entfesselt! König Ludwig stand mit ihm in häufigem Verkehr, und Männer wie Ringseis, Thiersch, Schelling, Döllinger und Brentano zählten sich zu seinen Freunden. In ihrer und der schon genannten Künstler-Gesellschaft zog man fröhlich hinaus nach Harlaching, Ebenhausen u. s. f., und die Münchener Künstlerfeste, die sich gleich ihren Urhebern einen Namen in der Welt gemacht haben, wurden damals in Anregung gebracht. Daß Cornelius vielseitig den Mittelpunkt bildete und ihm da, freilich wohlverdient, vielfach gehuldigt wurde, ist leicht erklärlich; auch war er beim Dürerfeste in Nürnberg am 6. April 1828 der am meisten Gefeierte unter den Lebenden.

So erfreuend und erheiternd diese Feste für unsern Meister gewesen sein mögen — ungleich bedeutungsvoller war ihm der 25. August 1829 — der Tag der Grundsteinlegung zur Kt. Ludwigskirche in München. Der größte Raum, der je mit Farben war bedeckt worden, sollte ihm ja hier angewiesen werden zu einer seiner würdigen Aufgabe. Doch von ihr und ihrer Lösung später. Erfüllt von der Großartigkeit der auf ihn harrenden Arbeit, reiste er 1830, bald nach Vollendung der Glyptothek, nach Rom, um in etwa einjährigem Aufenthalte dort sich zu erneutem Schaffen und Wirken vorzubereiten.

Noch während der eben besprochenen Thätigkeit in der Glyptothek hatte er einen anderen Auftrag übernommen: in den Loggien der Münchener Pinakothek in 25 Kuppeln die Geschichte der Malerei darzustellen. Er mußte sich zwar darauf beschränken, hiezu nur die Umrisse zu zeichnen und

überließ ihre farbige Ausführung an Clemens Zimmermann; aber wenn man diese größtentheils bei Lampenlicht und nach des Tages anstrengender Beschäftigung componirten Blätter sieht, so muß man seine unerschöpfliche Erfindungskraft sowie die staunenswerthe Sicherheit seiner Hand bewundern. Von Cimabue bis zur Neuzeit sind einzelne Episoden aus dem Leben der Künstler herausgegriffen und wenn auch von der Kritik so manches daran ausgesetzt worden ist (z. B. daß er Dinge dargestellt, die längst als unhistorisch erwiesen sind, sich aber sehr gut zur bildlichen Wiedergabe eignen) — von der Schönheit des Ganzen und besonders einzelner Blätter vermochte sie nichts hinwegzudeuteln. Leider sind die Gemälde in keiner Weise vervielfältigt und so an ihrem der Betrachtung ohnehin ungünstigen Platze großentheils ungekannt und unbeachtet.

Aus Rom zurückgekehrt, wo er sich neue Ideen gesammelt, verwerthete Cornelius dieselben in dem Gemäldecyklus der Ludwigskirche. Hatte er in seinen bisherigen Schöpfungen immer nur profane Stoffe behandelt, so ward ihm im Gegensatze nunmehr die Aufgabe, die höchsten Ideen, welche der Mensch in seiner Religion und insbesondere im Christenthume sich bilden kann, zu veranschaulichen.

Die Ludwigskirche hat die Kreuzgestalt; die Malereien decken die Hinterwand des Chores, den Raum je einer Wand der beiden Theile des Querschiffes und die Wölbungen über dem Chor und Querschiff. Die Ideen der Schöpfung, Erlösung und Heiligung sind vergegenwärtigt, und zwar an den Deckenflächen die Schöpfung und Ausgießung des heiligen Geistes, an den Wänden das Erlösungswerk vom Tage der Verkündigung bis zum jüngsten Gericht. Die Arbeiten begannen mit der Kreuzigung, zu welcher der Carton noch in Rom entstanden war, und ist hierin noch der meiste Anklang an die Glyptothek zu finden. Inniger ist die Anbetung der heiligen drei Könige, während in der Schöpfung die Gestalt des Allvaters dem Beschauer gewaltig entgegentritt. Schon hier wird man unwillkürlich an Michel Angelo erinnert; zu einem Vergleiche mit ihm zwingt aber gleichsam das jüngste Gericht, und wer kann sagen, welcher der beiden Meister der erhabenere in Gedanken und Durchführung sei?

Aus Rom, wohin Cornelius sich neuerdings begeben hatte, brachte er 1835 den Carton zu dem gedachten Werke mit, und bis 1840 führte er das Gemälde ohne fremde Beihülfe zu Ende; auf dem 63 Fuß hohen und 39 Fuß

breiten Raume ist jeder Pinselstrich von seiner Hand. Es ist gewiß ein kühnes Unternehmen für einen einzigen Mann, ein Bild von einer Fläche von 2500 Quadratfuß in etwas mehr als vier Jahren zu Ende zu bringen, und hätte der bestimmte Wille König Ludwig I. die Kirche nicht bis 1840 vollendet sehen wollen, so wäre sicher noch manche Zeit vergangen, in welcher Cornelius das Werk zu noch höherer Vollendung hätte bringen können. Dieß der eine bei Betrachtung des Bildes in's Auge zu fassende Umstand; der andere liegt in der Architektur. Die Seitenwände des Langschiffes entbehren nämlich größerer Fenster, und das wenige hereindringende Licht reicht bei weitem nicht aus, um dies Gemälde auch nur einigermaßen genügend zu erhellen. So liegt es in einem beständigen Halbdunkel, und nur an hellen Sommernachmittagen gestatten die weit geöffneten Thorflügel dem warmen Sonnenlichte freien und ungehinderten Zutritt und ermöglichen so dem Beschauer, den rechten Standpunkt zu gewinnen, der den vollen Genuß erlaubt. Dann ist aber auch der Eindruck ein großartiger, überwältigender! Der milde, versöhnende und gerecht strafende Erlöser thront in der Höhe, nicht wie bei Michel Angelo der entsetzliche, furchtbare Richter. Zu seiner Rechten kniet die Jungfrau Maria, die gütige, die auch hier nicht umhin kann, zum göttlichen Sohne zu flehen; zu seiner Linken Johannes der Täufer, und umrahmt ist der Heiland von den Vertretern der triumphirenden Kirche. Die erhobene Rechte winkt den Seligen, die zur ewigen Verklärung von Engeln geleitet emporschweben (unter ihnen die Porträts von Dante, der ihm geistig nahe gestanden, und Fiesole). Entsetzlich tönen aber die Posaunen den Verdammten, die im Gegensatze zu den in ruhiger Folge aufsteigenden Gerechten wirr untereinander stürzen, zermalmt von dem unwiderruflichen „Hinweg mit Euch!" Weiter unten sitzt der Höllenfürst auf seinem Throne, unter seinen Füßen die beiden Verräther Judas und Segestes. Nahe der Erde steht Michael mit erhobenem Schwerte; die Todten aufrufend zum Tage der Vergeltung, und über ihm zeigt ein Engel das Buch, in dem eingetragen alle Schuld der Vergangenheit!

Es ist unmöglich, die Gedanken wiederzugeben, die dieß größte Werk der Malerei unsers Jahrhunderts weckt. Der Mensch kann nur zittern beim Anblicke der Verworfenen, und heilige Schauer erfüllen sein Herz, wenn er die Seligen schaut, wie sie schon eins mit ihrem Gott zur ewigen Herrlichkeit eingehen. Sie haben abgestreift alle Merkmale des Irdischen und schauen den Allgütigen, der ihnen verheißen hat: Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr hat

es gehört und in keines Menschen Herz ist es gekommen, was Gott Denen bereitet hat, die ihn lieben! — — —

Und nun zurück zu unserm Meister!

In der ersten Hälfte des Jahres 1836 brachte ihn eine schwere Krankheit dem Tode nahe, allein die Vorsehung erhielt ihn seiner Kunst, und mit frischen Kräften ging er nach seiner Genesung an die Arbeit. 1838 reiste er nach Paris, wo er mit ungewöhnlichen Ehren empfangen wurde. Galten auch diese Auszeichnungen zunächst nur dem Meister, so war er doch der erste Vertreter deutscher Kunst, und willig mußten die Franzosen sich beugen vor deutschem Geiste und deutscher Größe! — Auch der Enthüllung von Thorwaldsens Schillerdenkmal in Stuttgart wohnte er 1839 an.

Die Ludwigskirche war 1844 eingeweiht worden; zur Feier der Vollendung seiner Fresken gaben ihm die Künstler aber schon am 16. November 1840 ein Fest, bei welchem Alles, was München an ausgezeichneten Männern der Wissenschaft und Kunst besaß, seine Huldigungen darbrachte. Der von Lachner componirte Festgesang begann:

„Tempelhallen
Sinken, fallen,
Doch die Kunst bleibt ewig jung."

Er zündete die Gemüther zu Jubel und Freude, und Alles ehrte den großen Meister, der auf das Manuscript zu der am Festabende von ihm gehaltenen Rede die Worte gesetzt hatte:

„Die Kunst hab' ich geliebet,
Die Kunst hab' ich geübet
Mein Leben lang.
Die Künste hab ich verachtet,
Nach Wahrheit nur getrachtet,
D'rum wird mir nicht bang."

Den Lorbeerkranz, der ihm dann noch überreicht wurde, hatte er sich redlich verdient; denn welche Kämpfe und welches Ringen mag es ihn gekostet haben, bis er sich seiner hehren Aufgabe und der Riesenkraft, sie zu bewältigen, bewußt wurde? —

Die frohe Erregung, welche die Feier und der Gedanke, daß eine schöne Zukunft vor ihm liege, in Cornelius wach gerufen hatte, war leider nur von kurzer Dauer. So viele konnten es ihm nicht vergessen, daß er die Gränzen,

innerhalb welcher bisher die Kunst war geübt und eingelehrt worden, überschritten hatte, daß er es wagte, einmal etwas Anderes als das Herkömmliche zu zeichnen und zu malen. Diese Gegenpartei ruhte nicht eher, bis er um Enthebung von seinem Direktorposten nachsuchte und 1841 einem Rufe nach Berlin, wo man ihm die glänzendsten Hoffnungen gemacht hatte, Folge leistete. Großartige Bauten sollten dort in Angriff genommen werden, die drei bildenden Künste sollten Hand in Hand gehen, um Denkmale zu schaffen, wie sie der einzelnen Kraft nicht möglich sind; den malerischen Theil der Aufgabe sollte Cornelius übernehmen.

Anfangs ging Alles nach Wunsch; er ward mit Jubel aufgenommen und war bald in den geistvollsten Kreisen Berlins heimisch. Die gesellschaftlichen Formen sagten ihm weniger zu, und andererseits wunderte man sich gewaltig, daß der große Cornelius im „blauen Himmel" Bier trinke. Auf einem Ausfluge nach England fehlte es überall, wohin er auf der Durchreise kam, nicht an den äußeren Ehren, und nach seiner Rückkehr erhielt er den ersten größeren Auftrag von seinem neuen Gönner, dem Könige Friedrich Wilhelm IV.; zu einem Pathengeschenke für den Prinzen von Wales sollte er die Entwürfe machen. Dieser sogenannte Glaubensschild, in Silber, Gold und Edelsteinen ausgeführt, erregte allgemeine Bewunderung und darf in technischer Hinsicht den berühmtesten italienischen Ciselirarbeiten füglich an die Seite gestellt werden; sein geistiger Gehalt ist freilich unendlich reicher und werthvoller.

Für lebende Bilder zeichnete er Tasso-Umrisse, die vielfache Anfechtung erlitten; einen wahren Sturm aber erregte ein für den Grafen Raczynski gemaltes Oelbild: Christus in der Unterwelt. Für den gewöhnlichen Beschauer mag dieß allerdings nicht viel bieten; sein Verständniß ist zu schwer, um von der Menge erfaßt zu werden. Die Kunst, wie Cornelius sie geübt, will eben gesucht und ganz durchdrungen werden; sie bietet sich nicht an, weil sie sich ihres inneren Werthes vollkommen bewußt ist. Ist es aber des Künstlers Schuld, wenn er höher steht, als seine Mitmenschen? Damit soll nicht gesagt sein, daß er nicht auch seine Schwächen gehabt habe, daß nicht manchmal die Correktheit der Zeichnung und die Farbengebung etwas zu wünschen übrig gelassen habe; aber solche Fehler sind denn doch zu unbedeutend, als daß sie den ganzen herrlichen Eindruck beeinträchtigen könnten.

Für die innere Kräftigung und die volle Reife des Meisters waren diese

Anfeindungen aber nur vom beſten Einfluſſe; durch Widerſpruch und Anfechtungen ſtählte ſich ſein Charakter und ſeine Kunſt; denn

„Nichts iſt für den Menſchen ſo ſchwer zu tragen
Als eine Reihe von glücklichen Tagen.“

Und rein und geläutert ging Cornelius hervor aus dieſer Probe. Jetzt wurde er erſt recht gefeſtigt in dem Vertrauen, daß er den rechten Weg eingeſchlagen, und mit friſchem Muthe ging er ihn fort in den Cartons zu den Wandgemälden der Königsgruft in Berlin. Friedrich Wilhelm IV. hatte nämlich den Plan gefaßt, dort einen Dom zu erbauen und daran einen Friedhof zu reihen, ähnlich dem Campo ſanto zu Piſa, beſtimmt dem Königshauſe als Gruftſtätte zu dienen. Der Meiſter machte den Entwurf, führte die Cartons aus und zwar — vergebens. Der Dombau unterblieb*) und mit ihm die Ausführung der Fresken.

Der dem Meiſter dargebotene Raum ſollte eine Länge von 180 Fuß einnehmen; die Wahl des Stoffes war ihm überlaſſen. Ueber den Gedankengang, der ihm vorgeſchwebt und den er veranſchaulicht hat, übernahm Cornelius ſelbſt das Führeramt; er zerlegte ihn, den vier Wänden des Campo ſanto entſprechend, in vier Haupttheile:

1) Die Erlöſung von der Sünde und ihrer Folge, der Krankheit, durch Chriſti Geburt und Tod: Chriſti Geburt, Klage um den Leichnam Chriſti, Heilung des Gichtbrüchigen, die Ehebrecherin.
2) Die Göttlichkeit Chriſti, deren Erkenntniß ſeinem Tode erſt die welterlöſende Bedeutung gibt: Auferweckung des Jünglings von Naim, der auferſtandene Chriſtus bei den Jüngern, Auferweckung des Lazarus.
3) Fortſetzung des Werkes Jeſu durch die Kirche: Bekehrung Pauli, Petrus Kranke heilend, das Pfingſtfeſt, Martyrthum St. Stephan's, Philippus den äthiopiſchen Kämmerer unterweiſend
4) Ende des irdiſchen und Uebergang zum ewigen Leben — Nordwand mit fünf Hauptbildern: Auferſtehung des Fleiſches, das neue Jeruſalem, Wiederkunft des Heilandes, das geſtürzte Babel, die apokalyptiſchen Reiter.

Dieß die Grundgedanken; den reichen inneren Zuſammenhang können wir hier nicht entwickeln; daß er des großen Schöpfers würdig iſt, verbürgt ſein

*) Erſt im Jahre 1867 befahl König Wilhelm I. den Dombau wieder aufzunehmen.

Geiſt, der hier ein mächtiges Epos in Bildern geſchaffen hat. Die Gruppen, welche die acht Seligkeiten veranſchaulichen, rufen uns ein lautes „Selig ſind, die reines Herzens ſind", zu.

Einige der Cartons wurden in Kunſtausſtellungen zur allgemeinen Anſicht gebracht; insbeſondere erregten die apokalyptiſchen Reiter ungeheures Aufſehen. Wer ſie aber auch ſo dahinſprengen ſieht in ihrer entſetzlichen Wahrheit und Größe, den Tod, den Krieg, die Peſt und den Hunger, wer die Gruppen der Unglücklichen ſieht, über welche der entſetzliche Zug hinwegbrauſt — der muß ſich beugen vor der Größe des Meiſters und mit einſtimmen in das Lob und den Beifall, mit dem man dieß größte Werk des Jahrhunderts begrüßte. Neuerdings aber muß man bedauern, daß es unausgeführt geblieben iſt, daß die Gemälde, die dem Volke beredt von einem höheren Streben geſprochen hätten, nicht vollendet wurden!

1844 hatte die Akademie in Münſter Cornelius zum Doctor philosophiae honoris causa ernannt; 1845 trat er eine abermalige Romfahrt an und verweilte da wieder mehrere Tage in München, wo die alte Liebe und Verehrung von Neuem erwachte. Sie tilgte Alles, was etwa noch an Groll ſich in ſeinem Innern regte, und frohen Herzens zog er fort in die italiſchen Gefilde. Nach der Heimkehr in die Stadt an der Spree war er glücklich in ſtillem Schaffen; das neidiſche Gerede Anderer ſtörte ihn nicht; er wußte, daß er den Lorbeer, der ihn ſchmückte, nicht unwürdig trage, und durfte wohl mit Göthes Taſſo ſagen:

„Du richteſt ſie vergebens nach dem Kranze
Dem unverwelklichen auf meinem Haupt.
Sei erſt ſo groß, mir ihn nicht zu beneiden!
Dann darfſt du mir vielleicht ihn ſtreitig machen."

Auch die Stürme des Jahres 1848 berührten ihn nicht in ſeinem Stillleben; und als ſie vorüber waren und der Dombau neuerdings in Angriff genommen war, übertrug man ihm den Entwurf für das Gemälde in der Apſis, die Erwartung des jüngſten Gerichtes. Abermals zog er nach Rom, wo er ſich am heimiſcheſten in den Regionen der großen Vergangenheit fühlte, und 1856 konnte er die Compoſition, in Deckfarben ausgeführt, als fertig aus den Händen geben. Der Berichterſtatter eines italieniſchen Kunſtblattes äußerte: „Nicht bloß die Italiener, ſondern alle hier ſo reich vertretenen Nationen freuen ſich, dem großen Künſtler ihren Tribut der Hochachtung darbringen zu

können." Jedoch auch hierüber waren die Meinungen getheilt, und nicht alles Lob war so aufrichtig, wie das erwähnte. Dieß war dann aber um so werthvoller für den Meister, dem auch das erneute Zusammensein mit König Ludwig in Rom viele freudige Erinnerungen weckte. Waren ja doch die beiden Männer als Jünglinge zusammen begeistert gewesen für die deutsche Kunst und ihre Größe, und war ja auch im Herzen der Greise diese Liebe nicht erkaltet! Aber hinter ihnen lag ein reiches Leben voll Wirken und Schaffen, voll Ruhm und Verdienst, und in ihnen das Bewußtsein, daß es nicht ihre Schuld gewesen, wenn nach kurzer herrlicher Blüthe ein langsames Absterben und Erkalten eingetreten!

Und andere schmerzliche Erfahrungen harrten des Meisters. Seine Tochter und seine zweite Gattin entriß ihm der Tod, und allein stand er inmitten einer Welt, in welche er wie ein Denkstein aus der Vergangenheit hineinragte. In hohem Alter noch vermählte er sich zum dritten Male; ein Kind Italiens war es, das sein Leben an den Ehrwürdigen kettete. Man hat ihm diesen Schritt vielfach übel ausgelegt; als ihn aber im Winter 1864 auf 1865 zu Berlin, wohin er wieder zurückgekehrt war, eine schwere Krankheit dem Tode nahe brachte und ihm nur die aufopfernde Pflege und Hingebung seiner Gattin das Leben rettete, verstummten diese Stimmen; sie mochten wohl fühlen, daß dieser Mann nicht mit dem gewöhnlichen Maßstabe zu messen sei.

Als sich in diesem Frühjahre die Kunde verbreitete, daß Cornelius wieder schwer erkrankt sei, begann man wohl zu fürchten, daß das Uebel bei seinem hohen Alter einen tödtlichen Verlauf nehmen könnte; und als dieses Ende am 6. März wirklich eintrat, durchzitterte die Welt der Künstler ein Schmerz, wie er tiefer und schneidender nicht gedacht werden kann. Der Altmeister deutscher Kunst hatte seine Seele seinem Gotte zurückgegeben; das letzte Wort, das er gesprochen, war: „Beten!" Sein Geist, der ewig jung geblieben war, war heimgekehrt in's Vaterland, erlahmt war „der Flügelschlag des Genius." Der Greis, der noch immer dachte und fühlte wie ein Jüngling, so feurig und erhaben, dessen Augen noch die ganze Gluth der Jugendfrische bewahrt hatten und ausströmten, hat vollendet und hat all das, was er in seinen Gemälden an Religion und Gemüth niedergelegt, mit hinübergenommen in die Ewigkeit!

Ueberall, wo warme Herzen für Kunst schlagen, hat man den großen Todten beweint und Trauerfeierlichkeiten veranstaltet. Schöner und erhabener

iſt ſein Gedächtniß aber wohl nirgends geehrt worden, als in München, wo die Künſtler in der St. Ludwigskirche einen Gottesdienſt feiern ließen. Angeſichts des jüngſten Gerichtes war ein prachtvoller Katafalk aufgerichtet und über ihm ein Baldachin, der in einem Lorbeerkranze gipfelte. Reicher Blumenſchmuck zierte den Bau, und Künſtler mit brennenden Fackeln umſtanden ihn. Und als dann die Klänge von Mozart's Requiem durch die Hallen brauſten, da löſte ſich der Schmerz in ſtille Wehmuth auf; das Bewußtſein ſtieg mächtig auf, daß der Meiſter, der ſo erhaben ſeinen Glauben an die Auferſtehung und Wiedervergeltung bezeugt hatte, ſeinen Lohn nunmehr empfangen habe. Ein Herz, das ſo treu war im Glauben, das einen ſolchen Schatz von Seelenfrieden in ſich trug, muß ja volle Vergeltung finden. Sein Name wird nicht untergehen unter den Lebenden; er wird ſich fortpflanzen von Geſchlecht zu Geſchlecht, und vor dem Richterſtuhle der Geſchichte wird er beſtehen können; er wird leben fort und fort, ſo lange die deutſche Zunge noch nicht erloſchen und die Kunſt noch nicht gealtert und erſtorben iſt.

„Tempelhallen
Sinken, fallen,
Doch die Kunſt bleibt ewig jung!“

Zwang und Freiheit.

Eine Parabel.

„In welcher Sclaverei man euch doch hält, meine lieben kleinen Freunde!“ flüſterte eines Tages der Wind den Blumen eines hübſchen Gartens zu. „Ich bin wirklich erſtaunt, daß ihr euch ſo geduldig all dieſen Unannehmlichkeiten unterwerft. Ich habe heute einige Augenblicke euren Freund, den Gärtner beobachtet, und jetzt da er endlich gegangen, bin ich neugierig zu hören, was ihr von dieſer Manier, gegen die Natur zu wachſen, denkt.“

„Iſt das unnatürlich?“ fragte eine ſchöne Winde von der Spitze eines Stockes, an welchem ſie ſich hinaufgerankt hatte, und von welchem ihre purpurnen Blüthen wie ebenſoviel köſtliche Steine glänzten.

„Deine Frage macht mich lächeln", antwortete der Wind. „Du bildeſt dir ſicherlich nicht ein, daß in einem natürlichen Zuſtand du dich ſo regelmäßig um einen Stab winden würdeſt. O nein, liebe Freundin, deine Couſine, die wilde Winde, welche ich heute Morgen in den Wäldern geſehen habe, macht es nicht ſo, das kann ich dir verſichern. Sie windet und biegt ſich ganz nach ihrem Belieben. Zuweilen kriecht ſie auf der Erde, ein andermal durchbricht ſie eine Hecke und ſpielt mit den Vögeln, den Weißdorn der Haſelſtaude umſchlingt ſie hier, windet ſich dort, bis ſie endlich auf der Hecke ankommt und dieſelbe mit einem Baldachin von grünen Blättern und niedlichen weißen Blumen bedeckt. Es iſt das ganz gewiß ein ganz anderes Leben wie das deine mit dem Gärtner immer neben dir, einmal dich an einer Stelle ausputzend, einmal einen Zweig mit einem andern vereinend, und dich fortwährend quälend durch ſein: „du darfſt nicht dahin gehen, du darfſt nicht dorthin gehen." Arme Kleine, wie ich dich beklage! und doch muß ich ſagen, du machſt mich lächeln, denn du ſcheinſt ſo überzeugt, ſo ſtolz auf deine Schönheit, daß man wahrhaftig glauben könnte, daß du es nicht weißt, in welcher lächerlichen und abhängigen Lage du biſt!"

Die Winde war vollkommen beſtürzt von dieſen Worten, denn ſie erinnerte ſich, daß ſie ſehr eitel geweſen war, als ſie gehört hatte, wie der Gärtner am Morgen ihre Schönheit bewundert hatte; auch ließ ſie ihre glänzenden Glocken tiefer hängen als gewöhnlich, und gab keine Antwort. Aber die Nelke nahm das Wort.

„Was du von der Winde ſagſt, iſt vielleicht wahr, aber das läßt ſich nicht auf mich anwenden; ich glaube nicht, daß ich wie ſie arme wilde Verwandte in dieſem Lande habe, und gewiß iſt es, daß ich all der Sorgfalt, die man mir widmet, bedarf. Dieſes Klima iſt zu kalt und zu feucht für mich. Meine jungen Pflanzen haben Wärme nöthig um zu leben, und die Töpfe, in welche man uns thut, ſchützen uns zugleich gegen die grauſamen Würmer, welche ſo viel Vergnügen darin finden, unſere Wurzeln zu zerſtören."

„O", rief der Wind, „ſie iſt tief und richtig in ihren Bemerkungen, unſere Freundin die Nelke! Ich gebe ihr recht in dem was ſie von der Feuchtigkeit ſagt, von der Kälte und den Würmern der Erde, aber" — und dies ſagend pfiff der Wind, indem er die Blumen des Beetes ſtreifte — „aber was ich behaupte, meine Liebe, iſt, daß weil du ſtark und alt genug biſt, um in die Erde gepflanzt zu werden, dieſer Gärtner dich wenigſtens nach deinem

Gefallen wachſen und blühen laſſen ſollte. Aber nein, da muß man immer beſchneiden, anbinden und alle Blätter anders legen als wie ſie es wünſchen. Warum erlaubt man deinen ſilbernen Federbüſcheln nicht ſich in ihrer angebornen Fülle zu entfalten. Warum muß jede Blüthe, ſobald ſie ſich zeigt, mit ihrem zarten Hals an ein dünnes Stäbchen gebunden werden. In Wahrheit, mit deiner natürlichen Grazie und Schönheit könnte man dich ein wenig dir ſelbſt überlaſſen."

Die Nelke fing an, derſelben Meinung zu ſein, und bei den Gedanken an die unwürdige Behandlung, der ſie unterworfen geweſen war, wurde ihr Hochroth noch ein wenig lebhafter.

Der Roſenſtock behauptete jedoch, daß die Sorgfalt des Gärtners viele Vortheile brächte; er meinte, er könne ſeine Ueberlegenheit über all ſeine wilden Verwandten in Feld und Wald nicht läugnen. Welche Verſchiedenheit in der Größe, in der Farbe und in dem Geruch der Blume!

Der Wind verſicherte darauf, daß er nirgends die Vortheile abläugnen höre, die es habe, in einem Garten zu leben in fruchtbarer Erde; nur gäbe es eine Art natürlich zu wachſen, ſelbſt in einem Garten, und er fände es ſchändlich von dem Gärtner, die Roſe zu zwingen, ſo die Energie ihrer Natur zu unterdrücken. Was gäbe es z. B. Empörenderes als einen Roſenſtock in Form einer Kugel wachſen zu ſehen. „Denkt nur", rief er, „an all die nothwendigen gegenſeitigen Rückſichten, um den armen Geſchöpfen ihre ſo bewunderte runde Form zu erhalten. Und mit welchem Recht werden all dieſe ſchönen freien Zweige abgeſchnitten? Warum erlaubt man dem Roſenſtock nicht ſein freies und üppiges Wachsthum? Warum iſt man gegen ſeine hängenden und hochaufgeſchoſſenen Zweige? Könnte er zu üppig ſein? Könnten ſeine Blumen zu zahlreich ſein? O Roſe, du kennſt zu gut dein Verdienſt, um nicht zu denken wie ich."

Wirklich die Roſe fing an, überzeugt zu ſein. Es ging ihr ein Licht auf, als ſie ſich ihrer regelrechten Geſtalt erinnerte, welche ſie im Frühling und Herbſt hatte, und der Maſſe von kleinen Zweigen, welche in jedem Jahr das Meſſer des Gärtners entfernten. „In der That", ſagte ſie, „es iſt ein grauſames Syſtem, abſcheulich!"

Der Wind begab ſich befriedigt nach einer andern Seite des Gartens. Dort ſtieß er auf eine Lilie von glänzendem Weiß und flüſterte ihr einen Zweifel in das Ohr über die Nothwendigkeit oder den Vortheil, ihren ſchlanken

dichten Stengel an einen dummen Stock anzulehnen. Was ihn beträfe, er litte darunter, es zu sehen. Dieses entzückende Geschöpf, für welches die Natur so viel gethan, daß der Ruf ihrer Schönheit über die ganze Erde verbreitet ist, könnte es glauben, daß dieselbe Natur, welche sie so zart und so schwach schuf, sie nicht auch selbst unterstützen könne? „Immer diese Bande! immer diese Hindernisse! fuhr der Wind fort, heftig um sich stoßend. Vielleicht habe ich Vorurtheile; aber was mich betrifft, so würde es sicher mein Tod sein, der Freiheit beraubt zu sein! Auch empört sich meine Seele gegen jede Art der Sclaverei!"

„Nicht lebhafter als die meinige!" rief die stolze weiße Lilie, sich so schwer als sie konnte gegen den Bast lehnend, welcher sie an ihren Stock band. Aber es war unnütz, sie konnte sich nicht befreien. Der Wind rüttelte es nur ein wenig und dann verließ er sie mit einem boshaften Lächeln.

Der Wind eilte weiter, seine leichte Philosophie mit sich in die Ferne tragend. Er hauchte sie zuerst dem Jelängerjelieber an und dann dem Jasmin. Uebrigens kam keine Blume ohne boshafte Bemerkung davon. Er moquirte sich über die regelmäßige Form des Buchsbaums und sagte im ironischen Ton zu den wohlriechenden Wicken, daß sie es ohne Zweifel liebten, so im Kreis zu wachsen um die gekrümmten Stäbe, und endlich erklärte er allen Blumen, daß er überall von ihrer exemplarischen Unterwürfigkeit und ihrem vollkommenen Gehorsam erzählen werde.

Da rief die weiße Lilie in großem Zorn den Wind und sagte ihm, daß er sich sehr täusche über ihren wahren Charakter. Wenn sie sich diesem erniedrigenden Zwang unterwerfe, so sei es nur, weil sie nicht anders könne, jedoch wenn der Wind ihr seinen mächtigen Beistand leisten wolle, so sei sie bereit, sich wenigstens eines Theiles der Bande zu entledigen, mit denen sie gefesselt sei.

Der böse Wind, erfreut über den Erfolg seiner Schliche, antwortete, daß er sein Bestes thun wolle und dann entfernte er sich, lachend über die Unzufriedenheit, welche er angeregt hatte.

Während der ganzen Nacht seufzten unsere hübschen aber unwissenden Blumen über ihren Zustand der Sclaverei und sehnten sich nach Freiheit. Endlich fingen sie an zu fürchten, daß der Wind sich nur lustig gemacht habe über sie, und daß er nicht kommen werde, ihnen zu helfen, wie er versprochen hatte.

Aber sie hatten sich getäuscht. Mit dem ersten Morgengrauen hörte man

in den Wäldern ein fernes Brausen, und als die Sonne aufgegangen war, sah man die Wolken rasch am Himmel dahinjagen. Bald beugten sich die Bäume vom Winde getrieben, denn er war es, der zurück kam mit seinem größten Ungestüm, Alles erschütternd auf seinem Weg.

„Jetzt kommt eure Befreiung, ihr hübschen Blumen", schrie er, sich dem Garten nähernd.

„Willkommen, willkommen!" riefen einstimmig die zitternden Blumen, sein Kommen mit einer Mischung von Schreck und Vergnügen erwartend.

Der Wind machte seine Sache sehr geschickt, das muß man ihm lassen. Zuerst den Garten mit einer Art Wirbelwind überfallend schlug er die Stütze der Winde nieder, zerriß den Bast, welcher die Lilie an ihren Stock band, befreite die Nelken von ihren Banden, und warf die wohlriechende Wicke auf den Boden. Kurz, in weniger als einer Viertelstunde verwüstete er den niedlichen Garten und als sein Werk der Zerstörung vollendet war, ging er weiter, um es an einem andern Ort fortzusetzen.

Was war aber während dem aus den Blumen geworden? Der Wind war kaum vorüber als ein plötzlicher heftiger Regen folgte. Dies vollendete die Unordnung. Erst gegen Abend heiterte sich das Wetter auf und unsere Freunde, die Blumen, fingen wieder an, zur Besinnung zu kommen.

Die weiße Lilie hielt sich noch ziemlich gerade, obgleich ihren schweren Stengel kein freundlicher Stab mehr stützte; aber es geschah nur mit einer schmerzlichen Anstrengung, daß sie sich so aufrecht erhielt. Der Wind und Regen hatten sie einen Augenblick sehr tief gebeugt und ein leises Krachen in ihrem Stiel hatte angezeigt, daß sie bald, gebrochen, zur Erde herabhängen werde.

Die Winde befand sich noch schlechter. Die Blumenbeete waren nach Süden gelegen und als unsere Freundin zur Erde geworfen wurde, in dem Augenblick als ihr Stab zerbrach, wurden ihre Blumen beschmutzt von dem trüben Regenwasser, was darüber hinfloß. Sie fühlte, wie die feuchte Erde in ihre purpurnen Glocken eindrang, und dann hätte sie gern geweint vor Unmuth, denn sie wußte, daß sie niemals wieder ihre Frische gewinnen werde. O hätte sie sich doch noch um ihren wohlmeinenden Stab winden können!

Das Jelängerjelieber hatte sich nicht besser aus der Prüfung gezogen, und die Nelke war nahe daran, vor Aerger zu sterben, als sie sah, daß die Freiheit, die sie sich so gewünscht, sie in den Schmutz geworfen.

Arme Blumen, es ist um euch geschehen! Keine Freundeshand ist da um euch wieder zu erheben. Die welche euch pflanzte und euch mit so viel Sorgfalt umgab, ist abwesend und in kurzer Zeit werdet ihr umkommen in der Feuchtigkeit. Eure Köpfchen werden schmachtend an ihren zerbrochnen Stielen hängen. Ja bald wird man euch nicht mehr wiedererkennen; welch traurigen Anblick gewährt ihr schon jetzt! —

Aber siehe da, kaum ist der folgende Tag angebrochen, als man das lustige Bellen des Hundes hört, welcher die Rückkehr seiner Herrin anzeigt. Mit ihr kommt ihre Tochter hüpfend und singend, um die Blumen ihres Gartens zu besehen. Aber beim Anblick solcher Zerstörung bleibt sie stehen und stößt einen Schrei aus. Ihre Mutter, welche ihr folgt, sucht sie zu trösten und beklagt auch das Schicksal der armen Blumen. „Aber", sagt sie zu ihrer Tochter, „siehe da das, was dir helfen kann, das zu verstehen, was ich dir so oft gesagt habe über die Nothwendigkeit der Erziehung und des Zwangs. Die Bande, welche man den Blumen anlegte und die Stützen, die man ihnen gab — man hätte wohl glauben können, sie seien gegen die Natur der Blumen, und doch, als der Wind sie zerrissen hatte, siehst du hier die Folgen davon. Die wahre Natur dieser Pflanzen war also nicht, frei zu wachsen, ohne Bande und Schranken, denn der eine Augenblick der Freiheit, den sie gehabt haben, hat unsern schönen Garten zu einer wilden Wüste gemacht."

Ein edles Wort Kaiser Karl V.

Als dem Kaiser Karl V., unmittelbar nach dem großen Siege bei Mühlberg, seine Rathgeber das Beispiel Cäsars vorhielten, der seinen Sieg benützt habe bis zur völligen Vernichtung des Gegners, antwortete er ablehnend mit edler Milde: „Die Alten hatten nur ein Ziel vor Augen: die Ehre. Wir Christen haben deren zwei: die Ehre und das Heil der Seele."

Held Karl und die kleine Jungfrau von Orleans.

Von Th. Messerer.

(Mit Bild.)

I.

In der Krankenstube.

„Karl kann also morgen das Bett verlassen, aber —“ da hob der Herr Doktor den Mittelfinger der rechten Hand bedeutsam empor, denn der Zeigefinger hielt mit seinem Nachbarn Daumen eben eine Prise gefangen — „aber, Frau Wirthmann, lassen Sie den Kleinen ja keinen Schritt aus dem Hause! Vor acht bis zehn Tagen darf er mir nicht in's Freie. Bei den Masern kann man nicht vorsichtig genug sein.“

Nach diesen Worten führte sich der Herr Doktor langsam und bedächtig seine Prise zu Gemüthe und griff nach dem Hute.

Er schritt schon auf die Thüre zu, da ging sie auf und mit dem Rufe: „Ei, der Herr Doktor!“ kam ein bewegliches kleines Mädchen eilfertig in's Zimmer getrippelt. Die frischgerötheten Bäckchen und das Körbchen voll Laub und Blumen zeigten an, daß sie aus dem Garten kam. Rasch war das runde Hütchen vom Kopf und das Körbchen vom Arm gestreift, dann schüttelte das kleine Ding eine Fülle brauner Locken aus dem Gesichtchen und trat hastig auf den Doktor zu. Die glänzenden schwarzen Augen mit ängstlichem Ausdruck auf den freundlichen Herrn gerichtet, fragte sie lebhaft: „Herr Doktor, Herr Doktor, wie geht's meinem Bruder Karl?“

Der muntere Arzt warf einen schlauen Seitenblick nach der lächelnden Mutter und mit tiefernsten Falten auf der Stirne und achselzuckend antwortete er auf die Frage der Kleinen mit einem: „Bedenklich, sehr bedenklich, mein liebes Kind!“

Betroffen drehte sie das Köpfchen dem Kranken zu, aber Karl, der sich weit aus seinem Bett geneigt, zupfte die Schwester schon am Kleide und flüsterte mit jubelndem Gesichte: „Hannchen, morgen darf ich aufstehen!“

„Sie böser Herr Doktor!“ rief die Kleine erzürnt und wandte sich kurz von ihm ab, als sie obendrein sein schelmisches Lächeln gewahrte. Sie machte sich mit ihrem Körbchen zu schaffen, wobei sie durch ihre lebhaften Bewegungen zu erkennen gab, wie tief empört das gute kleine Herz darüber war, daß man seinen Spaß damit treiben wollte.

Der Herr Doktor ſchien nicht wenig beluſtigt von Hannchens Verdruß, rief ihr aber bald wieder zu: „Komm her, kleine Maus, machen wir Frieden! Gib mir Dein Händchen!“

Noch halb grollend reichte ſie es ihm, ohne ihn anzuſehen, nur von der Seite hin, als aber der Doktor mit wichtiger Miene ſagte: „Höre, Hannchen, ich muß Dir einen Auftrag geben!“ da war die kleine Kränkung ſchnell vergeſſen und aufmerkſam wandte ſich das kluge Geſichtchen dem muntern neckiſchen Herrn zu.

„Du mußt dafür ſorgen, Hannchen,“ fuhr dieſer fort, „daß ſich Karl nicht langweilt, ſonſt iſt der Schlingel nicht im Hauſe zu halten. Nimm alſo Deinen ganzen Verſtand zuſammen und unterhalte ihn gut, dann biſt Du die charmanteſte kleine Schweſter in der ganzen Stadt.“

Mit dieſer Verheißung und einem gar lieben Händedruck empfahl ſich der Herr Doktor. Froh lächelnd und überaus freundlich, ſo freundlich, als man ſich von einem Arzte nach ſeinem letzten Beſuche nur immer verabſchieden kann, begleitete ihn die Mutter hinaus. Die kleine Johanna aber war außerordentlich geſchmeichelt von ſeinen Worten und von Herzen bereit, ihr Geſchäft als angenehme Geſellſchafterin, auf das ſie ja als zärtliche Schweſter ſchon gründlich eingeübt war, mit friſchem Eifer fortzuſetzen.

Sie rückte ſich ſogleich einen Stuhl neben ihres Bruders Bett, doch der queckſilberne Burſche darin ſah im Augenblick gar nicht aus, wie Einer, der erſt auf Unterhaltung wartet. Kaum war hinter dem Herrn Doktor und Frau Wirthmann die Thüre in's Schloß gefallen, als der kleine Karl in ſeinem Bette wie eine Feder in die Höhe ſchnellte. Wie ein Aal glitt er dann wieder unter die Decke und von dort hervor hörte man nun einen gedämpften Juhſchrei. Nachdem er ſo ſeiner großen Freude plötzlich Luft gemacht, begann er jetzt an ſeinen Fingern genau die Stunden bis zum nächſten Morgen abzuzählen. Seitdem ihn der Huſten und das Fieber verlaſſen hatten, war es ihm im Bett mit jedem Tage enger und enger geworden und mit dem Verſchwinden der rothen Fleckchen auf ſeiner Haut erwachte wieder die ganze friſche, frohe Knabenluſt in ihm. Schon ſeit geſtern prickelte es ihm in Händen und Füßen, keine Lage, keine Stellung konnte er auch nur eine Minute im Bette ruhig inne haben. Alle die Wendungen und Capriolen, die er ſchon auf grünem Raſen ausgeführt, mußte ſich nun das arme mißhandelte Bett gefallen laſſen.

Kam die beſorgte Mutter, nach ihm zu ſchauen, ob er auch warm und

gut zugedeckt sei, so sah sie gewiß am Kopfende des Bettes eine Zehe hervorgucken, und suchte sie unten nach seinen Füßen, so entdeckte sie dort das hell lachende Gesicht des kleinen Schlingels. Zankte Frau Wirthmann einmal ernstlich, nachdem das drei bis vier Mal frisch gemachte Bett immer wieder in unmenschliche Unordnung gerathen war, so schlüpfte unser lustiger kleiner Schelm rasch unter die Decke, wie ein Fuchs in seinen Bau. Er verhielt sich ganz ruhig daselbst und spitzte nur mit einem Auge hervor, neugierig, wie sich das Wetter draußen gestalte, und kam erst dann wieder ganz zum Vorschein, wenn er die Wolken auf Mama's Stirne verzogen sah. Kein Wunder, daß das Wort: „Aufstehen!" gleich dem Rufe: „Land!" des Seefahrers großen Jubel im Hause hervorbrachte. Waren sie doch Alle froh, Karl, die Mutter, der Vater, Hannchen und gewiß auch das Bett!

Die gute Frau Wirthmann und das liebe Hannchen hatten die ganze Zeit über Alles aufgeboten, um ihrem kleinen Kranken die Zeit zu vertreiben, aber was waren alle diese kindischen Spiele für solch' einen lebendigen Jungen! Er, der bei jedem Wettlauf der Erste, bei jedem Klettern der Höchste, bei jedem kriegerischen Spiel der Anführer war, dessen Helmbusch und Säbelklinge man immer nur an der Spitze seiner Truppe wehen und blinken sah — er lag nun da, gefesselt an sein Bett, wie ein junger Löwe im Käfig. Kein lustiger Spielkamerad, kein theurer Waffengefährte besuchte ihn. Das gefürchtete Wort „Masern" scheuchte selbst die Tapfersten von seinem Lager zurück. Packte er auch manchmal in guter Laune ein Paar Kissenzipfel, um ein Possenspiel damit aufzuführen, spielte doch der Kasperl auf dem Krankenbett immer eine gar traurige Rolle. Mit den Bausteinen, die ihm die geschäftige Johanna brachte, führte er wohl manchen Palast auf, aber das leiseste Husten erschütterte gleich einem Erdbeben das Fundament und Karl lag dann wieder unter den Trümmern seines Kunstbaues begraben. Ganze Eskadronen Dragoner, ganze Bataillone Jäger lagen hier vor ihm zerstreut. Mühsam stellte sie Karl in Schlachtordnung auf die bunte Decke und überschaute mit seinem Feldherrnauge das blumige Schlachtfeld, doch machte er nur den leisesten Ruck, so fielen ganze Compagnien und streckte er ein Bein aus, stürzten halbe Regimenter Küraſſiere mit Mann und Roß. Bald lag die ganze tapfere Armee, wohl nicht in ihrem Blute, aber auf Karl's Federbett kläglich hingestreckt. Mürrisch zog sich der kleine Feldherr zurück, dann kam das brave Hannchen, sammelte als barmherzige Schwester alle die Gefallenen vom Schlacht-

feld auf und brachte ſie in ihre Schachtelkaſernen. Wohl fehlte ſo Mancher und wurde ſo lange zu den Vermißten gezählt, bis Karl oft mitten in der Nacht mit ſeinem Fuße auf ſolch einen verſprengten Reitersmann oder verirrten Jäger ſtieß.

Endlich kam der Tag der Auferſtehung. Mit beiden Füßen zugleich ſprang er aus dem Bette, aber ach, was ging mit ihm vor? Kaum hatte er den Boden berührt, ſchien es ihm, als träte er auf das Verdeck eines ſchwimmenden Schiffes. Das ganze Zimmer ſchwankte mit ihm hin und her. Kleinmüthig hielt er ſich an der Hand der Mama, die ihn nun, in ein weiches Kiſſen gebettet, auf einen Stuhl an's Fenſter ſetzte. Jetzt ſah man erſt, welche Veränderung mit dem friſchen Knaben vorgegangen war. Wie blaß und ſchmächtig waren die feſten runden Wangen geworden, wie groß und eingeſunken erſchienen die luſtigen Augen, wie fein und weiß hatten ſich die kleinen ſonnenbraunen Hände gebleicht! Düſtern Blickes ſchaute er nach der Lieblingsecke dort im Zimmer. Da hing ſein Helm, ſein Säbel, da lehnte zerknittert die Fahne, um die ſich ſeine Tapfern ſo oft ſiegreich geſchaart. Da ſtand dickbeſtaubt die Trommel, die ſo oft im Sturmeswirbel ſeine Kameraden angefeuert. Es wurde ihm gar trübſelig zu Muthe, und warf er einen Blick durch's Fenſter nach dem ſchönen Baumgarten draußen, erinnerte ihn jeder grüne Hügel und jedes ſchattige Plätzchen an ein fröhliches Lager und ein ſchwerer Seufzer rang ſich aus der kleinen Soldatenbruſt.

Da war es nun die freundliche kleine Johanna, die keine Schwermuth bei ihrem Bruder aufkommen ließ. In dem lieblichen Eifer, ihren kleinen Schweſterpflichten nachzukommen und ihn liebreich zu erheitern, traf ſie raſch eine heimliche Verabredung mit ihrer Lieblingspuppe. Dieſe willigte natürlich gerne ein und zeigte ſich als folgſames Kind, da Hannchen, als ihre Mama, ihr leiſe vorſtellte, ſie müſſe bei jenem Herrn am Fenſter dort in die Schule gehen. Beide kleideten ſich ſodann ſtattlich an, und als Johanna mit ihrem Kinde, das ſie an der Hand führte, in die Nähe Karls kam, der ſchon die ſchönſte Schulmeiſtermiene aufgeſetzt hatte, pochte ſie in Ermangelung einer Schulzimmerthüre mit dem Fingerchen auf dem Fußboden an. Auf das gebieteriſche „Herein!“ des Herrn Lehrers machte ſie die Bewegung des Thüröffnens, drehte ſich hierauf um, dieſelbe auch wieder geräuſchlos zu ſchließen und nahte ſich unter vielen Verneigungen dem ſehr ernſthaften Herrn Lehrer.

„Ich bitte, Herr Lehrer, das kleine Mädchen da in die Schule aufzunehmen," hub Hannchen mit ausgesuchter Höflichkeit an.

„Schon gut," war Karls knappe Antwort, und er frug nach Namen, Stand, Alter und Wohnung, was er Alles ohne Papier und Bleistift auf dem Fensterkissen genau aufzeichnete. „Die Kleine kann gleich hier bleiben," sagte er und wies auf einen nebenstehenden Stuhl.

Da fiel ihm Hannchen mit geläufiger Zunge in's Wort: „Ich hab noch eine Bitte, Herr Lehrer! Gar so nah beim Ofen möcht' ich sie doch nicht gerne haben."

„Schon gut," lautete die kurze Erwiderung, und der Herr Lehrer bezeichnete einen anderen Platz.

„Noch etwas, Herr Lehrer," rief Hannchen jetzt in dringendem Tone, „am Fenster ginge es schon gar nicht! O Gott, das grelle Licht!"

„Schon gut!" und der schulmeisterliche Finger bezeichnete einen dritten Sitz, welcher dem überaus besorgten Mütterchen aber wieder nicht gefiel.

„Sehen Sie, Herr Lehrer," fuhr sie einschmeichelnd fort, „ich lasse das Mädchen in die Nachschule und in die Privatstunde gehen, aber bei der Thüre dort könnte sie's durchaus nicht aushalten. Jeder Zug schadet ihr, es ist ein gar so zartes Kind!"

„Schon gut, dann soll sie in der Mitte sitzen," brummte der Lehrer im tiefsten Baß.

„Sie entschuldigen, Herr Lehrer, so mitten unter den anderen Kindern möcht' ich sie doch auch nicht haben. Und noch etwas, Herr Lehrer, ich war schon beim Herrn Schulkommissär und beim Herrn Inspektor, jetzt geh' ich noch zum Herrn Religionslehrer, und Sie dürfen nur die Frau Hausmeisterin unten fragen, die kennt meine Kleine auch."

„Schon gut!" erklang die unabänderliche Antwort Karl's, der trotz seines angenommenen Ernstes das Lachen kaum verbergen konnte, als Johanna, indem sie ihm ein Stückchen Papier mit einem tiefen Knix überreichte, von Neuem begann: „Herr Lehrer, hier habe ich auch noch einen Empfehlungsbrief von einem Ihrer guten Freunde. Er war einmal Zimmerherr bei uns und hält gar viel auf meine Kleine. Es ist auch solch' ein gescheidtes Kind!"

Es stand nun der Aufnahme der ledernen Schülerin, die so tüchtig empfohlen war, nichts mehr im Wege und sie nahm endlich nebst ihrer Mama auf dem Stuhle Platz und der Unterricht begann. Hannchen gab absichtlich

lauter verkehrte Antworten und der zum Spaß erzürnte Lehrer war bald gezwungen, zu den strengsten Strafen zu schreiten und grimmige Worte an seine Schule zu richten.

Auf solche Weise gelang es dem muntern klugen Hannchen, ihren Bruder stundenlang zu unterhalten, und war die lederne Schülerin gar zu unartig und ihr Kopf zu hölzern, so wurde sie in einen Winkel gesetzt oder nach Hause geschickt. Dann ergötzte Johanna ihren lieben Karl durch Vorlesen heiterer Geschichten von tapfern kleinen Soldaten oder allerlei drolligen Streichen aus der fröhlichen Knabenzeit. Schlug aber die Stunde, die die prächtige Spielgefährtin in die Schule rief, so war auch dieß keine allzu harte Zeit für den einsamen Karl. Hannchen ging an seinem Fenster nie vorüber, ohne freundlich anzuklopfen und hörte Karl das Fenster klirren, sah er zu seiner Freude, wie seine treue Schwester beim Fortgehen wie beim Kommen ihm mit dem lächelnden Gesichtchen noch so lieb und herzig zunickte. Und dann legt er froh sich nieder, schläft getröstet ein, still sich freuend, wenn es wieder vier Uhr würde sein. Und so lag er halbe Tage, lag viel Stunden lang, und verschlief es ohne Klage, bis das Fenster klang. Klang es aber, so hüpfte noch in demselben Augenblick ein lustiges kleines Mädchen zur Thüre herein und munter lachten ihr auch Karls Augen entgegen.

Jeder so vergnügt verlebte Tag, jede erquickende Nacht brachte dem jungen Körper des Genesenden neue Kräfte und neuen Knabenmuth, und als er eines Tages nach seinem Säbel griff und ihn hoch schwang, um seinen Arm zu erproben, hörte man Frau Wirthmann dem lächelnden Vater erfreut zuflüstern: „Nun, Gott sei Dank!“ denn an seiner völligen Genesung war jetzt nicht mehr zu zweifeln.

Karl fühlte sich auch für einen Kriegsmenschen wieder kräftig genug, schnallte sich den Säbel um, setzte den Helm auf und mit der Fahne in der Hand trat er in diesem kriegerischen Schmucke vor den Spiegel. Ein wohlgefälliges glückliches Lächeln glitt über das vor Freude hochgeröthete Gesicht. Aber ach, in diesem Aufzug war er nur gewohnt, zu befehlen, sah er sich nur umringt von Untergebenen und hatte für Jedermann Kommandoworte. Was sollte er jetzt so allein in voller Rüstung, denn der Weg zu den grünen Bäumen war ihm noch immer verwehrt. Da trat, wie gerufen, Hannchen in's Zimmer, und Karl, dem ein glücklicher Gedanke durch den Kopf blitzte, beschloß sogleich, sie anzuwerben und zu seinem Rekruten zu gewinnen. Die

brave Schwester, zu jedem Opfer bereit, zeigte sich nicht abgeneigt, auf seinen Wunsch unter die Waffen zu treten, aber vorher gab es in ihrem kleinen Hauswesen noch Vieles und Wichtiges zu thun, wovon ein Soldat gar keinen Begriff haben konnte.

Die ganze Puppenküche stand voll Wäsche, die bereits eingeweicht war. Die mußte heute noch gewaschen werden, daß man sie morgen bügeln konnte, und kein wackeres Mädchen wird so leichtsinnig sein und sich um Soldaten kümmern, wenn sie große Wäsche hat. Das sah der tapfere Karl nicht nur ganz gut ein, sondern er schickte sich sogar an, der kleinen Wäscherin behülflich zu sein. Den Helm auf dem Kopf und den Säbel eingeschnallt, machte er sich eiligst daran, die Waschstricke in der Küche aufzumachen, und wenn die Schwester nach mehr Wasser rief, eilte er flugs zu Papa's Schlafrock und dort pumpte der kleine Offizier, was er pumpen konnte. Die langen Schnüre mit der Troddel waren für ihn die Pumpstange und an das Aermelloch des Schlafrockes hielt er vorsichtig das kleine Wasserschaff.

Die niedlichen Schürzchen und Hemdchen hingen noch patschnaß am Seil, als ihre kleine Wäscherin schon unter dem Gewehr stand. Die Schultasche war ihr als Tornister auf den Rücken geschnallt und ein Ledergurt mit der Patrontasche umspannte ihre dünne Taille. Das kurze Kleidchen kam ihr beim Marschiren trefflich zu statten und ein kleines Barett mit einer Feder kleidete das frische Lockenköpfchen ganz allerliebst. In strammer Haltung, mit Karl's kleinem Gewehr im Arm, paradirte sie so vor ihrem tüchtigen Kommandanten.

Bald ertönte nun in der Krankenstube Kommando auf Kommando und dazwischen manche ernste militärische Rüge. Hieß es beim Marschiren: „Die Fußspitzen abwärts!" so schritt Hannchen ganz graziös über den Fußboden hin, und bei der Mahnung: „Kopf auf!" warf die Kleine ihr Stumpfnäschen gar trotzig in die Höhe. Rechts um, links um, Schultern, Präsentiren, im Schritt Marschiren ging Alles schon am ersten Tage ganz vortrefflich und Karl war sehr zufrieden mit seinem neuen Rekruten.

„Nach der Schule mußt Du heute einen Posten beziehen," kündigte Karl seiner Schwester am nächsten Morgen an und gerne ließ sie sich mit dem Gewehr auf der Schulter vor die Zimmerthüre hinausstellen.

„So, hier kannst Du auf dem Gang auf und ab marschiren, aber bei Festungsstrafe darfst Du diesen Posten nicht verlassen, und kommt die Fahne vorüber, mußt Du präsentiren!"

Nach diesem Befehle trat Karl in's Zimmer zurück und Hannchen sah durch's Thürfenster, wie er in soldatischer Haltung auf die Fahne zuschritt. Da er sie aber aus der Ecke hervorzog, streifte sie die Trommel, diese kam in's Rollen und rollte und kugelte unaufhaltsam fort nach jener Gegend zu, wo ihre jüngste Puppe schon lange hülflos auf dem Boden lag. Umsonst war der Angstschrei des Postens vor der Thüre — das rollende Ungethüm brachte die arme Kleinste in immer drohendere Gefahr. Da stürzte plötzlich, ohne Rücksicht auf alle strengen Befehle und militärischen Strafen, der Posten in's Zimmer und befreite mit dem Stoße seines Fußes die arme liebe Minna gerade noch im rechten Augenblick. Karl rollte, da er dieß sah, seine funkelnden Augen und wollte schon ein Donnerwetter losbrechen lassen über den armen Soldaten, der seine Pflicht so schwer verletzt, als er aber die mütterliche Sorgfalt und die Aengstlichkeit gewahrte, die der Rekrut für seine Kleine hatte, verzog sich all sein Grimm. Der rauhe Krieger hat ja oft ein kinderweiches Herz. Er ließ sich auch auf dem Fußboden nieder und half emsig mit, der Kleinen ihr Kleidchen zurecht zu zupfen und die Haarfrisur wieder zu ordnen.

Dieser Unfall hatte im Nu den Soldaten und seinen Offizier wieder in die zwei friedlich spielenden Geschwister Karl und Hannchen verwandelt. Die Wäsche war inzwischen auch getrocknet und das Gewehr lehnte noch vor der Thüre draußen, als der eben noch so gefürchtete Kommandant schon mit dem hölzernen Bügeleisen an den kalten Ofen trat, um den Stahl zu hitzen und der Schwester bei der großen Wäsche fleißig an die Hand zu gehen. Dann wurde aber wieder zu den Waffen gegriffen und zwar von beiden Seiten mit gleichem Eifer, denn schon war es nicht mehr blos treue Schwesterliebe, was unsere Kleine die kriegerischen Uebungen ihres Bruders so opferwillig theilen ließ. Johanna, die ein muthiges Herz in der kleinen Brust trug, fing sogar schon an, an diesen militärischen Spielen selbst Freude und Gefallen zu finden. Es war zu drollig und entlockte Herrn Wirthmann manches Lächeln, wenn sie steif und gemessen an ihm vorüberschritt, ihr Händchen an das Barett legte und ihn militärisch grüßte. Bei jedem Abtreten machte sie schon ein regelrechtes: „Kehrt Euch!“ und wollte eine Puppe nicht pariren, rief sie ihr sogleich ein strenges: „Achtung!“ zu.

Eines Tages aber überraschte das kleine Blitzmädchen die ganze Familie. Zärtlich bemüht, ihre etwas unpäßliche Minna einzuschläfern, konnte sie nicht, wie Karl es wünschte, im Augenblick dem Rufe: „Unter die Fahne!“ folgen.

Der lebhafte Junge zürnte darüber und nahm ärgerlich sein Festungsspiel zur Hand. Eifrig betrieb er die Belagerung und kommandirte seine bleiernen Artilleristen bald da, bald dort hin mit lauter, mächtig schallender Stimme. Bei solchem Lärm konnte natürlich Minchen nicht einschlafen, und sollte gar die Festung, die im Nebenzimmer war, gestürmt werden, so wäre es ganz um den Schlaf der Kleinen geschehen gewesen.

„Da muß ich in's Mittel treten," dachte Johanna und schnell rüstete sie sich mit dem blanken Brustharnisch aus gediegenem Pappendeckel. Auf den braunen Lockenkopf drückte sie den Helm aus demselben edlen Stoff, in der einen Hand hielt sie die Fahne, die andere umspannte Herrn Wirthmann's riesiges Lineal, das in solcher kleinen Heldenhand zum blinkenden Schlachtschwert wurde. So trat sie mit einem gebieterischen: „Halt!" und mit blitzenden Augen aus der Thüre.

Mit feierlichem Ernst und kriegerischem Anstand bedeckte sie mit ihrer Fahne die ganze Festung. Die überrumpelte Belagerungsarmee purzelte über den Haufen und Karl prallte erstaunt zurück vor der plötzlichen wunderbaren Erscheinung. Papa und Mama aber winkten vergnügt lachend die kleine Heldin zu sich und Herr Wirthmann rief höchlich ergötzt aus: „Wahrhaftig, die Jungfrau von Orleans in Miniaturausgabe!"

Die Festung war erstürmt, Minchen wurde eingeschläfert und das Kriegsspiel auf anderm Boden in aller Eintracht fortgesetzt. Aber bald, ja morgen schon sollte die tapfere kleine Johanna ihrer Verpflichtungen gegen den wieder kerngesunden Bruder enthoben werden. Sie sollte aus dem Harnisch heraus wieder zurückkehren in ihre ganze kleine Weiblichkeit, sollte statt Fahne und Schwert, die ihr so lieb geworden, wieder zum kleinen Kochlöffel und unliebsamen Strickstrumpf greifen. Sie sollte den treuen Kameraden seinen alten Freunden überlassen und selber auf die Freundschaft mit ihren Puppen angewiesen sein, denn Karls unverdienter Hausarrest ging nun zu Ende und die Mutter hatte schon das große Wort gesprochen, daß er morgen bei schönem Wetter zum ersten Male in den Baumgarten gehen dürfe.

II.

Unter den grünen Bäumen.

Auf eine stürmische Nacht, die die Obstbäume ordentlich beim Schopf genommen und ihnen die wurmstichigen Aepfel abgeschüttelt hatte, folgte ein herrlicher Julimorgen. Die ganze Vogelwelt war heute schon früher auf und lobte geschwätzig den anbrechenden Tag; als aber erst einmal die Sonne so warm und freundlich durch die Baumgipfel schimmerte und mit ihren belebenden Strahlen jedes gekrümmte Zweiglein aufrichtete und die zerzausten Blätter glättete, vereinten sich die kleinen Sänger alle zu einem Jubelchor und sonnten ihre Schwingen in dem goldenen Scheine.

Sehnsüchtig stand Karl den ganzen Vormittag am Fenster. Wie ein junges Pferdchen, das hinter der Schranke im Sande scharrt und hinauswiehert auf die grüne Wiese, wo es in hohen Sätzen die jungen Sehnen stählt und in vollem Laufe seine Nüstern bläht — so ungeduldig trippelte der frische Junge von einem Fenster zum andern. Er sah, wie die Sonne immer höher stieg, wie der Schatten der Bäume sich mehr und mehr verkürzte und blickte jeden Augenblick ungeduldig nach der Uhr. Doch endlich ward es Mittag, endlich öffnete die Mutter unter vielen Ermahnungen ihm die Thüre und wie der Pfeil vom Bogen schnellt, so flog Karl hinaus, hinaus in die frische köstliche Luft, unter die lieben grünen Bäume, die ihn vertraulich, wie alte Bekannte, zu grüßen schienen. Nicht auf den geebneten Kieswegen schoß er dahin, lustig hinein in das schwellende Grün gallopirte er. Bald setzte er mit kühnem Sprung über ein Bänkchen, bald über einen Strauch hinweg. Jetzt zog es ihn nieder in's weiche Gras, dann riß es ihn wieder empor und kaum stand er oben auf dem ersten Hügel, drehte er sich auf dem Absatz wie ein Kreisel, bis er zu Boden sank und auf Kosten seiner Hose die Thalfahrt unternahm. Hoch flog schon seine Mütze, aber immer noch höher mußte sie hinauf, ob auch manches Zweiglein gleich einem warnenden Finger sich weit hervorstreckte. In hellem Jubel warf er sie nochmal in die Höhe, da flog sie dahin, kam aber nicht mehr zurück, denn sie blieb richtig an der höchsten Zweigspitze hängen.

Ein schallendes Knabengelächter ließ sich in diesem Augenblick am Ende des Gartens vernehmen und da Karl sich dorthin wandte, erblickte er seine zwei liebsten Kameraden, Otto und Fritz. Er schickte sich eilig an, das Gatter-

thor zu öffnen, aber eins, zwei, drei! — waren die beiden Bürschchen schon über das Staket geklettert und eilten auf Karl zu. Stürmisch und herzlich wurden nun die Begrüßungen ausgetauscht und nachdem sie mit ihren tausend Fragen an Karl zu Ende waren, wollten Beide zugleich und mit gleich großer Hast ihm alle die großen und kleinen Merkwürdigkeiten erzählen, die sich während seiner Abwesenheit in Schule und Haus ereignet hatten.

„Karl," begann Otto mit freudigem Gesichte, „der Herr Lehrer hat uns einen allgemeinen Spaziergang in Aussicht gestellt!"

Mit eben so fröhlicher Miene erzählte auf der andern Seite Fritz: „Höre, Karl, ich hab keinen Hauslehrer mehr, der ist krank geworden. Aber eine junge Dohle hab ich, Du, die werd' ich abrichten, daß es eine Freude ist!"

„Am Mittwoch haben wir Probeschrift," schaltete rasch Otto wieder ein, denn Fritz ließ ihn kaum zu Worte kommen und erzählte jetzt ganz geschwätzig, daß der Wirthskonrad einen Vierer im Rechnen bekam und wie sein erzürnter Herr Vater ihn dafür vier Stunden in den untersten Kartoffelkeller gesperrt hatte.

„Du, der kann Dir grauliche Geschichten erzählen von da unten," setzte er mit weit aufgesperrten Augen bei. „Weißt, Karl, da unten ist's nicht recht sauber!"

„Recht sauber ist's im ganzen Wirthshaus nicht," bemerkte schmunzelnd der ungläubige Otto, und Fritz, der nun einmal die Oberhand im Erzählen über den ruhigeren Kameraden gewonnen hatte, fuhr geläufig fort: „Und der Schreinerfranz, was glaubst Du, was ist dem passirt? Dem hat des Müllers Hofhund die Hose zerrissen, oh, der hat Angst gehabt! Hat sich den ganzen Tag nicht nach Hause getraut, bis ihm am Bach draußen von einer Wäscherin der Riß wieder geflickt war. Seine Mutter weiß heut' noch nichts davon, hat auch gar nichts gemerkt, und wir verrathen keinen Kameraden!" Dabei machte er hell auflachend einen Satz in die Luft und schlug vergnügt in die Hände.

Karl hörte nur mit halbem Ohre zu. Ihn interessirten ganz andere Dinge und als nun eine kleine Pause eintrat, fragte er mit besorgter Miene, wie es denn mit dem Exercieren und mit dem Soldatenspielen stehe. Da zeigten zu seinem Schrecken Beide zugleich ein sehr verlegenes Gesicht.

„Ich versichere Dich, Karl," sagte Otto ernsthaft, „ich gab mir alle Mühe, aber nun hab' ich bald selbst die Lust verloren. Es ist keine Ordnung,

keine Zucht mehr unter den Buben. Keiner will mehr recht folgen, Jeder will es beſſer wiſſen —"

„Und Alle miteinander wiſſen nichts!" ſchrie ärgerlich Fritz dazwiſchen.

„Jeder will Offizier ſein," klagte Otto weiter, „und wir haben bald gar keinen Gemeinen mehr!"

„Denk Dir nur, Karl," ſchnitt Fritz dem Otto das Wort wieder ab, „neulich ſtreitet Einer und behauptet, beim „Bei Fuß Gewehr" gehöre der Schaft einwärts und der Lauf nach außen. Das iſt doch gewiß dumm und der will auch Offizier ſein! Nein, da hört alle Gemüthlichkeit auf!"

Gar Vieles und gar Wichtiges hätten Beide noch zu erzählen gehabt, aber der Zeiger der nahen Thurmuhr wies ſchon ſcharf und deutlich nach dem Schulhaus hinüber. Es blieben ihnen nur noch wenige Minuten der köſtlichen Freiheit und die Mütze auf dem Baum dort wollte doch auch erlöſt ſein. Sechs Füße waren nun beſchäftigt, die umherliegenden unreifen Aepfel zuſammenzuſcharren, um ſie nach der Kappe zu ſchicken Dem lebhaften Fritz war der große Wurf auch bald gelungen und unter dem Gelächter der Drei kam ſie gehorſam herab.

„Adieu, adieu, Karl, bis um vier Uhr!" riefen die zwei Kameraden noch im Fortlaufen.

Karl ſchaute ihnen lächelnd nach, dann ſtrich er langſam und gedankenvoll unter den Bäumen hin und näherte ſich einem kleinen Gartenhäuschen, worin das geſchäftige Hannchen im Sommer immer die Hauswirthin ſpielte. Da er eintrat, richtete ſie eben ganz zierlich Butterbrod, Aepfel und Nüſſe gleichheitlich an zwei Plätzchen zurecht. Karl hatte ſich kaum niedergelaſſen, als er ſchon alle die kleinen Neuigkeiten auskramte und der theilnehmenden Schweſter niedergeſchlagen erzählte, daß die ſchöne Kameradſchaft und die prächtige Mannszucht der Buben aus dem Leim zu gehen drohe. Es nagte kein kleiner Kummer an ſeinem Soldatenherzen, aber auch kein kleiner Appetit in ſeinem Magen und in all' dieſer Betrübniß verſchwand das Veſperbrod unglaublich ſchnell. Lächelnd ſchob Hannchen ein Paar ihrer ſchönſten Aepfel verſtohlen auf ſeine Seite, war aber doch froh, als ſie ſich errathen ſah und Karl's Dank in ſeinen glänzenden Augen las. Da ſie ſelber heute keine Schule hatte, ſuchte ſie ſeinen Kummer freundlich zu zerſtreuen und tröſtete ihn mit der Hoffnung, daß ſein Dazwiſchentreten bald die alte Ordnung wieder in Gang bringen würde.

Endlich ſchlug es vier Uhr. Weder ein Maueranſchlag noch eine Zeitung hatte Karl's Geneſung bekannt gemacht, und doch ſchien es, als hätte der Stadtvogt ſie in allen Straßen ausgeſchellt, denn die halbe Knabenſchule kam im Trabe die Straße herunter.

Die Kleineren und weniger Gewandten eilten der Gartenthüre zu, die Meiſten aber ſchleuderten ihre Schultaſchen und Bücherranzen über den Zaun und kletterten ſo haſtig nach, daß oft Zwei und Drei übereinander purzelten. Karl ſah ſich alsbald umringt von allen ſeinen Kameraden und Spielgenoſſen. Er ſchien ſichtlich erfreut über ihre Begrüßungen, die von Allen ſehr herzlich, aber auch ſehr kurz waren, denn lange konnte Keiner der Schlingel ruhig auf einem Fleck ſtehen. Friſcher Knabenjubel und luſtiges Lachen belebte bald den ganzen Garten, über welchem während der Krankenzeit Karls tiefe Stille gelegen.

In den meiſten Bubenköpfen ſpuckte ſchon irgend ein luſtiger Streich. Der Eine ließ ſein Lineal an einer langen Schnur durch die Luft ſchwirren, daß ihm Keiner auf zehn Schritte nahen konnte. Ein Anderer umſpannte ſchon mit Armen und Füßen einen Baum, um ihn zu erklettern. Sein Kamerad ſtemmte hinter ihm den Kopf an, um gleich einer Schraubenwinde nachzuhelfen. Da kam aber ein Dritter, nahm die Schraubenwinde bei den Füßen und alle Drei lagen unter fröhlichem Gelächter im Graſe. Bald hatte ſich ein munterer Schelm des Brunnens mit dem laufenden Waſſer bemächtigt, drückte den Daumen auf das Auslaufrohr und leitete den Waſſerſtrahl wie ein kleiner Feuerwehrmann nach jeder Seite hin, wo ſich ihm Einer nähern wollte. Aus der andern Ecke des Gartens tönte plötzlich ein Freudengeſchrei hervor. Dort ſteckten Mehrere beiſammen und hatten eben ein altes Brett entdeckt. Mit großer Anſtrengung und noch größerem Lärm ſchleppten ſie wie im Triumphe das alte Brett nach einem Bänkchen, um es da als Schaukel zu gebrauchen.

Karl ergötzte ſich wohl auch an den Spielen ſeiner Kameraden, aber er hatte heute einen anderen Plan mit ihnen vor. Er wollte eine ernſte Anſprache an ſie halten, in ihnen den alten militäriſchen Geiſt wieder wecken und ſie zurückführen zu den früheren Uebungen. Aber wie ſollte er ſie ohne Trommel raſch zuſammenbringen? Da half der brave Otto aus der Verlegenheit. Er machte im Galopp durch den Garten die Runde und forderte Alle dringend auf, ſich um Karl zu ſchaaren.

Einander verfolgend und neckend, kamen sie bald auf dem Sammelplatze an. Karl ließ sie einen Kreis bilden, da machte er die Bemerkung, daß noch Einer fehle, der lustige Fritz. Das schallende Gelächter der Andern verrieth gleich darauf sein Herannahen. Er hatte sich einen unreifen Apfel als riesige Busennadel vorgesteckt, ein Paar faustdicker Birnen trug er als Ohrgehänge und aus kleineren Aepfeln schmückte ihn eine gewichtige Uhrkette. Mit gespreizten Beinen, die Hände auf dem Rücken, kam er so mit gewaltigem Stolze auf die Versammlung zu, wo ihn ein wahrer Jubel empfing, und Karl mußte all' seinen Ernst zusammenhalten, um nicht selbst in ein unziemliches Lachen auszubrechen. Lieber hätte er sich auf die Zunge gebissen, denn in diesem Augenblick schien es ihm nicht gerathen, die geringste Schwäche zu zeigen.

Mit all' dem Ernste, den er in seiner kleinen Person zusammenraffen konnte, erklärte er der Versammlung, daß er mit Bedauern erfahren habe, wie ihnen Allen die Lust zu dem schönen Soldatenspiele verloren gegangen und deßhalb unter ihnen auch kein Gehorsam, keine Disciplin mehr zu finden wäre, was doch die Grundlage jeder braven Truppe sei.

Viele wollten sich vertheidigen und lebhafte Unruhe und lautes Durcheinanderschwätzen ging durch die Reihen. Mehrmals gebot Karl Ruhe, aber umsonst. Mit heller Zornesröthe im Gesicht schrie er nun mit donnernder Stimme: „Achtung!" und wie vom Blitz getroffen, durchzuckte es den ganzen Kreis. Mit Einem Schlage reckten alle die Köpfe in die Höhe, und die Arme steif an den Körper angelegt, standen sie wie eine Mauer, ruhig und lautlos. Ein triumphirendes Lächeln strahlte jetzt über Karls Gesicht. Nun war ja wieder Alles gewonnen, aber er durfte es ihnen so schnell noch nicht zeigen. Mit hochgehobener Stirne, die ihn nur ärgerte, weil er keine Falten darauf zusammenziehen konnte, schaute er sich stumm ringsum. Dann, nach einer langen feierlichen Pause kommandirte er: „Ruht!" und jetzt erst begann wieder das kameradschaftliche Verhältniß, die süße bubenhafte Vertraulichkeit. Doch als nun ausgemacht wurde, daß man morgen, wo keine Schule sei, unter Karl's Kommando tüchtig exerciren sollte, entstand ein allgemeines Murren. Einzelne Stimmen wurden laut und bald schrie der ganze Haufen wild durcheinander: „Nicht exerciren! Lieber gleich eine Schlacht, eine große Schlacht!"

Karl, selbst kein Freund vom bloßen Kamaschendienst und aller unnützen Plackerei auf dem Exercirplatz, blickte wohlgefällig auf die muthige Schaar und war rasch entschlossen, seine Wiedergenesung durch ein großes Kampfspiel

zu feiern. Er beſchied ſie alſo in voller Ausrüſtung auf den folgenden Nachmittag und unter ſtürmiſchem Jubelgeſchrei zerſtob die luſtige Geſellſchaft in alle Winde, denn der winkende Finger Herrn Wirthmanns hatte dem jungen Kommandanten bereits als Signal zum Einrücken gedient.

Weder ernſt, noch gemeſſen ſchritt Karl dem Hauſe zu. Jetzt war ja die ganze Kummerlaſt von ſeiner Heldenſeele gewälzt! Es rollte ihm wieder wie Queckſilber durch die Adern und als er flüchtig wie ein Reh nochmal über alle Raſenplätze gejagt, ſtellte er ſich nach dem erſten Ausgang wohlbehalten ſeinen lieben Eltern vor.

III.

Im Kampfgewühl.

Kaum war am nächſten Mittag die letzte Schüſſel geleert und das Tiſchtuch vom Tiſch geſtreift, waffnete und rüſtete ſich die kampfbegierige Jugend zu dem bevorſtehenden Feldzuge. Was an Uniformsſtücken zu ergänzen, was an Waffen zu verbeſſern war, wurde eiligſt vorgenommen. Hie und da guckte ſchon Einer zur Hausthüre hinaus, die Hoſe in die Stiefel geſteckt, als gälte es, den Feind heute noch durch Sumpf und Moor zu verfolgen.

Auch Karl putzte eifrig an ſeinem Säbelgriff und beſſerte den ſilbernen Helm und den eben ſo koſtbaren Küraß mit Mehlpappe aus. Ein großer Gedanke durchkreuzte ſein kleines Gehirn ſchon den ganzen Morgen. Er wollte ſeine Mannſchaft überraſchen und ihr dabei zeigen, daß nun das Kommando wieder in feſten, energiſchen Händen ſei. Er öffnete raſch das Fenſter, um nach einem Kameraden zu ſpähen, und richtig, da draußen auf der Straße bummelte Fritz, völlig gerüſtet, ſchon lange herum. Ein Pfiff aus Karl's Munde und der lockende Finger ſeiner Rechten brachten ihn auch augenblicklich zur Stelle.

„Bringe einen Tambour hieher, aber gleich, ſo ſchnell als nur möglich!“ rief Karl dem Eintretenden zu, und es waren nur wenige Minuten verſtrichen, ſo eilte auch ſchon ein Trommelſchläger in der kleinen Perſon des Malerwilhelm durch den Hausgang.

Das rothbäckige Bürſchlein mit dem krauſen wolligen Haar und einem

Paar Augen, so rund und glänzend, wie zwei schwarze Kirschen, war ganz prächtig aufgeputzt. Ein blaues Tuchjäckchen, das an beiden Ellbogen schon bis auf den letzten Faden ausgeharrt und an allen Ecken und Enden von seines Herrchens raschem Wachsthum zeigte, schonte, der blanken Metallknöpfe wegen, der kleine Wilhelm sehr und hielt es als sein Waffenröcklein hoch in Ehren. Seine Lenden umgürtete der Bücherriemen und daran hing ein breites Römerschwert, so breit, als es sich mit einem Brodmesser von einem Scheite Holz nur immer spalten ließ. Auch seine Kappe hatte er militärisch zu gestalten gewußt. Es umspannte sie ein Streifen von ächtem Goldpapier, und von den zwei Quasten, die so lange nachbarlich an Mama's Kapuze gebaumelt, thronte nun die eine hoch auf der Schirmmütze, die andere schaukelte sich als Portepee an seiner schneidigen Wehr. Hohe Lederstiefel besaß der Kleine nicht, aber die Hose mußte durchaus irgendwo hineingesteckt werden, so stopfte er denn sein Höschen in die Strümpfe, um doch auch das Ansehen eines Feldsoldaten zu haben. Die Trommel auf dem Rücken, die beiden Schlägel zwischen den blanken Knöpfen seines Jäckchens und die Hand militärisch grüßend an dem Schirm seiner Kappe, stand er kerzengerade und über drei Fuß hoch aufgerichtet vor seinem Obersten.

„Brav, Tambour!" empfing ihn dieser mit freundlichem Lächeln, fuhr dann aber mit verstärkter Stimme und feierlicher Dienstmiene also fort: „Gib mir genau Acht auf den Befehl, den ich Dir nun ertheilen werde! Du marschirst von hier aus an die äußerste Straßenecke. Bei dem letzten Hause machst Du Halt und warteſt, bis es zwei Uhr schlägt. Mit dem letzten Schlage rührst Du die Trommel und marschirst durch die ganze Straße, umgehst dieses Haus hier und machst auf dem Sammelplatze im Baumgarten erst wieder Halt. Du darfst Keinem von diesem Befehle erzählen! Ich will sehen, ob die Kameraden dieses Signal verstehen. Begegnet Dir aber der zweite Tambour, so soll er gleich auch mit einschlagen — verstanden! Kehrt Euch!"

In übergroßem Diensteifer wandte sich Wilhelm ganz gemüthlich rechts um und wollte sich geschäftig davon machen, aber ein zorniges: „Halt!" das hinter ihm her donnerte, bannte ihn auf der Stelle fest.

„Her stellt Euch!" kommandirte Karl. Mit zusammengezogenen Brauen herrschte er ihn dann an: „Was war das für ein: „Kehrt Euch!" Daß man Euch Tambours nicht einmal die allereinfachsten Bewegungen beibringen kann! Ich sehe jetzt deutlich, wie weit es gekommen ist, seit ich nicht mehr bei den

Truppen war. Weiß Er nicht, wie man „Kehrt Euch!" macht, Er — Er — Er Tambour Er! — Kehrt Euch!"

Vorschriftsmäßig drehte sich der kleine Tambour auf beiden Absätzen rasch links um, zog den rechten Fuß bei und blieb wie angewurzelt stehen. Erst auf Karls Kommando: „Marsch!" trat er mit dem linken Fuß an und marschirte ab.

Vor dem Hause umringte ihn sogleich eine Schaar Kameraden und verfolgte ihn die ganze Straße lang. Aber all ihr Drängen mit neugierigen Fragen half ihnen nichts. Stolz, nun einmal auch ein großes Geheimniß in der kleinen Brust bewahren zu können, schritt er stumm wie ein Fisch dem bezeichneten Platze zu. Dort angekommen, schnallte er die Trommel ab und stand bereit, jeden Augenblick darauf loszuschlagen. Endlich schlug es zwei Uhr. Bei dem letzten Schlage trat der Tambour seinen Marsch an und schlug mit allen Kräften seiner kurzen Aermchen auf das Kalbfell los. Da merkten die Kameraden sogleich, was es zu bedeuten habe, und als auf dieses Rasseln auch der zweite Tambour athemlos herbeieilte und jetzt Beide, mitten auf der Straße marschirend, aus Leibeskräften das Signal zum Sammeln trommelten, sprang Jeder schnell nach Hause, um den Degen einzustecken, den Säbel umzuschnallen oder sich mit einem Schwerte zu umgürten.

Immer größer und ansehnlicher wurde nun die Schaar, die den beiden Trommlern auf dem Fuße folgte. Fast jedes Haus und jedes Häuschen in der Nähe stellte seinen wohlequipirten Rekruten, der sich in vollster Hast den Truppen anschloß. Im Laufschritt stürmte nun auch Otto einher. An der goldpapiernen Stickerei seines Rockkragens und an den beiden Epauletten aus gelben Vorhangfransen mußte Jedermann im Augenblick den Offizier erkennen. Mit einigen Kommandoworten brachte er auch die Truppe sogleich in Ordnung.

Da erschien am Ende der Straße ihr Adjutant, der lustige Fritz. In gestrecktem Galopp kam er angesprengt. Dicht bei dem Zuge ritt er noch eine prächtige Volte, dann parirte er den muthigen Gaul scharf neben dem Offizier. Reiter und Pferd schienen ganz Eins und von gleichem Muth und Feuer beseelt zu sein und Fritz mußte sein Thier hin und wieder mit einem: „Brr! Brr!" etwas einzügeln, bis er es mit Mühe in ruhige Gangart und endlich zum Stehen brachte. Wo war aber der prächtige Gaul da plötzlich hin verschwunden? Ei, sieh einmal! Alle die schönen Reiterkünste hatte der lebhafte

Schlingel auf ein Paar arg zerflickten Stiefeln ausgeführt, die ſich weniger durch ihren Glanz, als durch ſchief getretene Abſätze auszeichneten.

Unter beſtändigem Trommelgeraſſel kamen die friſchen Jungen auf ihrem Spielplatze an. Mit zufriedenem Lächeln ſchaute Karl aus dem Fenſter auf die marſchirende Truppe, und ſtolz warf er den behelmten Kopf in die kleine Bruſt, als er ſeine Kameraden, in ſchöne, maleriſche Gruppen zerſtreut, ſich im Baumgarten lagern ſah. Eine Partie ſtand im Kreiſe, geſtützt auf ihre Gewehre und war voll des Lobes über das militäriſche Talent ihres Oberſten. Nebenan verſuchte ſich ein Paar im Bajonnettfechten, aber während der Eine einen Ausfall machte, ſprang der Andere bei Seite und Jener rannte gegen einen Baum an, daß er zurückprallte und unter dem Gelächter der Umſtehenden kopfüber in's Gras purzelte. Nicht weit von dieſen ſaßen Mehrere ernſthaft und mit pfiffigem Augenzwinkern in der Runde um eine Trommel, auf die ſie mit naſſen Fingern einen Schlachtplan zeichneten, der heute noch zur Ausführung kommen ſollte.

Otto, als erſter Offizier, und Fritz, als Adjutant, begaben ſich inzwiſchen in Begleitung eines Fahnenjunkers zu Karl, um ihm Meldung über die Ankunft der Truppe zu machen und die Fahne abzuholen. Vor der Thüre angekommen, bemerkte Otto, daß der Adjutant wieder zu Pferde ſaß, denn der Gaul bäumte ſich mehrmals hoch auf und ſchlug rechts und links aus. Auf die Ermahnung Otto's, wie unſchicklich dieß ſei, und daß er doch nicht gar in's Zimmer reiten könne, war Fritz im Nu abgeſeſſen, der Gaul ſpurlos verſchwunden, und zu Fuß in ſeinen zwei Stiefeln, die nun wieder ganz zahm waren, trat er mit Otto in's Zimmer.

Kaum war dem Junker die Fahne übergeben, als Otto voraus eilte, die Mannſchaft in Reih und Lied zu ſtellen. Die Fahne war mit Karl eben in dem Garten erſchienen, da ſchlugen die Tambours ſchon den Fahnenmarſch, und unter präſentirtem Gewehre trat der Junker mit der Fahne in die tadelloſe Fronte ein. Nun übernahm Karl ſelbſt das Kommando und ſein erſtes Kommandowort war: „Ruht!" Alle drängten ſich ſogleich ungeſtüm um ihren Oberſten. Jeder hatte einen Plan zur heutigen Schlacht und wollte damit durchdringen, aber Karl war mit ſeinem Kriegsplan ſchon lange im Reinen und erklärte ſeinen Kameraden jetzt umſtändlich den ganzen Feldzug.

„Die Mannſchaft," begann er, „wird in zwei Hälften getheilt, wovon die eine unter mir, die andere unter dem Befehl von Otto und Fritz ſtehen

ſoll. Jetzt paßt aber auf!“ rief er mit erhobenem Tone und einem zornigen Blicke auf ein Paar Schwätzer. „Den Garten betrachte ich als mein Land und das Gartenhäuschen dort ſoll die Hauptſtadt mit meinem Schloſſe vorſtellen. Otto wird, nachdem er abgezogen iſt, eine Viertelſtunde darauf wieder anmarſchiren und durch das Gartenthor, das einen Engpaß vorſtellt, vorrücken, um das Land zu erobern und die Hauptſtadt einzunehmen. Gelingt es dem Feinde, mein Schloß zu beſetzen, — was aber nicht vorkommen wird,“ ſchaltete er mit ſelbſtgefälligem Stolze ein — „ſo ergebe ich mich mit meinen Leuten dem Feinde auf Gnade und Ungnade. Iſt's Euch ſo recht?“ richtete er die lebhafte Frage an die vor Freude zappelnden Knaben.

„Hurrah! Unſer Oberſt ſoll leben hoch und noch ein Mal hoch!“ erſchallte die jubelnde Antwort.

„Aber, Kameraden,“ und Karl erhob warnend den Finger, „der Feind darf nur durch das Thor, eigentlich durch den Engpaß vorrücken, und Keiner darf über den Gartenzaun ſpringen, denn das iſt von jetzt an lauter hohes Gebirge.“

Das fand nun auch Jeder ganz natürlich, denn wenn das Gatterthor aus Gefälligkeit zum Engpaß wurde, konnte doch wohl der Zaun ihm zu Liebe auch einmal eine Zeit lang ein hohes Gebirge ſein. Ohne alle Gemüthsbewegung, unter Lachen und Scherzreden wurden nun die Kameraden als treueſte Freunde und bitterſte Feinde voneinander geſchieden.

Sie waren in Einer Fronte aufgeſtellt, und indem er längs derſelben hinſchritt, wurde von Karl eifrig gezählt: „Eins, zwei — eins, zwei —“ und immer den Zweiten tupfte der Oberſt mit dem Finger auf die Bruſt. Der mußte dann drei Schritte zurücktreten, gehörte zur feindlichen Partei und kam unter Otto's Führung. Solch ein Fingertupfen vom Oberſten machte im Augenblick immer den Zweiten zum künftigen Feinde ſeines Nachbarn. So ſtanden ſie ſich bald ernſt und kampfesmuthig, aber immer noch als liebe Kameraden gegenüber. Noch war kein hölzerner Gewehrlauf auf des Kameraden Bruſt gerichtet, noch ſauſte kein gefürchtetes Geſchoß von ſauren Aepfeln in die Freundesſchaar, noch ward keine fichtene Klinge nach dem Bruderherzen gezückt, noch waren die eiſernen Würfel nicht gefallen, die über Krieg oder Frieden entſcheiden ſollten!

Aber lange dauerte dieſe Spannung, dieſe Schwüle nicht. Ernſt und feierlich erklang die Trommel, da nun Otto kommandirte: „In Sektionen

rechts ſchwenkt, marſch!“ Die Abmarſchirenden, die bald als furchtbare Feinde wiederkehren ſollten, zeigten ihre feindlichen Geſinnungen ſchon durch Drohungen in Blick und Geberde. Die Zurückgebliebenen aber ſchaarten ſich einmüthig zuſammen und gelobten ſich, feſt und brüderlich zu einander zu halten. Mit warmer Vaterlandsliebe hingen ſie an dem Boden, den ſie zu vertheidigen hatten, und in ihrem Patriotismus ſchauten ſie das alte Gartenhaus für die ſchönſte Reſidenzſtadt an.

Immer weiter entfernte ſich der Trommelſchlag und Karl ging bereits mit allem Eifer an die Vertheidigungsarbeiten. Vor dem Gatterthor — nun Engpaß — wurden ganze Haufen abgefallener Aepfel zum Gebrauche als Bomben, Granaten und Kanonenkugeln angeſammelt. Doch als kluger Feldherr dachte er auch an einen möglichen Rückzug und einige alte Blumenſtellen, Schiebkarren und Gießkannen, paſſend zuſammengeſtellt, bildeten die zweite Vertheidigungslinie. Auch hier wurde Munition in Menge für große und kleine Hände aufgeſtapelt.

„Hier,“ ſagte Karl zu ſeinen Leuten und zeigte auf die mächtige Barrikade, „hier muß ich ſiegen, oder — oder — — davonlaufen!“ dachte er ſich leiſe, ganz leiſe. Dann marſchirte er zu dem Engpaß und beſetzte dieſen ſchmalen Zugang mit all' ſeiner Mannſchaft.

Mäuschenſtill, feſt aufgeſchloſſen, voll Kampfesluſt und friſchen Muthes erwarteten ſie hier den Feind. Sie durften auch nicht lange warten, da rückte er ſchon heran. Ohne Trommelſchlag, alles Geräuſch vermeidend, ſchlich ſich Otto mit ſeiner Mannſchaft den Zaun, oder vielmehr die Gebirgskette entlang bis zu dem Engpaß. Dort drang er mit Ungeſtüm hervor und wollte ſeinen Gegner überrumpeln, das ging aber nicht ſo leicht. Ein mörderiſcher Hagel von Geſchoſſen aller Art empfing ihn hier. Die Vordern ſtreckten ihm ihre Lanzen und Bajonnette entgegen, die Hinteren feuerten ſo ſicher und raſch, daß ſie das übliche: „Bum! bum!“ bei jedem Schuſſe vergaßen. Darum hörte man auch kein Knattern des Kleingewehrfeuers und die Luft durchdröhnte kein Kanonendonner, ſondern nur luſtig lärmende Knabenſtimmen.

Der Sturm war abgeſchlagen, Otto mußte zurückweichen. Doch während Karl's Mannſchaft im Siegestaumel ſchon die Mützen ſchwenkte, hielt Otto mit Fritz Kriegsrath, wie ſie den neuen Sturm unternehmen ſollten. In Fritz mußte ein kühner Gedanke reif geworden ſein, denn er rief einen großen kräftigen Soldaten zu ſich heran und unterhandelte ganz geheimnißvoll mit ihm.

Mit Sturmeswirbel und Hurrahrufen rückte jetzt der wackere Otto zum zweiten Male an, aber wieder prallte er wie vor einer Felsenmauer zurück. Da trat der stattliche Kriegsmann, mit dem Fritz so heimlich geflüstert, keck hervor. Sein Name war Oskar und blieb denkwürdig seit diesem Schlachtentage. Gleich einem zweiten Winkelried bot er seine Brust dem Feinde dar. Alle Lanzen, alle Bajonnette richteten sich gegen ihn, aber mit kühnem Griff und starker Faust hielt er alle die hölzernen Damascener und eisenfarben gemalten Lanzenspitzen und Bajonnette auf.

Fritz, dadurch von keiner Waffe bedroht, konnte sich nun leicht und ohne alle Gefahr hineinwagen. Vorsichtig geduckt, dann auf allen Vieren kriechend, drang er vor und riß bald ein Paar der feindlichen Soldaten bei ihren Füßen nieder in's hohe Gras. Durch die Lücke, die so entstand, rückte schnell Otto's Mannschaft nach und ein heißer Kampf entbrannte, Mann gegen Mann, Bub gegen Bub.

Karl kämpfte noch immer heldenmüthig auf dem rechten Flügel und feuerte seine Tapfern eifrigst an. Aber welch' ein Schrecken malt sich plötzlich in seinem Angesicht! Er sieht seine rechte Flanke bedroht und sich schon halb umgangen! Mit kummervollem Blick gibt er dem kleinen Tambour Wilhelm einen Wink und sogleich hört man das Signal zum Rückzug trommeln, doch — zur Ehre Karl's sei's gesagt! — wohlgeordnet und immer kämpfend führt er den Rückzug aus.

Nun kam ihm die zweite befestigte Vertheidigungslinie wohl zu statten. Zum Glück wurde er vom Feind nicht rasch verfolgt, aber der hatte auch gar viel gelitten! Geborgen hinter den Blumengestellen, die ihm ein schützender Wall waren, beobachtete Karl die armen Verwundeten seines Gegners. Da hinkte Einer mühsam einher. Er mußte eine böse Fußwunde haben, und wahrlich, er hatte einen Schuh verloren. Ein Anderer lüftete seinem Kameraden die Weste. Dort hatte eine Kanonenkugel eingeschlagen und kam nur durch vieles Schütteln als Borsdorfer Apfel unten zur Hose heraus wieder zum Vorschein. Einen Dritten mußte ein Granatsplitter getroffen haben. Er hielt seine Nase bedenklich zwischen den Fingern. Und wieder ein Anderer fühlte ein Prickeln und Stechen im Ohrläppchen, wie es des Herrn Lehrers Daumen und Zeigefinger nie zuwege gebracht. Doch ohne Regimentsarzt, ohne Feldlazareth wurden alle diese Verwundeten auffallend rasch hergestellt und standen bald wieder stark und muthig in den Reihen der Kameraden

Der Angriff auf die zweite Vertheidigungslinie begann wieder mit einer Kanonade. Die Kugeln ſchwirrten durch die Luft und prallten raſſelnd an dem Gartenhäuschen, Karl's Reſidenz, ab. Dort waltete eben Hannchen emſig in ihrer kleinen Hauswirthſchaft. Einen zierlichen Staubbeſen in der Hand, ein Wiſchtuch am Arm, ſchaute ſie vergnügt lächelnd unter ihrem Strohhütchen hervor und ihre klugen Augen verfolgten durch die halb geſchloſſenen Fenſterladen aufmerkſam den Gang der Schlacht. Sie hatte wohl gut lächeln, ſie war noch ziemlich weit entfernt vom Kriegsſchauplatz und ihr Bruder hatte ſich vortrefflich verſchanzt. Aber bald ſollte das kleine Herz ſich mit Kummer und Betrübniß füllen, ja mit eigener Hand eingreifen ſollte das gute Kind in das Geſchick der Schlacht!

Lange dauerte ſchon das Schießen, aber Keiner rief: „Bum!“ Keiner fiel um, es that keinen Krach, Keiner ſchrie: „Ach!“ und das war den luſtigen Buben zu langweilig.

„Stürmen, ſtürmen!“ ſchrie Otto's Mannſchaft.

Die Trommel ſchlug den Sturmmarſch und nun ging es darauf los. Viele hatten ſchon den Wall aus morſchen Blumenſtellen erklettert, deren altersſchwache Füße konnten aber mit ſo jungen Kräften nicht mitthun und brachen krachend zuſammen. Nun war dem kühnen Otto die Bahn geöffnet, und ungeſtüm drang er mit ſeinen Leuten vor. Karl vermochte den Stoß nicht abzuwehren, wurde zurückgedrängt und immer näher und näher rollte die Schlacht an Johanna heran.

Wieder hielt Karl Stand und es kam zum Handgemenge. Das war ein Toben und Drängen, ein Schieben und Stoßen! Keiner wollte weichen. Da fiel im Zurückſchreiten der Fahnenjunker, der tapfer an der Seite ſeines Oberſten gefochten. Es war ein bildſchöner, blutjunger Menſch. Karl war ſo hart gedrängt, daß er ſeinem lieben Kameraden nicht einmal Lebewohl ſagen konnte, ſondern mit äußerſter Anſtrengung nur noch nach der Fahne griff, um ſie vor dem Feinde zu retten. Doch ein Paar feindliche Hände umſpannten ſchon den Schaft derſelben und es begann ein furchtbares Ringen darum. Karl wehrte ſich mit ſeltener Tapferkeit, aber tiefe Trauer lagerte ſich auf ſeinem Geſichte, und es ſchnürte ihm die kleine Heldenbruſt zuſammen bei dem Gedanken, hier ſollte er beſiegt werden, hier ſollte er die Fahne verlieren. Doch ſei getroſt, mein kleiner Held! „Der Retter naht, er rüſtet ſich zum Kampf.“

Mit ängſtlichem Bangen hatte Johanna ſchon geraume Zeit die unglück-

liche Wendung der Schlacht beobachtet. Plötzlich warf sie den Staubbesen weit von sich und trat hastig vor die Thür. Sie hatte ihren Bruder Karl wanken sehen und in diesem Augenblicke fiel auch er. Nun hielt sie nichts mehr zurück! „Wo die Gefahr ist, muß Johanna sein.“

Wohl raffte sich Karl wieder auf. Es war nur eine Baumwurzel gewesen, die sich so ungeschickt in seine militärische Laufbahn gelegt, aber bei seinem Hinsinken war auch Manchem seiner Kameraden der Muth gesunken. Einige hatten schmählich Reißaus genommen, Andere griffen begierig nach Karl's schönem Helme, der eben in seinem silberpapiernen Glanze daherrollte. Da tönte eine zornige Stimme zwischen sie: „Mein ist der Helm, und mir gehört er zu.“ Johanna war's, die ihn aufgerafft, und sie drückte sich denselben auch sogleich auf ihr Lockenhaupt, griff kühn nach der Fahne und sammelte mit feurigen Worten die Ausreißer um sich.

Karl stand schon wieder hoch aufgerichtet inmitten der Seinen, als sich der Feind von seinem Staunen noch nicht erholt hatte. Freund und Feind, Alles starrte die kleine Jungfrau an. Den Helm auf dem Kopf, die schon einmal siegreich geschwungene Fahne in der Hand, trat Johanna an die Spitze und mit frischem Muthe drängte ihr die ganze Schaar begeistert nach.

Zuerst stutzte der Feind, dann trat er ein paar Schritte zurück, dabei trat er in sein Verhängniß und das war eine alte Gießkanne. Mit einem Tritt nach rückwärts versank Otto bis zum Knie in diesen blechernen Krug und diesen Fehltritt konnten ihm seine Kameraden nie vergessen. Eigensinnig hielt die alte Kanne an seinem Fuße fest, er konnte weder vor- noch rückwärts schreiten und wurde ohne Mühe zum Gefangenen gemacht. Seine Getreuen waren zu fest in den Kampf mit Karl's Mannschaft verwickelt, um seiner Bedrängniß zu achten, und Fritz, den er in seiner Angst mehrmals um Hülfe anrief, übte gerade ein Werk der Barmherzigkeit. Auf einem alten Schiebkarren fuhrwerkte er einen verwundeten lieben Kameraden aus dem Kampfgewühl hinaus.

Als Otto's Leute ihren Anführer gefangen sahen, ergriff sie Alle eine tiefe Muthlosigkeit. Johanna benützte diesen Moment, drang wie der Blitz mit ihrer Fahne vor, und Karl rückte dem Feinde fest auf den Leib und drängte ihn immer weiter zurück.

Ohne Kommando war kein Zusammenhalten, kein vereintes Angreifen mehr bei der Gegenpartei. Viele flohen, Viele wurden versprengt oder ge-

fangen genommen, und als der Letzte der feindlichen Armee zum Gartenthor hinaus gedrängt war, da brach Karl's Mannschaft in hellen Siegesjubel aus.

Karl hatte mithin die Schlacht gewonnen, aber er beeilte sich nun auch, des Siegers schönste Tugend, Großmuth an dem geschlagenen Feinde zu üben. Der warme Händedruck, mit dem er Otto's tapfere Rechte schüttelte, versöhnte die beiden feindlichen Parteien und machte aus den ergrimmten Feldsoldaten wieder die alten lustigen Spielkameraden. Nun gab es keinen Feind mehr, Alles mischte sich fröhlich durcheinander und Jeder wußte eine ruhmvolle That, eine heldenmüthige Handlung, oder sonst etwas Denkwürdiges aus dem letzten Kriege zu erzählen. Aber darin waren sie Alle einig, daß nächst Karl Johanna den Sieg errungen und ihr allein die Palme des Tages gebühre.

Glücklich vor Freude darüber, daß es ihr gelungen, den theuern Bruder vor einer Niederlage zu bewahren, stand das brave Mädchen jetzt vor dem Gartenhäuschen. Der kleine Helm saß gar stattlich auf den dunkeln Locken, die linke Hand stützte sie gravitätisch in die Taille und mit der Rechten hielt sie die Fahne weit hinaus. So erwartete sie die heranziehende Knabenschaar, die beim Anblick der allerliebsten kleinen Kriegerin in ein donnerndes Hoch auf Johanna ausbrach. Huldvoll nickte die Kleine und schritt dann langsam und siegesbewußt dem Hause zu. Auf einen Wink Karl's aber theilte sich schnell die Knabenschaar in zwei Reihen und bildete ein Spalier.

„Präsentirt's Gewehr!" ertönte es mit kräftiger Stimme und zugleich trommelten die Tambours den Fahnenmarsch.

Mit leuchtenden Augen und stolz gehobenem Köpfchen wandelte nun Johanna durch diese Ehrengasse frei ihre Siegesbahn. Doch nein, da lag der Staubbesen im Wege. Rasch aber ergriff ihn Fritz, schleuderte ihn geringschätzig hinter sich in's Gebüsch und rief ihm lebhaft nach: „Johanna geht und nimmer kehrt sie wieder!"

Die Nachbarskinder.

Erzählung in Versen von **Franz Bonn.**

Lieblich in der Frühlingssonne Strahlen
Lag der Garten; neuerwachtes Leben
Regte sich und mit den Blüthenzweigen

Spielten, frohen Kindern zu vergleichen,
Maienlüfte luſtig hin und wieder.
Leiſe bald und bald in vollen Tönen
Uebten die beſchwingten luſt'gen Sänger
Ihre reinen liederreichen Kehlen
Und wie fröhliche Gedanken huſchten
Sie durch all' die jungbelaubten Büſche.
Dazu rauſchte plaudernd die Fontaine
Und im klaren leichtbewegten Waſſer,
Das gefangen hielt ein Marmorbecken,
Schwammen gold'ne Fiſchlein auf und nieder.
An dem Becken ſtand ein blonder Knabe
Und die ſpiegelklaren Wellen trugen
Schaukelnd auf dem blauen Hintergrunde,
Den der wolkenloſe Himmel ſpannte,
Licht das holde Bild des blonden Knaben.
Wenn der Frühling ſich verkörpern wollte
In Geſtalt und Formen eines Menſchen,
Lieblicher nicht konnte er ſich zeigen,
Als im Garten ſtand der blonde Knabe.
Lächelnd ſpielt' der Knabe mit den Fiſchlein,
Ihnen Futter in das Waſſer ſtreuend,
Daß ſie gierig nach den Bröcklein haſchten,
Mit den ſchnell erhaſchten raſch entweichend.
Manches Bröcklein aber fiel daneben,
Das dann hurtig ſich ein Vöglein holte,
Das im Blüthenbaum verborgen harrte,
Bis es ſicher konnt' die Beute kriegen.
Holder Anblick, wenn an Frühlingstagen
Kindesunſchuld ſpielt im grünen Garten!
Holder Anblick, himmliſcher entzückend,
Wenn ein treues Mutterauge leuchtend
Dich genießt, wenn Deine Zauber leiſe
Eines Vaters ernſte Bruſt erfüllen,
Daß zum Segen ſeines lieben Kindes

Sich von ſelbſt bewegen ſeine Lippen!
Alſo war's. Des blonden Knaben Vater,
Noch ein Mann in ſeinen beſten Jahren
Seine treue Gattin an der Seite,
Saß er in der Laube, deren Zweige
Noch der Sonne milden Strahl nicht wehrten,
Und behaglich die Cigarre ſchmauchend
Blickt' er ſelig auf den blonden Knaben
Seinen einz'gen hoffnungsvollen Sproſſen,
Einen Blick zuweilen warf die Mutter
Nach dem Auge ihres theuren Gatten,
Und entgegen kam dem Blick der Mutter
Stets der Blick des hochbeglückten Vaters,
Beide ſel'gen Blicke aber ſprachen:
„Sieh wie lieblich iſt das Roth der Wangen,
Wie der Aepfel Blüthe dort am Baume,
Und das Auge blauer als der Himmel,
Wie aus klarem Gold die hellen Locken —
Und wie herzig kleidet ihn die Joppe
Und das knappe Höslein! Pralle Waden
Zeigen von der Kraft des friſchen Jungen —
Ach kein lieber Kind doch kann es geben,
Als den lieben Oskar, unſern Knaben!"
Wie der Vater ſo den Knaben ſchaute,
Deſſen Jugend nur von Licht umgeben,
Dachte er der eig'nen Jugend ſtille,
Die ihm trüb und traurig war vergangen.
Er gedachte jener engen Hütte,
D'rin er lebte mit der armen Mutter.
Frühe war ſein Vater ihm geſtorben
Und die Mutter, eine arme Wittwe
Hatte kaum genug, um mit dem Söhnlein,
Tag und Nacht ſich plagend, durchzukommen.
Wenig Freude blühte da dem Jungen. —
Keinen Garten hatte er zum Tummeln,

Und zum Spielen keinerlei Geräthe,
Selbſt zur Weihnacht leuchtete kein Bäumlein
In der niedern rauchgeſchwärzten Stube.
Dürftig nur gekleidet, vor des Winters
Rauhem Froſte kaum geſchützt, die Schuhe
Oft zerriſſen und mit naſſem Fuße
Mußte er zur Schule und den Hunger
Stillte kaum ein Stücklein harten Brodes.
Schien die gold'ne Frühlingsſonne freundlich
In den Winkel hinter ſeinem Häuschen,
Sah ſie oft den armen jungen Knaben
Einſam mit des Nachbars Kätzchen ſpielen,
Oder von dem Brod dem karg gemeſſ'nen
Noch den armen Vöglein Futter geben.
Oftmals auch mit einem kleinen Stecken
Schritt er als Soldat an ſeinem Häuschen
Wache haltend ernſthaft auf und nieder
Statt des Helmes eine weiße Düte
Auf dem kleinen blondgelockten Haupte.
Denn die Jugend weiß aus jedem Tande
Sich ein köſtlich Spielzeug zu bereiten
Und ſelbſt in der tiefſten Armuth findet
Sie zu Luſt und Spiel ein heimiſch Plätzchen. —
Doch die Armuth ſchmecket immer bitter
Und wer in der Jugend ſie gekoſtet,
Immer bleibt ein Dorn in ſeinem Leben,
Der ihn ſticht, wenn er der Zeit gedenkt,
Wo er Thränen ſah im Aug' der Mutter,
Das der ſüße Schlaf in langen Nächten
Meiden mußte, da in harter Arbeit
Unermüdlich ihre Hand ſich regte.
Aber bitt'rer noch als an die Jugend
War ihm der Gedanke an die Menſchen,
Welche mitleidslos mit ſeiner Mutter
Ihres Hochmuths grauſam Spiel getrieben.

Selber war er reich nun und geachtet,
Ihm gehört' das Haus, das vor dem Garten
Wohlgebaut mit ſeinen Spiegelfenſtern
Luſtig in die Welt ſah, deſſen Pfeiler,
Deſſen hohe ſtolzgewölbten Thore,
Deſſen Reichthum laut der Welt es ſagten,
Daß ein reicher Mann in ſeinem Innern
Im Behagen alles Glückes wohne.
Auch der Garten mit dem Marmorbecken,
Mit den breiten ſchön gehalt'nen Wegen,
Mit den ſeltnen auserleſ'nen Pflanzen
Alles war ſo herrlich und geſchmackvoll,
Wie es nur der Reichthum weiß zu ſchaffen.
Seltſam waren d'rum auch die Gefühle,
Die des reichen Mannes Bruſt bewegten,
Wenn er mit der Jugend ſeines Sohnes
Seine eig'ne Jugend nun verglichen.
Er gedachte auch der Nachbarkinder,
Deren manche freundlich mit ihm ſpielten
Und beſonders eines mußt' er denken,
Eines Knaben, deſſen ſtolzer Vater,
Neben ſeiner armen Mutter Hütte
Damals noch ein großes Haus bewohnte.
Eines Tag's gedacht' er, da die Sonne
Freundlich ſtrahlte, eben ſo wie heute,
Und er als ein armer kleiner Knabe
Von gewalt'ger Neugier angetrieben
Durch das Gitter in den ſchönen Garten
Schaute, der am Nachbarhauſe,
An dem Haus des reichen ſtolzen Mannes,
Lag ſo prächtig, juſt, wie heut' der Seine.
Mit den Händchen hielt er an den Stangen
Sich empor und ſeine friſchen Augen
Wollten ſich am frohen Spiel ergötzen
Das der reiche junge Nachbarsknabe —

Mit ihm ſelber ſchier in gleichem Alter —
Damals trieb in ſeines Vaters Garten.
Einen großen Ball warf er zur Höhe,
Fing ihn auf und ſchleudert' ihn von neuem
Und der arme Knabe an dem Gitter
Hätte gar zu gerne ihm geholfen.
Einmal flog der Ball nun über's Gitter
Und des armen Knaben kleine Hände
Haſchten nach dem ſchönen bunten Balle.
Glücklich hatten ſie ihn aufgefangen,
Aber plötzlich, ehe noch zum Fluge
Ihn zurückzuſchleudern ſie ſich ſchickten,
Tönte eine Stimme aus dem Hauſe,
's war des reichen Mannes rauhe Stimme —
„Pack' dich weiter Bettler! von dem Gitter,
Gib den Ball — du diebiſches Geſindel —
Nicht im eig'nen Garten iſt man ſicher!"
Wer beſchreibt, was da der arme Knabe
Tief in ſeines Herzens Grund empfunden?
Zornerfüllt ergriff den bunten Ball er,
Warf ihn heftig über's Gartengitter,
Und des reichen ſtolzen Mannes Knabe,
Der nicht ferne ſtand dem Gartenthore
Fühlte unſanft auf der ſtumpfen Naſe
Bald die Kraft, mit der der Ball geſchleudert.
Schreiend jämmerlich ſtürzt' er zum Vater,
Der erzürnt noch mehr dem armen Knaben
Manches bitt're Scheltwort nachgeſendet.
Troſtlos war des armen Knaben Mutter,
Als er dieſen Vorfall ihr erzählte,
Denn ſie kannte ihren ſtolzen Nachbar
Und ſie fürchtete vor ſeiner Rache.
Wie ſie ſich erwartet, alſo kam es,
Denn das nied're Häuschen, d'rin ſie wohnte,
War das Eigenthum des ſtolzen Nachbarn,

Der gar bald die arme, arme Mutter
Ob der Unbill, welche ſeinem Söhnlein
Von dem Buben ungefähr begegnet,
Aus dem Häuschen wies. All' ihre Thränen
Ihre Bitten, ſelbſt des ſchwergekränkten
Armen Knaben demuthvolles Knieen —
Alles konnte nicht das Herz erweichen,
Das der Reichthum mitleidlos verhärtet.
Aus dem Hüttchen mußte fort die Mutter,
D'rin ſie bisher war umſonſt geduldet
Obdachlos mit ihrem armen Knaben
Mußte ſie nun betteln vor den Thüren,
Bis ſie endlich Mitleid aufgenommen.
Bald darauf in ſeine ſtille Wohnung
Nahm das Grab die arme kranke Mutter.
Unter fremden Leuten wuchs der Knabe
Hülflos auf — doch da ihn Gott geſegnet
Reich mit manchem nützlichen Talente,
Und da früh des Lebens ernſte Schule
Ihn gewöhnt an Arbeit und Entbehrung,
Rang er furchtlos und mit gutem Muthe.
Ueber ihm mit einem milden Segen
Wachte ſtets der ſel'gen Mutter Auge,
Und der Himmel fügte ſo es gnädig,
Daß er durch die eig'ne Kraft und Arbeit
Es zu einem reichen Manne brachte,
Wie wir jetzt in ſeines Glückes Mitte
Ihn im Garten ſeh'n mit Weib und Kinde.
Noch in ſeinen Ohren gellt die Stimme,
Seines ſtolzen Nachbarn rauhe Stimme:
„Pack dich weg du Bettler von dem Thore!
Gib den Ball — du diebiſches Geſindel"
Und ein bitterer Groll noch regt ſich immer
Wenn des ſtolzen Nachbarn er gedachte.
Als er ſo vergang'ner Zeit gedenkend

Blies den Rauch der köſtlichen Cigarre,
Tönten plötzlich eines Leierkaſten
Arg verſtimmte Klänge in den Garten.
Oskar ſprang herbei vom Marmorbecken,
„Vater“! rief er — hörſt Du nicht die Orgel?
Schenk' mir einen Kreuzer, daß dem Manne
Ich ihn gebe, der die Orgel drehet.“
Da am Garteneingang mit der Orgel
Zeigte ſich ein Bettler. Graue Haare
Deckte die verlumpte alte Mütze,
Und zerriſſen hingen ein'ge Fetzen,
Eines grauen Rockes Ueberreſte,
Um den magern, abgezehrten Körper.
An des Bettlers Seite ſtand ein Mädchen;
Bleich und elend ſchaute ſtumm die Kleine
In den ſchönen großen reichen Garten
Und das Tellerchen in ihrer Rechten
Harrte ſie der guten Leute Gaben.
„Laß' den Bettler in den Garten treten!“
Sprach die Mutter, dem des armen Mädchens
Anblick tiefes Mitleid gleich erregte,
„Hungrig ſind ſie wohl — und ohne Schuhe
Muß das arme zarte Mädchen gehen!
Oskar! geh' und bringe aus dem Hauſe
Trank und Eſſen für die armen Leute!“ —
Und der kleine Oskar lief behende
Während freundlich hieß die gute Mutter
In den Garten ein den Bettler treten.
Stille hielt er ſeinen Leierkaſten
Zog die Haube tief herab. Die Kleine
Machte einen Knix und ſchüchtern ſchritten
Nach der ſchönen Laube nun die Beiden.
„Setzt den Kaſten ab, macht's euch bequemer“
Sprach der Vater jetzt — „ihr ſeid wohl müde.
Nehmet Platz.“ — Da ſah die Kleine ängſtlich

Und verlegen auf den alten Vater,
Der mit ſtierem Blicke unbeweglich
Auf den Boden ſtarrte, als vernähme
Kein's der Worte er, die man geſprochen.
Von der Schulter löſte raſch das Tragband
Ihm das Mädchen und ein ſtilles Lächeln
Spielte um des Alten kranke Züge.
„Iſt der Vater taub wohl?" ſprach zur Kleinen
Leiſe und in mitleidsvollem Tone
Oskars Vater — doch verneinend ſchüttelt
Sie das braune Köpfchen und ihr Händchen
Raſch zur Stirne führend, Schmerz im Blicke,
Machte ſie dem Fragenden verſtändlich,
Daß es in des Vaters Kopf nicht richtig,
Daß er krank und trüb ſei im Gehirne.
Tiefes Mitleid regte ſich im Herzen
Auch in Adolph, ſo hieß Oskars Vater,
Mitleid um das arme junge Mädchen,
Mitleid um den armen kranken Vater!
Ach er kannte ja aus ſeiner Jugend
Gut des Elends bittere Empfindung.
Da vom Hauſe Oskar kam geſprungen
Und ihm folgte eine Magd mit Speiſen
Und mit einer Flaſche guten Weines.
Oskar nun betrachtet erſt den Alten,
Dann den Leierkaſten, dann das Mädchen
Und verſuchte bald die Orgel drehend
Schrille Töne ſchüchtern zu entlocken —
Stillen Blickes ſeinen Vater fragend,
Ob er nicht recht herzhaft drehen dürfe.
Dieſer aber wehrte es dem Jungen,
Der gehorchend ſich zur Seite ſtellte
Und von ferne nur den Leierkaſten
Wie ein fremdes Wunderthier beſchaute.
Als der alte Bettler nun gekoſtet

Von dem kräft'gen Weine nur ein Gläschen
Gierig ausgeleert mit einem Zuge,
Richteten ſich freundlich ſeine Augen
Auf den ſchönen blondgelockten Knaben,
Und er ſprach: „Du möchteſt auch wohl reiſen
Als ein Orgelmann durch Dorf und Städte?
Leicht iſt dieſes Inſtrument zu lernen,
Dreht ſich wie die Welt in einem Kreiſe.“ —
Schweigend wieder ſtarrte dann zur Erde
Trüb ſein Blick, ſo daß den kleinen Oskar
Schier ein wenig Herzensangſt beſchlichen.
Sorgſam hatte unterdeß die Mutter
Brod und Braten auf dem blanken Teller
Aufgeſchnitten und dem Mädchen,
Das verlegen ſaß auf ſeinem Stuhle,
Einen Imbiß nun zurecht gerichtet.
Da begann der Alte laut zu lachen,
Daß es ſchaurig durch den Garten ſchallte.
„Elsbeth“ rief er lachend „ſei nicht traurig!
Meinen auch die Leute, daß ich bettle,
Bin ich doch ſo reich, als wie ein König. —
Willſt Du nicht mit mir ſpazieren fahren?
Sieh' die Pferde wiehern ſchon am Wagen!
Setz' Dich vorne auf den Leierkaſten,
Halte feſt Dich — ſieh' auch Deine Mutter
Kommt vom Gottesacker hergelaufen,
Will mit uns im Sonnenſcheine fahren.
Arme Frau — Dich friert, da nimm und trinke.“
Und auf's Neue ſtürzt den vollen Becher
Gierig einen Zuges er hinunter.
Zitternd ſah's das arme junge Mädchen,
Aengſtlich ſchmiegt der Knabe an die Mutter
Nun ſich an, indeſſen Oskars Vater
Einen Wink der Mutter gab, daß bald ſie
Mit dem Knaben leiſe ſich entfernte.

Einmal füllte Adolph noch das Gläschen,
Stellte dann die Flasche sacht bei Seite,
Daß der Wein dem armen Mann nicht schade,
Denn er hatte wohl die Angst verstanden,
Die sich auf des Mädchens Antlitz zeigte.
Dann zum Alten setzte er sich näher
Und betrachtete die kranken Züge,
Die ihm ein bekanntes Antlitz zeigten,
Das ihm wie im Traum einmal begegnet.
„Mundet Euch der Wein?“ so frug er freundlich
D'rauf den Alten, der mit großen Augen
Ihm in's Antlitz sah, nach einer Pause
Also dann dem Fragenden entgegnend:
„Hab' in meiner Jugend manchen Tropfen
Solchen edlen Weines schon getrunken;
Aber das ist lange, lang vergangen. —
Meine Eltern waren reiche Leute,
Hatten Feld und Garten, Haus und Pferde,
Aber Alles haben sie verloren. —
Dieses Mädchen da an meiner Seite,
Das ist Alles was mir noch geblieben
Aus den schönen langvergess'nen Tagen.
Sorge, Noth und Kummer hat die Locken
Vor der Zeit gebleicht mir, und sie sagen,
Den Verstand sogar hätt' ich verloren.
Aber der Verstand ist dort im Kasten;
Dreh' ich nur im Kreis herum die Walze,
Fangt er an zu singen und zu pfeifen.
Wißt Ihr wie es geht in diesem Leben?
Alles dreht sich und die Zeit wird kommen,
Wo ich wieder reich bin — wie vor Jahren.“
Wieder schwieg die weinerregte Zunge
Und der starre Blick sank stumm zur Erde.
Wie des Mannes gramentstellte Züge,
Schien dem Gastfreund nunmehr auch die Stimme

Ein bekannter Ton aus alten Zeiten,
Aehnlich jenes reichen Mannes Stimme,
Der so hart den Knaben fortgewiesen.
„Nein, es kann nicht sein! — sprach bei sich selber
Oskars Vater — nein, denn vierzig Jahre
Sind ja wohl seit jener Zeit vergangen.
Doch vielleicht, des stolzen Mannes Knabe,
Dem den Ball ich an den Kopf geworfen?
Wie zu solchem Elend wär' gekommen
Er, des reichen Mannes einz'ger Erbe?"
Wie ihm also gingen die Gedanken,
Frug er nach dem Heimathort den Alten,
Der jedoch die Frage überhörte,
Während rasch das kluge kleine Mädchen
Antwort gab. Sie nannte jenes Städtchen,
D'rin auch Oskar's Vater war geboren. —
„Und wie heißt Dein Vater liebe Kleine?"
Ihre Antwort war der stolze Name,
Den der reiche Nachbar hat getragen,
Der vom Gitter wies den armen Kleinen.
„Himmel! welche Wege führt die Menschen
Dein gerechter Wille? Ist es möglich,
Daß als Bettler nun mir in den Garten
Kommt der reiche stolze Nachbarsknabe,
Dessen Vater meine Mutter kränkte
Und in's Elend herzlos weggestoßen?! —"
Tiefergriffen dachte so im Innern
Jener Edle — dann nach seinem Weibe
Sah er, die mit Oskar fern im Garten
Sich erging und rasch zur That entschloßen,
Schritt er seiner Gattin nun entgegen.
Als allein die beiden Armen saßen,
Lispelte die braune Kleine leise:
„Vater! kommt, wir wollen wieder weiter.
Gut und reich gesättigt sind wir Beide —

Haben heut' noch weiten Weg zu machen."
Lächelnd ihr erwiderte der Alte:
„Weiten Weg — ja Du haſt Recht, mein Mädchen!
Einen weiten Weg noch muß ich machen,
Deine Mutter muß ich noch beſuchen;
Bleibe Du bei meinem Leierkaſten;
Denn der Weg iſt finſter und gefährlich,
Dunkel, wie da d'rin in meinem Kopfe!"
Nach dem Glaſe wieder griff der Alte;
Doch es war geleert: „Gib mir vom Weine
Noch 'nen Schluck — daß ich Geſundheit trinke
Meiner Elsbeth, meines Kind's Geſundheit."
Und unheimlich glühten ſeine Augen. —
Zitternd wand dem Vater aus der Rechten
Elsbeth nun das Glas. — „O laß uns gehen,
Vater Ihr ſeid krank, die Wangen glühen,
Fieber hat vom Weine Euch ergriffen —
Kommt, wir gehen!" Doch der alte Vater
War zum Aufſteh'n nimmer zu bewegen
Und ſein Haupt ſinkt an das Herz der Tochter,
Müde, krank und ſtumm, als wollt' er weinen. —
Unterdeſſen ſprach zu ſeinem Weibe
Oskars Vater mit gerührtem Herzen:
„Kannſt Du der Geſchichte Dich erinnern,
Die ich oft erzählte, wie als Knaben
Mich der ſtolze Nachbar hat beleidigt
Und dafür ich zürnend ſeinem Sohne
Hab' den Ball in's Angeſicht geworfen?
Weißt Du, was der reiche Knabe wurde?
Dort der Bettler iſt's — nun kann ich rächen
Mich an ihm und meiner armen Mutter! —
Oftmals wünſchten wir uns eine Tochter,
Sieh das Mädchen dort, das Kind des Bettlers —
Wenn wir ſie als Tochter zu uns nähmen —
Meinſt Du nicht, es freute meine Mutter,

Dort im ew'gen Himmel ſich darüber?"
„„Eine liebe Schweſter möcht' ich haben! —""
Ließ der kleine Oskar ſich vernehmen —
Und die Mutter ſprach mit feuchtem Auge:
„Gottes Gnade ſegne Deine Güte,
Edles Herz! nicht will ich widerſprechen,
Was Du willſt, geſchehe, heut' und immer!"
Und zurück zum kranken Orgelmanne
Wendeten ſich nun die Tiefgerührten.
„Wollt Ihr wohl" begann nach einer Weile
Oskars Vater „uns die Tochter geben,
Daß wir ſie, wie unſer Kind, erziehen
Und ihr ganzes Leben für ſie ſorgen?" —
Raſch erhob der Alte auf die Frage
Sich von ſeinem Sitze; aufgerichtet
Stand er hoch und ſeine Züge
Hatten ſich ſo wunderbar verändert,
Daß man kaum ihn mehr erkennen konnte.
„Ja ich kenne Euch!" — ſo rief er laut dann,
„Steht doch Euer Knabe ganz leibhaftig,
Wie Ihr damals war't, an Eurer Seite.
Ja, Ihr ſeid der arme Nachbarsbube,
Seid ein reicher Mann indeß geworden,
Während ich zum Bettler tief geſunken.
Schweres Unrecht that an Euch mein Vater,
Eure Mutter hat er fortgeſtoßen
In die weite Fremde ohn' Erbarmen.
Ja ich kenn' Euch. — Welches Schickſal führte
Mich in Euern Garten, mich den Bettler?
Konnt ich nicht am Thor vorüberſchreiten
Mit dem fluchbelad'nen Leierkaſten!
Weil das Schickſal Alles mir entriſſen,
Wollt Ihr meines Letzten mich berauben,
Meines Liebſten, meines lieben Kindes?
Ja, ich weiß es, grauſam ſind die Reichen!

Aber lieber ſterb' ich auf dem Wege,
Als von meinem Kinde mich zu trennen
Und Euch meine Elsbeth zu vertrauen!
Komm mein Mädchen, komm, laß uns enteilen
Eh' ſie mir die letzte Perle rauben. —"
Eilig ſchlang den Arm er um die Kleine,
Sie von ihrem Sitze aufzuheben,
Doch die Kräfte plötzlich ihm verſagten
Und wie leblos ſtürzte er zu Boden.
Schreiend warf die Kleine ſich zum Vater
Auf die Erde. Bebend ſtand die Mutter.
Raſch nach einem Arzte ward gerufen,
Denn den Alten hat der Schlag getroffen.
Als er wiederum zu ſich erwachte,
Lag er in dem Haus in einem Zimmer,
Wohl gehüllt in eine ſeid'ne Decke. —
Gold'ne Rahmen ſchmückten rings die Wände
Und des Sonnenlichtes Einlaß wehrten
Lange grüne prächtige Gardinen.
An dem Bette ſaß die kleine Elsbeth,
Aengſtlich nach des Vaters Auge blickend,
Das ſich wie aus ſchwerem Traum erſchloſſen.
Klar und ruhig blickt es um im Kreiſe,
Ruhte dann ſo innig auf der Tochter,
Daß ſie liſpelte: „Mein guter Vater,
Seid Ihr wieder wohl?" — Der Alte aber
Küßte innig ſeines Kindes Hände
Und er ſprach, indeſſen leiſen Schrittes
Sich dem Bette Oskars Eltern nahten:
„Bleiben ſollſt Du bei den reichen Leuten
Die ſo gnädig uns hier aufgenommen,
Bleiben ſollſt Du. Dank' ich's doch dem Himmel,
Daß er mich in dieſes Haus geführt hat.
Ausgeſpielt hat nun mein Leierkaſten —
Nimmer lange habe ich zu athmen,

Fühl ich doch den Tod ſchon leiſe nahen.
Elsbeth! O vergiß nie Deinen Vater!
Bete fromm für ſeine arme Seele;
Lebe glücklich! Alles hat der Vater,
Dort im Himmel gnädiglich gewendet.
Tauſendfach geſegnet ſei der Garten,
Sei dies Haus — ich aber geh' in Frieden!" —
Leiſe ſprach er nur die letzten Worte,
Schwerer ſchon begann er d'rauf zu athmen.
Seinen Mund umgab ein freundlich Lächeln,
Das der Tod nun plötzlich ließ erſtarren,
Der des Armen krankes Herz gebrochen! —
Laut auf weinte nun das kleine Mädchen
Und der guten Mutter heiße Thränen
Miſchten ſich mitleidig mit den ſeinen.
Leiſe war auch Oskar eingetreten,
Nahm die Hand der armen kleinen Waiſe
Und aus treuem Herzen ſprach der Knabe:
„Schweſterlein, ich möchte mit Dir weinen!"
Oskars Vater aber ſchloß die Kleine
Innig an ſein Herz, und ſeiner Mutter
Stillen Segen innerlich empfindend,
Sprach er: „Wohl ihm! Seine bittern Leiden
Hat der güt'ge Vater all' beendet;
Ausgerungen hat den Kampf der Arme.
Laß mich nun an ſeine Stelle treten,
Sei mein Kind und ſchenke Deine Liebe,
Die ſo treu Du zu dem Todten hegteſt,
Mir als Deinen zweiten, treuen Vater!"

Kleinigkeiten.

Von **Isabella Braun.**

III.

Ei, welch' furchtloses Brüderlein!

In der Kinderstube geht's lustig und laut genug her, obgleich drei der Insassen sich in der Schule befinden und nur die zwei Kleinsten zurückgeblieben sind. Joseph kann noch ein ganzes Jahr lang spielen und thut es soeben, indem er das kleine Bärbel vor den Wagen spannt. Seine Pelzmütze auf dem Kopfe, ist er zur großen Reise ausgerüstet. In der einen Hand hält er das Leitseil, in der andern die Peitsche und nun sauft diese so kräftig durch die Luft, als ob er der hoffnungsvolle Sprößling eines Fuhrmanns wäre. Klein Bärbel dagegen wiehert und schlägt aus mit den zweijährigen Füßchen, wie ein muthiges Pferd, das Haber, statt Mehlbrei im Leibe hat.

Unter dem lauten Spektakel von „hü und hott," von Wiehern und Stampfen und Wagengerolle vernehmen die beiden Reisenden nicht einmal das sonst so gefürchtete Ofenkratzen, welches bald dumpf und ferne, bald laut und nahe ertönt. Da öffnet sich die Thüre und es erscheint „der schwarze Mann" mit dem Hacken über der Schulter und der Ruthe in seiner Hand. Die Reise ist plötzlich unterbrochen; Bärbel stutzt, wie ein leibhaftes Pferd, schlägt aus, geht mit dem hochgeladenen Wagen durch, dieser fällt um und wirft seinen ganzen Inhalt auf den Boden. Der Fuhrmann aber läßt das Leitseil los, ergreift ebenfalls die Flucht, rennt gegen einen Stuhl, der mit ihm einen unfreiwilligen Purzelbaum schlägt, in der fernsten Zimmerecke anlangt und des kleinen Flüchtlings Verschanzung bildet.

Es herrscht Todtenstille in der Kinderstube.

Der schwarze Mann schreitet langsam durch das Zimmer bis zum Ofen. Dann bleibt er stehen und wirft einen Blick auf jene Ecke. Das Weiße im Auge, ganz von Ruß umgeben, glänzt schauerlich; die weißen fletschenden Zähne gleichen jenen des Ogers im Bilderbuche, als er eben auf die Kinder zuschreitet, um sie mit Haut und Haar aufzuspeisen. Da regt sich in Josephs kleinem Herzen der Verzweiflung kühner Muth; es gilt ja sein und des Schwesterleins

Entschlossen rafft er sich empor, Thränen rollten über die blühenden

noch schreitet er auf das schwarze Ungeheuer los, hält dicht vor

t mit kläglich freundlicher Stimme: „Guter Herr Ofenputzer! bitte,

dem lieben, netten, kleinen Kind dort in der Ecke nichts zu Leid!"

Da neigt ſich der ſchwarze Mann zum Knaben, ſtreckt die ſchwarzen Arme gegen ihn aus und noch weißer ſtechen die Augen und Zähne gleichſam in das kleine, pochende Herz. Vorbei iſt's mit jeglicher Courage — der Knabe erhebt ein Jammergeſchrei, als ob er am Meſſer, oder zwiſchen den ſcharfen Zähnen ſtecke, ergreift die Flucht gegen die bereits offene Zimmerthüre, und ſtürzt in die Arme des Vaters, welcher dort unbemerkt den ganzen Auftritt belauſcht hatte. Dieſer hebt den Schreihals hoch empor und ſchreitet mit ſeinem Söhnlein gerade auf den gefürchteten Mann los. Kaum erblickt Bärbel in ihrem Verſtecke den Vater, als ſie furchtlos hervorkriecht und herzu trippelt, dann aber ſich krampfhaft an deſſen Rockſchößen anklammert.

In ſolch hoher Poſition kehrt dem kleinen Knaben der Muth zum Herzen zurück, und wie der ſchwarze Mann ihm ſeine rußige Hand entgegenſtreckt, ſchlägt er tapfer mit der ſeinigen darauf, blickt keck in die weißen Augen und fletſcht ebenfalls ſeine Zähnchen. Ein helles, lautes vierſtimmiges Gelächter ſchallt durch die Kinderſtube, dann aber ſagt der Vater:

„Nein, nein, der gute Herr Ofenputzer thut dem lieben, kleinen Bärbel, für welches Du ſo furchtlos um Schonung gefleht, und gar nicht an Dich ſelbſt gedacht haſt — nichts zu Leid. Nun ſchließt aber auch Freundſchaft auf ewige Zeiten mit dem ſchwarzen Mann."

In Joſeph's Geſicht malte ſich eine leiſe Beſchämung; er mochte etwas von der Neckerei, die in des Vaters Worten lag, fühlen, und ſelbſt nicht groß von ſeiner furchtloſen Uneigennützigkeit denken; dann aber ſchloſſen Beide Freundſchaft mit dem ſchwarzen Mann und zum Zeichen derſelben trugen die vier Kinderwangen dicke Rußflecken; hierauf eilten ſie frohlockend zur Mutter, welche die dicken Backen ſo lange abrieb, bis das blühende Roth wieder glänzend hervortrat.

IV.

Das Sonnenkind.

Unſer Gretchen iſt ein echtes Sonnenkind. Es kam an einem lichten, warmen Auguſttage zur Welt, und als es die Aeuglein aufſchlug, wurden ſie von einem luſtig blinkenden Sonnenſtrahle begrüßt. So ſchlief es in ſeinen erſten Lebensmonden von der Sonne umſpielt, und als der Winter kam mit ſeinem Schneegeſtöber, die Sonne aber auf den weißen Dächern und Straßen ſpielte,

saß Gretchen bereits auf dem Arm der Mama und griff mit allen zehn Fingerchen nach den blitzenden und tanzenden Schneesternchen. Beim ersten Frühlingshauche brachte die Mutter ihre Kleine in den Hausgarten, wo sie Blumen pflückte, sich am Stocke des Rosenstrauches aufrichtete, den Sonnenstreifen nachkroch, um sie zu fangen und auf diese Weise gehen lernte, bevor noch ihr Geburtstag das erste Lichtlein auf dem Kuchen brennen ließ.

Jetzt ging sie an der Mutter Hand durch's kleine Dorf und wenn die Sonnenstrahlen lustig sie umtanzten, setzte sie sich auf den Boden und scherzte mit ihnen; ja, sie waren ihre Spielgenossen! sie war im Sonnenschein völlig zu Hause!

Nun ist Gretchen bereits zwei Jahre alt und läuft lustig in's dritte hinein. Der lange, kalte, sonnenlose Winter wollte ihr gar nicht gefallen; die Mutter hatte eine wahre Noth mit ihrem Sonnenkinde. Zum Glücke kam die heilige Weihnacht mit dem Christbaume und seinen vielen, vielen Lichtern und Gretchen jubelte ihnen entgegen. Dann sah sie das Feuer auf dem Herde und im Ofen, und sah die Fünkchen auf dem Ruß der Breipfanne laufen und sagte, es seien die Kinderchen der Sonne, und bat die Mutter, ihr etwas davon zu erzählen. Gretchen schob ihren Schemel zu deren Füßen, strich das Kleid über den Knieen glatt und lauschte mit erhobenem Blicke. Da erzählte ihr die Mama Vieles vom Himmel, an welchem die Sterne funkeln, aus dem die Sonne und der Christbaum stammt, und daß der liebe Heiland dort wohnt und alle diese Lichter anzündet.

„Wie schön!" sagte dann Grethel, tief aufathmend. Wenn sie aber unartig sein wollte, erhob die Mutter den Finger und drohte: „Gretchen, sei brav, sonst kommst Du nicht in den Himmel, zum lieben Heiland, den Sternen und der Sonne."

Die Mutter mußte immer wieder von Neuem dasselbe erzählen und zur Abwechslung flocht sie kleine Verse dazwischen; Gretchen merkte sich dieselben, sprach in kindlicher Weise das erste und letzte Wort, nach und nach aber auch das eine und andere dazwischen, und wenn die Mutter zur Probe eines ausließ, verbesserte die Kleine den Fehler sogleich.

Der Winter ging vorüber; am 22. März schien die Sonne so hell, als feierte sie ihren Triumph über den alten Schneemann. Klein Gretchen war nicht mehr zu halten; sie verlangte schon in aller Frühe aus dem Bettchen; da hob die Mama sie empor und trug sie zum Fenster. „Aufmachen!" rief Gret-

chen. So geſchah's; Mutter und Kind ſahen in den warmen, ſtrahlenden Morgen hinaus.

Gretchens Geſicht wetteiferte mit dem Sonnenglanze und die Mutter dachte: „Ich weiß nicht, was heller blinkt, die Freude im Auge meines Kindes oder der Strahl von Oben."

Nach einer Weile athmete Klein-Gretchen tief auf und ſagte mit dem glockenhellen Stimmchen:

„O, das is aber eine ſchöne, ſchöne Sonne!" — Dann faltete ſie ihre Händchen und fuhr fort: „Da muß man ſagen: Lieber Heiland, mach mich fromm — Himmel komm!" Hierauf blickte ſie in den blauen Himmel hinein und frug: „Gelt, Mama, da iſt Der, der die Welt voll Freude macht?"

Der Mutter kamen Freudenthränen in die Augen. Sie konnte vor Rührung nicht antworten, ſondern drückte ihr Kindchen feſter an's Herz und bat Gott, es zu ihrem Sonnenſcheine des Glückes heranzuziehen und ihm ſelbſt den innern Sonnenſchein zu ſchenken, ſein Leben lang.

Die letzten Tage einer Königin.

Von **Karl Zaſtrow.**

Es war ein heller freundlicher Morgen. Die Fenſter der kleinen Stadt blitzten goldig auf die belebten Straßen hernieder. Das ſchöne Wetter zauberte auch auf manches Geſicht, das ſonſt wohl im Allgemeinen recht trübe blicken mochte, ein heiteres Lächeln; denn ſchwere Gewitterwolken lagerten über dem unglücklichen deutſchen Lande, das bereits furchtbar aus den tiefen Wunden blutete, die der zügelloſe Ehrgeiz des korſiſchen Eroberers ihm geſchlagen. Erſt wenige Monate waren ſeit der für Deutſchland ſo verhängnißvollen Schlacht bei Jena verfloſſen. Noch einmal hatte das niedergeſchmetterte Preußen ſich aufzurichten geſucht, aber auch die Schlachten von Eylau und Friedland waren unglücklich ausgefallen, und jedes Herz, das in treuer Liebe am Vaterlande hing, zuckte im heftigſten Schmerze über deſſen Erniedrigung.

Vor einem unſcheinbaren Häuschen in Memel hielt eine glänzende präch-

tige Karoſſe mit acht herrlichen Roſſen beſpannt. Diener in reicher Livree ſtanden daneben und dieſe, ſowie der von Knöpfen und Treſſen ſtarrende Kutſcher blickten hochmüthig auf die einfachen Bürger und Fiſchersleute herab, die in ſchüchterner Haltung um die Equipage herſtanden und ſie ſchweigend bewunderten. Von Zeit zu Zeit zeigte ſich an einem der Fenſter des Hauſes ein ſchönes, bleiches Frauenantlitz, in deſſen feinen, regelmäßigen Zügen die ſtille großartige Ruhe eines tief inneren Schmerzes ausgeprägt lag. Mehrfach ſchon hatten die ſtolzen Roſſe Zeichen von Ungeduld gegeben, da flog endlich die Hausthür auf. Die hohe, ſchlanke Frau mit dem bleichen Dulder-Antlitz trat heraus und ſtieg raſch in den Wagen. Sämmtliche Leute auf der Straße zogen ihre Hüte. Sie grüßte zum Wagenfenſter hinaus mit einer unbeſchreiblich anmuthigen Bewegung. Dann zogen die Pferde an und die prächtige Karoſſe rollte ſchnell auf der einſamen Landſtraße dahin, welche nach Tilſit führte.

Die ſchöne hohe Frau war die Königin Louiſe, die Gemahlin Friedrich Wilhelm III. von Preußen, welche in dem Staatswagen, den der Kaiſer Napoleon ihr zur Verfügung geſtellt hatte, hinüberfuhr nach Tilſit zu dem ſtolzen Sieger, um ihn um einen für Preußen möglichſt günſtigen Frieden zu bitten.

Nicht ohne heiße, innere Kämpfe hatte die Königin ſich zu dieſem ſchweren Schritte entſchließen können. „Gott weiß, was es mich koſtet," hatte ſie am Tage vorher in einem Briefe an ihre Großmutter, die Landgräfin Louiſe geſchrieben, „aber das Vaterland verlangt dieſes Opfer, und ich bin es ja auch gewohnt, Opfer zu bringen."

Und als ſie nun dem ſtolzen Sieger gegenüber ſtand, da zitterte ſie nicht einen Augenblick vor ſeinem finſteren durchbohrenden Blicke. Muthig und im Hochgefühl vollſter Ueberzeugung entwickelte ſie klar und beſtimmt die Gründe, welche ſie zur Annahme eines möglichſt ehrenvollen Friedens beſtimmten. Voll ruhiger Majeſtät und Würde ſprach ſie für ihr Volk und für ihr Haus, und faſt ſchien es, als fühlte Napoleon ſich beſiegt von der Hoheit dieſer Frau, bei der Alles, auch die kleinſte Bewegung die geborene Königin verrieth. „Ich verſpreche Ew. Majeſtät, alle Ihre Wünſche, ſo viel in meinen Kräften ſteht, zu erfüllen," ſagte er, als die Königin mit ihrem Vortrag zu Ende war. „Was ich kann, will ich bewilligen. Wir wollen verſuchen, gute Freunde zu werden!" Auch der Kaiſer Alexander von Rußland, ſowie Friedrich Wilhelm III. waren bei dieſer Zuſammenkunft gegenwärtig und vielfach hatte der letztere

durch seine derbe, gerade Weise den stolzen Korsen verletzt. Dennoch war es dem feinen Geiste der preußischen Königin, der stets besänftigend und voller Anmuth zwischen die beiden Starrköpfe trat, gelungen, Alles auf's Beste zu vermitteln. Es ist bekannt, daß Napoleon, bezaubert von der Anmuth der Königin, eine seltene Rose aus der Blumenvase nahm, und sie ihr mit den Worten darreichte: „Wollen Sie dies Pfand meiner Freundschaft von mir annehmen, Ew. Majestät?" — „Ich bitte, Sire, fügen Sie ein zweites Pfand hinzu," antwortete die Königin, „geben Sie mir Magdeburg für meine Kinder, damit ich diese Rose annehmen kann!" Napoleon zuckte mit den Schultern: „Magdeburg kann ich Ihnen nicht geben," sagte er, „aber thun will ich, was ich vermag, um Ihr Loos zu mildern und Ihre Wünsche zu erfüllen!" — Nach einer Pause setzte er hinzu: „Ihre Söhne, Madame, werden Ihnen viel Dank schuldig sein; denn Sie sind es, Madame, welche durch Ihre edle Beredsamkeit und Ihre imposante Haltung Preußen gerettet hat." — Damit empfahl er sich und küßte der Königin die Hand.

Als das unglückliche Königspaar nach Memel zurückfuhr, sagte die Königin zu ihrem Gemahl: „Dem Herrn sei es gedankt. Die schwerste Stunde meines Lebens ist vorüber. Vielleicht bin ich doch nicht umsonst hier gewesen!" — Ihr Gemahl sagte nichts dazu. Während der ganzen Reise schien er in tiefes Nachdenken versunken. Er wußte, daß er den stolzen Sieger mehr als einmal durch seinen Widerspruch verletzt hatte und mochte daher wohl die Befürchtung hegen, daß Napoleon sein Wort nicht halten werde. Und hierin hatte er sich nicht getäuscht. So milde und versöhnlich gestimmt der Kaiser sich auch gezeigt hatte, so voll des Lobes er hinsichtlich der engelschönen und reinen Königin war, sein Rathgeber Talleyrand wußte ihn mit schlauer Rede auf andere Gedanken zu bringen. Er war die Ursache, daß Napoleon, der im ersten Augenblicke entschlossen schien, die Forderungen der Königin und damit Preußens zu bewilligen, nunmehr einen Frieden dictirte, der den preußischen Staat um mehr als die Hälfte verkleinerte.

Die Königin hatte gerade mit den wenigen vertrauten Freundinnen, die ihr geblieben waren, am Theetisch Platz genommen. Allen Glanzes baar, saß sie doch so heiter vor den irdenen Tassen und Tellern, als hätte sie nichts verloren und bereitete mit der liebenswürdigsten Geschäftigkeit den Thee. Da traf die Unglücksnachricht von dem Wortbruch Napoleons ein und ein stechender Schmerz durchzuckte ihre Seele. Das Opfer, das sie gebracht, war vergeblich

gewesen. Sie war getäuscht worden, auf die unritterlichste Weise getäuscht von einem Manne, den sie wenigstens achten zu müssen geglaubt hatte. Aber voll Hoheit und Muth suchte sie sich auch jetzt über ihr Unglück zu erheben. Im Gebet fand sie Trost, fand sie die Ruhe ihrer Seele wieder. Sie warf einen Blick auf ihren Siegelring, in welchem die Worte eingravirt waren: „Recht und Glaube, Liebe und Treue!“ Dann zog sie ihn, thränenden Auges, vom Finger und überreichte ihn ihrem Gemahl mit den Worten: „Er paßt nicht mehr für mich. Das Recht wird mit Füßen getreten und mein Glaube an das Menschenherz hat einen starken Stoß erlitten.“ Nunmehr ließ sie sich einen anderen Ring anfertigen mit dem Wahlspruch: „Gott ist meine Zuversicht!“ —

Kurze Zeit darauf reiste sie nach Königsberg zurück, still, geduldig und ergeben in Gottes Willen. „Es wird mir immer klarer,“ schrieb sie an ihren Vater, „daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. — Von unserem Feinde können wir Vieles lernen, und es wird nicht verloren sein, was er gethan und ausgerichtet hat. Es wäre Lästerung zu sagen, Gott sei mit ihm; aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, welches kein Leben mehr hat, welches aber mit den Außendingen fest verwachsen ist, zu begraben.“

Am 15. Dezember 1809 verließ sie Königsberg, um mit dem Hofe nach Berlin zu übersiedeln und zwar am selben Tage, an welchem sie vor sechszehn Jahren als Braut eingezogen war. Schon trug sie den Keim des frühen Todes in ihrer Brust; doch trat noch hin und wieder ein Lächeln in ihre lieblichen Züge, besonders, wenn der Strahl mütterlicher Freude, hervorgerufen durch den Anblick ihrer blühenden, gutgearteten Kinder, durch ihre Seele ging. Dennoch äußerte sie bei der Feier ihres Geburtstages am 10. März 1810: „Mir ist es so, als sei es das letzte Mal, daß ich meinen Geburtstag feiere.“ Der Frühling des Jahres 1810 war besonders schön und warm. Sie war viel draußen in der freien Natur und die ihrigen gaben sich oft der Hoffnung hin, sie werde sich noch einmal erholen. So froh und heiter sie schien, wich doch weder die Todesahnung von ihr, noch der prophetische Geist, mit dem sie der Welt ihre Zukunft weissagte. Bekannt sind die Worte, welche sie kurz vor ihrem Tode sprach: „Der gegenwärtige Zustand

der Dinge ist ein gewaltsamer, nicht aus dem Willen und den Wünschen der Nationen und Völker hervorgegangener. Alles ist unnatürlich zusammengepreßt und darum kann es nicht von Dauer sein; die Natur behauptet ewig ihre Rechte. Man fühlt es heraus, wir sind noch nicht fertig, es kommt noch etwas Anderes; aber ach, darüber können wir sterben."

In den ersten Tagen des Juni 1810 reiste sie nach Mecklenburg, ihren Vater und die Heimath noch einmal wiederzusehen. Sie schien sehr heiter. Ihre Wangen zeigten die Frische und Röthe der Gesundheit. Doch war es Täuschung. Schon nach wenigen Tagen befiel sie ein Katarrh. Unter heftigen Hustenanfällen wurde sie immer leidender. Der König eilte mit den beiden Söhnen Friedrich und Wilhelm von Berlin herbei. Sie trafen am 14. Juli Morgens 4 Uhr auf dem Schloß Hohenpieritz am Sterbebett der Königin ein, die bereits so matt und hinfällig war, daß sie keinen Arm rühren konnte, um ihre Geliebten zu umfangen. „Was ist doch," seufzte sie, „alle irdische Größe! Man nennt mich eine Königin, und ich fühle mich so unmächtig, daß ich meinen Arm nicht erheben kann." — Wenige Stunden später, um 9 Uhr Morgens brachen ihre Augen. In noch jugendlichem Alter — sie zählte erst 34 Jahre — hatte der Tod sie abgerufen aus einem Leben, das für viele Menschen segen- und glückbringend gewesen und so unendlich reich an schönen und edlen Zügen war. Ihre Großmutter, die ein und achtzigjährige Landgräfin Louise, war gleichfalls während ihrer letzten Augenblicke zugegen. Sie hatte die geliebte Enkelin erzogen und die alten, lebensmüden Augen vergossen heiße Thränen beim Anblick der theuren Leiche, über welche der Tod einen Hauch unendlichen Friedens gebreitet hatte. Nicht bloß ganz Preußen, das ganze Deutschland trauerte um die edle Frau, die alle Herzen durch ihre hinreißende Anmuth und Liebenswürdigkeit bezaubert und zur Nacheiferung in der Tugend angeregt hatte.

Im Schloßgarten zu Charlottenburg ruht sie nun schon lange Zeit. Eine dunkle Fichtenallee führt nach dem Mausoleum, das Schinkel auf Befehl des Königs in erhabener Einfachheit aus geschliffenem, ägyptischen Granit geschaffen. Ihre Statue stammt von der Meisterhand des berühmten Rauch. Der Meister, welcher der hohen Frau die Mittel seiner Ausbildung verdankte, hat das Denkmal mit der ganzen Hingebung und Liebe zur Sache vollendet, welche die schwerste Arbeit zu einer Quelle der Lust und Freude machen. Es ist einem bei der Betrachtung der auf dem Sarkophag liegenden Königin, als müsse sie

ſich jeden Augenblick aus dem ſüßen Schlummer erheben, in welchen ſie eingewiegt ſcheint. Es iſt, als wenn ein ſeliger Traum die lieblichen Züge lächeln machte und doch liegt auch wieder in ihnen jener der Welt nicht mehr angehörende Ausdruck der Verklärung, welcher uns ſagt: „Sie ſchläft den ewigen Schlaf, aus dem ein irdiſches Erwachen nicht mehr möglich iſt.“

Ueber das Ruhebett iſt eine weiße Decke ausgebreitet, in deren Saum Adler und Lamm eingewirkt zu ſein ſcheinen. Die Geſtalt der Ruhenden iſt mit einem einfachen umgürteten Gewande bekleidet, das Haupt mit dem Diadem geſchmückt. Die vier Ecken des Ruhebetts zieren architektoniſche Pilaſter, zwiſchen denen am Kopf- und Fußende frei bewegte Adler in Hautrelief ſitzen.

Wenige Jahre ſpäter war die Prophezeiung der Königin auf das Herrlichſte in Erfüllung gegangen. Deutſchland hatte ſich frei gemacht von den Ketten des fremden Eroberers. In allen Straßen der Hauptſtadt Berlin regte es ſich. Vom Brandenburger Thore, auf welchem der wiedereroberte Siegeswagen prangte, bis zum königlichen Schloße drängte ſich das Volk, um die Freiheitskämpfer zu begrüßen, die heute, geführt von dem ſchwergeprüften König Friedrich Wilhelm III., ihren Einzug hielten. Freude und Jubel herrſchten überall. Hier umarmten ſich mit Freudenthränen im Auge Mann und Weib, dort hielt eine Mutter den wiedergeſchenkten Sohn ſprachlos umſchlungen. Kinder begrüßten ihre Väter, Eltern ihre Söhne, und wenn auch manches ſchmerzerfüllte Antlitz vergeblich die Reihen durchlief, in denen ſo mancher brave Vaterlandsvertheidiger fehlte, ſo ging dieſer Schmerz doch auf in der allgemeinen Freude über des Vaterlandes glorreiche Befreiung. — Das ſchönſte Mädchen der Stadt reichte Friedrich Wilhelm III. unter dem Jauchzen des begeiſterten Volkes den Lorbeerkranz; aber in der Dämmerung, als die ganze Stadt feſtlich erleuchtet war und überall die Freudenfeuer zum ſtrahlenden Nachthimmel emporloderten; als die Böller krachten und Muſik aller Orten ertönte, da wanderte eine hohe männliche Geſtalt langſamen Schrittes, einſam, ohne jede Begleitung in der dunklen Fichtenallee hin zu dem Grabe derjenigen, die hier von den Stürmen des Lebens ausruhte. Nur der Hüter des Grabes, welcher den Wanderer empfing und die ehernen Pforten erſchloß, wußte, daß Friedrich Wilhelm III. es war, welcher auf den kalten Stufen vor dem Sarkophag im heißen Gebete niederkniete und das friſche Lorbeerreis auf das Grab der unvergeßlichen Louiſe legte.

Digitized by Google

Aus Mozart's Jugendjahren.

Von J. St.

(Mit Bild.)

I.

„Fürwahr, ich sage es vor Gott und als ehrlicher Mann, daß ich Mozart als das größte Musik-Genie anerkenne, das je gelebt hat, und daß, — könnten nur alle Menschen, besonders die Großen der Erde, seine herrlichen, unnachahmlichen Werke ganz verstehen, — Könige und Nationen um den Besitz dieses Kleinodes wetteifern würden."

So sprach einst Joseph Haydn, der berühmteste und würdigste Kunstgenosse Mozarts, der, obgleich 24 Jahre älter als dieser, den so viel jüngeren Freund noch um 18 Jahre überlebte, und diesen Ausspruch auch später bei jeder Gelegenheit wiederholte.

Und in der That, wer hört nicht heute noch, nach fast hundert Jahren, mit Entzücken die herrlichen Schöpfungen des unsterblichen Meisters, die in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit das ganze Gebiet der Musik umfassen, von den heitersten Weisen, bis zu jenen tief ernsten, das Innerste erschütternden Harmonieen.

Einzig und wunderbar wie seine Werke, war auch die Entwicklung dieses seltenen Genius, der schon in dem zarten Alter von 7 Jahren der Gegenstand der Bewunderung von ganz Europa wurde.

Dabei aber zeigte sich der kleine Wolfgang Amadäus durchaus nicht etwa altklug und eingebildet, sondern im vollsten und besten Sinne des Wortes ein Kind und zwar ein gar heiteres, gutes, liebevolles und folgsames Kind, welches ungeachtet seiner großen Lebhaftigkeit und der damals üblichen strengen Erziehung, niemals eine körperliche Strafe bekommen hat, was alle seine Biographen als charakteristisch besonders erwähnen.

Ich glaube nun, daß ein kleines Lebensbild dieses Wunderkindes für unsere jungen Leser vielleicht von Interesse sein dürfte, und so wollen wir denn die Stätte aufsuchen, wo dasselbe gelebt, gespielt und gelernt, und unter dem Schutz und der Leitung liebevoller Eltern sich zum größten Meister seiner Kunst, und zu einem guten, edlen Menschen herangebildet hat.

In einer ziemlich engen Straße inmitten der alten, so wunderschön gelegenen Stadt Salzburg steht ein Haus, das alle Durchreisende als Merkwür-

digkeit aufsuchen und das die Einheimischen mit Stolz den Fremden zeigen. Eine Tafel an demselben trägt die Inschrift: „In diesem Hause erblickte Wolfgang Amadäus Mozart das Licht der Welt am 27. Januar 1756."

In jener Zeit aber, auf welche wir jetzt zurückgehen wollen, gehörte dieses Haus einem reichen Salzburger Bürger, dem Kaufmann Johann Lorenz Hagenauer, dessen Name in großen, gelben Lettern auf einem schwarzen Schilde an der äußeren Ladenthüre zu lesen war, während hinter den Fenstern desselben eine Menge angenehmer und nützlicher Sachen aufgerichtet standen.

Im dritten Stockwerk dieses Hauses wohnte der Vice-Kapellmeister und erste Violinist des Fürstbischofs von Salzburg, Leopold Mozart mit seiner Familie.

Er war ein ernster, besonnener Mann, einfach und schlicht, streng rechtlich und arbeitsam, von einer fast pedantischen Ordnungsliebe, klarem, praktischen Verstande und einer wahren, ungeheuchelten Frömmigkeit; dabei besaß er nicht nur eine gründliche musikalische Bildung, sondern hatte sich durch eigenes Studium Kenntnisse auf verschiedenen Gebieten erworben. Daher war denn auch der Vice-Kapellmeister Mozart ein von seinen Collegen geschätzter und in ganz Salzburg hochgeachteter Mann. In seiner Familie genoß er die unbedingteste Autorität und Verehrung. „Nach dem lieben Gott kommt gleich der Papa", wiederholte der kleine Wolfgang bei jeder Gelegenheit.

Die Besoldungen an jenem Hofe waren äußerst gering und Vater Mozart mußte daher alle freien Stunden, die ihm sein Dienst bei Hof und in der Kapelle übrig ließ, zu Unterrichtsstunden in der Musik, oder zu eigenen Compositionen verwenden, um das Fehlende für den Unterhalt der Familie zu erwerben. Denn, wie einfach und bescheiden es auch dort herging, der Gehalt von 400 fl. reichte für vier Menschen doch nimmermehr aus.

„Gottesfurcht, Fleiß und Sparsamkeit" war der leitende Grundsatz im Hause, und Herr Leopold Mozart ging hierin redlich den Seinigen mit gutem Beispiele voraus. So glich denn in dem bescheidenen Haushalte ziemlich ein Tag dem andern, mit Ausnahme eines einzigen im Jahre, und das war des Vaters Geburtstag.

Um diesen festlich begehen zu können, sparte und arbeitete die gute Frau Mozart schon viele Wochen voraus. So treffen wir sie denn auch dießmal, — es ist der 14. November des Jahres 1759 und also Herrn Leopolds 40. Geburtstag, — wieder in vollster Thätigkeit.

Sie hat noch in der Küche zu thun, während ihr siebenjähriges Töchterchen,

Anna Marie, in der Familie und von den Freunden derſelben nur Nannerl genannt, eifrigſt bemüht iſt, in der Wohnſtube alles zu ordnen und den Tiſch ſo zierlich als möglich zu decken. Nicht nur die Familie ſollte ſich heute bei Braten, Kuchen und einer Flaſche Wein erfreuen, auch zwei Gäſte waren dazu gebeten, die liebſten Freunde des Gefeierten, beide ebenfalls Mitglieder der fürſtbiſchöflichen Kapelle. Der Vater war noch außer Hauſe beſchäftigt, und der kleine dreijährige Wolfgang, dem die Zeit ſchon zu lange wurde, lief in jener Unruhe und Aufregung, worin lebhafte Kinder durch alles Außergewöhnliche ſo leicht verſetzt werden, zwiſchen Mutter und Schweſter hin und her, indem er unermüdlich fragte: „Kommt denn der Papa noch nicht, wann kommt denn der Papa?“ — Dabei verrückte er, zum großen Verdruß der Schweſter, immer wieder die ſchon zurecht geſtellten Stühle, oder wälzte ſich auf dem Boden, wobei die guten Kleider und die ſauber gekämmten Haare Gefahr liefen, in Unordnung zu gerathen. Auf jede ernſte Zurechtweiſung aber erwiderte er immer: „Haſt Du mich lieb?“ „„Ja, aber nur wenn Du brav und ruhig biſt““ — war die Antwort.

„Ich bin ja gewiß brav“, — erwiderte der Kleine faſt weinerlich, und ſummte, auf einem Stuhl knieend und das Näschen an's Fenſter gedrückt, leiſe das Verschen vor ſich hin, das ihm die Mutter zum heutigen Feſte gelehrt hatte.

Es war eine Eigenthümlichkeit des ſonſt ſo lebhaften, munteren Knaben, — deren Mehrere, die ihn als Kind gekannt haben, erwähnen, — daß er wohl manchen Tag 20 bis 30 mal, und zwar oft mitten im Spielen, die Perſonen, die ihn umgaben, fragte: „Haſt Du mich lieb?“ Wenn dieß nun Jemand ſcherzweiſe verneinte, ſo traten ihm jedesmal die Thränen in die Augen, und er fragte immer wieder, bis er ein Ja erhielt.

Endlich vernahm man die Tritte des Vaters auf der Treppe; Mutter und Kinder empfingen ihn mit ihren Glückwünſchen, die er, mit der ihm eigenen Würde entgegennahm. Nannerl überreichte ihm eine Geldbörſe, die ſie für ihn geſtrickt, und Wolfgang recitirte ſein Verschen nicht nur fehlerlos, ſondern mit ſo viel Ausdruck und Verſtändniß, daß Alles in Erſtaunen gerieth. Auch die beiden Gäſte waren inzwiſchen gekommen, und man ſetzte ſich zu Tiſche. Die feſtliche Stimmung, in welcher dieß geſchah, machte bald einer allgemeinen Heiterkeit Platz. Dazu trug weſentlich eine ſo ehrenvolle als unerwartete Auszeichnung bei, welche Leopold Mozart vor Kurzem zu Theil geworden war.

In einer Zuschrift aus Berlin wurde ihm gemeldet, daß er in Anerkennung seiner Verdienste um die Musik, welche er sich namentlich durch seine Violinschule erworben, zum Ehrenmitglied der ersten dort bestehenden musikalischen Gesellschaft ernannt worden. Zugleich war erwähnt, daß sein Werk bereits in drei Sprachen übersetzt sei.

Man sprach viel über Musik, über die Freude und den Trost, welchen sie den Menschen in allen Lebenslagen gewährt, und wie viel Jene entbehren, welchen der Sinn dafür versagt ist.

„Ja wahrlich," sprach Mozart, „die Kunst ist ein Segen, eine Himmelsgabe, für die ich dem lieben Gott täglich aus warmem Herzen danke. Meine Violine ist mir ein gar lieber, treuer Freund, der mit mir jubelt, wenn ich glücklich bin, und mich tröstet, wenn Leid und Kummer auf mir lastet. Die edle Kunst soll leben!" rief er, sein Glas erhebend.

„„Ja sie lebe hoch!"" stimmten die Gäste ein; „„aber auch Ihr, Freund Mozart sollt leben, lange, lange noch, für die Kunst, für Eure Freunde, und vor Allem für Eure Familie."" —

Der sonst so ruhig ernste Mann war sichtlich bewegt; er reichte den Freunden die Hand, und küßte Frau und Kinder.

„Nur diese Zwei sind mir von sieben Kindern geblieben" sprach er; „ob wohl ein Bischen musikalisches Talent in ihnen steckt? das könnte mir große Freude machen."

„„Ei warum denn nicht?"" versetzte treuherzig die Mutter. „Beide Kinder haben recht viel Sinn für Musik; versuche es nur einmal; Nannerl ist jetzt sieben Jahre alt, Du hast schon öfters davon gesprochen, mit ihr den Klavierunterricht zu beginnen.""

„Ach ja Papa," sprach die Kleine, „ich bitte Dich, probire es, ich will gewiß recht fleißig und aufmerksam sein."

„Gut," sprach der Vater „heute Abend noch, wie ich heimkomme, wollen wir's versuchen zur Belohnung dafür, daß Du heute Deine Sache so gut gemacht hast."

„„Aber ich auch,"" rief der kleine Wolfgang, indem er auf des Vaters Schoos kletterte.

„Ja freilich Du auch" sagte der Vater und küßte ihn.

Mozart und seine beiden Gäste hatten Nachmittags noch in der Kirche zu thun und auch die Mutter ging mit den Kindern hinein. Als sie gegen

Abend heimkehrten, legte der Vater nur Hut und Mantel ab, öffnete das Klavier, und rief sein Töchterchen herbei, um seinem Versprechen gemäß mit dem Unterricht zu beginnen und ein kleines Stückchen zu lehren. Das Mädchen war ganz Aug und Ohr und zeigte sich sehr gelehrig. Mit unverkennbarem Vergnügen ruhte des Vaters Blick auf ihr; sein vorhin ausgesprochener Wunsch schien sich wirklich an ihr zu erfüllen. Aber er bemerkte nicht, wie dicht neben der Schwester der kleine Wolfgang die Händchen auf dem Rücken in einander gelegt, unbeweglich dastand. Seine großen blauen Augen leuchteten, sein Gesichtchen glühte, und sein kleiner Mund bewegte sich, als ob er die Töne, die er vernahm, wiederholen wollte. Seine Blicke folgten den Fingern der Schwester, er schien alles Uebrige vergessen zu haben, und stand regungslos die ganze Stunde am Klavier, während er sonst kaum fünf Minuten ruhig zu erhalten war. Als aber der Vater aufstand, ergriff er seine Hand, und rief: „Papa, das kann ich auch." —

„„Ja natürlich"", erwiderte dieser lachend, indem er den Knaben beim Kopf faßte; „„Du mußt nun vor allem noch ein gutes Stück wachsen, damit Du erst über das Klavier hinaus sehen kannst, dann wollen wir's auch miteinander probiren.""

Der Vater nahm in seinem Lehnstuhl Platz, zündete seine Pfeife an und las die Zeitung; die Mutter nähte und Nannerl holte ihr Spinnrädchen herbei, um ihre Aufgabe zu vollenden, mit der sie heute wegen der Vorbereitungen zum Feste noch im Rückstande war.

Wolfgang schlich sich indessen an's Klavier und probirte mit seinen kleinen Fingerchen, anfangs ganz leise, bis er erst einige Terzen zusammengefunden und angeschlagen hatte, was ihn, wegen des Wohlklangs höchlich entzückte. Allmälig aber suchte er sich wirklich eines der kleinen Uebungs-Stücke zusammen, welches die Schwester gespielt, und rief dann triumphirend: „Hörst Du Papa, ich kann es auch," — indem er es ein zweitesmal ganz richtig spielte.

Starr und stumm vor Erstaunen ließ der Vater die Zeitung aus der Hand und die Pfeife aus dem Munde fallen und hörte seinem Söhnchen zu. Dann nahm er ihn auf den Arm, küßte ihn, und rief: „Ja Wolferl ja, Du wirst ein Musiker, das kann sich gar nicht fehlen, Du wirst ein Musiker!" — „Mutter," sprach er dann, zu seiner Frau gewendet, „das ist ein Geburtstag-Geschenk, wofür wir dem lieben Gott gar nicht genug danken können." — Vater Mozart pflegte jeden Abend vor dem Schlafengehen den kleinen Wolf-

gang auf einen Stuhl zu ſtellen und indem er ihm die Händchen faltete, ihm ſein kleines Nachtgebetlein ſelbſt vorzuſprechen. Heute geſchah dieß mit beſonderer Weihe; bewegt ſprach er die einfachen Worte, und legte dann die Hände auf des Kindes Haupt. Der Kleine war müde und ſchläfrig; mit halbgeſchloſſenen Augen küßte er Vater und Mutter, und ſtammelte mit halber Stimme ſein: „Gut' Nacht lieber Papa, gut' Nacht liebe Mama." — Kaum hatte ihn die Mutter ausgekleidet und in's Bett gelegt, ſo ſchlief er auch ſchon feſt und ſanft. Der Vater aber ſtand lange noch gedankenvoll am Bette ſeines Lieblings; ſeine Blicke ruhten auf dem blühenden Geſichtchen, das, verklärt von dem Frieden kindlicher Unſchuld, gar lieblich anzuſchauen war. Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß dieſem zarten Kinde der Keim einer ſeltenen, wunderbaren Begabung innewohne, war er es nicht minder von dem Gedanken, welche große Aufgabe, welche ernſte Verpflichtung ihm ſelbſt, als Vater, daraus erwachſen würde. Er kniete nieder, und betete aus ganzer Seele: „Allgütiger Gott, Du haſt meinem lieben Kinde und mir in ihm ein großes Gnadengeſchenk verliehen. Gib uns auch Deinen Segen dazu, daß es ihm zum Heile gereiche und er es nie mißbrauche. Sei auch mit mir, damit ich ſtets thue nach Deinem Willen; ich gelobe Dir in dieſer Stunde, alle meine Kräfte, mein ganzes Ich, der Pflege dieſes Kleinodes zu widmen, das Du mir anvertraut haſt." —

Von nun an durfte Wolfgang ſo viele Zeit am Klavier zubringen, als er wollte. Der Vater fing, gleichſam ſpielend, an, ihn einige kleine Stücke zu lehren. Waren es kürzere, ſo genügte ihm eine halbe Stunde, für größere eine Stunde, um es ſo vollkommen einzuſtudiren, daß er es mit der größten Präziſion und ganz richtig im Takte vortrug. Bald componirte er ſelbſt Menuette und dergleichen, die er dem Vater vorſpielte, und welche dieſer dann aufſchrieb. *)

Wolfgang war von dieſer Zeit an merkwürdig verändert; ſeine ungeſtüme Lebhaftigkeit und ſeine große Freude an kindiſchen Spielen, über die er ſonſt Eſſen und Trinken vergaß, nahmen plötzlich ab; er ſaß Stunden lang am Klavier, mit einem ſo ernſthaften Geſichtchen, daß die Bekannten, welche ihn ſahen, oft für ſein Aufkommen beſorgt waren. Man durfte ihn dann durch

*) Es exiſtirt ein ganzes Heft, mehr als 20 Stücke enthaltend, welche Mozart in ſeinem fünften Jahre componirt hat.

keinen Scherz ſtören, ſo gerne er ſonſt ſelber Späße machte; überhaupt ſchien der Knabe gar nicht mehr ohne Muſik leben zu können; ſie war das Element, das ſein ganzes Weſen erfüllte. Wenn er ſpielte, mußte Muſik dabei ſein; wenn er ſeine Spielſachen von einem Zimmer in's andre, oder in den Hof hinab trug, geſchah dieß nur mit Muſik-Begleitung, je nachdem er allein oder mit Andern war. Entweder wurde ein Marſch geſungen, oder wenn Jemand ihm ſeine Spielſachen trug, dann ſpielte er einen ſolchen auf einer Kinder-Geige, die er an ſeinem vierten Geburtstage zum Geſchenk erhalten hatte.

Inzwiſchen machte Wolfgang ſolche Rieſen-Fortſchritte in der Muſik, daß ſein Vater ſelbſt, ſowie die Freunde des Hauſes, die an Entwicklung dieſes ſo außergewöhnlichen Genie's den wärmſten Antheil nahmen, immer wieder neuerdings in Erſtaunen geriethen. Bald ſpielte der noch nicht 5jährige Knabe Alles, was er nur einmal gehört hatte, auswendig auf dem Klavier nach; die ſchwierigſten Stellen überwand er mit Leichtigkeit.

Aber nicht nur in der Muſik, ſondern in Allem, was man ihn lehrte, zeichnete ſich Wolfgang aus. Ein beſonderes Talent zeigte er zum Rechnen, was er denn auch mit ſolchem Eifer betrieb, daß nicht ſelten die Tiſche und Wände, die Stühle und der Fußboden voll Ziffern mit weißer Kreide überſchrieben waren. Sein Gedächtniß war faſt ſo außergewöhnlich, wie ſein Muſiktalent, und nicht ſelten ſetzte er durch merkwürdige Proben, die er davon ablegte, ſeine Umgebung in Erſtaunen.

Der Vater, welchen dieſe unnatürlich raſche Entwicklung bei aller Freude doch oft beunruhigte, ſuchte den Knaben darum mehr zurückzuhalten, als anzutreiben, und ging daher nicht auf deſſen Begehren ein, ihn ſchon die Regeln der Compoſition zu lehren. —

Eines Nachmittags, als er mit ſeinem Freunde Andreas Schachtner aus der Kirche heimkehrte, wo Beide Dienſt gehabt hatten, fanden ſie, in's Zimmer tretend, den kleinen Wolfgang auf einem Seſſel ſtehend, an des Vaters Schreibtiſch ein Notenblatt vor ſich liegend, die Feder in der Hand und über und über mit Tinte beſchmiert.

„Ja Wolfgang, was machſt denn Du da?“ fragte der Vater.

„„Ein Klavier-Conzert; der erſte Theil iſt ſchon gleich fertig““ —

„Laß ſehen, das wird was Schönes ſein.“

„„Ach nein Papa, es iſt ja noch nicht fertig.““

Der Vater nahm es ihm weg, und brach in lautes Lachen aus. „Ei, das ſieht ja aus, wie das ſchwarze Meer“, rief er.

Wolfgang hatte nämlich jedesmal die Feder bis auf den Boden des Tintenfaſſes eingetaucht, und darum faſt ebenſoviel Kleckſe als Noten auf's Papier gebracht. Das machte ihm viel Verdruß, dennoch ließ er ſich in ſeiner Arbeit nicht ſtören. Aergerlich wiſchte er mit der flachen Hand die Flecken ab, ſo daß allmälig das ganze Papier mit lang gezogenen, grauen Streifen bedeckt war; bald wollten die Noten ſich gar nicht mehr leſerlich davon abheben, und nun kamen noch die Thränen dazu, welche dieſe Schwierigkeit dem kleinen Componiſten auspreßte; welches Ausſehen dabei das Notenblatt und der Schreiber bekamen, kann ſich wohl Jedermann ſelbſt vorſtellen. Schachtner, der den Knaben beſonders zärtlich liebte, nahm ihn auf den Arm und trug ihn lachend vor den Spiegel. Da trat der Vater an ihn heran, und ihm das beſchmierte Notenblatt hinreichend, rief er, mit dem Ausdruck der Freude und Bewunderung, während Thränen über ſeine Wangen rollten: „Sehen Sie nur Schachtner, wie das alles richtig und regelmäßig geſetzt iſt! Nur iſt's nicht zu brauchen, weil es ſo ſchwer iſt, daß es kein Menſch zu ſpielen im Stande wäre.“

„„Ja d'rum iſt's auch ein Konzert,““ fiel Wolfgang ganz ernſt ein; „„man muß es eben ſo lange üben, bis es geht.““ —

Er ging nun an's Klavier und fing an, ſein Werk vorzutragen. Zwar glückten ihm die übermäßig ſchwierigen Stellen auch nicht, doch brachte er ſo viel heraus, daß es ſeinen Zuhörern vollkommen klar wurde, wie er ſich das Ganze gedacht. Das Konzert war aber für das ganze Orcheſter, mit Trompeten und Pauken geſetzt. *)

Nach Ablauf eines Jahres hatten die beiden Kinder ſo große Fortſchritte im Klavierſpielen gemacht, daß ſie wirklich Außerordentliches leiſteten. Der Vater hielt es nun für angemeſſen, mit ihnen eine Kunſtreiſe zu unternehmen. Anna Maria war im elften, Wolfgang eben 6 Jahre alt, als Vater Mozart mit ihnen beiden im Frühling des Jahres 1762 die erſte Reiſe antrat, deren Ziel unſer liebes München war. (Fortſetzung folgt.)

---

*) Wörtlich nach Schachtners Aufzeichnung.

Onkel Eduard.

Erzählung von C. Caleſius.

I.

Der Herbſt iſt wieder da! Wohl iſt er nicht ſo prächtig, glänzend, duftig wie Frühling und Sommer; aber lieblich, mild, voll Gottes Segen. Der Malerkunſt wohl erfahren, taucht er ſeinen Pinſel in glühend Roth, oder klarer Goldton bezeichnet damit Blatt um Blatt und ſchreibt darauf in unſichtbaren Lettern eine gar ernſte Mahnung über die Vergänglichkeit alles Irdiſchen.

Wie lieblich glänzen die Fenſter der fernen Häuſer des Dorfes im Abendgolde. Immer tiefer färbt ſich das Blau des Himmels. Ein feuriges Abendroth glüht über der herbſtlichen Landſchaft; bald ſteigt der weiße Nebel aus den feuchten Moor- und Wieſengründen auf, die Nachtluft weht kalt, die Blumen ſind ihrer Mehrzahl nach verblüht; ihr ſüßer Duft erfüllt den Garten nicht mehr; doch fehlen die letzten Gaben der ſchönen Blumenzeit nicht ganz. Da und dort glänzt noch eine Mohnblume, rankt eine blaue Wicke, nickt vom Herbſtwinde bewegt, eine Todtenblume, ſelbſt eine verſpätete Paſſionsblume blüht einſam noch am mütterlichen Stocke, der uns in dieſem Jahre das Schauſpiel bot, daß dieſes Kind einer wärmeren Heimath — meiner engliſchen Heimath — ſich auch im Bayerlande nicht nur zu einer ſtattlichen Höhe erſchwingen, ſondern auch durch eine Unzahl von Blüthen das Auge erfreuen kann. Wie oft gedenke ich, ſinnend vor dieſem Prachtexemplare ſtehend, der Fluren meines geliebten Vaterlandes, erinnere mich der zahlloſen Accacien, der prachtvollen Hortenſien, der wunderſchönen Pyroeanthus mit ihren ſcharlachrothen Beeren. Dann weidet ſich meine Phantaſie wieder an jenen ehrwürdigen Eichen und hoch emporſtrebenden Buchen, deren leichte Aeſte ſich zu einem reichen Laubdache wölbend, gar oft Zeugen unſerer lauten Spiele und ſtillen Beſchäftigungen waren; denn in unſern ausgedehnten Beſitzungen fand ſich wohl mehr als ein Platz, wo die Buchen grüne Hallen, lange Schattengänge bildeten.

Dieſer liebliche Anblick iſt nun in weite, weite Ferne gerückt. Statt jenem wohlthuenden Grün erblickt mein ſpähendes Auge den geraden Gegenſatz in der düſtern, ſtarren, wie trauernd ihre Zweige ſenkenden Tanne, die jedoch milder erſcheint im Abendgolde, im Mondlichte von feuchtem Nebelglanze umwoben, und es gefällt mir, was ein deutſcher Naturforſcher ſagt, daß nämlich

„Majeſtät und Schwermuth ſich mit einem Zuge kühlen Trotzes in dieſem Baume miſchen.“

Maleriſcher erſcheinen mir die zwar noch tiefer dunklen Föhren, deren Aeſte ſich in Wellenlinien ſchirmartig auswärts ſchlingen. Doch! — was ſpreche ich auch von der Gegenwart? Ich habe mir ja einen Blick in die Vergangenheit zur Aufgabe geſtellt — und der Schauplatz, auf welchem meine Erzählung in Scene geſetzt wurde, iſt in weiter, weiter Ferne, und auch der Zeitraum, der zwiſchen heute und meinem ſiebenten oder achten Jahre liegt, iſt kein ſonderlich geringer, obſchon es mich däucht, es wäre Alles geſtern, oder doch in den jüngſt verfloſſenen Tagen geſchehen.

Es mochte im Herbſte 1840 geweſen ſein, daß das großväterliche Schloß, welches ich mit ſo vielen Gefährten meine traute „Heimath“ nannte, ganz ungewöhnlich ſtark von Gäſten aus Nah und Fern beſucht war. Da es in der Familie ſelbſt, ſo wie unter den Beſuchenden nicht an Kindern fehlte, ſo war damit ſchon für Lebhaftigkeit und Tumult geſorgt. Unter Anderm befand ſich unter den Damen eine junge Wittwe, die ihr einziges Töchterlein Nellie, welche in ganz gleichem Alter mit mir ſtand, bei ſich hatte. Dieſe Altersgleichheit, ſowie auch eine gewiſſe Aehnlichkeit in unſern Neigungen, machte uns bald zu innigen Freundinen und ließ mich auf die Unannehmlichkeiten vergeſſen, welche in der Regel die Beſuche für uns Kinder brachten, denn ſo lange dieſe währten, durften wir zu unſerm größten Schmerze nicht mit den Großeltern ſpeiſen, und der zweite, noch größere Kummer war, daß wir nicht ſo viel bei ihnen ſein konnten, als es ſonſt zu geſchehen pflegte. Nur gegen 5 Uhr Nachmittags, wo ſich Großpapa in ſein Ankleidezimmer zurückzog, um Toilette zu machen für das Diner, welches um ½ 7 Uhr ſtatt hatte, durften wir ihn mit unſerm Beſuche beehren, und gewöhnlich ward ſeine ſogenannte „ruhige“ Stunde in eine recht lärmende umgewandelt; denn kaum wurden wir gewahr, daß er ſich im Zimmer befinde, ward ſofort von dem jungen Volke die Thüre belagert und das Sturmlaufen ſchließlich ſo arg getrieben, daß die Kapitulation auf Gnade und Ungnade erfolgen mußte. Der liebe, arme Großpapa! was hatte er nicht Alles von uns, ſeinen Lieblingen, zu erdulden! Kaum war die Feſtung genommen, hingen ihm die Einen am Halſe, die andern kletterten den Armſtuhl hinan, oder ſuchten ihm auf dieſe oder jene Weiſe beizukommen. Trotz alledem ſchien er nie in die geringſte Ungeduld zu verfallen, im Gegentheile,

er hatte sich schon vorher immer mit willkommener Beute, in Gestalt von Bonbons u. dgl. versehen, damit er seinen kleinen Drängern das Böse mit Gutem vergelten könnte; theils aber that er dieses deßhalb, um einen Waffen- d. h. Lärmstillstand für die gute Großmama zu erwirken, welche eben diese Stunde im anstoßenden Zimmer mit Lesen oder einer andern stillen Beschäftigung zubringen wollte. Aber auch sie erfreute sich selten der gewünschten Ruhe, denn gar oft geschah es, daß sie in Folge allzu lauten Gelächters von unserer Seite sich unter die Thüre stellte, welche die beiden Zimmer verband, mit erhobenem Zeigefinger uns zur Ruhe verwies und etwa zu Großpapa gewendet sagte: „O Großpapa, ist das Deine „ruhige Stunde?“ Als Antwort folgte gewöhnlich ein Sturmlauf auf Großmama, und ob mit oder ohne ihren Willen, fand sie sich inmitten des rührigen Häufleins an Großpapas Seite, der auf ihre Vorstellungen gewöhnlich erwiderte: „Sieh, meine Liebe, die Kinder sind eben gekommen, und da muß ich sie ja doch ein bischen unterhalten, morgen wird es besser werden!“ Großmama wußte nur zu gut, daß die Liebe zu uns auch ihre schwache Seite sei, darum ließ sie es dabei bewenden und theilte mit dem Großvater die „stille Stunde.“ Wenn jedoch Großpapa wußte oder sah, daß Großmama unter dem Drucke von Kopfschmerzen, deren sie sehr unterworfen war, litt, so wußte er uns durch seine anmuthigen Erzählungen in Ruhe zu erhalten. Besonders gerne hörten wir die Anekdoten und lustigen Streiche aus seinem eigenen Jugendleben, und so oft er sie uns auch schon erzählt hatte, wir hörten doch immer wieder mit neuer Lust davon reden; besonders oft lenkten wir die Sprache auf unsern Onkel Eduard, dessen Geschichte uns wie ein Märchen klang.

Dieser Onkel Eduard war Großmamas Schwestersohn, der schon sehr frühe Doppelwaise wurde, weßhalb er mit seinen beiden Brüdern unter Großpapas Vormundschaft kam, wo er mit dessen Kindern gleiche Erziehung genoß. Sein Portrait hing im Speisesaale. Es stellte ihn als einen sehr schönen Knaben von zwölf Jahren vor, aus dessen Hand eben ein junges Pferdchen frißt. Stundenlang schon hatten wir dieses Bild betrachtet und die verschiedensten Fragen und Bemerkungen darüber aufgeworfen. Ueber seine Lebensgeschichte schien ein romantischer Schleier gebreitet. Er war der Liebling Aller, besonders des Großpapas, aber unglücklicher Weise ward er schon von seiner ersten Kindheit an so verzogen, daß Niemand mit ihm zurechtkommen konnte. Wie ein wildes Pferdchen wollte er durchaus keinen Zügel dulden und keinen

Widerſpruch ertragen. In Folge ſolch unglücklicher Gemüthsart, die er auf keine Weiſe bekämpfen wollte, wurde er allmälig ſich und Anderen zur Laſt. Noch hatte er ſein vierzehntes Jahr nicht erreicht, als er, nach einer wohl verdienten Zurechtweiſung von Seite des Großpapas heimlicher Weiſe und in der Stille der Nacht die Flucht ergriff; trotz aller Nachforſchungen ward nie eine Spur von ihm entdeckt. Großpapa hatte lange gehofft, daß der leichtſinnige Junge von ſelbſt wieder zurückkehre, allein da bereits ein Zeitraum von 15 Jahren verfloßen war, ſchwand die Ausſicht, den „verlornen Sohn“ je wieder zu finden. Wir Kleinen waren allerdings anderer Meinung. Dieſe Erzählung, ſo oft wir ſie uns wiederholen ließen und ſelbſt wiederholten, gab uns immer neuen Stoff zu dem Aufbau der reizendſten Luftſchlößer, und es war uns eine ausgemachte Sache, daß er, wenn nicht als König mit reichem Gefolge, ſo doch als irgend ein Prinz in wunderbar ſchönem Aufputze zurückkehren und uns nicht bloß an ſeinen Reichthümern werde Theil nehmen laſſen, ſondern uns überdieß — und das war uns die Hauptſache — eine Menge abentheuerlicher Geſchichten werde zu erzählen wiſſen. Nellie, meine kleine Freundin, hatte noch mehr Intereſſe für derlei Dinge, weil ſie ihr noch neu waren; darum geſchah es zuweilen, daß ſie ſich in ihrem Eifer oder ihrer Wißbegierde ſo weit vergaß, Mund und Augen aufzuſperren, um ja kein Wort von den Lippen des Sprechers zu verlieren. Sobald das erſte Zeichen zum Diner gegeben ward, mußten wir uns zum „Thee“ verfügen und die beiden Alten beſorgten ihre Toilette für den Abend. — Um doch wenigſtens noch eine Freude zu haben, durften wir Mädchen zu guter Letzt einen Blick in Großmamas Schmuckkäſtchen thun, die uns als wahre Schatzkammern erſchienen, und erſt dann gings im Galopp zum Nachtmahle — „Thee“ — genannt. Glücklich die Gäſte, wenn ſie ſolchen Appetit zu Tiſche brachten, wie jener war, womit der liebe Gott uns geſegnet hatte. Wenn ich das Wort „Thee“ ſchon ein paar mal erwähnte, muß ich nachträglich bemerken, daß der Ausdruck ein durchaus unrichtiger iſt, indem das berühmte und beliebte Getränk gar nicht auf dem Kinder-Speiſezettel ſtand, weil man erachtete, daß die Geſundheit darunter leiden könnte. Statt dem Theekeſſel erſchien alſo täglich ein koloſſaler Milchtopf in obligater Begleitung von Porzellan-Geſchirren, die mit Honig, Marmalade, Früchten ꝛc. gefüllt waren. Fleiſch gehörte nicht zu unſern Lieblingsſpeiſen, darum wurden wir auch damit verſchont, deſto beſſer mundeten uns ſüßer Rahm und Käſe — beſonders der ſog. „Donner und Blitz.“ Das iſt ein

Schnitten altgebackenes Weißbrod mit einer Lage süßen Rahmes, der bereits halb in Butter übergegangen ist, das Ganze überstrichen mit Syrup. Dieses gehörte aber nicht zu den Alltagsspeisen, war vielmehr eine Rarität und deßhalb um so willkommener. Nach Vollendung der Mahlzeit wurden wir für die Abendgesellschaft angekleidet, denn sobald der dritte Gang der Speisen von der Tafel abgetragen wurde, erhielten wir Kinder Zutritt in den Saal, mußten uns jedoch mit den Damen wieder entfernen, ehe der schwarze Kaffee aufgetragen wurde, denn auch dieser gehörte für uns zu jenen Trauben, die nur sauer sind, weil sie zu hoch hängen. Um 8 Uhr mußten die Kleinen zu Bette wandern, die etwas Größeren eine halbe Stunde später und andere, noch etwa ein paar Frühling mehr zählende, durften (o des Glückes!) bis 9 Uhr der Unterhaltung genießen.

Eines Nachmittags — es war im Monat September — waren wir wie gewöhnlich in der „ruhigen" Stunde bei Großpapa und hatten uns die Geschichte vom verschwundenen Onkel wiederholen lassen. Dem armen Erzähler mußte sie wohl recht langweilig und abgeschmackt vorkommen, und heute ließ er sich dieses mehr als sonst gewöhnlich anmerken. Wir ließen uns dadurch aber nicht stören, machten unsere Bemerkungen und Vergleichungen ließen unserer Phantasie freien Lauf und diese malte uns in grellen Farben die Bilder von Schiffbrüchen, Seeräubern und Schlachten vor, wie wir die Schilderungen in Büchern gelesen, und in Bildern geschaut; aber wohlgemerkt, Onkel Eduard spielte überall eine hervorragende Rolle. Nur ungerne hörten wir den Ruf der Kindsfrau, die uns an die Mahlzeit und die darauffolgende Toilette erinnerte.

Da ich damals noch gar wenig von dem Werthe der Selbstverläugnung und Ueberwindung kannte, so gab ich mir auch eben nicht sonderlich viel Mühe, meinen Unwillen zu verbergen, und ging deßhalb etwas trägen Schrittes und schmollend in das Kindszimmer. Kaum war hier das Nöthigste abgethan, als ich schon wieder fortlief, um Nellie aufzusuchen, die ich auch bald am offenen Fenster stehend traf, welches eine liebliche Aussicht gewährte. Nur kurze Zeit hatte ich ihr hier Gesellschaft geleistet, als wir die frohen Stimmen der Dorfkinder hörten, die außerhalb der Umfriedung des Hofraumes spielten. — „Lillie!" flüsterte mir die kleine Freundin — jetzt aber Verführerin — zu. „Lillie" wie wäre es denn, wenn wir auch zu ihnen hinausgingen, wir können ja wieder hereinkommen, wenn es Zeit ist zur Abendgesellschaft." — „Ich glaube, wir dürfen

nicht"; antwortete Edith, die ältere Schweſter, welche ſich unterdeſſen angeſchloſſen hatte. „Das Gras iſt feucht und wir haben nur unbeſetzte Schuhe."

„Oh," entgegnete ich lebhaft, „wir brauchen ja nicht in das Gras zu gehen; auf dem Kieswege iſt's auch recht ſchön; übrigens wenn Du nicht mitgehen willſt, wollen wir Dich auch nicht dazu zwingen; aber thue uns den Gefallen und bleibe hier; wenn es Zeit iſt zur Abendunterhaltung, dann rufeſt Du uns, nicht wahr?"

„Gut!" antwortete Edith, „aber bleibt nicht zu lange, denn ich möchte nicht allein zur großen Geſellſchaft kommen." — Kaum nahm ich mir Zeit zu antworten; wir befanden uns auch ſchon im Laufe in's Freie. Das Gitterthor war in der Regel um dieſe Zeit verſchloſſen, heute aber hatte es ſich ebenſo gefügt, daß es zu ſchließen vergeſſen worden war, und ſo gelang es uns ohne viel Schwierigkeit, das Ziel unſerer Wünſche zu erreichen. Als wir in die Nähe des ſchon halbgeöffneten Thores kamen, ſchauten einige Kindergeſichtchen neugierig herein und warfen ſehnſuchtsvolle Blicke auf die Blumen, deren wir in reichſter Fülle beſaßen. Ihren Wunſch und ihre Sehnſucht bemerkend, fragte ich: „Möchtet Ihr etwa gerne Blumen"? und als ſie ſcheu nur mit dem Kopfe nickten, pflückte ich eine Handvoll und vertheilte ſie unter die kleinen Bittſteller, die mit großer Freude darnach langten. So war die Bekanntſchaft angeknüpft.

„Was ſpielt Ihr denn gerade?" war die nächſte Frage: „Wir haben Euch ſo fröhlich lachen hören, und möchten nun gerne ſehen, was Ihr für ein Spiel treibt." „Kommen Sie nur Fräulein!" lautete die Erwiderung und mit einem Satze war ich in ihrer Mitte. Allerdings mahnte die Stimme des Gewiſſens. Der gegenwärtige Fall ſtand nicht in der Rubrik derer, wozu wir entweder eine ausdrückliche oder ſtillſchweigende Erlaubniß hatten. Es war keineswegs Hochmuth von Seite der Großeltern, der uns von den Untergebenen ſo ferne hielt, im Gegentheile, wir wurden oft angewieſen, den Dürftigen zu Hilfe zu kommen durch Geld, Nahrungsmittel ꝛc. ꝛc.; wir durften ſelbſt unter Aufſicht die Familien Armer und Kranker aus unſerer Herrſchaft beſuchen, kannten viele bei Namen und es wurde uns nicht geduldet, mit vornehmer, großthueriſcher Miene auf Andere zu ſchauen; allein nichts deſtoweniger war uns jede Familiarität unterſagt; Spielgenoſſen durften wir uns überhaupt nicht nach Belieben wählen.

Daran erinnerte mich wohl mein noch kleines, aber doch ſchon klares Ge-

wiſſen, und hätte ich den Einſprechungen desſelben gehorcht, wäre ich nicht in die Gefahr gerathen, wie ſie die Folge zeigt.

Das Spiel begann. Es war luſtig, unterhaltlich; die Zeit flog in Sturmwindseile dahin; aus etlichen Minuten, die wir ihm zu widmen gedachten, wurden Viertelſtunden und wir hatten uns unterdeſſen mehr und mehr von der Heimath entfernt. Da erſcholl plötzlich ein mehrſtimmiger Schreckensruf: „Der Stier! der wilde Stier!“ Entſetzt ſtoben die Kinder nach allen Richtungen auseinander; ich wußte nicht nach welcher Seite mich wenden, und zum Unglücke war gerade ich der Gegenſtand, deſſen Erreichung das wüthende Thier zu beabſichtigen ſchien. Wahrſcheinlich hatte ich dieſe Ehre meinem Anzuge zu verdanken, denn ich trug ein weißes Kleidchen und eine hochrothe Schärpe. Mehrere Stimmen riefen mir zu, die Schärpe wegzuwerfen, allein mein Schrecken und meine Verwirrung waren zu groß, als daß ich ſo viel Beſinnung gehabt hätte, dem wohlgemeinten Zurufe Folge zu leiſten. Einen Augenblick blieb ich entſetzt ſtehen, dann begann ich auf's Neue die wilde Flucht — der wüthende Stier mir nach. Glücklicher Weiſe erreichte ich ein Gebüſch, welches mich für kurze Zeit dem Blicke des nachſetzenden Feindes entzog. Meine Angſt war ſo groß, daß ich mich durch Dornen und Buſchwerk arbeitete, immer vorwärts, vorwärts dringend, und Hinderniſſe überſchreitend, wie es nur mit Beihilfe des hl. Schutzengels möglich war. Ich weiß nicht, war es in Wirklichkeit, daß ich immer das Brüllen des Thieres hinter mir hörte, oder war es doch nur meine aufgeregte Phantaſie: kurz ich entſinne mich nur deſſen, daß ich, nachdem ich den Ausgang des Gebüſches erreicht hatte, ohnmächtig niederſank. Nach Kurzem wieder zum Bewußtſein gekommen, und mich einſam ſehend, lief ich wieder feldeinwärts und verlor mich in einen engen Fußpfad zwiſchen Hecken; allein je weiter ich lief, deſto mehr ſteigerte ſich meine Unruhe, denn ich merkte, daß ich mich nun wie in einem Labyrinthe von ſo ſchmalen Wegen befand, die, Gott weiß, welchen Ausgang hatten. Gleichzeitig fiel mir ein, daß dieſes jener Platz ſein könnte, den man — ob mit Recht oder Unrecht — als einen Lieblingsplatz von Zigeunern, Vagabunden und andern ſchlechten Geſindels bezeichnete. Ich wäre faſt vor Schrecken geſtorben, als ich mich im Dämmerlichte des Abends ſo einſam und allein an dieſer ſchauerlichen Stelle befand. In dieſer Angſt vergaß ich auf die erſte — den Stier. — Als ich ſeiner mich erinnerte, ſprang ich auf zu weiterer Flucht; allein übergroße Müdigkeit und Schmerz am Fuße, den ich

mir im Falle über einen Stein verletzt und verrenkt hatte, zwangen mich, den Plan aufzugeben. Weinend ſetzte ich mich wieder nieder; doch zum zweitenmale erhob ich mich, alle meine Kräfte ſammelnd, ſchleppte ich mich langſam fort, wie mir däuchte, in der Richtung gegen die Landſtraße; da es jedoch dunkler und dunkler wurde, ſo war ich weit entfernt, das angeſtrebte Ziel zu erreichen. Der Thränen hatte ich ſchon ſo viele vergoſſen, daß ſie faſt verſiegt waren; ich ſank in das Gras nieder und fing an, ernſtlich über meinen Ungehorſam, der mich in ſo peinliche Lage gebracht, nachzudenken. O wie herzlich bereute ich meinen Fehltritt, wie ſehnlich hätte ich gewünſcht, doch nie den verführeriſchen Lockungen gefolgt zu haben — und — dachte ich, wenn ich je wieder ſo glücklich ſein würde, nach Hauſe zu kommen, wie gut und gehorſam wollte ich von jetzt an ſein. Ach, nur noch einmal wenn ich den guten Großpapa, die Großmama ſehen könnte! Die geliebten Namen übten ſolchen Druck auf meine Bruſt, daß ich ſie in lautem Schrei hinaustönen ließ in die ſtille Nacht. Ich zitterte vor dem Echo meiner eigenen Stimme und ſchwieg. Wenn doch wenigſtens ein paar Sternchen am Himmel erſchienen wären! — auch dieſen Troſt entzogen mir die dichten Wolken, die ihren Waſſerüberfluß in Bälde über mich auszugießen drohten. Faſt beſinnungslos lehnte ich mich an einen Baumſtamm und ſchlief allmälig vor Uebermüdung ein. Wie kurz oder lang mein Schlummer gedauert, wüßte ich nicht anzugeben; doch das weiß ich, daß mich eine kräftige Hand ſachte aufhob, und eine Männerſtimme fragte im ſanften Tone: „Wer biſt Du denn, Du Kleine, und wie kamſt Du hieher?“ „O,“ antwortete ich, „der Stier iſt mir nachgelaufen, ich weiß ſelbſt nicht wie ich daher kam. Bitte tragen Sie mich heim, ich habe einen wehen Fuß und kann nicht gehen!“ — In dieſem Augenblicke kamen zwei Perſonen mit angezündeten Laternen und eine derſelben rief von Weitem: „Herr! uns iſt ein kleines Mädchen verloren gegangen, haben Sie es nicht geſehen?“

„Mary!“ (ich hatte die Stimme erkannt) rief ich zitternd vor Freude, „hier bin ich — bringe mich nach Hauſe.“

„Ich ritt den Fußpfad entlang“ — ſagte der Fremde, der mich zuerſt gefunden und noch in ſeinen Armen hielt, „als plötzlich mein Pferd ſich weigerte, weiter zu gehen; um die Urſache zu ergründen, ſtieg ich ab, und ſah eine kleine weiße Geſtalt an einen Baum gelehnt ſchlafen, es war dieß vor ein paar Minuten.“ Während dieſer Rede beleuchtete die Kindsfrau das Geſicht des Sprechenden und die Züge kamen ihr ſo bekannt vor, daß ſie endlich freudig

ausrief: „Mein Gott! Herr Eduard, Sie müſſen es ſein!“ Ich wurde ſofort auf den Boden niedergeſetzt, und Herr Eduard — es war wirklich der ſo lang vermißte Onkel — drückte und ſchüttelte meiner und ehedem auch ſeiner Kindsfrau in herzlicher Weiſe die Hand, und gab ihr auf jede Weiſe zu erkennen, wie ſehr es ihn freue, ſie wiederzuſehen. „Du kannteſt mich alſo noch, liebe, gute Mary!“ rief er.

„Sollte ich meinen Jungen nicht kennen? Habe ich ihn nicht in ſeinem zweiten Lebensjahre, als ſein Vater ſtarb, hieher gebracht und auferzogen und jetzt ſollte ich ihn nicht kennen? Wahrhaftig ich hätte meinen Eduard gekannt, wenn er mit weißen Haaren und gebückt am Stabe heimgekommen wäre. Aber, was Sie doch für ein ſtattlicher junger Mann geworden ſind! Und nun kommen Sie nur, unſern Herrn zu ſehen.“

„Ach meine Gute!“ antwortete der Onkel — „ich bin ſchon ſeit drei Wochen in der Nähe; jede Nacht reite ich heran bis zur lieben, alten Heimath; aber ich habe nicht den Muth, dem lieben Onkel vor das Angeſicht zu treten.“

„Was ſagen Sie da, Herr Eduard! Glauben Sie mir, der alte Onkel wird wieder jung, wenn er Sie in ſeine Arme ſchließen kann. Hat er doch immer ſo ſchmerzlich wegen Ihrer Abweſenheit getrauert.“

„Glauben Sie denn, daß er mir wirklich meinen Fehler verzeiht?“

„Ob ich es glaube? Ich weiß es gewiß. — Herr Eduard, Sie thun dem alten Herrn auf dieſe Weiſe ſehr Unrecht.“

Während dieſes Geſpräches ſaß ich in dem Graſe — ganz Aug und Ohr. Das wäre alſo wirklich Onkel Eduard?! In einem unbeſtimmten Gefühle kindlicher Freude ſtreckte ich ihm beide Arme entgegen und rief:

„Onkel Eduard, trage Du mich heim!“

„Ja, Herr Eduard,“ entgegnete die Frau, „das Kind hat ganz recht — bringen Sie ſelbes dem Großpapa zu, der über deſſen Verluſt ohnehin faſt außer ſich iſt, dann werden Sie ſehen, was er ſpricht. Sie haben gefehlt, junger Herr, verzeihen Sie, daß ich es ſage; nun müſſen Sie ſchon dieſe kleine Demüthigung auf ſich nehmen, es wird Sie aber nicht gereuen. Ich bin überzeugt, es würde dem alten Manne das Herz brechen, wenn er wüßte, daß Sie ſo nahe ſind und doch den Muth nicht haben, ſich vor ihm zu zeigen. Doch kommen Sie nur! —“

Ich ſchlang meine beiden Arme um des Onkels Hals und legte mein Köpfchen ſo vertraulich auf ſeine Schultern, als ob ich ihn mein Leben lang

gekannt hätte. Bald fing ich auch an, ihm die Geschichte zu erzählen, die ich aus Großpapas Munde von ihm, dem verlornen Onkel wußte; dabei fühlte ich, wie seine heißen Thränen auf meine bloßen Aermchen fielen, da er von den Beweisen liebender Erinnerung hörte, die ihm so treulich bewahrt wurde. So kamen wir fast unvermuthet zum großen Hofthore; Onkels wunderschönes Reitpferd folgte ihm wie ein Hündchen, zur freudigen Bewunderung des Stallknechts, welchen die Kindsfrau zu ihrer Begleitung mitgenommen, und der somit auch Zeuge der freudigen Ueberraschung war.

Noch jetzt immer erinnere ich mich der Wonne, welche ich empfand, als ich von des Onkels Armen sicher getragen die Lichter aus den Fenstern des Schlosses schimmern sah. Der größere Theil der Dienerschaft stand immer noch berathend, wie dem verlornen Kinde auf die Spur zu kommen sei, während dasselbe sich schon in ihrer nächsten Nähe befand. Und als sie den stattlichen Herrn mit seiner Last und die Kindsfrau mit der Laterne erscheinen sahen, riefen Alle wie aus einem Munde: „Sie ist gefunden! Sie ist gefunden!“ Dieser vielstimmige Ruf lockte sofort die Großeltern mit allen Gästen aus dem Zimmer; und o! der Freude dieses Wiedersehens, ich kann sie in meinem Leben nie vergessen. Die beiden „Entlaufenen“ wurden warm und herzlich bewillkommt und kein Vorwurf wurde laut als das Wort: „O Lillie, wie konntest Du!“ — Mir scheint aber, ich hatte diese so gelinde Rüge der allseitig so freudig begrüßten Rückkehr des Onkels zu verdanken. Uebrigens hatte mich der liebe Gott selbst für meinen Ungehorsam schon ziemlich gestraft — und ich nahm mir die Lection zu Herzen. Nellie hatte sich in der ersten Angst und Aufregung auch verlaufen, war aber glücklicher als ich, indem sie von einem unserer Förster aufgefunden und nach Hause gebracht wurde; nun bewillkommte sie mich mit hochgeschwollenen, rothgeweinten Augen. Als mich Onkel niedersetzte, fand es sich, daß ich nur auf Einem Fuße stehen konnte, den andern hatte ich mir, wie erwähnt, sehr verrenkt; nun sah er ganz entzündet aus, und der Schmerz war so groß, daß er mich mehrere Tage an das Sopha gefesselt hielt, die mir aber Onkel Eduard durch seine häufige Gegenwart sehr verkürzte und verschönerte, und es ist leicht zu errathen, daß ich die Erste war, ihn zu bitten, etwas von seinen Abenteuern zu erzählen, was er mir auch gerne gewährte, indem er mir, wie er sagte, mehr zu danken hätte, als ich ihm. Was er dem Großpapa unter vier Augen bekannte, weiß ich wohl nicht, nur so viel weiß ich, daß er von dem lieben väterlichen Freunde aufgenommen

wurde, wie nochmal der „verlorne Sohn", und das muthwillig zerrissene Band in Kurzem fest und innig geknüpft war. Ich gebe nun aus dem Gedächtniß wieder, was mir Onkel Eduard aus seiner Lebensgeschichte erzählte, die er mit den Worten einleitete: „O Lillie, meine Schlimmheit hat noch viel mehr bittere Früchte getragen, als die Deinige, und ich bin nicht so leichten Kaufes durchgekommen."

„Erzähle nur Alles, Alles vom Anfange bis zum Ende!" rief ich.

„Nun ja," antwortete Eduard „ich erfülle Deinen Willen mit dem Wunsche, daß Du lernen möchtest, aus fremdem Schaden Nutzen zu ziehen."

Den letzten Satz begriff ich allerdings noch wenig, darum nahm ich auch keine Notiz davon, sondern ging gleich auf die erwartete Erzählung über, indem ich fragte, wie es ihm gelungen sei, während der Nacht so unvermerkt aus dem Schlosse zu entweichen.

„Richtig," antwortete er lächelnd, „Du hast mir den Faden in die Hand gegeben, ich will somit gleich hier beginnen. Nachdem ich über das Unrecht, das ich mir zugefügt glaubte, einen großen Theil der Nacht in finstern, zornigen Gedanken zugebracht, verließ ich gegen drei Uhr Morgens das Bett, versah mich mit einem Bündelchen Kleider und Wäsche, nahm aus der Speisekammer, in welche ich mich auf den Zehen geschlichen hatte, etwas Brod und Fleisch; dann stieg ich, ohne mich um die weiteren Folgen zu kümmern, zu einem Fenster des Wohnzimmers hinaus und gelangte in den Garten.

Der Mond schien hell, aber doch nicht hell genug, um mir meine Thorheit im vollen, rechten Lichte zu zeigen. Glaubte ich doch wunder welch' heroische That ich verübe, wenn ich mich auf solche Weise der eingebildeten Tyrannei, in der ich schmachtete, entzöge. Nachdem ich mit Ueberwindung einiger Schwierigkeiten in das Freie gelangt war, lief ich eine Strecke und die nächste ging ich schnellen Schrittes, öfters scheu und furchtsam umsehend, ob niemand meine Flucht beeinträchtige oder gewahr werde. Mit Tages-Anbruch hatte ich das nächste Städtchen erreicht, da ich jedoch fürchtete, einem Bekannten zu begegnen, begab ich mich sogleich auf die Schiffswerfte, mischte mich unter die Matrosen, und erkundigte mich, ob ich nicht eine Anstellung, etwa als Kellner auf einem Schiffe, das zur Abfahrt nach Ceylon segelfertig war, erhalten könnte. Ich erreichte mein Ziel, um es später oft und bitter zu bereuen. Nicht ahnend, daß ich einem alt-adelichen Hause entstamme, behandelte man mich wie einen ganz gemeinen Burschen niederster Herkunft. Weit entfernt, nun mein eigner Herr

zu ſein, ſah ich mich gleichſam zum Bedienten Aller erniedrigt. Da gab es allerdings viele, viele bittere Stunden, und wenn ich mich vor Anderen auch der Thränen ſchämte, ſo floßen deren doch gar viele in ſtiller Nacht bei der Erinnerung an die liebe ſchöne Heimath, die ich ſo thöricht verließ, an den guten Onkel, dem mein Betragen ſo tiefen Kummer bereiten mußte. Jetzt erſchien mir Alles in ganz anderm Lichte; allein ich ſelbſt hatte mir meine traurige Lage geſchaffen und ich ſelbſt mußte die bittern Folgen tragen. In den düſterſten Stunden ſchmiedete ich neue Pläne. Meine Lage ſchien mir unerträglich — das Joch war mir zu ſchwer, darum ſuchte ich es durch eine zweite Flucht, die ich bald nach unſerer Ankunft in Ceylon bewerkſtelligte, abzuſchütteln. Da ich wußte, daß das Schiff in Kurzem nach einer andern entlegenen Station ſegeln werde, nahm ich mir vor, heimlicher Weiſe auf der Inſel zurückzubleiben und mir eine beſſere Beſchäftigung zu ſuchen. Gott ließ es zu, daß die Umſtände ſich meinen Wünſchen gemäß fügten; ich fand Gelegenheit, mich der Wachſamkeit der Vorgeſetzten zu entziehen, und machte mir das Vergnügen, unter andere Neugierige gemiſcht, dem in die See ſtechenden Schiffe nachzuſchauen. Gefühle eigener Art bemächtigten ſich meiner Seele — ein Gemiſch von Reue — Sehnſucht und Liebe nach den Theuren, die ich meinem Trotz und Hochmuth geopfert hatte. O wie gerne wäre ich auf den Flügeln des Windes in ihre Arme geflogen — wie gerne hätte ich mich reumüthig dem geliebten Onkel zu Füßen geworfen, um Verzeihung ihn angefleht. In meiner Angſt wendete ich mich an Gott. Ich bat ihn, mir doch zu helfen, mir für den Augenblick Obdach und Nahrung zu verſchaffen, und mich ſpäter in ſeiner Barmherzigkeit den Meinigen wieder zuzuführen. — Ich flehte nicht vergebens. Noch ſtand ich auf der nämlichen Stelle, träumeriſch in meinen Gedanken verloren, da klopfte mich ein ältlicher Herr auf die Schulter und ſagte in engliſcher Sprache: „Warum ſo betrübt?“ Ich ſchaute auf und wiederholte mechaniſch die Worte: „warum ſo betrübt?“ Ach, ich wußte es wohl, aber durfte ich mein Anliegen dem Fremden offenbaren? Forſchend blickte ich ihm in das Angeſicht, das mir ſehr gutmüthig und wohlwollend vorkam, und mir alle Furcht benahm, ein Geſtändniß — wenn auch noch kein ganz vollſtändiges, — abzulegen. Der Mann ſchien befriedigt und lud mich ein, ihm in ſeine Behauſung zu folgen. Ich that es um ſo williger, da dieſes Anerbieten mich der Sorge überhob, im Freien übernachten zu müſſen, wozu ich ob vollſtändigen Geldmangels gezwungen geweſen wäre. Nachdem ich eine kleine

Prüfung überstanden, die meinen Gönner vollends zufrieden gestellt zu haben schien, erklärte er mir, daß ich, wenn ich wollte, bei ihm bleiben und ihn in seinem Geschäfte unterstützen dürfte. Er war nämlich ein aus England übergesiedelter Kaufmann, der sich durch einen sehr einträglichen Handel mit Perlen ungemein bereichert hatte. Er betrieb auch die Perlenfischerei selbst, und dazu wollte er mich als Aufseher verwenden."

„Wie, Onkel! Du warst bei der Perlenfischerei? o erzähle, erzähle mir doch Alles ganz genau, was Du darüber weißt!!" —

„Ja, gutes Kind," antwortete Eduard, „ich war bei der Perlenfischerei, sie hat mich aber lange viele Thränenperlen gekostet; denn ich hatte sehr arges Heimweh und dachte nur immer daran, so viel Geld zusammenzubringen, daß ich die Heimreise unternehmen könnte."

„Aber," versetzte ich, „warum hast Du denn nicht an Großpapa geschrieben? der hat ja Geld genug und würde Dir eine Menge von seinen gelben Münzen geschickt haben?"

„Ich hatte nicht den Muth dazu," antwortete der Onkel.

„Die Perlenfischerei wird nicht das ganze Jahr betrieben, sondern nur in den Monaten Februar und März. Da ich also mein neues Amt nicht sofort antreten konnte, benützte ich den Zeitraum, der noch dazwischen lag, einestheils um mir die nöthigen Vorkenntnisse zu erwerben, anderntheils um meinen neuen Aufenthaltsort in Augenschein zu nehmen. Denn ein schöneres Plätzchen als Ceylon gibt es auf Gottes weiter Erde nicht mehr. Eine alte Tradition sagt, daß hier das Paradies gewesen wäre und die gegenwärtige Lieblichkeit noch schwache Spuren aus jener Zeit sein dürften. Im Süden der Insel liegt ein sehr hoher Berg, Adams-Pik geheißen, und die Sage läßt hier den Stammvater des Menschengeschlechts erschaffen und begraben worden sein. An einer Seite des Berges ist ein See, der aus den Thränen Evas, die sie 100 Jahre lang über den Tod Abels weinte, entstanden sein soll."

„O, ist denn dieses wahr? Hast Du Adams Grab gesehen?"

„Ich selbst glaube nicht daran," sagte Eduard, „doch kann ich es weder behaupten noch läugnen, denn ich habe mich nie darum bekümmert, indem ich derlei Forschungen unsern berühmten Männern überließ. Ich habe auch nie diesen Berg bestiegen, obgleich viele Fremde sich den Einheimischen anschließen, welche jedesmal am Neujahrstage die Pilgerfahrt dorthin machen. Uebrigens wundere ich mich gar nicht, daß solche Sagen über Ceylon entstanden, der

wie bereits erwähnt, eine solche Fülle von Naturschönheiten findet sich nirgends.

Mein neuer Gebieter behandelte mich überaus gütig, und hielt mich wie sein eigen Kind. Er erlaubte mir fast jeden Morgen einen mehrstündigen Ausgang in die Stadt Aripo, in deren nächster Nähe wir wohnten; da ich aber ein größerer Freund von Naturschönheiten, als des gedrängten und eingezwängten Stadtlebens war, zog ich es vor, in Gesellschaft eines Eingebornen, der ebenfalls bei meinem Wohlthäter im Dienste stand, die herrlichen Wälder zu durchstreifen. Ich sage die herrlichen Wälder, und der Ausdruck ist nicht übertrieben; denke Dir Palmen von 40 bis 100 Fuß und mehr noch mit ihren prachtvollen, federartigen Kronen, und dazwischen kolossale Büschel köstlicher Früchte. Nicht selten trifft es sich, daß eine Anzahl solcher Palmen durch Guirlanden der schönsten Lianen geziert sind, unter denen hier die in verschiedenen Schattirungen auftretenden Passifloras (Passionsblumen) eine hervorragende Rolle spielen. Dort winken verführerisch durch Farbe und Geruch die Granatäpfel, wie goldene Kugeln aus den zierlichen Formen ihrer dunkelgrünen Blätter leuchtend. Wohin der Fuß tritt, wohin das Auge sich wendet, Alles erscheint neu, fremdartig, durchaus verschieden von dem, was wir in der Heimath, selbst in Treibhäusern mit unsäglichen Mühen und Kosten gepflegt, sehen. Vögel, die in ihrem Gefieder den Glanz aller Edelsteine vereinigen, fliegen ungescheut ab und zu, und blenden fast das Auge durch den Strahlenglanz, den ihnen das Gold der Sonne verleiht. Wie aber Alles auf Erden seine Licht- und Schattenseite hat, so mußten wir zuweilen für das genossene Vergnügen eine Art Zeche bezahlen, die uns zwar durchaus nicht lieb war, uns aber keineswegs das Vergnügen unserer Spaziergänge ganz verleidete, denn die kleinen Quälgeister von denen ich Dir erzählen will, erscheinen zum Glücke meistens nur zur Regenzeit. Es sind Blutegel, so dünn wie eine Stecknadel, die sich mit beharrlicher Zähigkeit durch die Kleider bohren und verursachen, daß Menschen und Thiere vom Blute triefen. Man kann sich von diesen lästigen Thieren nur dadurch befreien, daß man ein Tröpfchen Citronensaft auf die Schuldigen träufelt und sie damit augenblicklich zwingt, von ihrer Tyrannei abzulassen.

Von unsern Ausflügen zurückgekehrt, fanden wir das Frühstück bereit. Nach Einnahme desselben unterrichtete mich mein Herr selbst in Allem, was sich auf mein neues Geschäft bezog. Als die zur Perlenfischerei günstige Zeit heranrückte, begann es in der Stadt, sowie in der ganzen Umgegend lebhaft

zu werden. Schien es mir doch, als wären alle Völker und Zungen vertreten. Man sah hier Chineſen und Malayen, Neger und Weiße aus faſt aller Herren Länder, Ruſſen und Franzoſen, Engländer, Deutſche, Polen, kurz wie geſagt, Vertreter aller Nationen fanden ſich hier zuſammen. Seit dem erſten Tage meines Aufenthaltes in Ceylon hatte ich mir Mühe gegeben, ſo viel als nur immer möglich von der Landesſprache zu erlernen, um meinem Herrn durch Mithilfe in Beaufſichtigung des Dienſtperſonals deſto nützlicher zu werden. Da mir das Erlernen fremder Sprachen ſtets eine angenehme Unterhaltung war, gelang es mir bald, mich den Einheimiſchen verſtändlich zu machen, was mir ſchon jetzt bei Ausrüſtung der Boote zum Behufe der Perlenfiſcherei zu ſtatten kam. Am erſten Februar war Alles in Bereitſchaft. Unter meiner Aufſicht ſtanden fünf verhältnißmäßig mehr lange als breite Boote, jedes mit einundzwanzig Perſonen bemannt, wovon zehn Ruderer, zehn Fiſcher und ein Aufſeher. Niemals werde ich die Nacht vergeſſen, wo ich gleichſam meine Probefahrt machte. Es war die Nacht vom letzten Januar. Punkt zwölf Uhr gaben mehrere Kanonenſchüſſe das Signal zur Abfahrt. Da wir eine ziemliche Strecke zurückgelegt hatten, und die Ruderer ihre Arbeit ſehr langſam und gemächlich betrieben, hatte ich Muße, die ganze Schönheit einer Nacht auf ſo geſegnetem Himmelſtriche zu bewundern und mich der Güte des Schöpfers zu freuen. Als wir den Hafen verließen, war der Ocean mit leichten Wölkchen bedeckt, und der weiße Schaum, von dem Lichte unſerer Fakeln beleuchtet, bot einen prachtvollen Anblick. Dazwiſchen ertönten Kanonendonner, der unharmoniſche Klang des Tam-tam (ein Lieblingsinſtrument der Indier), dann der wilde Durcheinander aller möglichen Sprachen und Stimmen. Die Beleuchtung dieſer Scene durch Fackeln und Harzpfannen bot ein Gemälde ſo ſchauerlich ſchön, daß kein Maler im Stande wäre, ein ſolches Genre-Bild naturgetreu darzuſtellen. Da eine ſo große Anzahl von Booten vorhanden war, lag es natürlich in unſerm Intereſſe, unſere fünf möglichſt nahe beiſammen zu halten. In dem größten derſelben befand ſich der Eigenthümer in Geſellſchaft eines Zauberers oder Haienbändigers."

„Ach Onkel, was iſt das?"

„Die Bai von Candatchy, in der wir fiſchen wollten, iſt beſonders reich an Haifiſchen, auch Meervielfraß genannt; dieſe ſind aber gefährliche Feinde der armen Perlenfiſcher, die ihnen nicht ſelten zur Beute werden, indem ſie ſelbe unter das Waſſer ziehen, verſtümmeln und verſchlingen. Einige dieſer

sogenannten Haienbändiger verstehen es in der That, gut mit diesen gefürchteten Feinden fertig zu werden; allein die armen Heiden scheinen förmlich unter dem Einfluße dieser Männer zu stehen, und schreiben ihnen eine weit größere Macht zu, als sie wirklich besitzen. Zuweilen bleiben sie am Ufer zurück, und in diesem Falle kommen sie schon des Morgens sehr früh und verrichten ihre Gebete unter mancherlei heidnischen Ceremonien. Hier verbleiben sie ohne Speise und Trank, bis das Boot wieder zurückkehrt; allein die meisten Taucher ziehen es vor, diese Männer auf ihrem Boote zu haben, und dann sitzen sie in ihre Kleidungsstücke ganz verwickelt auf dem Vordertheile, und murmeln ihre Zaubersprüche."

„Wie sonderbar dieses aussehen muß?"

„Allerdings, meine Liebe; allein sie geben uns eine ernste Mahnung, wie namentlich wir Christen auch fleißig beten, und dann auf unsern guten Gott vertrauen sollen. Leider vergessen wir dieses nur zu oft, und nicht selten werden laue Christen von diesen armen Heiden beschämt. Doch ich komme wieder auf meine Erzählung zurück. Ich habe bereits angegeben, daß unsere Boote verhältnißmäßig sehr lang und fest gebaut waren. Zu beiden Seiten befanden sich Maschinen zum Gebrauche für die Taucher. Dieser Apparat besteht zunächst aus einem Gerüste, an welches sie die sogenannten Taucherſteine hängen. Es sind dieß große rothe Steine, im Gewichte von 20 oder 25 Pfund, ungefähr wie Zuckerhüte geformt. An einer Seite des Bootes hängen — mit Ochsensehnen befestigt — drei solche Steine, an der andern zwei, und sie dienen dazu, das Hinunterfahren der Taucher zu beschleunigen. Ueberdies hängen auch noch Seile herab, an welchen ein Korb befestigt ist. So ruderten wir eine ziemliche Strecke, bis unser Pilot-Schiff in der Nähe der Perl-Auster-Bank Halt machte, den Anker warf und den Morgen erwartete. Mit dem ersten Sonnenstrahle, der sich in der Wasserfläche spiegelte, fiel ein Kanonenschuß, der die Aufforderung enthielt, die bestimmten Plätze einzunehmen. Sofort wand jedes Boot, und es waren gegen hundert, seinen Anker auf und begab sich an die bezeichnete Stelle. Etwas später, als das Wasser warm genug war, kündete ein Pistolenschuß den Beginn der Arbeit. Sogleich warfen die fünf Taucher ihre Kleider von sich, ergriffen die an den Maschinen befestigten Seile, setzten den rechten Fuß in eine Schlinge, die vermittelst des Seiles gebildet wurde, und welche die Stelle eines Steigbügels versah, den linken Fuß setzten sie auf den Korb, klammerten sich mit den Zehen daran fest, schlossen

die Naſenflügel mit einer Art Stahlzüngelchen, und glitten nun mit Blitzesſchnelle in die Tiefe des Meeres hinab. Da jedes Boot gleichzeitig ſeine Männer entſendet, ſo gibt das ein Geräuſch, wie das Geplätſcher in der Nähe eines Mühlrades. Dieſe Eingebornen, von Jugend auf an dieſe anſtrengende Arbeit gewöhnt, können ſich zuweilen zwei Minuten unter dem Waſſer aufhalten. Sobald ſie die Tiefe erreichen, wird ſofort der Taucherſtein in das Boot heraufgezogen. Der Taucher wirft ſich nun platt auf den Boden, hält ſich da feſt und rafft mit Hand und Fuß zuſammen, womit er ſeinen Korb füllen kann. Ein ſtarkes Ohrenklingen iſt das Zeichen, das zur ſchleunigſten Rückkehr mahnt, die dadurch vermittelt wird, daß er an einem Stricke ſchüttelt, den er unterdeſſen mit den Zähnen feſtgehalten. Unterdeſſen wartete ich mit den Ruderern ängſtlich auf dieſes Zeichen, und ſobald es gegeben ward, wurden die Taucher von den Ruderern emporgezogen, die ihnen auch halfen, das Boot ſicher und ſchnell zu erreichen. In aller Eile wurden die Körbe ausgeleert und flugs ſprangen andere fünf rüſtige Taucher herbei, um ſich ebenfalls auf den Meeresgrund hinunterzulaſſen, indeſſen den vorigen 7—8 Minuten zu ihrer Erholung gegönnt waren, worauf die erſte Arbeit ſich erneuerte. Es läßt ſich wohl denken, daß die Armen, die vom Morgen bis Mittag ſolchen Anſtrengungen ſich unterzogen, ſehr müde und folglich froh waren, als das Zeichen zur Beendigung, und bald darauf zur Heimkehr gegeben wurde.

Wir hatten eine bedeutende Anzahl von Auſtern in unſerem Boote, denn jeder Taucher brachte bei ſeiner jedesmaligen Rückkehr wenigſtens 100 Stücke aus der Tiefe. Da ein Theil des Ertrages ihnen zufällt, ſo iſt ihnen ſelbſt an einer reichen Ausbeute gelegen, indem dieſes ihren Profit vermehrt. Nun folgten wir ſämmtlich dem Pilot-Boote, und jetzt begann erſt meine eigentliche Arbeit. Sobald wir das Ufer erreicht hatten, wurde der Fang in vier Theile geſchieden, von welchen ein Theil den Ruderern und Tauchern gehörte, die ihn aber gegen reiche Entſchädigung meinem Herrn abtraten. Hierauf wurden die Muſcheln vom Schlamme gereinigt und in einen zu dieſem Zwecke beſtimmten und zubereiteten Ort gebracht. Das war ein, mit dicker Hecke umzogener, viereckiger Platz, der in dieſer Abſicht ſorgfältig gereinigt und eingehegt war. Hier wurden ſie auf Matten ausgebreitet, ſo daß ſie nicht unmittelbar den Boden berührten. Sie blieben dann ſo lange liegen, bis ſie verfaulten. Bei dem Fortgehen wurde der Platz ſo gut und vorſichtig als nur immer möglich verſchloſſen.“

„Doch höre, lieber Onkel," unterbrach ich den Erzähler, „warum ließet Ihr die armen Muscheln verfaulen?"

„Deßhalb mein Kind, weil es nicht bloß schwierig wäre, die Muscheln zu öffnen, so lange das Thier noch in denselben lebendig ist, noch mehr aber, weil die Perlen Schaden leiden würden. Uebrigens dauert es nicht lange, in acht bis zehn Tagen ist der ganze Verfaulungsprozeß vorüber, und die Perlen können leicht gefunden werden. Zuweilen verkauft man den ganzen Vorrath überhaupt, d. h. ohne die einzelnen Schalen zu öffnen, dann geht es eben auf „gut Glück!" Mein Herr that dieses niemals. — Nun habe ich Dir von dem ersten Tage, und ich darf wohl auch sagen, von dem Angenehmsten meines Perlenfischergeschäftes gesprochen; was nun folgte, war weniger angenehm, wenigstens hat es mich zuweilen sehr geekelt, wenn ich unverwandten Auges auf die Indier blicken mußte und zusehen, wie kaltblütig sie die verfaulten, ungemein übelriechenden Austern behandelten. Allerdings ist es wahr, daß sie dabei mit großer Geschicklichkeit zu Werke gehen; allein mit der nämlichen Gewandtheit wissen sie auch die kostbarsten Perlen zu stehlen, und darum ist so strenge Wachsamkeit erforderlich, wenn der Käufer nicht zu Schaden kommen soll."

„Das war Dir gewiß recht lästig, lieber Onkel," sagte ich theilnahmsvoll.

„Allerdings" erwiderte er, „war mir dieses lästig; aber es gehörte einmal mit zu den übernommenen Pflichten, und daher konnte ich's nicht ändern; zudem tröstete ich mich immer mit der Hoffnung, bald so viel Geld zusammen zu bringen, um die Heimreise bezahlen zu können, und dazu, mein Kind, bedarf es eines hübschen Sümmchens. Nun aber dächte ich, wär's genug für heute; das nächste Mal will ich noch Einiges von den verschiedenen Gattungen der Perlen nachtragen; es ist gleich fünf Uhr und unsere Zeit ist abgelaufen."

„Nur noch etwas Weniges, Onkel! Sage mir noch schnell, wie kommen denn die Perlen in die Muschel?"

„Mein Kind, das sollst Du auch bei unserer nächsten Unterhaltung erfahren."

„Und noch etwas — hast Du keine Perlen mitgebracht?"

„Allerdings, doch habe ich sie jetzt nicht bei mir. Aber Leutchen, nun schlägt es 5 Uhr!" Dieses sagend, stand er auf und entfernte sich; ein herzliches „Danke! Danke!" mit sich nehmend.

(Fortsetzung folgt.)

Louis Napoleon.

Von Ney.

I.

In Straßburg.

Die Nacht war bereits weit vorgerückt; aber ruhelos ſchritt ein junger Mann in einem von dem bleichen Lichte einer Lampe erhellten Gemache des Schloſſes Arenenberg (Kanton Thurgau) auf und ab. Seine Phyſiognomie, ſonſt mehr ſanft, als energiſch, war heute ernſt und geſpannt, ſein blaues Auge, gewöhnlich träumeriſch in die Welt blickend, blitzte feurig und kühn und die Bläſſe ſeines Geſichtes war einer fieberhaften Röthe gewichen. Von Zeit zu Zeit trat er lauſchend an das hohe Bogenfenſter und ſein Blick ſuchte die tiefe Dunkelheit der Nacht zu durchdringen. Athemlos horchte er einige Momente in die Ferne, aber nur das Geräuſch des Nachtwindes, der durch die Baumkronen ſein Schlummerlied rauſchte, unterbrach die lautloſe, geheimnißvolle Stille. Und wieder begann er unruhig auf- und abzuſchreiten, und wieder blieb er lauſchend ſtehen. Da drang der Hufſchlag eines galoppirenden Roßes an ſein Ohr. Haſtig griff er nach einer ſilbernen Schelle und ein alter Diener zeigte ſich in der Thüre. „Führe den ſo eben Angekommenen zu mir!“ herrſchte er den Graukopf an und wenige Augenblicke ſpäter trat ein ſchlanker Mann, deſſen ſtraffe Haltung, ſowie der martialiſche Schnurrbart, den Militair verriethen, ſich tief verbeugend in das Zimmer. Lange ſaßen Beide zuſammen, bald leiſe flüſternd, bald lauter und erregter ſprechend, wo dann die Namen Straßburg, Arſenal, Vaudrey, Parquin, Paris, Orleans, Kaiſerreich — das lauſchende Ohr des Dieners im Vorzimmer erreichten. Die Stunden der Nacht zogen langſam vorüber, ſie achteten nicht darauf; das erſte Morgendämmern lugte bereits über die Gipfel der Berge, ſie ſahen es nicht. Erſt als das goldene Tageslicht durch die Fenſter hereinfluthete, da ſchieden ſie von einander und wieder tönte der Hufſchlag eines Pferdes durch die morgenhelle Gegend. Der Tag von Straßburg war in jener Nacht zur Reife gelangt, denn jener junge Mann, dem wir am Eingange unſerer Schilderung begegneten, war der Prinz Ludwig Bonaparte, der Sohn der Königin Hortenſe, der jetzige Kaiſer der Franzoſen, Napoleon III. Der Tag von Straßburg. Ja, Straßburg ſollte der Ausgangspunkt einer neuen Epoche für den Prinzen, für das fran

zösische Volk werden. Louis Bonaparte, der Neffe des Mannes, den die Franzosen einst ihren Kaiser nannten, wollte nicht mehr ruhmlos als ein Verbannter, ferne von dem ihm so theuren Boden Frankreichs leben; es verlangte ihn, die Schmach zu rächen, welche die Napoleoniden so tief niedergebeugt hatte, den Thron Orleans umzustürzen und Frankreich als Kaiser zu beherrschen. Und worauf baute er seine Hoffnungen, seine Pläne? Allein auf seinen Namen! Daher suchte der Prinz auch vorzüglich seinen Haltpunkt in der Armee, der er schon durch sein mit Klarheit und militärischem Verständnisse geschriebenes Werk: „Handbuch der Artillerie" bekannt geworden war. Hatte er die Armee gewonnen, so glaubte er den Bürger, wenn er ihm die alten Adler seines Oheims zeige, leicht zu gewinnen, nicht beachtend, daß das französische Volk seine dem Despotismus und der Ländersucht eines Napoleon hingeopferten Söhne noch nicht vergessen hatte. Schon reichten die Fäden der Verschwörung bis in die Garnison von Straßburg, schon hatte ihm der nächtliche Reiter die Kunde gebracht, daß Obrist Vaudrey, der Kommandeur des 4. Artillerie-Regimentes, gewonnen sei und einige andere Corpschefs ihm ihren Degen weihen würden. Aber das Ungestüm seiner Wünsche täuschte ihn und ließ ihn die Frucht pflücken, ehe sie zeitig war. Die Eröffnungen, die ihm in der erwähnten Nacht geworden, trieben ihn von Arenenberg. Doch, sollte er sich seiner Mutter entdecken? Nein, sie durfte den Plan, der ihn begeisterte, nicht ahnen. Mit der zärtlichsten Liebe hing sie an ihrem Sohne und würde jeden Schritt, der ihn in Gefahr bringen konnte, zu vereiteln gesucht haben. Hatte sie doch bereits ihren älteren Sohn bei den Unruhen in Italien durch einen ebenso geheimnißvollen als frühzeitigen Tod verloren.

Es war am 25. Oktober 1836, als der Prinz von seiner Mutter unter dem Vorwande einer Jagdparthie im Fürstenthume Sigmaringen Abschied nahm und nach Baden-Baden eilte.

Wenn auch die Saison in Baden wegen der vorgerückten Jahreszeit nicht mehr in der früheren Blüthe stand, so hatte doch der „grüne Tisch" mit den rollenden Gold- und Silberstücken seine Anziehungskraft nicht verloren und Hunderte waren zurückgeblieben, um dem Götzen Mammon zu opfern. Daher zeigten die Straßen der Stadt nicht die drückende Oede und Stille, wie in andern Badeorten, wo mit dem letzten Curgaste das schillernde Leben der Saisontage zu entweichen pflegt. Ungekannt verschwand daher der Prinz in dem großen Strome der Fremden und er hatte hier am wenigsten eine Entdeckung

zu fürchten. Hier konnte er ungescheut mit seinen Mitverschwornen die letzte Hand an die Ausführung seiner Pläne legen, ohne sich ängstlich dem Auge der Polizei entziehen zu müssen. Und wie nahe lag Baden-Baden seinem lieben Frankreich; wenige Stunden brachten ihn an den Rhein und jenseits desselben — la belle France. Doch, was er in Baden suchte, fand er nicht, seine Mitverbündeten. Vergebens wartete er drei Tage lang auf sie, sie kamen nicht. Schlechte Vorzeichen! Nur eine Frau, die der Zufall in das Geheimniß eingeweiht hatte, ließ sich beim Prinzen anmelden. Es war Frau Gordon aus Lille, Tochter eines Kapitäns der früheren kaiserlichen Garde. Sie verstand es, den sinkenden Muth des Prinzen wieder zu beleben, und schwärmend für Napoleon und seine Familie, baute sie vor Louis die kühnsten Luftschlösser auf, so daß dieser, von ihrer Begeisterung hingerissen, seine frühere Kühnheit und Entschlossenheit und den bereits wankend gewordenen Glauben an seine Mission für Frankreich wieder gewann.

Es war am Spätnachmittage des 28. Oktober, als eine leichte Reisecalesche Baden-Baden verließ und die Straße nach Kehl einschlug. In die Wagenecke tief zurückgebeugt saß Prinz Ludwig Bonaparte, eifrig in einem Plane der Festung Straßburg studirend. Sein Gesicht war bleich und ernst, denn die Stunde der Entscheidung nahte; was er seit Jahren erstrebt, was er im Dunkel des Geheimnisses in den letzten Monaten zur Reife zu bringen gesucht hatte, morgen sollte es sich vor den Augen des staunenden Frankreichs enthüllen, morgen erwartete ihn die Krone seines Oheims. Fühlte er sich auch unheimlich durch das Ausbleiben der einflußreichsten Verschwornen berührt, so war doch seine Zuversicht auf das Gelingen seines Planes in keiner Weise wankend geworden. Vor seinem Geiste sah er sich von den Soldaten Straßburgs als der Neffe Napoleons jubelnd begrüßt, mit einem donnernden: „Vive l'empereur!“ sich ihm die Thore der Städte öffnen, von allen Seiten die alten Soldaten des Kaiserreichs aus Burgund und der Champagne und von den Bergen der Vogesen herbeiströmen, um unter seinen Adlern den Marsch auf Paris anzutreten, den Thron des Bürgerkönigs zu stürzen und ihn als Frankreichs Kaiser in die Tuillerien einzuführen. Doch es sollte nur ein Traum bleiben, denn schon war der Schleier, der sein Geheimniß deckte, zerrissen, seine Pläne waren verrathen. Der Prinz hatte nämlich den General Voirol, einen Veteranen des Kaiserreichs und jetzt Präfect des Departements Niederrhein durch einen Brief für sich zu gewinnen gesucht und um eine Unterredung

auf deutſchem Boden gebeten. Voirol ſcheute aber einen ſolchen Schritt, der ihn compromittiren konnte und hielt ſich in ſeinem Gewiſſen verpflichtet, den Präfecten von Straßburg, Choppin von Arnouville, in das Geheimniß zu ziehen. Dieſer ließ das Mitgetheilte nicht nur eilig nach Paris gelangen, ſondern auch den Prinzen durch einen Agenten ſorgfältig überwachen. In gleicher Weiſe ſah ſich Ludwig Bonaparte durch den Kapitän Raindre, dem er ebenfalls brieflich vertrauliche Eröffnungen von ſeinen Plänen gemacht hatte, verrathen. Der Brief wurde dem Kommandanten von Franqueville und von dieſem dem General Voirol übergeben, der das Schreiben durch Raindre dem Kriegsminiſter überreichen ließ. Und doch wurden, trotz dieſer ſprechenden Beweiſe, in Bezug auf dieſe Verſchwörung keine Maßregeln getroffen, die Pläne des Prinzen zu vereiteln. Hielt man ſein Unternehmen vielleicht für nicht gefährlich? Oder hatte man die Abſicht, Ludwig mitten in der Ausführung zu überraſchen und dadurch eine Urſache zu finden, ihn hinter den Mauern einer Feſtung für immer unſchädlich zu machen? Der Prinz, ſowie ſeine Verbündeten hatten von Allem keine Ahnung.

Es war 10 Uhr Abends, als er Straßburg erreichte und kaum graute der nächſte Morgen, als der Prinz zum Obriſt Vaudrey eilte; doch wie erſtaunte er, als er dieſen, ſeine Hauptſtütze bei ſeinem Unternehmen, ſchwankend fand, ja ſich von dem Obriſt mit Bitten beſtürmt ſah, die Sache aufzugeben und, als Neffe des Kaiſers ſich nicht Gefahren auszuſetzen, die ſeine Freiheit, ja ſogar ſein Leben bedrohen würden, beſonders da das Unternehmen zu verwegen ſei, um Ausſicht auf Erfolg zu haben, und leicht an einer unvorhergeſehenen Kleinigkeit zu Aller Verderben ſcheitern könnte. Obgleich Vaudrey ſeine Tapferkeit in vielen Schlachten erprobt hatte und ſeine Rathſchläge alſo nicht von der Feigheit dictirt wurden, ſondern aus ſeiner Einſicht der Verhältniße und aus ſeiner Menſchenkenntniß hervorgingen, ſo trat der Prinz nicht nur nicht von ſeinem Unternehmen zurück, ſondern es gelang ſogar ſeiner feuerigen Ueberredungsgabe, den Obriſten für ſich zu gewinnen. Freudig umarmte Ludwig den alten Soldaten und reichte ihm ein Papier hin, durch welches jedem ſeiner beiden Kinder eine jährliche Rente von 10,000 Francs zugeſichert wurde. Aber entrüſtet zerriß der Obriſt die Schrift und warf die Papierſtücke auf den Boden. „Ich gebe mein Blut für Sie," entgegnete er ſtolz, „aber ich verkaufe es nicht!" Den zweiten Verſuch machte der Prinz bei dem Kommandanten Parquin, einem enthuſiaſtiſchen Anhänger des Kaiſers Napoleon, in deſſen alter Garde er die ruhmreichen

Schlachten in Italien, Deutschland und Rußland mitgeschlagen hatte. Hier stieß er auf geringere Hindernisse und Parquin war schnell für die Sache des Prinzen gewonnen. Noch einmal versammelte Ludwig am Abende des 29. Oktober seine Anhänger zu einer Berathung um sich, noch einmal wurden die Pläne zur Ausführung und die Hindernisse, die möglicherweise eintreten konnten, erwogen, sowie der Weg, den die Verschworenen einschlagen wollten, endgültig festgestellt. Anfänglich hatte man die Absicht gehabt, sich zuerst auf das 3. Artillerie-Regiment zu stützen, dessen Geist auf Erfolg rechnen ließ, so wie gleichzeitig das 4. Artillerie-Regiment durch dessen Obrist Vaudrey für das Complott gewinnen zu lassen; dann wollte man das Corps der Pontonniers, in dessen Reihen bereits Verbindungen in Bezug auf diese Angelegenheit angeknüpft worden waren, dem Prinzen zuführen. Dadurch würde man das Arsenal in seine Hände bekommen haben und jede Gegendemonstration mit Kanonen niederzuschmettern im Stande gewesen sein. Aber dieser Plan wurde durch einen andern verdrängt, von dem man sich sicheren Erfolg versprach, der aber, wie das Folgende zeigen wird, dem Gelingen des Complottes den Todesstoß versetzte. Man beabsichtigte nämlich zuerst das 4. Artillerieregiment, das im Austerlitzer-Quartier kasernirt war, dem Prinzen zu gewinnen, dann nach der Finkmattkaserne zu marschiren und hier das 46. Linienregiment in den Aufstand hineinzuziehen und von da aus dann das nahe gelegene Stadthaus, die Präfectur, die Wohnung des Divisionairs und andere wichtige Gebäude militärisch zu besetzen.

So bricht der Morgen des 30. October an. Während sich alle Straßenecken mit der Proclamation des Prinzen an die Bürger bedecken, eilt der Obrist Vaudrey nach dem Austerlitz-Quartiere. Es ist 5 Uhr Morgens, als das Trompetensignal die Artilleristen aus ihrer Ruhe aufschreckt und zum Appell ruft. Die Soldaten greifen bestürzt nach ihren Waffen und eilen nach dem Kasernenhofe, wo sie sich auf Kommando ihres Obristen in zwei Linien einander gegenüberstellen. Der Himmel ist mit düstern, regendrohenden Wolken bedeckt und das noch herrschende Dämmerlicht läßt die Gegenstände nur unklar erkennen. Der Obrist hält schweigend in der Mitte seines Regimentes, sein Auge blickt düster vor sich nieder, während seine Soldaten ihn lautlos umstehen, den Blick starr auf ihren Kommandeur gerichtet. Aber wo ist der Prinz? Die Minuten sind kostbar! Will er den entscheidenden Augenblick versäumen? Er befindet sich in seinem Quartiere in der Nähe der Austerlitzkaserne

und ist mit Briefschreiben beschäftigt. Wohl fühlt er die Schwere der jetzigen Stunde und läßt daher seine Gedanken noch einmal da weilen, wo ihm das Liebste, was die Erde für ihn hat, wohnt — in Arenenberg bei seiner Mutter. Wenn sie ahnen könnte, zu welch' verwegener That jetzt ihr Sohn zu schreiten gedenkt, die Angst um ihn würde ihr das Herz brechen. Und wer kennt die Wege des Schicksals? Vielleicht sieht er sie nimmer wieder; vielleicht begräbt ihn die Nacht des Kerkers, oder sein Blut färbt in dem sich möglicherweise entspinnenden Kampfe das Straßenpflaster der Stadt. Zwei Briefe liegen vor dem Prinzen. In dem einen meldet er seiner Mutter seinen Triumph, das Gelingen seines Planes, in dem andern küßt er im Geiste noch einmal, zum letzten Male ihre bleichen Lippen und sagt ihr auf ewig Lebewohl. Der eintretende Adjutant schreckt ihn aus seinem Sinnen auf. Mit feuchtem Auge, mit zitternder Hand übergibt er ihm die Briefe, mit der Bitte, einen derselben, je nach dem Erfolge, an seine Mutter abzusenden. Dann eilt er nach der Kaserne, wo der Obrist ihn mit banger Ungeduld erwartet. Der Prinz trägt die Uniform eines Artillerieoffiziers. Er geht rasch auf den Obrist zu und umarmt denselben stürmisch. „Soldaten," ruft Vaudrey mit lauter, fester Stimme, „in diesem Augenblicke beginnt eine große Revolution. Der Neffe des Kaisers steht vor Euch. Er wird sich an Eure Spitze stellen. Er kommt auf den französischen Boden, um Frankreich seinen Ruhm und seine Freiheit wiederzugeben. Es handelt sich darum, für eine große Sache zu siegen oder zu sterben. Soldaten vom 4. Artillerieregiment, kann der Neffe des Kaisers auf Euch rechnen?" Der Obrist schweigt, einen Augenblick stehen die Soldaten starr, dann aber bricht ein endloser Jubel los. Die Waffen hoch emporhebend, dröhnt ein hundertfaches: „Vive l'empereur!" durch den morgenstillen Kasernenhof. Alle umringen den Neffen des großen Kaisers. Jeder gelobt ihm, für seine Sache sein Blut freudig zu opfern. Der Prinz ist tief ergriffen. Er verlangt, zu sprechen. Der Obrist gebietet Ruhe. „In Eurem Regimente", ruft Ludwig aus, „hat der Kaiser Napoleon, mein Oheim, seine ersten Waffenproben abgelegt; mit Euch hat er sich bei der Belagerung von Toulon berühmt gemacht und Euer braves Regiment ist es, das ihm bei seiner Rückkehr von der Insel Elba die Thore von Grenoble öffnete. Soldaten, ein neues Geschick wartet Euer!" Rasch eilt er nun auf den Offizier zu, der den Adler trägt. Das Symbol des alten Kaiserreiches hoch emporhebend, ruft er den Soldaten zu: „Hier ist das Symbol des französischen Ruhmes, es soll fortan auch das Sinn-

bild der Freiheit werden!" In das donnernde: „Vive l'empereur!" mischte sich das Schmettern der Trompeten und jubelnd setzten sich die Soldaten in Marsch.

Der Rubicon war überschritten. Der Prinz hatte sich dem Strome einer Revolte anvertraut. Nun konnte er nicht mehr gegen sie ankämpfen, er mußte sich willenlos ihrer Strömung überlassen, die ihn entweder glücklich an das Land seiner Hoffnungen aussetzen, oder ihn in ihren Wogen begraben konnte. Straßburg lag noch zum größeren Theile in den Armen des Schlafes und der graubüstere Octobermorgen sah nur wenig Leben auf den Straßen. Dienstmädchen, von denen die wenigsten schon Morgentoillete gemacht hatten, eilten nach den Brunnen, um den nöthigen Wasserbedarf für den Vormittag zu schöpfen; einige Arbeiter in blauen Blousen gingen nach ihren Arbeitsplätzen, und hie und da öffnete ein noch schlaftrunkener Commis den Laden seines Prinzipals, oder, bequem auf das Fensterkissen aufgelegt und gemüthlich seine Morgenpfeife rauchend, blickte ein grauköpfiger Alter in den anbrechenden Tag hinein und beurtheilte als Wetterprophet seiner Familie nach dem Zuge der Wolken das Wetter des Tages. Da wurde die Oede und Stille der Stadt plötzlich unterbrochen. Das taktmäßige Marschiren von Soldaten dröhnte durch die Straßen. Zu so ungewöhnlicher Stunde? Was ist vorgefallen? Bestürzt eilte Alles nach den Fenstern, und wer sich bereits auf der Straße befand, blieb stehen, um das herannahende Regiment zu erwarten. Erstaunt vernahm man die Kunde von dem Geschehenen. Von der Erinnerung an Napoleon entflammt, schlossen sich Einige mit dem Rufe: „Vive l'empereur!" dem Zuge an, Andere ließen ihn unentschlossen an sich vorüberziehen, die Meisten aber verließen bestürzt Fenster und Straße, um nicht einer Theilnahme an dieser Empörung beschuldigt werden zu können. Das Unerwartete geschah, die Bürgerschaft blieb kalt, theilnahmlos, und die Begeisterung, die in der Stadt wenig Nahrung fand, fing bereits an, in den Reihen der Soldaten sich abzuschwächen. So erreicht die Colonne die Wohnung des Generals Voirol. Der Posten vor dem Hauptquartiere präsentirt das Gewehr unter dem Rufe: Vive l'empereur! Das Regiment macht Halt. Der Prinz begibt sich zum General. Doch dieser weist entrüstet jede Aufforderung zurück, sich der Bewegung anzuschließen. Vergebens sucht ihn der Prinz durch Bitten und zuletzt durch Drohungen für sich zu gewinnen. Voirol läßt sich durch Nichts bestimmen, Nichts erschüttern. „Sie sind mein Gefangener!" ruft ihm der Prinz erbittert zu und gibt sogleich

einigen Artilleriſten die Ordre, Voirol in ſeinem eigenen Hauſe gefangen zu halten. Während dieſer Zeit hat aber die Revolte bedeutend an Ausdehnung gewonnen. Die Miſſionen, die den Offizieren geworden ſind, haben dieſe mit Kühnheit und Geſchick ausgeführt. Die Telegraphenanſtalt iſt bereits militäriſch beſetzt und in den Händen des Prinzen. Perſigny hat mit einigen Artilleriſten den Stadtpräfecten verhaftet, das dritte Artillerieregiment iſt ebenfalls gewonnen und hat ſich marſchfertig gemacht, desgleichen hat der Lieutenant Laitry das Pontonnierbataillon dem Prinzen zugeführt. Die Chancen geſtalten ſich günſtig. Wer zweifelt noch an dem Gelingen? Von Minute zu Minute wächſt der Tumult auf den Straßen; die Bürger fangen an, Partei für den Prinzen zu nehmen und mit lautem Jubel die Proclamation deſſelben zu begrüßen. Nur die Infanterie iſt noch für die Sache Ludwig Philipps zu gewinnen. Deßhalb bricht die Kolonne nach der Finkmattkaſerne auf, die zwiſchen dem Walle und der Petersvorſtadt liegt. Welchen Weg ſoll man dahin einſchlagen? Die Meinungen ſind getheilt. Einige beabſichtigen, über den Wall zu marſchiren, weil dadurch der Kolonne Gelegenheit gegeben werde, ſich in ihrer ganzen, Achtung gebietenden Stärke zu entwickeln und der Rückzug, im Falle des Mißlingens, geſichert ſei. Andere ſchlagen eine nähere Marſchroute vor. Ohne ſich jedoch über den einzuſchlagenden Weg geeinigt zu haben, ſetzt ſich die Kolonne in Bewegung und dieſer Augenblick bildete den Wendepunkt in Bezug auf das Gelingen der Revolte. Denn die Spitze der Kolonne trennte ſich, indem ſie in ein Seitengäßchen eindrang, von der Hauptmaſſe, die in der Petersvorſtadt vorging und der Prinz, ohne auf dieſen Unſtern geachtet zu haben, ſah ſich unerwartet nur mit einem kleinen Gefolge im Hofe der Finkmattkaſerne. Hier waren die Soldaten bereits allarmirt worden. Kaum hatte er den Hof betreten, als von allen Seiten die Infanteriſten herbeiſtrömten und ihn auf das Freudigſte als Neffen Napoleons begrüßen. Ein Sergeant, ergraut im Dienſte und geſchult in den Schlachten der Kaiſergarde, ergreift begeiſtert die Hände des Prinzen und dieſer ſchließt den Graukopf gerührt in ſeine Arme. Schon wird der Ruf: Vive l'empereur! in den Reihen der Soldaten laut, da — auf einmal weichen ſie beſtürzt zurück, ein Gerücht durchlauft die Glieder, unerklärlich iſt es entſtanden und für den Prinzen ſollte es von unheilvollen Folgen ſein. „Es iſt nicht der Prinz Ludwig Bonaparte!“ murmelt es erſt zweifelnd, dann lauter und lauter. „Es iſt ein Neffe des Obriſten Vaudrey! Nieder mit dem Betrüger!“ Der Tumult wächſt, der Prinz ſteht beſtürzt unter den Soldaten, die ihn jetzt

wild von allen Seiten umdrängen. Da stürzt der Lieutenant Pleignier auf den Prinzen zu mit dem Rufe: „Ich verhafte Sie!“ Ludwig sucht sich zu vertheidigen, er bittet um Ruhe. Vergebens. Schon fangen auch die Artilleristen an, wankend zu werden. Mit kräftiger Hand packen Einige den Prinzen, er wehrt sich mit dem Muthe der Verzweiflung, während Andere ihn zu befreien suchen. Der entscheidende Augenblick ist da. Die Säbel blitzen in der Morgensonne, die Kolonne aus der Petersvorstadt drängt in den Hof, unter ihnen 60 berittene Kanoniere und die Infanterie weicht langsam zurück. Furchtbar ist das Toben der Soldaten. Noch einmal formirt die Infanterie ihre Glieder, und es gelingt ihr, die Artillerie an den Wall zu drängen und die Berittenen von den Pferden zu reißen. Mit gefälltem Bajonette steht sie der Artillerie gegenüber, die mit ihren Stutzen schußfertig im Anschlage liegt, während das Volk vom Walle aus im wilden Tumulte mit einem Steinregen für den Prinzen in die Schranken tritt. Da commandirt der Obrist Taillandier, auf das Volk zu feuern. Die Schüsse krachen, glücklicher Weise ohne Jemand zu verletzen; die Bürger ziehen sich in wilder Flucht zurück. Vergebens suchen Gricourt und Querelles dem Prinzen einen Weg zu bahnen. Schon ruft man dem Obristen Vaudrey zu, die Waffen zu strecken. Er weigert sich. Da stürzt Taillandier herbei und ruft ihm zu: „Es ist eine legitimistische Bewegung!“ Verwirrt, erschrocken gibt Vaudrey seinen Degen ab und befiehlt seinem Regimente, sich zurückzuziehen. Die Sache des Prinzen ist verloren. Er wird ergriffen und ergibt sich dem Kommandanten Parquin, der in der Uniform eines Maréchal de camp herbeigeeilt war. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von der Gefangennahme Ludwigs durch die Stadt. Das 3. Artillerieregiment löst sich auf seinem Marsche eilig auf, die Pontonniers zerstreuen sich und ihr Anführer Laitry, der hochherzig das Schicksal des Prinzen theilen will, meldet sich im Hauptquartier als Arrestant und gibt seinen Degen ab. Während dieses geschieht, dringt die Polizei in die Wohnung der Frau Gordon, die eben beschäftigt ist, wichtige Papiere den Flammen zu übergeben. Auch sie wird verhaftet und eine Stunde später ist der Aufruhr niedergeschlagen.

Der Telegraph brachte die Nachricht von dieser Revolte nach Paris. Der König Ludwig Philipp war bestürzt, als sie ihm mitgetheilt wurde. Kann schon Ein Mann die Armee zum offenen Aufstande veranlassen, wie ohnmächtig mußte daher seine Regierung sein, wie wenig tiefe Wurzel im Volke habe

Man ſuchte das Straßburger Unternehmen als eine Lächerlichkeit hinzuſtellen und die Bedeutung dieſes Ereigniſſes zu bemänteln. Man behauptete offiziell, das vierte Artillerieregiment habe ſich allein der Emeute angeſchloſſen und daher ſei die Zahl der Schuldigen nur unbedeutend. Und in der That entließ man auch nur zwei Offiziere des dritten Artillerieregimentes ihres Dienſtes, die Mindergravirten entgingen der Strafe. Der General Voirol dagegen wurde zur Pairswürde erhoben und die Garniſon von Straßburg wegen ihrer Treue und Anhänglichkeit an das Haus Orleans öffentlich belobt. Und Prinz Ludwig? Es war am 9. November, als ihn Voirol und der Stadtpräfect aus ſeinem bisherigen Gewahrſam nach dem Wagen geleiteten, der ihn nach Paris zur Aburtheilung führen ſollte. Hier angelangt, empfing ihn der Polizeipräfect Gabriel Deleſſert mit unerwarteter Rückſicht, ein Zeichen, wie ſehr der König das Straßburger Attentat mit Milde und Nachſicht zu behandeln gedachte. Deßhalb wagte der Prinz für ſeine Freunde Fürbitte einzulegen und dem Könige ſeine Achtung zu verſichern. Am 21. November verließ der Neffe Napoleons die Erde Frankreichs, um in eine zehnjährige Verbannung nach Amerika zu gehen.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Tag auf dem Landgut.

Ein Bild aus dem Leben der alten Römer.

Von **J. G.**

Es iſt etwa die zweite Stunde des Tages.*) Der Herr der Villa, Marcus Torquatus mit Namen, ſitzt am Marmortiſche und ſchreibt:

„Marcus Torquatus grüßt ſeinen Cajus Lentulus. Willſt Du mit mäßi-

*) Nach unſerer Zeitrechnung 8 Uhr Morgens. Die Römer nannten nämlich die Zeit von 6 Uhr Abends bis 6 Uhr Morgens Nacht und die Zeit von 6 Uhr Morgens bis 6 Abends Tag. Dabei war natürlich die ſechste Stunde Morgens unſerer Zeitrechnung gleich der erſten Stunde ihrer Zeitbeſtimmung. Da nun Tag und Nacht nicht immer gleich lang ſind, ſo waren die Stunden theils kürzer, theils länger, je nach der Jahreszeit, aber immer ſo eingetheilt, daß die ſechste Stunde ihres Tages Mittag (gleich 12 Uhr unſeres Tages) und die ſechste Stunde ihrer Nacht Mitternacht war.

gem Mahle vorlieb nehmen, so komme; ich werde Dich zur Abendsonne erwarten. Auf einfachen Platten sollst Du, wenn auch nicht vielerlei, so doch gute Speisen verzehren und dazu einheimischen Wein trinken. Ich kann Dir nicht prächtige Silberschalen und kostbare Krystallbecher vorsetzen, auch habe ich nicht tyrischen Purpur zum Lager, noch wirst Du bei mir den hochgewölbten Marmorsaal finden, um in seinen geschliffenen Wänden Dein Bild hundertfach zu sehen, all' das besitze ich nicht; aber für den zufriedenen Freund habe ich ein reinliches Polstergedeck zum bequemen Lager und glänzende Kannen aus einfachem Silber. Was einem Mahle bei mir an Reichthum fehlt, das ersetzt vergnügter Sinn und trauliches Plaudern im Freundeskreise. Entwinde Dich also Deinen Geschäften und eile zu Deinem Freunde."

Mit prüfendem Blicke überflog er noch einmal das Schreiben, dann legte er das Rohr bei Seite und faltete das Papier zusammen. Aus einem Ebenholzkästchen langte er sodann eine seidene Schnur hervor, die er um das Briefchen wand und dann mit Wachs versiegelte. Darauf erhob er sich und ging zum Prunktische, der in der Mitte des wohnlichen Gemaches stand; hier nahm er eine elfenbeinerne Kugel und ließ sie in die zierliche Schaale fallen, welche eine aus Silber getriebene Nymphe mit beiden Armen emporhielt. Man hörte einen klingenden Ton. Auf dieses Zeichen hin öffnete sich geräuschlos der schwere Vorhang im Hintergrund und an der Schwelle der Thüre erschien ein schwarzer buntgekleideter Knabe. Er kreuzte die Arme vorn auf der Brust und verneigte sich fast bis zur Erde.

„Tritt näher!" sagte der Herr mit freundlicher Stimme.

Der Sklave that, wie ihm geheißen. „Hier nimm den Brief. Wir haben erst die zweite Stunde am Morgen, wenn Du ein Maulthier sattelst, kannst Du bald in Rom sein, wo Du meinem Freunde Cajus Lentulus das Schreiben übergibst. Also fort. Spute Dich."

Der Junge nickte zu und beeilte sich; wenige Minuten darauf hörte man aus dem Hofe das Maulthier traben.

Das ging auf Torquatus Landhause in der Nähe des reizend gelegenen Tiburs*) vor. Es war ein prächtiges Besitzthum, diese Villa, geschmackvoll

*) Tibur, eine Stadt in Latium, liegt auf beiden Ufern des Anio (jetzt Teverone). Mitten in der Stadt bildet der Anio einen rauschenden Wasserfall; in der Umgebung Tiburs hatten die Römer viele Landhäuser mit reichen Obstgärten. Jetzt heißt die Stadt Tivoli.

erbaut und schön eingerichtet, zwar nicht mit dem Luxus der damaligen Zeit, aber doch immerhin reich und elegant. Er konnte daher in gewissem Sinne sagen, daß er alles einfach und bescheiden habe; denn bedenkt man die Verschwendung der reichen Römer, so schwindet das Eigenthum unsers Torquatus zu nichts zusammen.

Er war noch im leichten Morgengewande, als ihn der Briefjunge, der die Botengänge in das nahe Rom zu besorgen hatte, verließ. Seine in's Graue spielenden Haare waren noch nicht gekräuselt und mit dem wohlriechenden Nardenöle gesalbt; denn auch hier auf dem Lande pflegte er, wie zu Rom, um die vierte Stunde des Morgens ein kaltes Bad zu nehmen, worauf er sich erst salbte. Seine für sein Alter noch sehr kräftige Gestalt — er mochte ungefähr 60 Jahre zählen — umhüllte, wie schon erwähnt, der leichte Morgenanzug aus apulischer Wolle, seine Füße staken in bequemen Sandalen. Er legte sich wieder auf die Polster des Sophas und schlummerte noch ein wenig. Er war ein gar guter Herr, der Trost seiner Diener, die seine Vortrefflichkeit gar nicht genug preisen konnten.

Während nun Torquatus schlief, stand sein alter treuer Koch am Feuerheerd und arbeitete daselbst ganz emsig. Da trat der Verwalter der Villa zu ihm herein. „Sei gegrüßt mein Parmeno; was machst Du da für gewaltige Zurüstungen? Beim Herkules, meinem Schutzpatron, es ist nicht anders, als wollte halb Rom heute bei uns speisen"; sagte Phormio, der Verwalter.

„Weißt Du vielleicht nicht," entgegnete der Küchenmeister, „daß heute des Kaisers Geburtsfest ist und daß da unser Herr seine Freunde einladet und auftischt, was Küch' und Keller in sich bergen?"

„Da bist Du der rechte Mann, der all' die Speisen und Weine zu ordnen versteht. He, Alter, wie steht's? Hast Du vielleicht für mich einen Becher Falerner mit süßem Honig gemischt und das fette Bugstück eines Weinbergshasen?"

Der Koch schaute ihn pfiffig an und sprach: „Du Feinschmecker. Hier hast Du ein Glas Chierwein, — das ist wohl noch einmal so viel werth als zwei Becher Falerner; auch eine fette mit Trauben gemästete Taube; hier endlich nimm zum Dessert diese tiburtischen Aepfel, — sie sind wohl nicht so schmackhaft als die piceniſchen, aber in unserm Obstgarten gewachsen

und haben ſo ſchöne rothe Backen. Du kannſt ſie Dir, wenn Du willſt, auch aufheben und auf Deinen Prunktiſch legen."

Da wiegte der Verwalter, der ſchon im Verzehren ſeiner Taube begriffen war, das kurzgeſchorene Haupt — ſowohl er, als der Koch waren Sklaven und als ſolche mußten ſie den Kopf geſchoren tragen, — ſchaute dann von ſeiner Mahlzeit ein wenig zum Meiſter Parmeno auf und ſagte: „Du Schalk, Du biſt ein ſorglicher Haushalter. Nun ich bin mit Deiner Gabe ſchon zufrieden; ſie iſt als Frühſtück nicht zu verſchmähen. So ſchön hätten wir es bei manch' anderem Herrn gewiß nicht. Er iſt doch gar zu gut, unſer Torquatus." — „Ja, ja," entgegnete freudig der Koch, „Du haſt vollkommern recht, Phormio. Bewahre ihn der mächtige Zeus, der Vater der Götter und Menſchen, vor Krankheit und Tod; denn einen ſo gütigen Herrn verleiht uns der Himmel nicht wieder."

„Ich muß mich nun ein wenig in Hof und Scheune umſehen, ob den Leuten etwas von der Hand geht; denn wenn man nicht überall Aug' und Ohr hat, ſo geſchieht nur halbe Arbeit," ſagte der Verwalter, ſtand vom Stuhle auf, nahm noch den letzten Schluck aus ſeinem Becher und verließ die Küche. Doch auf der Schwelle wandte er ſich noch um und rief zum Meiſter Parmeno: „Iſt es Dir nicht bekannt, wo Torquatus die Abendmahlzeit abhalten will?" —

„Es iſt gut, daß Du mich daran erinnerſt; geſtern am Abend ſagte er zu mir, er wolle heute im Gartenhauſe ſpeiſen; ich ſolle vier Gedecke herrichten," entgegnete der Koch. — „Gut, gut," ſprach Phormio vor ſich hin und ging.

Torquatus erwachte, erhob ſich vom Sopha und warf einen Blick auf die Sonnenuhr, welche vor dem einen Fenſter des Gemaches angebracht war. Der Metallſtift, der in der Mitte der Marmortafel ſenkrecht ſtack, zeigte gerade mit ſeinem Schatten die vierte Stunde des Tages.

„Es iſt Badezeit", ſprach Torquatus und warf die elfene Kugel in die Silberſchaale. Ein Sklave erſchien. „Richte mir das kalte Bad, Soſias; vergiß auch nicht das Brenneiſen und Nardenöl und die blaue Tunika nebſt der purpurfarbenen Toga herzurichten. Ich werde ſogleich kommen."

Amiantus iſt von Rom zurückgekehrt. Er ſtellt ſein dampfendes Maulthier in den Stall und ſchüttet ihm gelben Hafer in der marmornen Krippe auf. Nun ſtäubt er noch ſein Kleid ab und geht, um ſeinem Herrn die Ant-

wort zu bringen. Torquatus war eben in sein Gemach getreten. Lang wallte herab die schöne Tunika, darüber war in kunstreichen Falten die purpurne Toga geworfen; an seinen Füßen waren zierliche Sandalen mit schmalen Riemen aus wohlriechendem Leder bis über die Wade hinauf festgebunden. Sein volles, gütiges Antlitz war vom Bade her leicht geröthet; sein rundes Kinn glatt rasirt, sein Haupthaar ein wenig gekräuselt und glänzte von kostbarem Nardenöl. Er setzte sich auf das Ruhebett an dem einen Fenster und ließ seine Blicke über die schöne, weitabsehbare Landschaft schweifen. Da drüben schlängelte sich rauschend der Anio durch's fruchtreiche Tibur; er ist ein wilder Geselle, ein ächter Sohn des Gebirges. Ganz im Hintergrunde blauen in sanften Wellenlinien die Höhen eines Bergzuges der Abruzzen auf. Seitwärts schauend kann man den Lauf des Anio verfolgen, bis er hinter den blühenden Obstgärten verschwindet. Es liegt ein zarter Duft über der herrlichen Gegend. Alles ringsum ist ruhig; nur die Cicade im Gezweige des Lorbeerbaums zirpt ihr Lied und hie und da huscht zwitschernd ein Vöglein vorbei. Die andern alle haben sich im Laub verborgen, denn die Sonne sendet glutheiß ihre Goldstrahlen auf die Erde nieder.

Amiantus betritt mit einem salbungsvollen ave das Gemach. „Was bringst Du mir für eine Antwort, Knabe?", sprach Torquatus. — „C. Lentulus entbietet Dir seinen Gruß, mein Herr; beim letzten Strahl der Sonne wird er mit Bassianus und Fabius erscheinen", erwiderte der Junge. Ein Wink seines Herrn entließ ihn wieder. Er war eben daran, den Vorhang hinter sich fallen zu lassen, als Torquatus rief: „Hole mir den Geta!" Der Knabe verneigte sich und ging. Alsbald trat Geta, der Lyraspieler, herein, wie ein Orpheus, ganz fantastisch gekleidet, mit einer goldenen Stirnbinde angethan; um die Schultern hatte er an einer silbernen Schnur seine reich verzierte Lyra hängen.

„Rüste Dich, Geta, für die Mahlzeit; Du sollst während derselben meine Freunde mit scherzenden Liedern ergötzen; vergiß mir insbesondere nicht, anakreontische *) Weisen zu singen." Der Sklave nickte zu und verließ auf einen Wink des Gebieters das Gemach.

Der Abend war herangerückt. Der rothaufleuchtende Sonnenball badete

---

*) Anakreon, ein berühmter griechischer Dichter, der meist scherzhafte Weinlieder sang.

ſich in den goldſchimmernden Fluthen des toſenden Anio und verſchwand dann hinter den dunklen Wäldern. Ein unbeſchreiblicher Wohlgeruch durchzog die friſche Abendluft und tauſendſtimmige Lieder wurden in den Zweigen der hohen Platanen wach. Da erſchollen im Hofraume die fröhlichen Stimmen der Freunde unſers Torquatus. Sie waren ſoeben auf einem hohen, zweirädrigen Wagen angefahren und die Sklaven beeilten ſich, die flüchtigen Renner abzuſchirren. Torquatus, der ihnen entgegen gegangen, bewillkommte ſie. „Sei gegrüßt, Gaſtfreund!“ riefen ſie und boten ihm die Hand. Torquatus reichte Jedem freundlich die Rechte und hieß ſie, ihm in den Gartenſaal zu folgen. Daſelbſt angekommen, mußten ſie ihre Bewunderung über den geſchmackvoll decorirten Eingang und das herrlich geſchmückte Innere äußern. „Das iſt wieder eine Arbeit meines trefflichen Verwalters“, ſagte der Gaſtwirth, und lud ſeine Freunde auf das Lager ein. „In der That,“ ſagte Lentulus, „Du biſt zu beneiden um einen ſolchen Diener.“ Phormio hatte das Gartenhaus wirklich prächtig verziert. Um die Pfoſten der Thüre waren dunkle grüne Epheukränze mit vollen, duftenden Roſen gewunden; der Boden des Gemaches war mit gehacktem Taxus beſtreut. In Mitte des Speiſetiſches ſtand eine herrliche Vaſe von geſchliffenem Glas mit einem zierlichen Roſenſtrauße, der ſeine Wohlgerüche über den ganzen Raum entſendete. Der Pavillon lag an dem äußerſten Ende des Gartens. Warf man einen Blick auf die Anlagen hinaus, ſo ſchaute man regelmäßig abgetheilte Beete voll blühender Blumen in einem Rahmen immergrünen Buxes. In Mitte des Gartens ſprang ein heller Waſſerſtrahl in die Höhe, der einem Bächlein, das über reinlichen Kies rollte, die Speiſung gab. An den Begränzungsmauern hin zogen ſich zwei Reihen Lotosbäume, unter deren Blättern die ſafrangelben Früchte ſchimmerten. Drüben rauſchte der Abendwind in den dichten Kronen des Myrthenhaines und flüſterte ganz vertraut mit den geſchmeidigen Zweigen. Es war ein wundervoller Abend, ſo ſchön, wie er nur in dieſer geſegneten Landſchaft ſein kann. „Bei Dir, in Deinem trauten Tusculum, iſt es wahrhaft zauberiſch,“ hub nach einer Weile Fabius an, zum Gaſtherrn gewendet. „Es iſt ſo,“ erwiderte dieſer. „Seit ich die lärmende Stadt verlaſſen und ein ganzer Landmann geworden, fühle ich mich noch einmal ſo wohl. Ich möchte mit Keinem tauſchen.“

Es wurden die Speiſen aufgetragen. Da unterdeß die Dunkelheit raſch hereingebrochen war, ſtellte ein Sklave zwei Lampen, aus Erz gearbeitet, auf

die Tafel, eine andere hing er an der Decke auf, so daß jetzt behagliches Licht über den traulichen Kreis verbreitet war.

Es wurden vorerst weichgesottene Eier vorgesetzt. Darauf folgte in schönen Schüsseln ein leicht verdauliches Fischgericht mit einer feinen Brühe. An dem Mulsum, einer Mischung aus einheimischem Wein und süßem Honig, fehlte es natürlich nicht. Nun kam der zweite Theil der Mahlzeit. Trefflich bereitete Stücke eines umbrischen Ebers, circejische Austern, die beim zunehmenden Monde ausgenommen worden waren, weil sie um diese Zeit am schlüpfrigsten, also am besten sind, afrische Krabben, an der Küste von Tunis gefangen, machten den Gästen hinreichend zu schaffen. Dazu kam noch das leckere Gericht von Amselbrüsten und eine weiße wohl gebratene Gans, die vorher mit guten Feigen gemästet worden war. Dazu wurde Massikerwein*), dem der Dotter eines Taubeneies alles Rauhe benommen hatte, aus zierlichen Pokalen getrunken, wobei jeder Gast nach Belieben Wasser darunter mischte. Zum dritten Gang des Mahles oder dem Nachtisch verzehrte man Albanertrauben, die im Rauch getrocknet waren, picenische Aepfel und feines Backwerk. Den Schluß der Mahlzeit bildete ein künstliches Schaugericht, welches das Capitolium auf dem hohen Fels vorstellte. Die Gäste sprachen sich sehr anerkennend über die Kochkunst des Meisters Parmeno aus. Ein Sklave kam nun und wischte mit einem wollenen Tuche die Ahorntafel ab; hierauf steckte er in ein Seitentischchen die spitz zulaufenden Weinkrüge und stellte auf die Haupttafel silberne Becher. Denn zum würdgen Abschluß der Mahlzeit sollte noch ein kleines Trinkgelage kommen. Torquatus winkte und ließ von dem Diener den Mischkrug füllen, der dann bei den Gästen die Runde machte, um sich die Gläser zu füllen. Sie tranken auf frohe Gesundheit des Kaisers, ihres Gastwirthes und Jeder brachte dem Andern einen Trinkspruch zu. Nachdem sie sich noch über die Angelegenheiten der Stadt und verschiedene andere Dinge unterhalten hatten, gab Torquatus das Zeichen zum Aufbruche. Die Gäste bedankten sich und Jeder machte seine Gegeneinladung.

Der blaße Mond stand schon hoch am violettblauen Himmel, als die Freunde das Gartengemach verließen. Die von der Nachtleuchte in Silber geeten Statuen des Apollo und Pan schienen ihnen zuzunicken und Valet zu

*) Dieser Wein wächst an einem Berge gleichen Namens zwischen Latium und Campanien.

ſagen. Die duftenden Roſen umhauchten ſie mit ihren lieblichen Wohlgerüchen und entließen ſie ehrenvoll. Nur die in's Rieſige verlängerten Schatten der hohen Pinien wollten ihnen den Weg verſperren.

Die Gäſte fanden im Hofraume ihre Pferde an den leichten Wagen geſchirrt; ſie ſagten dem Hausherrn Lebewohl und im Sauſe verließen ſie das Landgut. Zu beiden Seiten des Wagens ritt je ein Sklave mit hellleuchtender Kienfackel; der ſorgliche Gaſtwirth hatte auf Alles gedacht.

Torquatus begab ſich nun in ſein Schlafgemach, um ſich der Ruhe zu überlaſſen; denn ſchon dämmerte der neue Morgen herauf.

Der kleine Begleiter.

(Eine Sage.)

Von **J. Bucher.**

Eine arme Frau wohnte mit Louiſchen, ihrem ſechsjährigen Kinde, etwa eine Viertelſtunde außerhalb des Dorfes in einem winzigen Häuschen. Eines Tages, als die Sonne ſchon untergegangen war, wurde ſie plötzlich ſehr krank, und ſie ſagte: „Wenn ich doch nur ein Mixtürlein hätte!" Da erwiderte Louiſchen: „Liebe Mutter, ich will ſchnell in's Dorf gehen und Dir eines holen." Die gute Frau aber ſprach: „Du darfſt nicht gehen, Louiſchen; die Betglocke hat ſchon geläutet und es iſt Nacht." Das Mädchen entgegnete: „Wir können ja ſonſt Niemand ſchicken, d'rum muß ich gehen," und mit klopfendem Herzchen machte es ſich auf den Weg. Da kam es zu dem Wald, und ſeine Angſt wurde noch größer. Auf einmal ſah es ein kleines Männchen, welches am Wege ſaß, und es zitterte vor Furcht; denn das Männchen war nicht größer als ein fünfjähriges Bübchen und hatte doch ſchon einen langen Bart. Es ſagte ſogleich zu dem Mädchen: „Louiſchen, wohin willſt Du noch bei Nacht?"

„Ach, ich will für meine kranke Mutter ein Mixtürlein holen," antwortete das Kind erſchrocken.

„Habe nur nicht Angst!“ sprach das Männchen wieder; „ich will Dich hier durch den Wald begleiten, daß Dir nichts geschieht.“ Dabei nahm er Louischen freundlich bei der Hand, und bald gelangten sie in's Dorf. Das Mädchen holte eilig das Mixtürlein; darauf liefen die Beiden wieder zurück. Auf dem Wege roch das Männchen an dem Tränklein und sagte bedenklich: „Das ist nicht gut; ich muß noch etwas hinein thun,“ riß hastig ein Kräutlein ab und legte es hinein.

Als sie beim Häuschen der Kranken ankamen, sprach das Männchen: „Louischen, Du bist nun daheim, und ich darf von Dir Abschied nehmen. Wer ich sei, brauchst Du nicht zu wissen; nur das sage ich Dir, daß ich böse Kinder, welche nach der Betglocke noch draußen sind, strafe, dagegen gute, wie Du eines bist, beschütze. Bleibe immer so brav, dann will ich Dich auch in Zukunft vor allem Ungemach bewahren.“ Mit diesen Worten ging es weg.

Louischen reichte der Mutter das Tränklein dar und erzählte Alles, was vorgefallen war. Als die Kranke etwas von dem Mixtürlein gekostet hatte, rief sie aus: „O das ist etwas ganz Besonderes; ich spüre schon, daß es mir wohl thut.“ Am nächsten Morgen war sie wieder ganz gesund.

Louischen blieb fromm und gut. Jedesmal, wenn es etwas Böses thun wollte, sprach es zu sich: „Ich will es doch nicht thun; denn das freundliche Männchen, welches mich in dem schrecklichen Wald beschützt und der kranken Mutter ein so gutes Tränklein zubereitet hat, würde sonst zürnen.“

Die Ueberraschung

oder

was alles sich ereignen kann,
stellt man es noch so pfiffig an.

Von **Auguste v. Gäßler.**

Das ist ein Huschen hin und her,
Ein heimlich Wispern immer,
Die Mutter merkt es freilich sehr, —
Doch sie ergründet nimmer,

Was ihre beiden Töchterlein
In jedem Winkel, jedem Schrein
Für ein Geheimniß haben. —

Sie denkt ja nicht, die gute Frau
So weit wie ihre Kinder,
Mariechen aber iſt gar ſchlau,
Thereſe auch nicht minder, —
Die wiſſen, daß in kurzer Friſt
Lieb' Mütterchens Geburtsfeſt iſt,
Und zwar ſchon in ſechs Wochen.

D'rum haben ſie mit Fleiß und Müh'
Ein Kunſtwerk angefangen,
Das iſt ein zierliches „Fichü",
Von Franſen reich umhangen;
Von feiner weißer Wolle war
Der Grund, und die Bordüre gar
Von ſchwerer weißer Seide. —

So haben voll der Heimlichkeit
Fünf Wochen ſich gewendet,
Die Mägdlein nützten ihre Zeit,
Das Werk iſt faſt vollendet;
Auch hielten ſie es gut verſteckt,
Die Mutter hat noch nichts entdeckt,
Das freut ſie ungeheuer. —

Nun aber hat begeben ſich,
Was ſich in dieſem Leben,
Ihr dürft es glauben, ſicherlich
Noch ſelten hat begeben, —
Es war an einem Freitag früh,
Da waren juſt mit dem Fichü
Die Mägdlein in der Küche. —

„Nur noch ein kleines Stündchen," ſpricht
Mariechen jetzt bedächtig, —
„Und fertig iſt's; im Sonnenlicht,
Wie ſchimmert das ſo prächtig!" —
Bewundernd fällt Thereſe ein:
„„Wie friſcher Schnee, ſo zart und rein,
Die Mutter, die wird ſchauen!"" —

Da plötzlich ſchreitet es im Gang,
Es kniſtert auf den Stufen,
Das ganze Stiegenhaus entlang
Ertönt ein lautes Rufen.
„Das iſt die Mutter, — horcht nur, wie
Vernehmlich ruft ſie jetzt, „Marie"
Und wieder jetzt, „Thereſe"!" —

Thereſe ſteht erſchrocken ſehr,
Weiß nicht, was gleich beginnen, —
Mariechen blickt verwirrt umher,
Da hilft kein lang Beſinnen,
Die Suppenſchüſſel deckt ſie auf, —
Fichü hinein, — den Deckel drauf, —
Gewahrt iſt das Geheimniß. —

Die Mutter aber ſetzt den Fuß
Soeben auf die Schwelle, —
„Wie lang ich wieder ſuchen muß! —
Was treibt ihr, Kinder? — Schnelle!
Großmutter will uns heut' zu Gaſt,
Der Wagen wartet," — ſo voll Haſt
Befiehlt ſie, „macht euch fertig!" —

Das laſſen unſ're Mägdelein
Sich auch nicht zweimal ſagen,

Schnell ſind die Kleidchen aus dem Schrein
Die ſie nur Sonntags tragen;
Das Hütchen und der kleine Schuh,
Das Alles fliegt nur ſo im Nu
Herbei aus allen Ecken.

Am Thore aber wiehern ſchon
Die Pferde, und zur Reiſe
Gerüſtet ſteht der Poſtillon,
Bläſt eine munt're Weiſe;
Und weil er nur die eine kann,
Fängt luſtig er von vorne an, —
Voll Jubel ſind die Kinder. —

Die Brüder und der Hühnerhund
Sind eben eingeſtiegen,
Nun kömmt die gute Mutter und
Der Vater, und dann fliegen
Auch unſ're Mägdlein noch herbei,
Und bei beſagter Melodei
Geht's luſtig in die Ferne. —

Und luſtig, luſtig kehrte man
Am ſpäten Abend wieder;
Zum Abendimbiß läßt ſodann
Sich die Geſellſchaft nieder,
Nur ein klein wenig Suppe will
Man noch genießen, und dann ſtill
Zur Ruhe ſich begeben. —

Die Mutter legt dem Vater vor,
Den Kindern in der Runde, —
Da zieht ſie etwas auch empor
Vom tiefſten Schüſſelgrunde,

Was ſie noch nie darinen fand,
'S iſt ganz ein fremder Gegenſtand,
In Suppen nicht gebräuchlich.

Die Lampe rückt ſie näher und
Will beſſer ſich beſchauen
Den unbekannten, ſelt'nen Fund, —
Sie ſeh'n ihn All' mit Grauen, —
Zwei wußten freilich gleich darum,
Die aber ſind vor Schrecken ſtumm,
Vor Schrecken und Betrübniß. —

Die Köchin wird nun vor Gericht
Citirt, und muß geſtehen
Beim trüben Küchenlampenlicht
Hätt' ſie nicht recht geſehen; —
Das Ding da aber in der Brüh'
Sie kennt es nicht, — und das Fichü
Scheint unerkannt zu bleiben. —

Da endlich trifft der Mutter Blick
Die beiden Schuldbewußten,
Die, nun entdeckt, ihr Mißgeſchick
Sogleich bekennen mußten; —
Da lachten Alle rings umher,
Die Mutter aber dankte ſehr
Für dieſe Ueberraſchung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die schwarzgelbe Rose.

(Wahre Begebenheit.)

1. Mutterſegen.

Von Dr. **Iſidor Proſchko.**

(Mit Bild.)

Im ſchönen Steyermark, am linken Ufer der Mur, erhebt ſich, wie ein uralter Wächter der Grenze des Landes, ein gewaltiger Felſen, der Schöckel genannt. Meiſt hat er auf ſeinem Haupt eine graue Nebelkappe liegen und wenn er ſie verſchiebt, dann ſteigt, wie eine Sage des Volkes berichtet, die alte Schöckelhexe aus einem großen Loche in ſeiner Mitte und ſendet die gräulichſten Wetter in's Thal herab, daher ſeit vielen Jahrzehenden der Schöckel-Prophet im Lande als der Wettermacher gilt.

Von hier aus, lieber Leſer, neige Dein Ohr zum Thale hinab, wo das Glöcklein einer menſchlichen Kehle dem Herrn der Natur, mit der trillernden Lerche hoch oben in den Lüften um die Wette ein Abendlied darbringt. — Es ſchallt aus einem paradiſiſchen Thale herauf, wo zwiſchen dichten Gebüſchen ein kleines weißes Kirchlein hervorblickt. Lange Alleen, hohe Linden, Kaſtanien und Platanen führen hier zu einem Waldkeſſel, wo einſt ein undurchdringlicher Forſt lag, welchen fromme Waldbrüder bewohnten. Sie hatten ſich hier Zellen in den Berg gegraben und ein einfaches, aus Baumſtämmen gezimmertes mit Baumrinde bedecktes Glockenthürmchen errichtet. Das waren die uralten Klauſen der einſtigen Eremiten vom heiligen Paul und hier leitete ihr Oberer den Orden, indem er die Mitglieder mit ſeinem Glöcklein zuſammenberief und ihnen ſeine Aufträge ertheilte.

Im Jahre 1663 wurde nun in dieſer Gegend, wo üppiges Grün das Auge ergötzt und feierliche Stille des Menſchen Herz zum innigen Gebete ſtimmt, durch einen Gaſtwirth in Graz, Namens Hanns Fritz, zum Danke ſeiner wunderbaren Führung durch die Vorſehung, ein Kirchlein erbaut, Maria in der Grüne genannt. Die Verehrung, welche dieſer Gnadenort allmälig genoß und ſein Ruf wuchs ſelbſt dann noch, als Kaiſer Joſeph II. im Jahre 1782 alle Einſiedler in Oeſterreich aufhob und auch der letzte Waldbruder von Maria Grün ſeine ſtille Behauſung verlaſſen mußte.

Weiter empor führt dann der Bergweg zu einer andern Kirche mit zwei weißen Thürmchen, „Maria Landestroſt“ genannt, einer Kirche, die ſchon zur Zeit der Kreuzzüge hier ſtand und ihren Namen erhielt, weil fromme Pil-

ger des heiligen Landes ihr eine kostbare Reliquie, ein Stück des Kreuzes Christi verehrten. — Hier ruhen die alten Einsiedler vom heil. Paul in offenen Särgen, mumienartig zusammengeschrumpft, von aschgrauer Farbe, wie Pergament anzufühlen. Hier fielen viele Banner des Christenthums, als im Jahre 1480 zahlreiche Horden von Ungarn und Tartaren die Steyermark überschwemmten und Alles mit Feuer und Schwert verheerten.

Aber ein neuer Prachtbau erhob sich aus der Kirche, indem Kaiser Karl VI. für ihre Herstellung große Summen widmete.

Nicht weit von dieser Kirche, von welcher aus der Blick des Wanderers durch die prachtvollste Aussicht in's Thal hinab entzückt wird, ragt ein einfaches Kreuz empor, an dessen Fuße man im Jahre 1809 nach dem Gefechte der Franzosen in der Vorstadt Sct. Leonhard bei Graz am 27. Juni einen jungen französischen Offizier mit Wunden bedeckt fand; er saß an's Kreuz gelehnt als Leiche da; Nachts vorher war er in der Villa eines Grafen bequartirt gewesen und hatte seinen Tod vorhergesagt.

Das sind längst entschwundene Bilder der Vergangenheit; aber auch im Jahre 1848, als das Kriegsfeuer von Wälschland herüberleuchtete, bot sich an dieser Stätte des Kirchleins Maria Trost wieder ein recht erhebendes Bild.

Da kniete am Stamme des alten Kreuzes eine ältliche Frau in der eng anschließenden Tracht der steyerischen Aelplerinnen; der runde grüne Hut, den sie auf dem Haupte trug, bedeckte ihr ergrautes Haar; in ihren schönen großen Augen leuchtete aber noch jugendliches Feuer, denn ihr Herz schlug in kräftigen Schlägen für den, für dessen Wohl sie eben ein frommes Gebet zum Himmel sandte.

Es war eine Mutter, die hier für ihren Sohn betete. . . . Eine arme Häuslerin war es, aus dem Anbritzthale, Frau Margaretha Blümlein, die Wittwe eines Försters, welche am Fuße des Schöckels, wo ihre Hütte stand, an diese Stelle, zum Kirchlein Maria-Trost gewallfahrtet war, um hier noch einmal ihren einzigen Sohn zu sehen und — zu segnen.

Die ersten Tage waren eben angebrochen, in denen Wälschland, unter dem Schirme des Sardenkönigs eben seine Geschosse gegen Oesterreich richtete und auch in dem schönen Steyermark war das Aufgebot ergangen, daß die wackern Schützen des Landes sich unter die Fahne ihres Monarchen reihen sollten. — Tausende zogen dieser Fahne zu und unter ihnen auch Eberhard,

der junge Schütze aus der Andritz und einzige Sohn der nun vor dem Kirchlein Maria Troſt knieenden Wittwe Margaretha Blümlein.

Jetzt ſchritt der junge kaum zwanzigjährige Bergſchütz ſelbſt den Bergabhang herauf. Es war ein prächtiger Junge mit pechſchwarzem Kraushaar, funkelnden Augen und ſanft gerötheten Wangen, auf denen ſich die Reinheit ſeines jungen ſtarken Herzens abſpiegelte. Der grüne Jägerhut mit dem Gemsbarte, der kurze graue Lodenrock und die blanke Büchſe mit dem breiten grünen Bande kennzeichneten den muthigen Sohn der ſteyeriſchen Berge als einen jener wackern jungen Streiter des Vaterlandes, welche mit Luſt ihre Kraft, ihr Blut, ihr Leben zum Opfer brachten, wo es galt, die Rechte ihres Kaiſers und Herrn gegen fremde Angriffe zu vertheidigen.

So war es gekommen, daß Eberhard, der junge Bergſchütz von der Andritz als Soldat des zehnten kaiſerlichen Jägerbataillons bereits zur Fahne des Kaiſers geſchworen und marſchbereit daſtand, um mit den übrigen ſteyeriſchen Scharfſchützen in's Küſtenland und von dort nach Italien abzumarſchiren.

Nun kam der wackere Schütz als treuer und gehorſamer Sohn ſeiner frommen Mutter, um nach altem Brauche der ſteyermärkiſchen Landeskinder „an geweihter Stätte“ von ſeinem Mütterlein den letzten Abſchied zu nehmen.

Das Mutterauge erkannte ihn von weitem und bald umſchloſſen die zitternden Arme der Wittwe den einzigen Sohn, während die erſte Thräne des Abſchiedes auf ſeine Stirne träufelte.

„Alſo iſt es Ernſt, Eberhard?“ ſagte die arme Wittwe mit weicher von innerer Bewegung faſt erſtickter Stimme; „müſſen wir dieſen Abend noch Abſchied nehmen, mein Sohn?“

„Ja, Mutter,“ entgegnete der junge Mann, „der Kaiſer hat gerufen und da darf kein echter Sohn des Vaterlandes ſäumig ſein; weißt Du Mutter, was mein Vater am Sterbebette zu uns ſprach: Alles für Gott, den Kaiſer und das Vaterland!“

„Ja, ſo ſprach er“, ſagte die arme Wittwe, ihren einzigen Sohn mit thränenden Augen noch einmal feſt anblickend, „und darum“, ſetzte ſie hinzu, „will ich Dich auch nicht hindern, Eberhard, daß Du dem Rufe Deiner heiligen Pflicht folgeſt, ſcheint es mir auch, daß mein Mutterherz zerſpringen möchte ob dem großen Schmerze, den mir Dein Scheiden bereitet. Muß denn heute ſchon geſchieden ſein, mein Eberhard?“

„Unſer ſteyeriſches Schützencorps,“ entgegnete der junge Mann, „wird heute

nach Mitternacht vom Mur-Ufer aufbrechen, um in Eilmärſchen beim Corps des Oberſt Kopal einzutreffen. Es iſt alſo die letzte Stunde, meine theuere Mutter, in welcher Dein Sohn Dir naht, um für den ernſten Gang den Segen der Mutter zu empfangen."

„Ja, der Segen der Mutter!" entgegnete die arme Frau, ſich gefaßter emporrichtend. „Ich arme Frau," fuhr ſie unter Thränen lächelnd fort, „habe nichts, nichts von Werth, was ich Dir auf Deinen großen Gang mitgeben könnte, mein theurer Sohn, als eben den Segen der Mutter, der Dich geleiten möge durch alle Gefahren, denen Du entgegengehſt und der auf Deinem Haupte ruhen möge, bis wir uns wiederſehen werden, ſo Gott der Herr es will . . ."

Die Arme konnte im Schmerzgefühle der nahen Trennung von ihrem einzigen Sohne nicht weiter ſprechen; auch Eberhard's junges Herz erfüllte jetzt der bittere Schmerz des Scheidens; er ſank zu den Füßen ſeiner treuen Mutter hin und bedeckte die Hände der Theuern mit ſeinen glühenden Küſſen, und dieſe Hände ruhten zum letztenmale ſchirmend und ſegnend auf ſeinem Haupte, während der ſanfte Klang der Abendglocke im Kirchlein zum Gebete des heiligen Engelsgrußes rief, welchen Mutter und Sohn in dieſer letzten feierlichen Abſchiedsſtunde zum ſternhellen Abendhimmel emporſandten.

Da nahm die fromme Mutter das Körbchen empor, welches ſie zu ihren Füßen ſtehen hatte. „Hier, Eberhard," ſagte ſie, „nimm die letzte Gabe, welche Deine arme Mutter Dir bieten kann." — Es war ein Fläſchchen ſteyeriſchen Kräutertrankes, welches die liebende Sorgfalt der Mutter dem Sohne bot. „Dieß für Deinen Leib," ſagte ſie — „und hier," ſetzte ſie hinzu, „ein Schildlein für Deinen Leib und für Deine Seele". —

Mit dieſen Worten reichte die liebende Mutter ihrem ſcheidenden Sohne ein kleines Pergamentblättchen; es war das liebliche Bildniß der heiligen Jungfrau, wie es im Kirchlein zu Maria Troſt zu ſchauen, getreu nach dem Bilde gezeichnet, welches von dem alten Maler der Steyermark, Scheid, mit kunſtfertiger Hand ausgeführt, — wie ein ſteyeriſcher Chroniſt ſagt, Maria darſtellt, den Troſt der Welt, die jungfräuliche Mutter desjenigen, der in der Kraft des Kreuzes die Sünde und den Irrthum überwand.

„Nimm mein Sohn", ſagte die fromme Mutter, „dieß Bild mit Dir; das Bild derjenigen, deren Fürbitte Du als Kind, als Knabe, als ...ling in dieſer Kirche ſo oft angerufen haſt. Nimm es mit Dir und es ...e Dir ein Schutz und Schild ſein in allen Gefahren, welche Dich nun

umgeben werden, bis Du zurückkehrst in die Arme Deiner Dich sehnsuchtsvoll erwartenden Mutter.“ —

Schweigend und tiefgerührt nahm der junge Schütze das kleine Bild aus den Händen seiner Mutter; er benetzte diese Hände mit den Thränen der Kindesliebe, die jetzt von seinen Augen rollten, dann horchte er dem fernen Klange des Jägerhorns, welches vom Ufer der Mur herauf rief, daß die letzte Stunde des Abschiedes verstrichen sei — und begleitet vom Segen der weinenden Mutter schritt der junge Krieger den Waldpfad hinab, um in der Mitternachtsstunde den Marsch zu beginnen, der ihn den Schlachtfeldern Wälschlands entgegenführen sollte.

---

2. Ein Abend nach der Schlacht.

Der Würgengel, welchen der Herr über Tod und Leben entfesselt hatte, raste über die schönen Gefilde Italiens und die ganze Macht des Sardenkönigs wälzte sich dem österreichischen Adler entgegen, dessen Fittige anfangs zu erlahmen schienen.

Bei Volta war's, nach heißer Schlacht — da lagerte das Heer der Oesterreicher schweigend und kampfesmüde auf den Höhen der Weinberge. Kein Lüftchen regte sich, der Abend senkte sich herab und deckte die grünen Fluren, auf denen manch' wackerer Oesterreicher nun zum letzten Schlafe ausgestreckt lag.

Ein großes gemeinsames Gefühl der Wehmuth hatte sich der Tausende von Herzen, welche hier schlugen, bemächtigt; es schien ein Geist der Trauer des Heimwehes durch die Reihen der wackern Krieger zu ziehen, die in dieser Stunde mehr als sonst fühlten, daß sie, umringt von verrätherischen Feinden, jede Zollbreite des Landes mit ihrem Blute erkämpfen mußten. Aber plötzlich wurde die feierliche Stille, welche sich über dem Heere gelagert hatte, durch sanfte Klänge unterbrochen, die anfangs leise, dann lauter durch die Reihen schallten und von der Militärmusik herrührten, welche auf den Wink des Obercommandanten des hier lagernden Armeecorps den Hügel heraufgestiegen kam und deren Instrumente diese wohlbekannten Klänge der österreichischen Volkshymne in die Lüfte hinaufsandten.

Der Obercommandant hatte die Wirkung dieſer Klänge wohl berechnet; wie Welle an Welle ſich reiht, wie Blatt an Blatt im Winde ſich fängt, ſo durchzitterte jetzt Begeiſterung alle Herzen der hier lagernden Krieger und wie aus einem Munde ſchallte alsbald ein aus tiefer Bruſt klingender großer gemeinſamer Jubelgruß ein feuriges „Gott erhalte unſern Kaiſer“ die Abendluft, welche dieſen begeiſterten Sang im vielfachen Echo der Berge in's Land hinabtrug.

Aber dort an einem Abhange lehnte unter einem Baume ein junger Schütze, deſſen Auge düſter vor ſich hinſtarrte und der ſeine Stimme nicht in den freudigen Jubelklang der Kameraden miſchte. Er war in Gedanken vertieft, in Gedanken, die weit über die vor ſeinen Füßen liegenden Hügel und Ebenen hinausſchweiften und merkte nicht, wie ein mittelgroßer Mann in einem grauen Offiziersmantel ſich ihm näherte, ihn aufmerkſam betrachtete und ihm jetzt über die Achſel ſchaute, als der junge Soldat ſich auf die Erde warf und mit Bleiſtift einen kleinen Zettel beſchrieb.

„Was thuſt Du hier?“ fragte der Mann im grauen Offiziersmantel, deſſen Geſichtszüge in der Nebel-Dämmerung des Abends nicht zu erkennen waren. — Aber der junge Schütz hatte mit ſeinen funkelnden Augen bereits wahrgenommen, daß ein Oberoffizier des kaiſerlichen Armeecorps vor ihm ſtand. Er ſprang empor und ſalutirte.

„Ich habe ein Brieflein geſchrieben“ — entgegnete er faſt erſchrocken.

„An den Feind?“ fragte der Offizier lächelnd.

„Nein, an meine Mutter“, entgegnete der junge Schütz; „wir halten eben Raſt und da meine ich, kann mir Niemand wehren, meiner Mutter zu ſchreiben, daß der Eberhard noch am Leben und wohlbehalten iſt.“

„Was für ein Landsmann?“ fragte der Offizier.

„Ein Steyermärker, von der Andritz am Schöckel“, erwiderte der junge Krieger; „bin Eberhard, der Bergſchütz vom Andritzthale, jetzt Feldjäger im zehnten Bataillon und meine Mutter iſt die Förſterswittwe Margarethe Blümlein, an die ich eben ſchreibe, damit die gute Frau einmal wieder erfahre, daß ich lebe und wie ein braver Sohn an ſie denke. —“

„Weis' her!“ befahl der Offizier und nahm dem jungen Schützen den angefangenen Brief aus der Hand, den er, ſo gut es bei dem flackernden Lichte des Bivouacs anging, durchflog. —

„Ihr Steyermärker“, ſagte er nach einer Weile, „ſeid nicht nur brave

Soldaten und gute Schützen, sondern auch gute Söhne; Ihr liebt Eure Heimath und Eure Eltern". —

„Und unsern Kaiser!" fiel der junge Schütze feurig ein.

„Ja, Euren Kaiser," sagte der Offizier freundlich lächelnd; „das weiß ich, Ihr wißt Euch für seine Fahne recht wacker zu schlagen, das ist wahr und ich kann es bezeugen; aber zu überlegen pflegt Ihr nicht gerne und so hast auch Du Deine Sache nicht recht überdacht. — Sag' mir Schütz, wie willst Du denn Dein Schreiben da an die Mutter durch Feindeshand, wo nichts mehr sicher geht, bis in die Steyermark befördern? Hast Du auf das gedacht?" —

„Mein' Seel'! Ihr habt Recht", sagte der junge Schütze „das habe ich nicht überlegt; ich meinte eben einer der Wägen, die unsere Verwundeten über die Grenze führen, würde mir mein Brieflein mitnehmen."

„Das ist zu unsicher!" sagte der Offizier; „gib her, Schütz, ich will Dir die Sache besorgen und damit sie Hand und Fuß bekomme, so mußt Du noch allerhand darein setzen, was ich Dir selber dictiren will." —

Der junge Schütze schüttelte den Kopf. „Wenn ich an meine Mutter schreibe," sagte er nach einer Weile, „so weiß ich schon selber, was ich zu sagen habe." —

„Ganz recht", fiel der Offizier ein, „aber Du mußt ihr doch mittheilen, daß Du heute nach der Schlacht zum Oberjäger befördert worden bist — und dann wirst Du mir schon gestatten, daß ich, Deine Sohnesliebe achtend, für Deine gute Mutter ein kleines Geschenk beilege, das sie richtig erhalten wird, weil ich die Absendung des Briefes selbst besorgen werde."

Jetzt schlug der junge Schütz die Augen wieder empor; seine Blicke fielen auf das vom Wachtfeuer nun hellbestrahlte ernstfreundliche Antlitz des Mannes im grauen Offiziersmantel, dessen Stimme ihm bereits so bekannt geschienen hatte — jetzt erkannte er den Mann.

Dieser lächelte. — „Nun" sagte er freundlich, „erkennst Du mich jetzt? willst Du, mein braver Schütz, Dein Schreiben an die Mutter dem Marschall Radetzky anvertrauen?" —

Der junge Steyrer vermochte jetzt kein Wort hervorzubringen; mechanisch reichte er dem edlen Marschall das Schreiben; dieser aber wandte sich an einen stattlichen Mann, der in der Uniform eines Stabsoffiziers, von einem Adjutanten begleitet, eben herangeschritten kam.

„Oberst Kopal," sagte er, „der junge Steyrer Schütz da wird zum Ober-

jäger befördert und ſteht von heute an unter meinem beſonderen Schutze; Soldaten, die ihren Kaiſer und ihre Eltern im Herzen tragen, ſind diejenigen, denen der Feldherr am meiſten vertrauen kann und verdienen beſondere Beachtung. Sobald wir in Mantua einmarſchirt ſein werden, iſt mir der junge Steyermärker da vorzuſtellen. Alſo auf Wiederſehen mein Sohn; Dein Brief ſoll beſtellt werden."

Nach dieſen herzlichen Worten entfernte ſich der edle Marſchall; er hatte in ſeiner bekannten Weiſe wieder einmal ein „Marſchall-Stücklein" geübt, wie er ſie öfters übte und wie ſie ihm die Herzen ſeiner Soldaten erwarben, die ihn ja nicht anders nannten, als den „Vater Radetzky".

---

3. In Mantua.

Die braven Zehner-Jäger ſtanden hinter den Wällen von Mantua und ihre Trompeter bliesen zur Parade. Der Oberſt ließ das Bataillon im Caſtell aufmarſchiren. — „Die ſtrengſte Disciplin" lautete der Tagbefehl „und ſtrenge Strafe jedem, der ihr entgegenhandeln würde."

Der Wälſche, der in unſern Tagen bereits bedauert, daß die ſchönen Tage vorüber ſind, in welchen er unter dem milden Scepter Oeſterreichs Wohlſtand und Friede genoß, war damals, im Jahre des Unheils 1848, von fremdem Einfluße aufgeſtachelt, mit glühendem Haße gegen alles Deutſche erfüllt. „Morte ai tedeschi"*) lautete die italieniſche Tagesparole und darum trachteten die Anführer aller öſterreichiſchen Corps, nach dem ſtrengen Befehle ihres oberſten Feldherrn, des unvergeßlichen Grafen Radetzky, in den Reihen ihrer Krieger die ſtrengſte Manneszucht zu erhalten.

So auch der Oberſt des aus jenen Tagen ſo rühmlich bekannten zehnten Jägerbataillons.

Die acht Thore der Stadt Mantua, die vier Haupt-Brücken, welche über den Moorgrund am Mincio nach der Stadt führen, waren mit Soldaten beſetzt, denen die Aufrechthaltung der Ordnung zur ſtrengen Pflicht gemacht war; kein Wälſcher ſollte zu klagen haben über die Willkür oder Gewaltthat des Deutſchen, der, ſeinem Kaiſer das Land wieder zu erkämpfen, auf dieſem Boden ſtand.

So herrſchte in der alten Hauptſtadt des Herzogthums Mantua die größte

---

*) Tod den Deutſchen.

Ordnung, während ſich das Gros der öſterreichiſchen Armee bereits gegen die ſardiniſche Grenze bewegte. Ein prächtiger Morgen war aufgegangen. Der reine italieniſche Himmel wölbte ſich ob der Citadelle, von welcher die ſchwarzgelben Fahnen herabwehten; durch die ärmlichen Vorſtädte wogten zahlreiche Reiter und Fußgänger und der commandirende kaiſerliche Obriſt ritt eben bei den ſogenannten zwölf Apoſtel-Mühlen auf den Brücken nach Verona zu, mit ſeinem Stabe vorüber.

Da hielt er plötzlich ſeinen Rappen an; denn ein buntes Menſchengewühl drängte ſich ihm hier entgegen. — Jäger ſeines Bataillons waren es, welche von lärmenden und ſich wüthend geberdenden Italienern umgeben, von den genannten Mühlen herankamen.

Der Oberſt hielt ſich im Steigbügel empor und blickte ſpähend vor ſich; „Blitz und Donner!“ rief er, „das iſt ein Auflauf; die wälſchen Banditen halten uns für ſchwach und wollen im Rücken der Hauptarmee an unſerer kleinen Beſatzung Rache üben. — Vorwärts! man muß die Tollen mit einem raſchen Schlage zu Paaren treiben!“

Er gab ſeinem Roße die Sporen und jagte ſeinen Offizieren voran; aber er irrte ſich . . . .

Kein Auflauf war's, kein tückiſcher Streich wälſcher Banditen hinter dem Rücken der Hauptarmee — lautes Klagegeſtöhn ſchallte ihm entgegen; wohl an zwanzig unbewaffnete Bewohner der Stadt traten, von ſeinen Soldaten gefolgt, an den Commandirenden heran und flehten um Schutz und — Gerechtigkeit!

Ein alter Italiener ehrwürdigen Anſehens, der Podeſta der Stadt trat, ſobald er des Oberſten anſichtig wurde, ruhig und ſich verneigend an ihn heran. „Signore“, ſagte er mit Wärme, „wir älteren Bürger der Stadt, die wir, ob wir auch Italiener mit Herz und Seele ſind, doch das Treiben des Aufruhrs, der unſer ſchönes Vaterland in letzter Zeit durchtobte, nicht billigen und uns nach Herſtellung der Ordnung ſehnen, haben die Beſatzung unſerer Stadt durch die Truppen unſeres Kaiſers und Herrn gerne geſehen und es mit Freuden vernommen, daß Ihr, Herr Commandant, Eueren Soldaten die Einhaltung der ſtrengſten Disciplin zur Pflicht machtet.“

„Nun,“ fuhr der Obriſt empor, „hat einer von meinen Leuten gewagt, dieſe zu verletzen!?“

„Mehr als das, Signore,“ entgegnete der Podeſta; „ſeht die ſchreckensbleichen

Gesichter meiner Landsleute; — wißt, gleich draußen auf der Brücke nach Verona zu liegt, wie man ihn heute Morgens mit dem ersten Sonnenstrahle auffand, der reichste Kaufherr von Mantua, Antonio di Brunelli erschlagen und beraubt in seinem Blute." —

„Nun, und wer zeiht meine Jäger dieser That?" fragte der Obrist aufglühend.

„Die schwarzgelbe Rose hier," entgegnete der Podesta.

„Die schwarzgelbe Rose von jener Sorte der Cocarden, wie sie nur Jäger auf ihren Hüten tragen; diese Rose von schwarzer und gelber Wolle lag neben der Leiche des Ermordeten und Beraubten, und so, colonello, schließen die Bewohner Mantua's mit Recht, daß nur ein Soldat Eueres Bataillons diese That verübt haben könne."

„Das soll sich augenblicklich weisen!" donnerte der Obrist, die schwarzgelbe Rose aus den Händen des Podesta entgegennehmend.

Dann riß er sein Pferd am Zügel herum und winkte seinen Adjutanten heran. „Das Bataillon soll augenblicklich in der Citadella aufmarschiren", donnerte er.

In weniger als fünfzehn Minuten stand auf dem Hügel vor dem Schloße das ganze Bataillon der Feldjäger, wie zur Schlacht, gereiht; der Oberst aber ritt mit glühendem Antlitze vor die Fronte, hinter welcher auf beiden Seiten die Bewohner der Stadt heran drängten, um zu hören, was der Commandant nun verfügen werde.

Der Oberst aber hielt in seiner Hand hoch die schwarzgelbe Rose empor. „Soldaten!" rief er mit gewaltiger Stimme; „dem Befehle unseres Marschalls gemäß habe ich bei unserem ersten Einrücken in diese Stadt die Einhaltung der strengsten Disciplin verkündigt. — Soldaten! Ihr seid wackere Oesterreicher, gesund am Herzen und reich an Muth; keiner von Euch hat es gewagt, dem Befehle seines Feldobersten zu widerstreben; Ihr seid an militärische Disciplin gewöhnt; dennoch beschuldigt man einen von Euch heute des Raubes und — des Mordes!" —

Lautes Murren des tiefsten Unwillens wurde jetzt in den Reihen der Krieger laut — aber der Oberst fuhr fort:

„Jäger des zehnten Bataillons! Die Kriegsgeschichte des Jahres 1848 wird auch ruhmvoll werden; wollt Ihr den Glanz Eures Namens durch die Beschuldigung einer Unthat beflecken lassen? nein sage ich! das einzige Wahr-

zeichen, welches man gegen Euch erweisen zu können glaubt, ist diese schwarzgelbe Rose eines Jägerhutes; sie fand sich bei der Leiche des Erschlagenen. — Nun denn! wir wollen den Bewohnern dieser Stadt auch augenblicks zeigen, daß keinem von Euch auf seinem Tschako die Rose fehlt, daß also auch keiner sie bei Vollbringung der uns angeschuldeten That verloren haben kann." —

Die Trompete schmetterte; die Jäger des ganzen Bataillons machten bei Fuß; der Oberst selbst, von seinen Offizieren und dem Podesta von Mantua geleitet, durchschritt die Reihen.

Er durchschritt die erste Reihe und musterte alle Hüte seiner Jäger; keinem fehlte die schwarzgelbe Rose; er durchschritt die zweite Reihe — auch hier saß kein Tschako auf dem Haupte des Soldaten, ohne daß die schwarzgelbe Rose mit dem Namenszuge des Kaisers darauf glänzte.

Nun kam die dritte Reihe und siehe, schon bei dem ersten Gliede derselben hielt der Oberst an. — „Gottes Blitz und Donner!" rief er, „hier steht der, an dessen Tschako die Rose fehlt!"

Sein Finger wies auf einen jungen Oberjäger — Eberhard Blümlein, der Schütz aus Steyermark war's, der auf seinem Tschako keine schwarzgelbe Rose trug.

„Mensch! wo ist Deine Rose?" herrschte ihm der Obrist zu.

Der junge Schütz griff nach seinem Hute, er schien den Verlust seiner Cocarde erst jetzt zu merken. „Ich weiß es nicht, Herr Oberst," sagte er, während eine glühende Röthe auf sein Antlitz trat.

Der Obrist blickte ihm einen Augenblick lang in's Antlitz. — „So gesteh, Elender!" donnerte er; „Du bist es, der den Mord verübt hat!"

Da blickte der junge Steyrer aus seinen klaren blauen Augen recht treuherzig dem Obristen in's Gesicht.

„Ich nicht, Herr Obrist," sagte er, den Kopf schüttelnd.

„Wer sonst als Du!" rief dieser — „so weit ich in den Reihen Deiner Kameraden herumblicke, fehlt keinem an seinem Tschako die schwarzgelbe Rose, nur Dir allein fehlt sie; nieder auf die Kniee, Verbrecher! Du bist überwiesen! Bekenne, daß Du den Mord verübtest!"

Da schüttelte der junge Krieger abermals ruhig sein Haupt. — „Ich nicht, Herr Obrist," sagte er. — „Gott wahre mich gnädig vor solchem Beginnen. — Wahr ist's, mir fehlt an meinem Tschako die schwarzgelbe Rose,

ich jetzt erst wahrnehme; aber diese Rose, Herr Obrist, die in Eurer Hand liegt, ist nicht die meine.

„Und wo ist die Deine?“ fragte der Oberst.

„Das weiß ich nicht,“ entgegnete der junge Soldat. „Gestern Abends stack sie noch auf meinem Hute.“

„Und als Du den Italiener erschlugst, hast Du sie verloren!“ donnerte der Obrist.

Aber der junge Schütze aus der Steyermark stand ruhig da und richtete seine klaren Augen wieder auf den erzürnten Commandanten. „Mit Gunst, Herr Oberst“, sagte er, „ein Landeskind der Steyermark begeht keine Unthat, wie mir zugemuthet wird, und ein Soldat, den der Marschall selbst erst kürzlich zur Charge befördert hat, wird wohl so viel begehren können, daß man ihn höre, ehe denn man ihn verurtheilt.“

Jetzt blickte der Obrist den Mann genauer an. — „Sieh da,“ sagte er, „Du bist ja der Steyermärker, den der Marschall nach der Schlacht bei Volta im Bivouac ansprach und zum Oberjäger machte, weil ihm Dein Wesen gefiel; nein! — Du kannst die That nicht vollbracht haben, deren Du nun beschuldigt bist; rede also Soldat; wie willst Du Deine Unschuld beweisen?“

Da trat der junge Steyrer aus dem Gliede einen Schritt vor. „Mein Oberst,“ sagte er, „jetzt gebt Ihr mir meine Krieger-Ehre wieder, indem Ihr mich als schuldlos erklärt, ehe Ihr noch meine Vertheidigung gehört habt; aber Ihr sollt sogleich hören, was ich sagen kann, um Euch von meiner Schuldlosigkeit zu überzeugen. — Als ich,“ fuhr er mit bewegter Stimme fort, „mit meinen Kameraden meine Heimath, die schöne Steyermark, verließ, da nahm ich von meinem Mütterlein noch am letzten Abende vor dem Kirchlein Maria Trost bei Graz den Abschied. Der Segen der Mutter war mein Geleite und sie gab mir zum Abschiede ein kleines Bildlein der heiligen Jungfrau auf Pergament gemalt, wie dieß Bildniß im Großen in der Kirche zu Maria Trost über dem Altare prangt.“ — „Nimm mein Sohn,“ sagte sie, „dieß Bild mit Dir; es ist das Bild derjenigen, deren Fürbitte Du als Kind, als Knabe, als Jüngling in dieser Kirche so oft angerufen hast; nimm es mit Dir und es möge Dir ein Schutz und Schild sein in allen Gefahren, welche Dich nun umgeben werden, bis Du zurückkehrst in die Arme Deiner Dich sehnsuchtsvoll erwartenden Mutter.“ — „Und da nahm ich,“ fuhr der junge Soldat fort, „das Bildchen der heiligen Jungfrau zu Maria Trost und verbarg es in der

Rose meines Jägerhutes und trug es nun mit mir in den Schlachten, die wir in Wälschland gekämpft haben. — Wenn nun aber die schwarzgelbe Rose, welche sich bei dem Erschlagenen fand, die meine ist, so muß sich in ihr verborgen mein Muttergottesbildlein finden; und dann bin ich der Schuldige; findet sich aber mein Bildlein nicht darin, so bitt' ich Euch, Herr Oberst, laßt alle schwarzgelben Rosen auf den Jägerhüten meiner Kameraden zerlegen, — der, in dessen Rose sich mein Muttergottesbildlein findet, der hat mir meine Rose vom Hute entwendet, weil er die seine beim Morde verloren hat, — der ist es, der die That gethan! . . ."

So sprach der junge Steyrer — und der Oberst, vom treuherzigen und überzeugenden Tone seiner Sprache bewegt, wandte sich sogleich zum Stabsprofosen. „Ab die Hüte," rief er, „und man öffne alle Rosen auf denselben!" — So geschah es.

Schon war die strenge Untersuchung fast zu Ende und in keiner der schwarzgelben Rosen-Cocarden auf den Hüten der Soldaten des Bataillons fand sich etwas. — Da trat der Stabsprofos in der letzten Reihe an den vorletzten Mann; es war ein baumlanger Rekrut, der erst vor wenigen Tagen im Bataillon Aufnahme gefunden hatte; sein pechschwarzes über das blaße Antlitz herabhängendes Haar und seine dunklen Augen, so wie seine ganze Haltung kennzeichneten ihn als einen Wälschen von Geburt und Abstammung, — seine Augen starrten auf die sich ihm nähernde Gestalt des ernsten Stabsprofosen und als dieser ihm gleichfalls den Tschako vom Kopfe nahm, da schien der ganze Körper des Soldaten leise zu zittern. —

Der Stabsprofos nahm die schwarzgelbe Rose nun auch vom Hute dieses Mannes, öffnete sie und zog jetzt mit seinen Fingern ein Pergamentblättchen heraus — er hielt es in die Höhe . . . es war das Bildlein der heiligen Jungfrau mit dem Kinde. — —

„Mein Bild! mein Bild, das mir die Mutter gab!" jauchzte der junge steyermärkische Schütz empor, indem er, sein Gewehr fallen lassend, beide Hände nach dem Bilde ausstreckte.

Der lange wälsche Recrut, in dessen Rose sich das Bild fand, brach aber jetzt wie ein geknicktes Rohr zusammen.

Eine minutenlange Pause trat ein; — jeder der hier stehenden Soldaten fühlte und sagte sich in seinem Innern: „Hier hat Gott selbst gerichtet! Das ist die Hand des Herrn! . . ."

Der junge Steyrer Schütz Eberhard ſtand aber da, jetzt ſein Bildchen der Himmelskönigin in Maria Troſt hoch in der Hand haltend; von ſeiner braunen Wange perlten zwei große Tropfen nieder: „Mutter! Mutter!!“ rief er, „o Du haſt recht geſprochen, als Du mir ſagteſt, dieß Bildlein der reinſten Königin des Himmels werde dem Sohne ein Schild und Schirm ſein durch alle Gefahren!“ Er küßte jetzt das Bild mit Inbrunſt und rief mit einem Tone, der aus dem innerſten Herzen kam: „Gegrüßet ſeiſt Du Königin, o Mutter der Barmherzigkeit!“ .... Der Oberſt des Bataillons, auf deſſen Wink der ſchuldige Rekrut, der ſeine That ſpäter mit allen Umſtänden geſtand, bei Seite geführt worden war, trat jetzt auf den ehrlichen Steyrer Schützen zu und legte ihm ſeine Hand auf die Schulter. „Hoch erfreut es mich, mein Sohn,“ ſagte er, „daß Deine Unſchuld ſo ſchnell und faſt wunderbar an den Tag kam. — Gott ſelbſt hat Deine Sache geführt und ich will ſogleich an den Marſchall berichten, auf daß Dir für die unverdient erlittene Schmach die gebührende Entſchädigung werde.“

Die Worte des Commandanten fanden in den Herzen aller Umſtehenden den lebhafteſten Widerhall; alles drängte ſich jetzt um den jungen Schützen aus der Steyermark und die Kunde von ſeiner wunderbaren Ehren- und Lebensrettung durchlief alsbald die Stadt Mantua.

So kam es denn durch Gottes wunderbare Fügung, daß an einem Herbſtabende des Jahres 1849 vor dem Kirchlein Maria Troſt bei Graz ein junger Offizier der braven Jäger des zehnten Bataillons am Halſe ſeiner Mutter lag; es war Eberhard, der brave Sohn der Wittwe Margarethe Blümlein, der mit dem Ehrenkreuze der Tapferkeit geziert, nunmehr reich begabt und ausgezeichnet durch ſeinen Marſchall, den unvergeßlichen Vater Radetzky, ſeiner Mutter den größten Schatz, den ſie ihm auf den Feldzug mitgegeben hatte, wieder in die Hand legte: das kleine Bild der Himmelskönigin von Maria Troſt, welches ihm, nach dem prophetiſchen Worte der Mutter, ein Schutz und Schild geworden war in der Stunde der höchſten Gefahr, nach dem Rathſchluſſe des großen allbarmherzigen Gottes, der ſich — wie der Berichterſtatter dieſer wahren Begebenheit in den Jahrbüchern der ſteyermärkiſchen Geſchichte ſich ausdrückt, — „oft gar geringer Mittel bedient, um Großes zu bewirken und der den wahrhaft gläubigen und vertrauenden Chriſten in der Stunde der Gefahr noch niemals verlaſſen hat.“

Aus Mozart's Jugendjahren.

Von J. St.

II.

Im Sommer des Jahres 1762 machte sich die Familie Mozart, Vater, Mutter und die beiden Kinder, auf den Weg nach München, wo damals Churfürst Maximilian III., von seinem Volke „der Allgeliebte" genannt, regierte.

Maximilian war ein großer Musikfreund und spielte selbst mehrere Instrumente, besonders vorzüglich das Violoncell. Da auch seine Gemahlin, die fein gebildete Maria Anna, eine sächsische Prinzessin, Freude daran hatte, wurde viel bei Hofe musizirt, und daher denn auch die Musik in den höheren Kreisen ziemlich ernst und fleißig betrieben.

Musikalische Wunderkinder waren damals noch etwas Neues. Seit dem berühmten Händel*) hatte kein frühreifes, hervorragendes Talent mehr die musikalische Welt in Erstaunen versetzt. So erregten denn die beiden jungen Virtuosen, — Anna Maria war damals zehn, Wolfgang sechs Jahre alt, — allgemein Aufsehen und Bewunderung.

Sie spielten mehrmals bei Hofe, sowohl hier in der Residenz, als im Schloße zu Nymphenburg, und wurden von den höchsten Herrschaften mit Lob und Geschenken reichlich belohnt.

Nach einem Aufenthalte von drei Wochen kehrten sie, über Erwarten befriedigt von diesem ersten Versuche, nach Salzburg zurück, wohin der Ruf der Ehren und Auszeichnung, die ihnen zu Theil geworden, ihnen vorausgeeilt war.

Ermuthigt durch diesen glücklichen Erfolg, studirten und übten nun die Kinder mit verdoppeltem Eifer und beschloß der Vater, eine zweite, größere Kunstreise, — und zwar dießmal nach Wien, — mit ihnen zu unternehmen.

Noch in demselben Jahre, den 19. September 1762, traten sie dieselbe an.

Damals reiste man nicht so rasch und angenehm wie heute. In einer schwerfälligen Miethkutsche legte man höchstens acht bis zehn Meilen täglich zurück. So kamen denn auch unsere Reisenden erst am 20. Abends spät in Passau an, wo sie fünf Tage blieben, da Wolfgang vor dem dortigen Fürstbischof

*) Händel, geb. den 24. Februar 1684, gestorben den 14. August 1759.

ſpielen mußte. Von da ging's nach Linz. Auch hier wurde ein kleiner Aufenthalt gemacht, und in aller Eile ein Concert veranſtaltet, um einigermaßen die Koſten der Reiſe zu decken. Vater Mozart klagt in einem Briefe an ſeinen Freund Hagenauer, daß er nur vierzig Gulden eingenommen habe.

In Linz lernten ſie die Grafen v. Schlick und Herbenſtein kennen, welche, ebenſo überraſcht als entzückt von den Leiſtungen der jugendlichen Künſtler, verſprachen, ihnen, wie Vater Mozart ſchreibt: „In Wien einen großen Lärm vorangehen zu laſſen.“

Am Tag des hl. Franziscus, den 6. Oktober am früheſten Morgen, beſtiegen ſie endlich mit vielen andern Paſſagieren, das ſogenannte Wochenſchiff, welches damals regelmäßig jede Woche die Fahrt von Linz nach Wien und von dort wieder zurück machte. Eine zahlreiche und bunte Geſellſchaft hatte ſich bereits daſelbſt eingefunden; Leute aus allen Ständen waren dabei, und ſuchten eilig noch ein Plätzchen zu erhaſchen unter dem einzigen gedeckten Raum, den das Fahrzeug aufzuweiſen hatte.

Es war ein kalter, unfreundlicher Herbſtmorgen; ein dichter Nebel war über die ganze Umgegend gelagert und verhüllte ſogar die zahlreichen, mit goldenen Arabesken verzierten Kirchthürme der noch vor ihnen liegenden Stadt Linz. Bald entwickelte ſich ein feiner Regen daraus. Mit trüben Geſichtern, fröſtelnd und gähnend, holten ſämmtliche Reiſende alles, was ſie an warmen Kleidungsſtücken bei ſich hatten, herbei, und wickelten ſich, unter manch' ärgerlichem Ausrufe, feſter in Mäntel, Tücher und Ueberwürfe.

Auch die Familie Mozart hatte noch ein Plätzchen unter Dach gefunden. Die ſorgſame Mutter zog die beiden Kinder ſo nahe als möglich an ſich, band jedem vorſichtig noch ein Tuch um den Hals, legte Nannerl, die neben ihr ſaß, einen Teppich über den Schooß, und hüllte Wolfgang in ihren eigenen Mantel ein. An die Mutter gelehnt, nickte der Kleine bald ein, um ſeinen unterbrochenen Morgenſchlaf fortzuſetzen.

Nach einer Stunde endlich lichtete ſich der Himmel; ein friſcher Wind zerſtreute raſch die Wolken und die Sonne beſchien freundlich die reizenden Donau-Ufer, welche gerade zwiſchen Linz und Wien ſo viel des Schönen und Intereſſanten bieten, wie keine andere Strecke des vierhundert Meilen langen Strom-Gebietes.

Da wich denn auch gar bald Schlaf und Verſtimmung von den Reiſen-

den, die gerne aus dem engen gedeckten Raum hinaus in's Freie, auf's Verdeck traten, und ſich dort in verſchiedene Gruppen theilten.

Dort ſaßen drei geiſtliche Herrn, ein Benediktiner und zwei Minoriten, und laſen in ihrem Brevier; nicht weit davon einige Bauern, die ſich an Brantwein und Käſe, als ihrem Frühſtück, erlabten; da einige Kaufleute, die ihre Geſchäfte beſprachen, dort einige Frauen mit Körben, welche Geflügel und Anderes nach der Kaiſerſtadt bringen wollten. Dazwiſchen bot ein Handelsjude unermüdlich Jedem ſeine Waaren: Kämme, Bürſten, Ringe, Meſſer, Seife, Bänder, Nadeln und alles Erdenkliche, an. Die beiden Kinder wußten gar nicht, wie ihnen geſchah; ſie glaubten ſich unter den mannigfachen Eindrücken in eine ganz neue Welt verſetzt. Das bunte Leben, das ſie hier umgab, der Anblick des herrlichen Stromes, der ſich ſtellenweiſe ſeeähnlich ausbreitet, auf welchem lange Flöße dahinzogen, und deſſen Ufer, meiſt bergig, mit herrlichen Burgen, Klöſtern und Ruinen bedeckt ſind; es war wie ein ſchöner bunter Traum. Wolfgang lief jubelnd auf dem Verdecke hin und wieder und wendete ſich vertraulich mit Fragen an Jeden, der eben in ſeiner Nähe war. Beſonders gerne verweilte er bei dem jungen Benediktiner, der nicht nur ſeine vielen Fragen eingehend beantwortete, ſondern ihm die Geſchichte von mehreren dieſer Burgen und ihren Beſitzern erzählte, was den kleinen wißbegierigen Knaben natürlich gar ſehr beglückte.

In Matthauſen wurde übernachtet; am folgenden Tage machte man einen zweiſtündigen Aufenthalt in dem kleinen Städtchen Ips, wo der junge Benediktiner eine Meſſe in der Franziskanerkirche las, welcher auch die Familie Mozart beiwohnte. Nachdem dieſelbe beendet, und die Kirche ganz menſchenleer war, ſtieg Vater Mozart mit dem kleinen Wolfgang hinauf, um ſich die Orgel zu beſehen.

„Erkläre mir doch das Pedal, lieber Papa", bat der Kleine, und der Vater willfahrte ihm gerne.

„Darf ich's probiren?" fragte er weiter.

„„Warum nicht, es iſt ja Niemand hier"", verſetzte der Vater und begann die Blaſebälge an der Orgel zu ziehen. Und Wolfgang fing nun an, zu ſpielen, und zwar ſo wunderſchön, daß die Franziskaner, welche eben mit einigen Gäſten zu Tiſche ſaßen, ſammt ihren Gäſten die Tafel verließen, dem Chore zueilten, und dort angelangt, ſich gar nicht genug ſtaunen konnten, wie

es möglich wäre, daß ein sechsjähriger Knabe so meisterhaft gespielt, wie sie es noch niemals von einem Erwachsenen gehört hatten.

Wolfgang mußte noch länger spielen, und die guten Franziskaner beschenkten den kleinen Künstler mit Bildern, Rosenkränzen und Obst aus ihrem Garten.

Die zweite Nacht blieben die Reisenden in dem Städtchen Stein, wo zu Wolfgang's großem Herzeleid der freundliche Benediktiner von ihnen schied. — Am dritten Tage erreichten sie endlich das Ziel ihrer Reise, die prächtige Kaiserstadt Wien, nachdem sie noch mit großem Interesse den tosenden Strudel gesehen und passirt hatten, an der kleinen Felseninsel Wörth vorüber, die wie ein verfallener Brückenpfeiler mitten im Thorwege des Strudels liegt. Auf dem höchsten Punkte des Felsens steht ein Kreuz. Der Vater nahm den Hut ab und betete; Mutter und Kinder, sowie ein Theil der Passagiere thaten das Gleiche, bis sie glücklich an der gefährlichen Stelle vorüber waren.

„Auf der Schanzel-Mauth", schreibt Vater Mozart, „wurden wir ganz geschwind abgefertigt, und von der großen Mauth ganz dispensirt. Das hatten wir aber nur unserm Herrn Wolferl zu danken; denn er machte sogleich Vertraulichkeit mit dem Mauthner, zeigte ihm das Klavier und spielte ihm einige Stücke auf dem Geigerl vor, so daß bald alles um uns herum stand und lachte, den Buben anstaunte, und ihm schön that."

In Wien angelangt, suchte Leopold Mozart alsbald die Grafen Herbenstein und Schlick auf, welche ihr Versprechen treulich gehalten hatten. Um ihre Aussagen zu rechtfertigen, führten sie gleich am ersten Tage die kleinen Virtuosen in einige der vornehmsten adeligen Häuser ein, wo sie spielten und alle Erwartungen übertrafen. In einer großen und glänzenden Abendgesellschaft, bei dem Reichskanzler Fürsten Colloredo hörte sie auch Erzherzog Leopold, der seiner Mutter, der Kaiserin Maria Theresia davon erzählte, und schon am folgenden Tage wurden sie nach Schönbrunn, an's kaiserliche Hoflager beschieden, ohne nur erst darum nachgesucht zu haben.

Es war der 13. Oktober, ein schöner, sonniger Herbsttag. Gleich nach dem Mittagessen wurde die Familie Mozart in einem bequemen Hofwagen dahin abgeholt; da aber das Concert erst nach der Tafel, um 5 Uhr stattfinden sollte, so hatte der Haushofmeister den Auftrag, sie einstweilen mit Kaffee zu bewirthen, und dann in den Garten zu führen, wo sie sich bis zur bestimmten

Zeit etwas umschauen sollten. Das war denn freilich ein Jubel für die Kinder, eine nie gesehene, nie geahnte Pracht und Herrlichkeit. Wie entzückend ist der Anblick des wahrhaft kaiserlichen Schloßes mit dem, mehrere Stunden umfassenden, prachtvollen Garten, welcher schon beim Eintritt einen überraschenden Anblick gewährt. Es zeigen sich die herrlichsten Blumengruppen, dazwischen Statuen, großartige Wasserwerke, Teiche mit Tausenden von Gold- und Silberfischlein, Alleen von riesigen dichtbelaubten Bäumen, von solcher Ausdehnung, daß man sich in einem reizenden Walde zu befinden glaubt, wo Vögel und Eichhörnchen sich lustig herumtummeln in ungestörter Behaglichkeit.

Da sind Treibhäuser, davon jedes ein kleiner Palast für sich ist, mit den herrlichsten blühenden Gewächsen; da ist die Menagerie, eine große Rotonde, von solchem Umfang, daß wohl damals fast die ganze alte Stadt Salzburg darauf Platz gehabt hätte. Inmitten derselben, auf einer kleinen Anhöhe erhebt sich ein Pavillon, umgeben von reizenden Anlagen, grünen Rasen, blühenden Sträuchen und Blumen, schattigen Bäumen und krystallhellen Springbrunnen: dieß Alles umschlossen von einem zierlichen, ganz feinen Draht-Gitter. Das ist die Wohnung unzähliger Papageien von allen Arten, Farben und Größen, die in ihrem luftigen Gefängniß so fröhlich umherflattern oder sich so behaglich auf den blühenden Zweigen schaukelten, daß man unwillkürlich selbst unter einen andern Himmelsstrich versetzt zu sein glaubt.

Ein breiter, von alten Bäumen beschatteter Weg für die Spaziergänger und Beschauer, zieht sich zwischen diesem Domizil dieser bunt befiederten Fremdlinge und den Wohnungen der andern, nicht so harmlosen Gäste aus allen Welttheilen hin. — In einem großen Umkreise sind nebeneinander, theils nur durch Gitter, theils durch Mauern geschieden, die Behälter aller erdenklichen ausländischen Thiere: Löwen, Tiger, Hyänen, Leoparden, Elephanten, alle Arten Bären und Affen, Lama's, die zutraulich Futter aus der Hand der Beschauer durch's Gitter nehmen, Geier, Adler und Eulen, prächtige Strauße, mit reichem Federschmuck ausgestattet, ohne doch fliegen zu können, schwarze und weiße Schwäne, stolz auf Teichen einherziehend, und noch viele andere Thiere. Jede Gattung hat vor ihrem Stalle einen freien Raum von zweihundert bis dreihundert Quadratfuß, mit Rasen, Bäumen, Brunnen, kleinen Teichen u. a. angelegt, je nach den Gewohnheiten und Bedürfnissen der Bewohner. Nur die reißenden Thiere sind in Käfigen, die Andern ergehen sich

frei in ihren Gärten, welche natürlich durch hohe starke Eisengitter nach dem Spazierwege zu, abgeschlossen sind.

Nur allzu schnell entschwand unseren jungen Freunden die Zeit inmitten all' dieser Sehenswürdigkeiten, bei denen sie gar gerne noch länger verweilt hätten. Aber der Vater mahnte gebieterisch zur Umkehr, und so eilte man denn raschen Schrittes zum Schlosse zurück. Dort angelangt, ordnete die Mutter noch sorgfältig Anzug und Haarputz der Kinder, während der Vater ihnen noch gute Lehren gab, wie sie sich benehmen, und daß sie ja nicht ängstlich sein sollten.

Anna Maria war sichtlich befangen; Wolfgang aber sagte: „Angst hab' ich gar nicht, aber wenn nur Jemand da ist, der etwas vom Klavierspielen versteht."

Nachdem sie einige Minuten in einem großen und reichverzierten Vorsaale gewartet hatten, öffnete sich die Flügelthüre und ein Kammerherr führte Mozart mit den beiden Kindern in's Musikzimmer der Kaiserin, wo bereits die kaiserliche Familie und mehrere Personen vom Hofe versammelt waren.

Maria Theresia empfing dieselbe äußerst freundlich und gnädig. „Ich habe mir schon viel von Euch erzählen lassen", sprach sie, indem sie den Kindern, die ihr die Hand küßten, liebreich die Wangen streichelte, „und bin nun sehr begierig, Euch selbst zu hören." Sie stellte einige Fragen an den Vater und gab dann das Zeichen, daß die Musik beginne.

Die Kinder spielten erst eine vierhändige Sonate, die sie mit so viel Ausdruck und Präzision vortrugen, daß es die allgemeinste Bewunderung erregte. Hierauf sollte Wolfgang allein spielen. Der Kaiser, Franz I. hob ihn selbst auf den Stuhl hinauf und setzte sich dicht hinter ihn.

„Wo ist denn Herr Wagenseil?" fragte der Knabe, sich zu dem Kaiser umwendend.

„„Was willst Du denn von Herrn Wagenseil?"" entgegnete fragend der Kaiser.

„Ich möchte, daß er da wäre, weil ich gewiß weiß, der versteht's."

Der Kaiser rief Herrn Wagenseil herbei, der bereits im Zimmer war, da ihn die Kaiserin als Musiklehrer ihrer Kinder, eigens geladen hatte, um die vielbesprochenen, jungen Künstler zu hören.

„Das freut mich, daß Sie da sind," sagte Wolfgang, als jener an's Klavier trat, und reichte ihm die Hand. „Ich spiele ein Concert von Ihnen, und da möchte ich, daß Sie mir umwenden."

Die Leiſtung des kleinen Virtuoſen erregte einen wahren Sturm von Beifall, wie denn überhaupt Anna Maria's bedeutendes Talent gewiß viel mehr Anerkennung in der Welt gefunden hätte, wäre ſie nicht von dem unvergleichlichen Genie ihres Bruders verdunkelt worden.

Als Wolfgang ſein Concert zu Ende geſpielt hatte, rief ihn die Kaiſerin zu ſich, und ſtellte ihn auf das ſammtne Kiſſen, das ihr als Fußſchemel diente. Sie fragte ihn um Verſchiedenes, und Wolfgang antwortete immer ſo treffend als unbefangen.

„Du biſt ja recht geſchickt; von wem haſt Du denn nur Alles das gelernt, Du kleiner Menſch mit Deinen ſechs Jahren?“ fragte die Kaiſerin.

„„Alles von meinem lieben Papa““, erwiderte der Knabe ſehr ernſthaft.

„Da haſt Du gewiß auch Deinen Papa recht lieb, und biſt recht brav?“ fuhr die Kaiſerin fort.

„„Oh, nach dem lieben Gott kommt gleich der Papa, und wenn er mich nicht lieb hätte, könnte ich nicht mehr leben““, ſagte Wolfgang mit weicher Stimme, und einem ſeelenvollen Blick nach dem in einiger Entfernung ſtehenden Vater.

Maria Thereſia, die ſelbſt eine ſo zärtliche Mutter war, zog gerührt den Kleinen an ſich, und küßte ihn auf die Stirne. In demſelben Augenblick ſprang Wolfgang auf ihren Schooß, ſchlang die beiden Aermchen um ihren Hals, und rief, indem er ſie herzhaft auf beide Wangen küßte: „Aber auch Dich Frau Kaiſerin habe ich recht, recht lieb, weil Du gar ſo gut und freundlich mit uns biſt.“ —

„„Wolfgang, Wolfgang,““ ſtotterte mit drohendem Blicke in ſeinem Schrecken der Vater.

Die Kaiſerin aber wehrte ihm ab und ſprach: „Beruhigt Euch nur Mozart und laßt den Buben gewähren; was vom Herzen kommt, das geht zum Herzen. Solche Schmeichler ſind nicht gefährlich.“

Und nun mußte Wolfgang wieder und wieder ſpielen, bald allein, bald mit der Schweſter und erntete immer neues Lob und Liebkoſungen von der ganzen Geſellſchaft. Seitdem man geſehen, wie gnädig die Kaiſerin gegen die beiden jugendlichen Virtuoſen war, bemühte ſich Alles, ihnen Bewunderung zu zollen, und Höflichkeiten zu erweiſen.

Erſt ſpät Abends kehrten ſie heim. Am andern Morgen kam der Zahlmeiſter des Kaiſers, um ſie wieder für den folgenden Tag einzuladen mit dem

Bemerken, daß der Kaiser wünsche, die Kinder noch öfter zu hören. Zugleich übergab er dem Vater hundert Ducaten und zwei Kleider für Wolfgang und seine Schwester, die Leopold Mozart in seinem Briefe an Hagenauer also beschreibt:

„Des Wolferls Kleid ist vom feinsten Tuche, lillafarben; die Weste von Moir, nämlicher Farbe; Rock und Camisol mit doppelten, breiten Goldborten. Es war für den Erzherzog Maximilian gemacht. Der Nannerl ihr Kleid war das Hofkleid einer Erzherzogin. Es ist weiß broschirter Taffet mit allerlei Garnirungen.

Mit jedem Tage wuchs nun der Ruf der beiden Wunderkinder in Wien. Kein Concert, keine große Gesellschaft konnte mehr statt finden, worin sie nicht zu spielen aufgefordert wurden; acht und zehn Tage vorher kamen die Einladungen und manchmal mußten sie in drei oder vier Häusern des vornehmsten Adels an einem Tage spielen.

„Gestern," so schreibt Mozart einmal, „waren wir Vormittags bei dem Oberpostmeister, Grafen Paur; Nachmittags von halb drei bis vier Uhr beim Fürsten Esterhazy gewesen. Dann ließ uns Graf Hardegg mit seinem Wagen holen, und im Galopp zu einer Dame führen. Von da ging's zum Grafen Kaunitz, wo wir bis neun Uhr blieben. Jedesmal werden wir mit herrschaftlichen Wagen und Bedienten abgeholt." Jeden zweiten Tag aber wurden die Kinder nach Hofe geholt, wo sie sich bald ganz heimisch fühlten.

Wolfgang's seltenes Talent und sein originelles, unbefangenes Wesen machten ihn bald zum Liebling der ganzen kaiserlichen Familie. Besonders unterhielt sich der Kaiser, selbst ein großer Musikfreund, gerne mit dem genialen Knaben. Er stellte ihm zum Scherze allerlei Aufgaben, als z. B. mit einem Finger, oder auf dem mit einer Serviette bedeckten Klavier zu spielen. Wolfgang ging auf Alles ein und bestand lachend jede Probe zum großen Vergnügen seines kaiserlichen Gönners, der ihn nur „seinen kleinen Hexenmeister" nannte.

Eines Tages führten die zwei jüngsten Erzherzoginnen Wolfgang zur Unterhaltung in den Gemächern der Kaiserin umher. Dieser, nicht gewohnt, auf den spiegelglatten Parketböden zu gehen, glitt aus und fiel hin. Die ältere Prinzessin lachte; die jüngere dagegen hob ihn auf und fragte ihn liebreich, ob er sich nicht wehe gethan.

„Sie sind brav", sagte er zu ihr, „ich will Sie heirathen." Die sieben-

jährige Prinzessin theilte dieses Anerbieten gewissenhaft ihrer erlauchten Mutter mit, welche Wolfgang zu sich rief und ihn fragte, was ihn denn plötzlich zu diesem, für ihre Tochter so schmeichelhaften Entschluß bewogen?

„Die Dankbarkeit", erwiderte der Knabe, ohne sich einen Augenblick zu besinnen; „sie war so gut gegen mich, während ihre Schwester mich auslachte." —

Die kleine Erzherzogin war Marie Antoinette, die nachmalige so unglückliche Königin von Frankreich.

Mitten in diesem heiteren Leben und Treiben, in diesen allseitigen, glücklichen Erfolgen, an die sich noch schöne Hoffnungen für die nächste Zeit knüpften, erkrankte Wolfgang am Scharlachfieber, und war über drei Wochen in's Zimmer gebannt. Die Theilnahme war groß und allgemein; die Kaiserin schickte ihren Leibarzt und Alles ließ sich nach dem kleinen Kranken erkundigen. Da man sich aber gar sehr vor der Krankheit fürchtete, blieb die Familie ganz abgeschlossen.

Es war dieß ein gar empfindlicher Zwischenfall für Leopold Mozart; er mußte die kostbare Zeit seines Urlaubs unbenützt verstreichen lassen, ohne etwas zu verdienen, denn auch Anna Marie konnte aus obigem Grunde nirgends spielen, und dazu kam noch das kostspielige Leben in der großen Stadt Wien. Indessen trat vor der Angst um seinen Liebling alles andere in den Hintergrund.

„Es ist mir ein gewaltiger Schaden," schreibt er; „aber wir danken Gottes unendlicher Güte tausendmal, daß es damit abgelaufen ist."

Nachdem Wolfgang wieder völlig genesen war, spielten die beiden Kinder noch einigemal bei Hofe und in den vornehmsten Häusern, dann schied die Familie, begleitet von den Segenswünschen Aller, die sie kannten, von der glänzenden Kaiserstadt, um in die stille, bescheidene Heimath zurückzukehren.

Louis Napoleon.

Von Ney.

II.

In fremden Landen.

Ein günstiger Wind schwellte die Segel der Andromeda, als sie langsam den Hafen von l'Orient in Frankreich verließ. Bald hatte sie den weiten Ocean erreicht und die Wellen des atlantischen Meeres umspielten ihren Bug. An den Hauptmast gelehnt, schaute ein junger Mann zurück nach der entschwindenden Küste. Mehr und mehr sanken die felsigen Ufer unter den Horizont; endlich breitete sich nur noch der unermeßliche Ocean vor den Blicken aus und über den im Sonnenglanze schimmernden Wogen wölbte sich der blaue Himmel. Thränen perlten in dem Auge Louis Napoleons, denn dieses war der junge Mann, und die Hand nach Frankreich ausstreckend, rief er mit schmerzerfüllter Stimme: „Adieu ma belle France!“ Ging er doch in die Verbannung; auf zehn lange Jahre sollte er sein geliebtes Frankreich nicht wiedersehen. Dort schiffte er hin, Alles zurücklassend, was seine Seele bis jetzt begeistert hatte, seine liebe, liebe Mutter, die Ruhmesgedanken, die glühenden Wünsche seines Ehrgeizes. Dort schiffte er hin. Wohin? Er wußte es nicht und selbst der Kapitän des Schiffes konnte ihm keine Auskunft geben, denn seine Instructionen wiesen ihn an, erst unter dem 32. Breitengrade ein versiegeltes Schreiben zu eröffnen, welches ihm das Ziel der Fahrt bezeichnen würde. Nach Amerika! so lauteten zwar die Worte des Verbannungsdecretes, aber Amerika ist ein weites Wort. Waren es die Staaten der Union? War es das republikanische Mexico? War es das Land der Tropen, das Kaiserreich Brasilien? Niemand von der Schiffsmannschaft wußte es. Dort schiffte er auf der unendlichen Wasserstraße. Wasser und Himmel, Himmel und Wasser Tag für Tag. Da öffnete endlich der Kapitain das verhängnißvolle Schreiben. Nach New-York! lautete der Befehl, aber der Weg sollte über Brasilien genommen werden. Seltsame Klausel! Da — ein Sturm ist im Anzuge, wild schäumend thürmen sich die Wogen zu Bergen empor, wie eine Nußschale wiegt der Ocean die Andromeda in seinen Armen. Das Schiff ist in Gefahr, bleiche Angst liegt auf allen Gesichtern. Wenn das Schiff scheiterte, wenn der Neffe des Napoleon I. in der grundlosen Tiefe begraben würde? Wie ganz anders hätte

ſich die Weltgeſchichte der Gegenwart geſtaltet! Aber der Sturm brauſete vorüber und die Andromeda ſetzte ihren Cours nach Braſilien fort. Endlich ertönte vom Maſtkorbe der Ruf: Land! Ein prachtvoller Küſtenſtrich tauchte empor und ſiehe — Rio de Janeiro ſtieg glänzend aus den Wogen auf. Das Schiff warf in der Bucht, die ſich, mit tauſendfältigen Reizen geſchmückt, vor der Hauptſtadt des ſüdamerikaniſchen Kaiſerreichs ausbreitete, Anker, aber auf nur kurze Zeit. Napoleon durfte das Land nicht betreten. Wieder ſchiffte er auf dem Ocean dahin, wieder Waſſer und Himmel. In ſeiner Kajüte ſaß der Prinz, ſeine Gedanken ſchweiften mehr als je über den Ocean hinüber nach dem fernen Oſten, nach Frankreich und weiter und weiter — nach der Schweiz, nach Schloß Arenenberg. Vor zwei Monaten hatte in ſeiner Seele der Wunſch geglüht, nie wieder nach dem Freiſtaate am Fuße der Alpen zurückzukehren und jetzt — o wenn er wie die leichtbeſchwingte Möve Flügel gehabt hätte — nach Arenenberg zu ſeiner Mutter wäre er geflogen. Sie ſtand vor ihm, mit ihrem bleichen Angeſicht, mit ihrem thränenumflorten Auge, vom Schmerze tief gebeugt, die Gute, die Liebe, die Treue, welche gleich nach dem Straßburger Unternehmen nach Vitry in die Champagne geeilt war und von hier aus in einem Briefe, herzergreifend, im Gefühle des tiefſten Mutterſchmerzes, Louis Philipp um Gnade für ihren Sohn angefleht hatte. Ja, Gnade war ihm geworden, wenn auch die Gnade der Verbannung. Vergebens ſtreckte der Prinz ſeine Arme nach ſeiner Mutter aus, zwiſchen ihm und ihr lagen Tauſende von Meilen. So mit der Sehnſucht nach Arenenberg im Herzen, ſchiffte er dahin. Endlich, endlich — da iſt New-York! Er verließ das Schiff, das Boot landete, er war frei, denn er ſtand auf dem Boden der Union.

In einer Schreibſtube der Delawareſtraße in Baltimore ſtand ein junger Mann im Alter von 35 Jahren, umgeben von Zuckerproben und Cigarrenkiſten, von Kaffeeſäcken und Theebüchſen. Es iſt Achill Murat, der ehemalige Kronprinz von Kleve und Neapel. Auch er war nach dem Zuſammenbrechen der napoleoniſchen Glanzperiode in die Dunkelheit des Lebens zurückgetreten. Nach Amerika ausgewandert, hatte er als Poſtmeiſter, als Florida'iſcher Pflanzer und zuletzt als Kaufherr ſich eine neue Exiſtenz gegründet

Der angefangene Geſchäftsbrief iſt vollendet, Achill will nach der Hausflur gehen, um Dispoſitionen zur Abſendung von Waaren zu treffen, da tritt ihm ein fremder, junger Mann entgegen. „Wer ſind Sie?“ frug Murat kurz.

„Herr Louis Napoleon Bonaparte aus Europa!“ war die höfliche Antwor

„Willkommen, Couſin, in Baltimore," entgegnete Achill erfreut und führte den Ankömmling in ſein Empfangszimmer, das vom Comptoir durch eine Glasthüre getrennt war. Wohl ſahen die arbeitenden Comptoiriſten den jungen Mann, aber es ahnte wohl keiner, daß der Neffe Napoleons I. vor ihnen ſtehe. Das Geſpräch drehte ſich natürlich um die Straßburger Angelegenheit und um des Prinzen Verbannung. Endlich ſtand Achill auf, denn als Kaufmann war ihm die Zeit Geld. „Couſin," ſagte er, „ſoll ich Ihnen eine Anweiſung an meine Kaſſe ſchreiben?"

„Wenn ich darum bitten dürfte," entgegnete Napoleon. „Ich bin mit meinen 15,000 Franken, die mir der Präfect Villemain bei meiner Einſchiffung in l'Orient im Namen Louis Philipps als Reiſegeld einhändigte, ziemlich fertig und da ich nicht weiß, ob meine Mutter mir beiſtehen kann, ſo bin ich Ihnen für Ihr Anerbieten ſehr dankbar."

Achill ſchrieb die Anweiſung und die beiden Couſins trennten ſich.

Der Aufenthalt Napoleons in Amerika ſollte jedoch nicht von langer Dauer ſein. Ein Brief von ſeiner Mutter theilte ihm mit, daß ſie ſchwer erkrankt ſei und ihm für dieſe Erde Lebewohl ſage. Verzweiflungsvoll rief er: „Zurück nach Europa, nach Arenenberg! Meine Mutter darf nur in meinen Armen ſterben! „Er beſtieg ein Schiff, um nach Europa zu ſegeln, und kaum in Liverpool gelandet, eilte er, Tag und Nacht reiſend, nach Arenenberg und — fand ſeine Mutter im Sterben. Es war am 3. Oktober 1837, als er Hortenſen in ſeinen Armen den letzten Kuß für dieſes Leben auf die bleichen Lippen drückte.

Begeben wir uns nach Paris und treten wir bei Frau Gordon, die uns ſchon in Baden-Baden und in Straßburg begegnete, ein. Wir finden bei ihr Damengeſellſchaft, begeiſterte Anhängerinnen des Prinzen Napoleon, mit dem ſie in Arenenberg in beſtändiger Verbindung ſtehen. Sie haben nur ein Streben, ein Ziel, den Prinzen auf dem Throne Frankreichs als Kaiſer zu ſehen und ſich deßhalb zu einem Clubb, dem ſogenannten Cotillon-Clubb vereinigt. Aber auch die Napoleoniſten ſind nicht unthätig geblieben und arbeiten als Clubb der ledernen Hoſen — welch kurioſe Namen — mit dem Cotillon-Clubb dem einen Ziele zu, Louis Napoleon zum Kaiſer der Franzoſen zu erheben. Da richten die Miniſter Louis Philipps, Malé und Montébello drohende Noten an die Schweiz, dem Prinzen Napoleon den Aufenthalt in den

Cantonen nicht ferner mehr zu gestatten. Und die Schweiz? Beugte sie sich vor dem mächtigen Frankreich? Kündete sie dem Verbannten das Gastrecht? Nein, ihre Antwort war eine sehr energische und verständliche. Sie ließ die Grenzen nach Frankreich zu durch 25,000 Mann besetzen, um den zu schützen, der das Bürgerrecht in Thurgau, Genf, Waadt, St. Gallen, Solothurn, Bern, Aargau und Appenzell erlangt hatte. Und wieder sah Napoleon die Augen von ganz Europa auf sich gerichtet. Konnte es da den Anhängern des Prinzen schwer werden, die Franzosen für ihn zu begeistern? Aber wie sollte man das Volk für seine Sache gewinnen? Es gab hiezu nur einen Weg und dieser war, eine Zeitung zu gründen, um durch dieselbe die Ideen des napoleonischen Kaiserthums unter den höheren und niederen Stände zu verbreiten. Bald waren zu diesem Behufe zwei Schriftsteller gewonnen: Saint Edme und Barginet von Grenoble, zwei Namen, die in der literarischen Welt schon einen Ruf hatten. Noch fehlte aber diesem Unternehmen die Zustimmung des Prinzen. Deßhalb schickten die beiden obengenannten Clubbs zwei Emmissäre nach Arenenberg. Es wurde ihnen nicht schwer, nach den Erfahrungen, die Napoleon sich in Straßburg gesammelt hatte, dem Prinzen das Gefährliche und Unsichere jeder militärischen Verschwörung nachzuweisen und ihn für ihren Plan zu gewinnen und so wurde die Herausgabe des „Couriers Francais" und des „Commers" beschlossen; durch das erste sollte auf die Diplomatie, die Kammern, die Armee und Marine, durch das zweite auf den Handel und die Journalistik gewirkt werden. Beide genannte Unterredacteure sollten ferner mit dem Prinzen, als Chefredacteur, einen directen Briefwechsel unterhalten. So verließen die Emmissäre, in jeder Weise befriedigt, Arenenberg, jeder mit 1000 Francs Reisegeld ausgerüstet, das in Bankbillets bei dem letzten prinzlichen Frühstücke unter ihren Servietten lag. Sie hatten jedoch Paris noch nicht erreicht, als ihnen die unerwartete Nachricht wurde, „Prinz Napoleon hat, einen Conflict mit Frankreich befürchtend, die Schweiz verlassen!" Diese Kunde setzte abermals die diplomatische Welt in Bewegung. „Ich gehe," hatte Napoleon dem Landamman geschrieben, „um den diplomatischen Trakasserien und Vexationen, mit welchen man der Schweiz meinetwegen zusetzt, ein Ende zu machen." Und er war gegangen, nicht, wie von Straßburg als ein Abenteurer verschrieen, nein, als eine wichtige politische Persönlichkeit, um derentwillen Frankreich dreißigtausend Bajonnette nach dem Jura geschickt hatte und die Schweiz in einen Krieg mit dem mächtigen Nachbarstaate verwickelt werden konnte. Er

durcheilte Deutschland, Preußen und Belgien, überall vom Volke wie ein Fürst behandelt und landete eines schönen Morgens in London.

Der erste Besuch, den der Prinz in Carlton-Gardens vom Continente erhielt, war Crouy-Chanel. Doch wer ist dieser Crouy-Chanel Einen Baron nennt er sich, einen Abkömmling der Könige von Ungarn, in dessen Adern das Blut Andreas II. fließe, die Welt dagegen nennt ihn einen Abenteurer, der auf die Kassen unglücklicher Dynastien speculire. Und welcher Zweck führte ihn nach London? Nichts als die bekannte Zeitungsangelegenheit. Das napoleonische Journal sollte dem Orleanismus die Spitze bieten. Es sollte die Fahne werden, um die sich die Getreuen des Kaiserreiches versammeln, das neue Geschoß werden, das gegen die Tuillerien gerichtet sei. Dieses neue Journal sollte nun am 15. Juni 1839 zum ersten Male erscheinen. Doch der Cotillon-Clubb und der der ledernen Hosen waren mit den Prinzipien, nach denen das obengenannte Blatt redigirt werden sollte, nicht einverstanden. Crouy-Chanel übernahm die Rolle eines Vermittlers und ob er wohl zwanzigmal den Weg von London nach Paris und umgekehrt machte, seine Bemühungen blieben erfolglos, ja die Clubbs ließen sogar Napoleon vor Crouy warnen und sandten Persigny nach London, um den Prinzen zu veranlassen, sich an England anzuschließen. Vergebens. Napoleon neigte sich auf Crouys Vorstellungen Rußland zu, weil die Allianz mit diesem Reiche die unter den gegenwärtigen Verhältnissen für Frankreich allein ersprießliche sei. Doch eine Hand wäscht die andere. Sollte Rußland für den Prinzen Napoleon in die Schranken treten, so würde dieser natürlich als designirter Kaiser Frankreichs ein Auge zudrücken, wenn der Czaar im Orient sich für seine Förderung der napoleonischen Interessen bezahlt zu machen suche. Deßhalb wurde auch die Oberredaction einem gewissen Charles Durand, einem Abenteurer, der schon früher ein anderes Journal im Interesse Rußlands redigirt hatte, übertragen. Und in der That, es tauchte das Gerücht auf, daß Durand wirklich mit dem Kaiser Nikolaus von Rußland correspondiren und der Gesandte Rußlands in London diese Correspondenz unter fremdem Namen vermittele. Wie weit dieses Gerücht auf Wahrheit beruhe, ließ sich natürlich nicht feststellen. Zum Administrator des Journals wurde Peter Bonnet designirt, ein Mann von seltener Geschäftsroutine, der die Lichtstümpfchen nicht unberechnet ließ, die Bureaux des Journals selbst mit Tinte, Federn und Papier versorgte, und mit der knauserigsten Genauigkeit die Drucker- und Papierlieferanten in Akkord nahm, um jeden Sous,

der erspart werden konnte, zu erhalten. Das Journal verschlang aber bedeutende Summen, deßhalb sah sich Napoleon genöthigt, alle seine disponiblen Fonds an sich zu ziehen, dadurch war dem Unternehmen für die erste Zeit das Leben gefristet. Das Journal erschien und erregte in den Tuillerien eine sehr unbehagliche Stimmung. Doch es leistete, trotz seiner geistvollen Mitarbeiter, in Bezug auf die Revoltirung der Gemüther in Frankreich und die Gewinnung derselben für die Idee eines napoleonischen Kaiserreiches, dem Prinzen kaum nennenswerthe Dienste, während es seine Fonds aufzehrte und ihm eine nicht unbedeutende Schuldenlast aufbürdete. Dazu kam noch, daß Napoleon mit ausgesuchter Eleganz in seiner Wohnung und in der Gesellschaft auftrat. Man sah ihn täglich auf feurigem Pferde in Regentspark dahinsprengen, gefolgt von einem Bedienten in reicher Livree. Man fand ihn des Abends in der Oper oder in den Cirkeln der englischen Aristokratie sich bewegen, und wenn die Nacht kam, da saß er oft, sehr oft an den langen Tischen, wo kein Wort die Stille unterbricht und nur das Klirren der Goldstücke zu vernehmen ist, im Spielhause, und er suchte dann seine Wohnung oft erst auf, wenn schon das Morgenlicht auf den Fluthen der Themse glitzerte. Deßhalb war gewöhnlich die Mittagsstunde längst vorüber, wenn er anfing, mit Hilfe seines Kammerdieners die Morgentoilette zu machen, wobei er, behaglich eine Tasse Thee schlürfend, sich oft stundenlang in den Wust von Zeitungen vertiefte, die der Diener ihm zurecht gelegt hatte. Der Schrei eines Adlers, der bis jetzt in einem Käfige zusammengeduckt am Boden gesessen hatte, weckte ihn dann gewöhnlich aus seiner Zerstreutheit; der Prinz erhob sich und reichte dem Vogel einen Morgenimbiß. Ein Adler? Ja, ein junger Adler, den Frau Gordon dem Verbannten gesendet hatte. Mit Wehmuth stand er oft vor dem königlichen Thiere, wenn es die Flügel auseinanderschlug, als ob es in die Lüfte aufsteigen wollte. War sein Schicksal denn nicht dem des Adlers gleich? War er nicht auch seiner Freiheit, seines Vaterlandes beraubt, wie der Vogel und hemmten ihn nicht auch Schranken, in kühnem Muthe aufzufliegen, hin über den Canal und sich auf dem Throne der Tuillerien niederzulassen? Wie sein Auge blitzte, wenn er Frankreichs gedachte. Ja, wenn sein Jugendmuth ihm nicht gebrochen, wenn der Tag von Straßburg nicht gewesen wäre, er würde nicht gezittert haben, seine Freunde um sich zu versammeln und — in Boulogne zu landen; aber soll er sie noch einmal mit sich auf die Bahn führen, die für sie Verderben und Tod sein konnte? Und doch drängten seine Freunde ihn

als Erben des Kaiserreichs, jetzt, wo Frankreich im Begriff stand, die Asche seines Oheims von Helena zu holen, noch einmal einen kühnen Wurf zu wagen und an die große Nation zu appelliren. Die Chancen sind günstig und nur der Muth fehlt, sie zu benützen. Da meldete sich eines Tages ein Krüppel, auf zwei Krücken gestützt; der Kammerdiener will ihn zurückweisen, der Prinz befiehlt, ihn hereintreten zu lassen. Es war ein Soldat der großen Armee und was er dem Prinzen allein, unter vier Augen mittheilte, es war der Funke, der zum Blitze wurde, welcher in Boulogne statt den Thron der Orleans den Prinzen und seine Freunde traf.

Kaum hatte der Invalide den Prinzen verlassen, als dieser in der tiefsten Erregung anzuspannen befahl. „Folgen Sie mir nach Pentovill, Sermonstreet!“ sagte er zu Persigny, der eben dem Prinzen seinen Besuch abstatten wollte.

„Wissen Sie auch,“ warnte Persigny, „daß in Pentovill der Auswurf Londons wohnt?“

„Folgen Sie mir,“ sagte der Prinz mit Entschiedenheit. „Man hat mich zum Opfer einer schändlichen Intrigue auserkoren.“

Persigny folgte dem Prinzen zum Wagen. Am Ende der Loswellstraße ließ Louis Napoleon halten und stieg mit seinem Begleiter aus dem Wagen. Welch' ein Anblick! Ist das auch ein Theil des glanzerfüllten Londons? Ein Straßenchaos, winkelig, schmutzig, das Gepräge der tiefsten Armuth und des größten Elends tragend, umgab die beiden Gentlemen, als sie der Sermonstraße zuschritten. Hundert Augen, hohläugig vom Hunger, oder mit dem Blicke des Strolches, waren auf sie gerichtet. Endlich blieb der Prinz vor einem hohen, verfallenen Hause stehen. Eine düstere Hausflur empfing sie. Die Beiden kletterten eine steile, dem Einsturz nahe Treppe nach dem fünften Stockwerk empor. Oben erwartete sie bereits der Krüppel und öffnete ihnen eine morsche Stubenthüre. Sie traten in ein niedriges Gemach, mit von Feuchtigkeit triefenden Wänden. In der Mitte des Zimmers hing eine einem Menschen ähnliche Puppe, aus ecklen Lumpen zusammengesetzt. „Hier sind die Dolche und der Brief,“ sagte der Invalide und öffnete die Schublade eines von Schmutz starrenden Tisches.

„Was hat das Alles zu bedeuten?“ frug Persigny voll Erstaunen.

„Lassen Sie sich's hier von diesem Manne erklären“, sagte der Prinz. „Erzählen Sie!“

Der Krüppel begann: „Ich wohnte hier mit einem Manne, Namens

Wilhelm Catesby. Eines Tages fing derselbe an, hier diesen an der Decke hängenden Popanz zu fabriciren. Obgleich mir dieses Gebahren auffiel, stellte ich mich doch, als wenn ich von demselben in keiner Weise Notiz nähme und machte dadurch wirklich Catesby so sorglos, daß er sogar einen Fremden bei sich einführte, mit dem er eine für Sie, mein Prinz, sehr wichtige Unterredung hatte. Weil ich mich schlafend stellte, so hielten sie es für überflüssig, leise zu sprechen und so erfuhr ich denn, daß Catesby von der französischen Polizei für dreihundert Pfund gedungen war, einen Brief an den Prinzen Napoleon zu schreiben, d. h. aber den Brief nicht an seine Adresse abzuliefern, sondern hier im Tischkasten zu verwahren, in welchem er dem Prinzen meldete, daß er trotz der versprochenen Belohnung aus Furcht, Fieschi's Schicksal theilen zu müssen, nicht im Stande sei, den vom Prinzen ihm aufgetragenen Meuchelmord an dem König Louis Philipp zu vollbringen."

„Und der Brief war adressirt," fiel der Prinz ein, den gefundenen Brief Persigny hinreichend, „an den Prinzen Louis Napoleon Bonaparte, Kiengstraße, St. James." „Aber was hat hier der Popanz zu bedeuten?" frug des Prinzen Begleiter entrüstet.

„Sehen Sie, mein Herr," entgegnete der Alte, „hier diese Dolchstiche, hier auf der Brust der Puppe? Dadurch sollte die Sache an Wahrscheinlichkeit gewinnen, als wenn Catesby an diesem Popanz Studien gemacht hätte, um die Brust des französischen Königs sicher zu treffen."

„Wo ist der Schurke Catesby?" rief Persigny und stampfte vor Entrüstung den Boden mit seinem Fuße.

„Er ist heute Morgen nach Amerika abgereist, wo er von der französischen Polizei das Geld empfangen soll," entgegnete der Alte.

„Sehen Sie, Persigny," rief der Prinz, nach Fassung ringend, „man will mich zu einem gemeinen Meuchelmörder stempeln. In dem Augenblicke, wo die Asche meines Oheims von Helena nach Frankreich übergeführt wird, will man mich als einen gemeinen Verschwörer brandmarken, mich in die Categorie eines Königsmörders rangiren, der ein elendes Subject dingt, um den Dolch in die Brust Ludwig Philipps zu stoßen. Schlau hat es die französische Polizei angefangen. Man hätte hier auf ihr Gesuch Haussuchung gehalten, den Brief, die Dolche und den Popanz gefunden und darin ein unumstößliches Beweismittel in den Händen gehabt, meine Verbannung als einen Act der gerechtesten Nothwehr hinzustellen, wenn dieser brave Alte mir das schändliche Complott

nicht entdeckt hätte. Eilen Sie, Persigny, sogleich zum Polizeiminister, theilen Sie ihm mit, was Sie hier gesehen und gehört haben, gehen Sie von Salon zu Salon, von Club zu Club und geben Sie England Kenntniß von der Intrigue, welche die französische Polizei gegen mich angelegt hat."

Während nun Persigny den Auftrag seines hohen Freundes auszuführen sich beeilte, fuhr Napoleon bei dem ebenfalls wegen des Straßburger Tages in Verbannung lebenden Parquin vor und hier wurden die Pläne entworfen, nochmals eine Landung in Frankreich zu versuchen, um der französischen Nation zu zeigen, daß er im offenen Kampfe mit der Dynastie Orleans sich seine Rechte auf den Thron Frankreichs zu erringen gedenke. Mit freudiger Begeisterung bot Parquin dem Prinzen seine Dienste an und mit Thränen im Auge verließ der Prätendent den alten, treuen Soldaten des Kaiserreichs.

London vernahm mit Erstaunen und Entrüstung die Kunde von der Intrigue, welche die französische Polizei gegen Napoleon in's Werk zu setzen gedacht hatte. Der Prinz war auf einmal wieder der Held des Tages geworden. Dieser aber suchte dadurch, daß er, wie früher, an den Festlichkeiten der Aristokratie Theil nahm und sogar zusagte, einer Einladung des Lord Eglintons zu einer im mittelalterlichen Kostüme auftretenden Cavalkade in Ayrshire Folge zu leisten, den Machinationen der Polizei Ludwig Philipps ein beredtes Dementi zu geben, während er im Kreise seiner Vertrauten Vorbereitungen zu einer Landung in Boulogne traf und zu diesem Zwecke durch Persigny das Haus Rapollo und Solari zu einem Darlehen von einer Million Franken veranlaßte, und den Dampfer Edinburg, angeblich zu einer Küstentour um Schottland, miethen ließ. Kaum waren die glänzenden Tage von Ayrshire, an denen der Prinz im Costüme Wilhelm III. von Oranien auftrat, vorüber, als er nach Margata eilte, wo am 5. August der genannte Dampfer Anker warf und denselben mit dem ebenfalls in London lebenden Prinzen Peter Napoleon, mit Parquin, Rontholon, Laity und Persigny bestieg. Das Schiff lichtete nun die Anker und steuerte der französischen Küste zu. Unter der Schiffsmannschaft befanden sich auch eine Menge, vom Prinzen für die Festlichkeiten zu Ayrshire angeworbene Lakeien, die durch die Freigebigkeit Napoleons während der Seereise fast ununterbrochen bankettirt hatten. Als ihnen nun der Prinz mittheilte, daß er auf sie bei seiner Landung rechne und ihnen befahl, ihre Kleidung mit den Uniformen der Soldaten des 40. französischen Infanterieregiments, die schon bereit lagen, zu vertauschen, da nahmen sie seinen Apell mit der

Zustimmung auf und bald standen sie um den Prinzen in der genannten Uniform geschaart. Dieser dictirte nun auf dem Verdecke des Dampfers die Proclamationen und das Manifest an das französische Volk, durch welches das Haus Orleans des Thrones für verlustig erklärt, die Pairs- und Deputirtenkammer aufgelöst und an die Spitze der provisorischen Regierung der Ministerpräsident Thiers gestellt wurde. Es war Nachts ein Uhr, als die französische Küste in Sicht kam und eine Stunde später warf der Dampfer Edinburg bei Vimereux Anker. Der Tag von Boulogne war angebrochen!

(Fortsetzung folgt.)

Onkel Eduard.

Erzählung von **C. Salesius.**

II.

Die Nacht, welche auf Onkels Erzählung folgte, war für mich eine höchst unruhige. Ich träumte beständig von Perlfischerei, wobei die Seeungeheuer, welche ihre weiten Rachen zu meinem Verderben öffneten, eine Hauptrolle spielten. Mein Fuß that mir auch sehr wehe, denn ich mußte nun büßen, daß ich ungehorsam war und trotz des Auftrages mich ja möglichst ruhig zu verhalten, dennoch öfter den Versuch machte, zu stehen und zu gehen; wußte ich ja, daß die Andern eine Parthie nach einer reizend gelegenen Ruine für den folgenden Tag in Aussicht hatten.

Wir Kinder schliefen alle zusammen in einem großen Zimmer; Mary's Bett, mit weißen Vorhängen umschlossen, stand in einer Ecke desselben, unsere Bettstättchen aber bildeten zwei Reihen und füllten die ganze Länge des Saales aus. War Eines von uns nicht recht wohl, rückte Mary das Bettlein des Patienten dem ihrigen zunächst, sonst nahmen die Jüngsten diesen Ehrenplatz ein; gegenwärtig war ich im Besitze desselben und ich muß bekennen, daß ich der guten, alten Seele in jener Nacht keine geringe Plage verursachte. Am Morgen zeigte die Untersuchung, daß der Fuß sehr entzündet war und durch

aus keine Möglichkeit bot, die Parthie mitmachen zu können. Diese Wahrnehmung preßte mir bittere Thränen aus, und es ſchmerzte mich um ſo mehr, als ich mit eigenen Augen ſehen mußte, wie die Andern frohlockend zum Fenſter liefen und befriedigt den ſchönen, reinen Himmel betrachteten. „Ach, daß es doch regnen möchte!“ ſeufzte ich in meinem Unmuthe; allein der Himmel blieb taub für meine ſelbſtſüchtigen Wünſche. Nur zwei winzig kleine Weſen, Willie und Franky ſollten bei mir zu Hauſe bleiben und mir Geſellſchaft leiſten; allein dieſe Umgebung war mir durchaus nicht erwünſcht, wie hätte ich mich auch mit ſolchen kleinen Kindern vernünftig unterhalten können? war ich ja meiner Einbildung nach weit klüger und verſtändiger, als ſie.

„Mary!“ rief ich, „ich will, ich muß aufſtehen!“

„Nein, Fräulein Lillie, Sie bleiben vorderhand liegen; vielleicht dürfen Sie ſich unter Tags auf das Sopha begeben; ſeien Sie aber jetzt nur ruhig und ſtill, dann bringe ich Ihnen das Frühſtück in der Taſſe mit den Affen.“

Dieſe Taſſe war ein ſehr beliebtes Familien-Erbſtück aus altem, feinen Porzellan. Sie war ſehr groß, mit goldenen Reifchen und einem Apfelbaume geſchmückt, an dem ſich prachtvolle Früchte, ähnlich feuerrothen Beeren, befanden, und neckiſche kleine Affen da und dort allerlei Fratzen und Grimmaſſen ſchneidend, angebracht, was anzuſehen ſtets eine prächtige Unterhaltung für uns war. Nun aber war ich zu verſtimmt, als daß mich ſelbſt die Affen mit ihrem komiſchen Treiben intereſſirt hätten, darum entgegnete ich auch: „Nein, ich danke für die Affen, ich möchte aufſtehen und den Spaziergang mit den Andern machen.“

„Aber Sie können nicht, Fräulein Lillie“, lautete Mary's Erwiderung, „ſeien Sie vernünftig und fügen Sie ſich in Ihr Schickſal.“

Die Glocke gab das Zeichen zum Frühſtücke, welchem Rufe die ganze kleine Geſellſchaft freudigſt folgte; ich aber wendete mich in meinem Bette um und ließ meinen Thränen freien Lauf.

Bald erſchien Mary mit der verſprochenen Taſſe, die heute, auf Großpapa's Wunſch, ſtatt mit Milch mit Chocolade gefüllt ihre Aufwartung machte. Nebſtdem hatte die Ueberbringerin auch noch die angenehme Nachricht für mich, daß der gute Großpapa ſelbſt bald kommen werde. Solche Güte hatte ich nicht verdient, und ich fühlte das auch wohl; ich empfing deßhalb die Taſſe freundlich dankend, und trank meine Chocolade, der Wärterin zum Troſte, in aller Ruhe; dann aber fragte ich, ob denn Nellie keinen Abſchied von mir nehmen wolle.

Ich wußte wohl, daß sie schon seit Wochen sich auf diesen Ausflug gefreut hatte, und darum nahm ich es ihr auch nicht übel, daß sie sich in aller Heiterkeit diesem Genuße hingebe; allein daß sie mich vor dem Aufbruche gar nicht auf einige Augenblicke besuchte, schmerzte mich. Mary antwortete auf meine Frage: „Fräulein Nellie ist bei ihrer Mama, und ich glaube, sie ist noch nicht vollständig angekleidet. Sie war auch schon beim Frühstück so eilig und lief fort, ehe noch die Andern fertig waren."

„Sie hätte auch hieher kommen können!" entgegnete ich, wieder in meine frühere Mißstimmung verfallend.

„Ich denke, es wird so geschehen, bevor sie geht; doch Lillie, wenn es Ihnen angenehm ist, will ich Ihre Bettstatt an das Fenster rücken, wo Sie dann Alles sehen, was zum großen Thore aus und ein geht." — Das war ein süßer Tropfen in die heutige Wermuthschale, darum rief ich auch gleich voll Begeisterung: „Ja, ja Mary, ich bitte, thue das!" Mein Wunsch ward sogleich erfüllt, und ich kam in eben dem Augenblicke auf mein Observatorium, als der Wagen anfuhr, um die lustige Gesellschaft zur Spazierfahrt abzuholen. Nun trat Großpapa mit den Kleinen in das Zimmer, um Abschied von mir zu nehmen — aber Nellie war nicht dabei. Wo sie doch sein mag, dachte ich, als ich der jubelnden Schaar mißmuthig nachblickte. — Wie unfreundlich und unliebenswürdig ist sie!

Traurig wendete ich meine Blicke wieder dem Schloßthore zu; ich sah Alle in den Wagen steigen, Alle, Alle, nur Nellie war wieder nicht dabei, auch fehlte Großmama. Ich rief sofort meiner Wärterin zu: „Mary, wo ist die Großmama?"

„Die gnädige Frau macht die Parthie nicht mit, sie wird recht bald hieherkommen."

„O ich bin so froh! aber wo ist denn Nellie? ich habe auch diese nicht gesehen?"

„Ich denke, sie wird doch bei den Andern sein; ich sah sie bei ihrer Mama, sie hatte den Hut auf und war vollständig zur Spazierfahrt gerichtet; seitdem habe ich sie nicht mehr gesehen."

„Das ist ein böses, garstiges Mädchen! Ich mag sie nicht mehr!" antwortete ich.

„O Lillie! was sind das für harte Worte," sagte die eben eintretende Großmama, deren Erscheinen ich in meinem Unwillen nicht gleich wahrgenommen hatte.

„Spricht man denn," fuhr sie fort, „auf solche Weise von einer Freundin? — Ich mag sie nicht mehr als Freundin! Sei doch nicht immer gleich so hitzig und aufgeregt, Kind. Wenn Du Dich so schnell und wegen jeder Kleinigkeit von Deinen Freunden wegwendest, und selbst ohne um eine Erklärung zu fragen, oder eine solche abzuwarten, so ist Deine Freundschaft keinen Heller werth. Warte nur, bis Nellie Dir den Grund ihrer Handlungsweise angegeben und dann erst fälle ein Urtheil über sie. Uebrigens da nur ich und Du und die beiden Kleinen allein zu Hause sind, dächte ich, Mary soll Euch in mein Ankleidezimmer hinunterbringen, Du kannst da auf dem Sopha liegen."

In Großmama's Ankleidezimmer! das klang ja wie eine himmlische Botschaft, die uns das Paradies erschloß. In einem Augenblicke war mein ganzer Kummer vergessen und ich hatte kein größeres Anliegen mehr, als nur recht bald an Ort und Stelle zu sein.

Schon in wenigen Minuten lag ich halb angekleidet auf dem geliebten Plätzchen. Willie und Franky, nicht weniger erfreut als ich, tanzten um mich her in der fröhlichsten Weise und machten so viel Lärm, daß ich froh war, als Mary sie in den Garten führte, wo sie nach Belieben laufen, springen und schreien konnten. Noch waren sie kaum fünf Minuten fort, als sich die Thüre öffnete und zu meiner größten Ueberraschung Onkel Eduard eintrat mit Nellie an der Hand. Ich blickte sie an mit offenem Munde und Augen und ihre Erscheinung war mir ebenso auffallend, als die große Chatoulle, die Nellie bei ihrem Eintritte unter dem Arme trug. Sie stellte ihre Last auf das nächste Tischchen und eilte sofort auf mich zu.

„Wie kommt doch das?" fragte ich, „habe ich ja gemeint, Du wärest bei den Andern."

Sie erröthete und sagte: „Nein, ich wollte bei Dir zu Hause bleiben. Ich bin ja mehr als die Hälfte an Deinem Unwohlsein Schuld, darum muß ich auch billiger Weise die Folgen ein wenig mittragen helfen. Meinst Du nicht auch so, Lillie?"

Ich wußte nicht, wie mir bei diesen liebewarm gesprochenen Worten geschah; ich dachte sogleich an mein böses Urtheil und fühlte mich nun tief beschämt, daß Nellie so viel, viel besser war als ich; denn ich zweifelte, ob ich den Muth gehabt hätte, ein ähnliches Opfer zu bringen. Thränen der Rührfüllten meine Augen, ich küßte und liebkoſete meine Freundin auf das

Zärtlichſte und zwar ſo lange, bis endlich Eduard, der bisher der ſtumme Zeuge der ganzen Scene war, ſagte: „Nun, nun, muß denn die Nellie Alles haben und mir wünſcheſt Du nicht einmal guten Tag!“

„O, Onkel verzeihe, ich war nur ſo ſehr überraſcht; aber warum gingeſt Du nicht mit den Uebrigen? Meinetwegen biſt Du doch gewiß nicht zu Hauſe geblieben.“

„Nicht ganz,“ ſagte er lachend. „Ich gehe im Laufe des Nachmittags nach London, und deßhalb konnte ich mich der großen Geſellſchaft zur Landparthie nicht wohl anſchließen.“

„Aber warum mußt Du denn nach London?“

„Ich muß mir etwas holen, das ich dort zurückgelaſſen,“ antwortete er mit verſchmitztem Lächeln, und einem bedeutungsvollen Blicke auf Großmama.

„Er wird bald wieder zurückkommen,“ ſagte Großmama „und dann, Lillie, wird er uns etwas mitbringen, das uns Allen Freude bereitet.“

„Was kann doch das ſein?“

„Warte noch ein bischen, und Du wirſt es erfahren; inzwiſchen ergötze Dich einſtweilen am Inhalte der Chatoulle, die mir Nellie zum Hereintragen abgenommen; ich denke, Du wirſt eine Unterhaltung daran finden.“

„O bitte, gib ſie nur gleich her! — ſag' Nellie, was iſt's denn?“

„Ein großer Schatz, der dem Onkel Eduard gehört; er wird Dir ſelbſt Alles zeigen und erklären.“

Die Chatoulle ward nun in meiner nächſten Nähe auf ein Tiſchchen geſtellt, ſo daß ich Alles mit Muße betrachten konnte. Es war aber auch in der That ſehenswerth, was ſich nun meinen erſtaunten Blicken bot. Zuvorderſt die Chatoulle ſelbſt, ein Kleinod in ſeiner Art, aus Ebenholz geſchnitzt, ſpiegelhell polirt und prachtvoll mit Perlmutter eingelegt.

„Ach!“ rief ich entzückt, „welch' herrliche Chatoulle! — kommt ſie aus Ceylon?“

„Ja; ich habe ſie mit mir gebracht; aber öffne ſie nur und ſag' mir dann, ob Dir der Inhalt auch gefällt?“

In haſtiger Eile erſchloß ich ſie und ein Schrei der freudigſten Bewunderung entrang ſich meinen Lippen bei dem Anblicke einer Reihe ausgezeichneter Aquarell-Malereien, lauter Anſichten der ſchönſten Punkte auf Ceylon. Obenan die Bucht von Ponte Galle mit dem hohen Felſen, deſſen Stirne ein berühmter Leuchtthurm krönt.

Das gegenüber liegende Ufer zeigte viele zierliche Häuschen in eigenthümlichem Styl gebaut, nur einen Stock hoch und mit Altanen versehen. Das sind die Wohnungen begüteter, europäischer Kaufleute, die einen sonderbaren Contrast bilden mit den schwarzen Hütten der Eingebornen, die mehr einem ungeordneten Erdhaufen, als menschlichen Aufenthaltsorte gleichen. Nichtsdestoweniger gewähren sie inmitten des tropischen Pflanzenreichthums und namentlich von den schönsten Palmen beschattet, einen malerischen Anblick. Auf dem fast im reinsten, hellsten Blau erglänzenden Gewässer sah man verschiedenförmig und phantastisch gebildete Canöes mit braunen Männern und Weibern besetzt. Das ganze Bild war so fremdartig, so unähnlich Allem, was ich bis jetzt gesehen hatte, daß ich kaum Worte finden konnte, meiner Bewunderung Ausdruck zu geben. Besonders interessirte mich ein ganz im Vordergrunde stehendes kleines Häuschen, dessen Altane eine herrliche Schlingpflanze mit scharlachrother Blüthe zierlich und geschmackvoll umrankte. Etwas im Hintergrunde saß in einem großen Lehnsessel, von Bambusrohr gefertigt, ein Greis mit silberweißen Locken, zu seinen Füßen aber ein Mädchen, dessen Haupt kindlich und vertrauensvoll sich an das Knie des ehrwürdigen Greises lehnte. Diese Zeichnung gefiel mir, mit Ausnahme einer einzigen am besten; die ausgenommene aber stellte ein Kind von ungefähr 12—14 Jahren dar, das hoch aufgeschossen, mit seinen schönen schwarzen Augen so frisch und fröhlich auf seine Umgebung schaute, als wäre es jeden Augenblick der Ansprache gewärtig und zu einer Erwiderung geneigt.

„Wer ist doch dieses?" fragte ich neugierig.

„Das ist die Tochter meines ehemaligen Herrn; es ist die nämliche, welche Du hier auf der Altane bei ihrem Vater siehst. In diesem Hause wohnten wir während unsers Aufenthalts in Ponte Galle. Ein zweites besaß der Herr in Colombo und überdieß noch ein Bungalow in Aripo."

„Was ist denn ein Bungalow?"

„Bungalow ist eine Art offener Herberge, deren es in tropischen Ländern viele gibt. Sie gewähren den Reisenden Schutz und Obdach, sind aber keine eigentlichen Gasthäuser, sondern nur Wohnhäuser; der Reisende muß selbst mit allem Nöthigen versehen sein, wenn er behaglich in einer solchen Herberge wohnen will."

„Ah, Onkel, Du hast uns eine Erklärung versprochen, wie die Perlen in die Schale kommen."

„Darüber läßt sich eigentlich wenig sagen; aber ziehe das untere Schublädchen dieser Chatoulle heraus und Du wirst etwas Neues sehen."

Die bezeichnete Lade wurde herausgenommen, und vor unsern erfreuten Blicken zeigten sich eine Menge kleiner Schächtelchen, deren jedes eine Nummer trug; das mittlere war etwas größer und enthielt eine prachtvolle Muschel, während sich in den kleineren Perlen verschiedener Form und Größe, ferner kostbare Korallenstückchen und andere Pretiosen, denen der Wahn der Menschen so hohen Werth beilegt, befanden.

Wir konnten uns kaum satt sehen, besonders aber gefiel uns die glänzende Muschel, und wiederholt tauchte die Frage auf, wie die Perlen in die Schale kommen.

„Die Indier sagen", entgegnete endlich der Onkel, „daß die Perlmuschelthierchen süßes, frisches Wasser ebensosehr lieben, als Ihr Euere Bonbons; wenn es also regnet, öffnen sie begierig die Schale, die sie aber sorgfältig wieder schließen, sobald sie das erwünschte Tröpflein eingesogen; jedesmal nun, so oft sie einen solchen Fang thun, bildet sich daraus mit der Zeit eine Perle.

„Mit der Zeit?"

„Ja, Kind, mit der Zeit, denn die Perl-Auster bedarf zu ihrer vollständigen Reife fünf bis sechs Jahre, deßhalb wird genau Acht gegeben, daß jedesmal nur auf bestimmter Strecke die Perlenfischerei betrieben wird, und die Regierung schickt alljährig mehrere Beamte als Untersuchungs-Commissäre, deren Entscheidung es anheim gestellt ist, an welchem Platze die Fischerei vorgenommen werden darf. Meine Meinung betreffs der Entstehung der Perle weicht von jener der Eingebornen ab. Mir scheint, daß das Thierchen äußerst empfindlich gegen alle Einflüße von Außen, es nicht ertragen kann, wenn sich in seiner Schale durch irgend einen Zufall auch nur die geringste Oeffnung bildet, deßhalb überzieht es das etwa eindringende Sandkörnchen oder auch einen andern fremdartigen Gegenstand mit einer schleimigen Materie, die sie ihrem eigenen Körper entnimmt, wie etwa die Spinne den Stoff zu ihrem Gewebe. Auf solche Weise schließt sich nicht nur die Oeffnung, sondern benimmt auch dem eingedrungenen Körper die Härte und beugt etwaiger Verwundung durch denselben vor. Je älter das Thier wird, desto mehr verhärtet sich die Substanz und nimmt die gerundete Form an, welche wir an den Perlen sehen."

„Welche Größe hatte denn die bedeutendste Perle, die Du je gesehen?"

„Nun die schönste und kostbarste, die ich je gefunden," sagte der Onkel,

„will ich Euch bei meiner Rückkehr von London mitbringen. Ihr werdet schon bemerkt haben, daß alle Schächtelchen nicht nur mit einer Nummer, sondern auch mit einem Namen bezeichnet sind. Seht einmal, hier ist Nro. 1, überschrieben mit dem Worte Annis!"

„Ach, Onkel!" riefen wir aus Einem Munde, „wie schön, wie wunderschön ist doch diese Perle!"

„Allerdings", lautete die Erwiderung, „ist sie schön, allein ich habe deren noch größere und kostbarere gesehen, und die größte, die ich selbst je besessen, glich in ihrem Umfange einer Haselnuß. Uebrigens gehört auch diese schon zur ersten Klasse. Nummer 1 und 2, die Ihr hier seht, sind Annis und Anadari, die übrigen Perlen werden nach der mehr oder minder runden Form und dem Glanze geschätzt. Die folgenden Zahlen bezeichnen die geringeren Sorten; sie sind unregelmäßiger in ihrer Form und matter im Glanze; gelingt es Euch, die Namen zu entziffern, so werdet Ihr finden, daß sie in ihrer Heimath heißen: Kayeril-Samadien-Kalliyon-Kurwel. Im letzten Schächtelchen finden sich mehrere Arten sogenannter Saat- oder Zahlperlen, als Pefil-Tul ꝛc. ꝛc. Der Werth gegenwärtiger Perlen beläuft sich ungefähr auf 20—22000 Thaler. Hier in Europa ist der Werth wahrscheinlich noch höher, denn in Indien sind sie immer billiger zu haben."

„Glänzen die Perlen schon so schön, wenn sie aus der Schale kommen?" fragte ich — die Neu- oder Wißbegierigste der ganzen Gesellschaft.

„Einige sind ursprünglich schon sehr schön, Andere werden polirt und zwar durch Perlenstaub, den man erhält, indem man Saatperlen zu diesem Zwecke zermalmt. Wird aber eine durchaus glanzlose Perle gefunden, so wissen die Indier sich dadurch zu helfen, daß sie selbe einer Henne zum Verschlucken geben. Nach ungefähr fünf Minuten tödten sie das Thier und finden die Perle schön und glänzend im Kropfe derselben."

„Gibt es nur in Ceylon Perlen?"

„Ach nein, man findet deren im persischen Golfe, ja sogar in vielen Flüßen Europas. In Ceylon sind eben die schönsten, und darum sind sie so berühmt."

„Onkel! Du hast versprochen, uns von London eine kostbare Perle mitzubringen; erzähle doch, wie Du sie gefunden?"

Der Onkel sagte lächelnd: „Ja, das ist eine Geschichte für sich selbst."

„O desto besser, erzähle sie uns; überhaupt möchte ich wissen, wie es Dir in Ceylon noch weiter erging und Deine späteren Abenteuer."

„Heute Kinder kann ich Euch nicht mehr viel erzählen, weil ich fürchte, die Post zu versäumen; allein das will ich Euch noch sagen, wie ich meine große Perle fand, damit Ihr sie gehörig zu schätzen wißt, wenn ich sie bringe. Das erste Jahr meiner Perlfischerei verfloß wie ich bereits mitgetheilt. Ich hatte fast so viel Geld erübrigt, daß ich daran denken durfte, die Reise in die Heimath zu bewerkstelligen. Da erkrankte plötzlich mein Prinzipal, dessen Vertrauen ich bereits gewonnen hatte. Ich hätte es für große Undankbarkeit gehalten, ihn gerade jetzt zu verlassen und darum verschob ich meinen Entschluß. Mein Heimweh bekämpfte ich mit dem Gedanken, daß mein Aufenthalt in Ceylon doch nicht unfruchtbar sei und mir vielleicht noch Gelegenheit geboten ist, mir ein bedeutendes Vermögen zu erwerben. Ich leistete im Gefühle herzlicher Dankbarkeit meinem Herrn alle Dienste, die ich ihm leisten konnte, denn mit Ausnahme seines einzigen kleinen Mädchens war in seiner ganzen Umgebung und unter der zahlreichen Dienerschaft Niemand, der sich mit Geschick und Theilnahme seiner angenommen hätte. Das Kind war kaum sieben Jahre alt, somit selbst noch hilflos, und Grausamkeit wäre es von meiner Seite gewesen, nicht nach Kräften für selbes, besonders während der Krankheit des Vaters, zu sorgen.

Sieh, Lillie, das junge Mädchen ist dasselbe, welches Du auf dem Bilde so sehr bewundertest; die Zeichnung ist aber erst später entworfen. In jener Zeit war sie ein so liebes, sanftes, unschuldiges Kind, daß man sich unwillkürlich zu ihm hingezogen fühlte. Da ich immer ein großer Kinderfreund gewesen, gewann ich auch bald ihre Gunst. Der greise Vater hing so sehr an ihr, daß er sie nicht anders als seine „Lulu" — das ist der orientalische Name für eine prachtvolle Perle — nannte. Ihr wirklicher Name war Maria. Die Mutter war schon sehr frühe gestorben, und darum war es, wenn gleich vermöglich, doch in vieler Hinsicht bedauerungswürdig. Da mich meine Dankbarkeit sehr an den Vater fesselte, so wendete ich auch dem Kinde einen großen Theil meiner Liebe und Sorgfalt zu, und benützte jeden meiner freien Augenblicke, ihm zu lehren, was ich selbst wußte. Anfänglich ward meine Heimkehr nur wegen der Krankheit meines Prinzipals verschoben, dann kamen neue Geschäfte, Geschäftsverbindungen, Geschäftsreisen, kurz allerlei, was meinen Entschluß, wenn eben auch nicht änderte, so doch dessen Ausführung verzögerte.

So waren allmählig sieben Jahre verfloßen, ein Zeitraum, der hinreichte, unsere drei Herzen durch ein starkes Band zu umschlingen, so daß uns Jedermann für eine zusammengehörige Familie halten mochte. Mein Herr sprach auch schon davon, seine Geschäfte in Ceylon allmälig abzuschließen und mit mir in die geliebte Heimath England überzusiedeln. Nun aber traten Verhältnisse ein, welche zu verstehen Ihr Kinder noch zu jung seid, und der bedauernswerthe Mann verlor, wenn auch nicht sein ganzes, so doch den größten Theil seines Vermögens, und er durfte an die Ausführung seines Planes nicht mehr denken. Als die Krisis seiner Geschäftsstockung, die ihn fast an den Bettelstab brachte, eintrat, war eben die Zeit zur Perlfischerei. Er bat mich, wenigstens diese paar Monate noch bei ihm zu bleiben, nicht als Assistent, sondern als Handelsgenosse.

Mein Herz sagte mir, was unter diesen Umständen meine Pflicht sei, und ich gehorchte willig dieser Stimme. Somit folgte ich bereitwillig seiner Einladung, mit ihm nach Aripo zu gehen.

Ich habe schon gesagt, daß der schrecklich üble Geruch der verfaulenden Fische gar oft Fieber erzeugt; diesesmal wurde mein guter Herr, der von früheren Krankheiten noch nicht vollends hergestellt sein mochte, ein Opfer dieser verpesteten Luft. Er war fast beständig bettliegerig und überdieß begünstigte uns auch bei der Fischerei das Glück so wenig, daß kaum die Kosten der Expedition gedeckt werden konnten.

Ein solches Scheitern und Mißlingen aller Pläne war zu viel für das Gemüth des Mannes, der so plötzlich, so unerwartet vom Gipfel des Reichthums in die tiefste Armuth stürzte. Krank an Leib und Gemüth, brachten wir ihn mit großer Schwierigkeit nach Ponte Galle. Aber auch hier wollte sein Zustand sich nicht bessern, sowie auch die äußeren Vermögensverhältnisse keine günstigere Wendung nahmen. Die Noth erheischte, daß das schöne Besitzthum in der Hauptstadt Colombo veräußert werden mußte und uns nichts mehr übrig blieb, als das Häuschen in Ponte Galle, das ihr hier in der Zeichnung seht. Marie schien nur an ein einziges Ziel zu denken — nur eine Sorge zu haben — die Wohlfahrt ihres Vaters; diese zu fördern, war ihr kein Opfer zu groß, keines zu schwer. Obgleich bisher gewohnt, eine zahlreiche Dienerschaft um sich zu sehen, so wußte sie sich dennoch ganz und gar in ihre veränderten Verhältnisse zu fügen, ohne daß je eine Klage über ihre Lippen gekommen wäre. Sie schränkte sich ein, so viel sie nur konnte, versagte sich nicht

nur Alles Ueberflüſſige, ſondern litt nicht ſelten auch am Nothwendigſten Mangel, wenn es galt dem Vater eine Erleichterung durch ſolche Erſparniſſe verſchaffen zu können. Deßhalb ließ ſie es gerne geſchehen, daß noch eine engliſche Familie in ihre Wohnung zog, und ſie ſelbſt begnügte ſich mit ein paar Zimmerchen, die ſie gleich einer guten Hausmutter in beſter Ordnung und Reinlichkeit erhielt. In einem derſelben logirte ich mit dem kranken Vater, die zwei andern behielt ſie für ſich und die kleine Haushaltung.

Von einer Rückkehr in das Vaterland war keine Rede mehr; ich hatte vollauf zu thun, den Lebensunterhalt für uns drei zu verdienen, denn mein Prinzipal hatte aufgehört, in irgend einer Weiſe erſprießlich thätig zu ſein. Seine liebſte Beſchäftigung war, auf der Altane zu ſitzen und ſein Mariechen bei ſich zu haben, ſowie ihr auf dem Bilde ſeht; in jener traurigen, düſtern Zeit nahm ich das Porträt von Beiden auf, und ich ſchmeichle mir, daß ſie gut getroffen ſind.

Monat um Monat verfloß und immer noch erſchien keine günſtigere Wendung. Ich hatte viele und mitunter ſehr beſchwerliche Reiſen zu machen, ſo daß zuletzt meine Geſundheit auch ſchwankend wurde, und zu meinem Kummer ereilte mich bei einem geſchäftlichen Aufenthalte in Calcutta ein hitziges Fieber, das mich längere Zeit an das Krankenlager feſſelte. Achtzehn lange und bange Monate dauerte es, bis die Geſchäfte geordnet und auch meine Geſundheit ſo weit wieder hergeſtellt war, daß ich die Rückreiſe unternehmen konnte. Und o, wie drängte es mich, denn ſeit nahezu zwölf Monaten fehlten mir alle Nachrichten von meinen Lieben. Was war aus ihnen geworden, welch' neuer ſchwerer Schlag konnte ſie noch treffen? Iſt der Vater todt? Irrt Mary vielleicht heimath-, freund- und obdachlos umher? — Ich ſchrieb wohl von Zeit zu Zeit, und ſchickte alles Geld, das ich nur immer erübrigen konnte, allein ich erhielt keine Antwort. Das Schlimmſte ahnend und befürchtend, traf ich nach meiner langen Abweſenheit in Ponte Galle ein, und richtete noch auf hoher See meine Blicke auf die wohlbekannte Altane, allein das Plätzchen war leer. Sobald nur immer möglich, miethete ich mir ein Boot und ſpornte die Ruderer an, in kürzeſter Friſt das Ufer zu erreichen. Mein erſter Gang war natürlich zu dem Häuschen, in welchem ich zwar noch die früheren Miethbewohner traf, aber als Eigenthümer des Hauſes, denn die ehemaligen Beſitzer, ſagte man mir, wären ſeit ungefähr ſechs Monaten weggezogen; allein wohin ſie ſich gewendet, darüber wußte mir Niemand Aufſchluß zu geben. Rath- und planlos und

zugleich im Herzen tief verwundet, ſtand ich nun, wieder fremd unter Fremden. Warum hatte mir Mary nicht geſchrieben? Sie wußte doch, wo ich mich aufhalte. Warum hat ſie nicht wenigſtens hier Jemanden den Auftrag gegeben, mir bei meiner Rückkunft zu ſagen, wo ich Beide finden könne? Betrübt ging ich in das Haus meines Freundes und erzählte dieſem die Urſache meines Kummers und meiner Verlegenheit; von ihm erfuhr ich wenigſtens dieſes, daß mein alter Herr ſchon längere Zeit vor ſeiner Abreiſe ſcheinbar nirgends Raſt noch Ruhe finden konnte; Alles ward unſtät in ihm, Gang, Blick und Stimme; dabei wurde er äußerſt menſchenſcheu; wo er nur konnte, entzog er ſich der Geſellſchaft; oft wenn Mary ihren häuslichen Geſchäften nachgehend, ihn eine kurze Zeit aus dem Auge laſſen mußte, war er verſchwunden, und nach ſtundenlangem Suchen traf ſie ihn etwa in einem Gebüſche, oder in einer Erdhöhle. Sein Gedächtniß, ſagte mir mein Freund, hatte ihn vollſtändig verlaſſen, und gut für ihn, ſetzte er hinzu, daß ihm ſeine Tochter wie ein wahrer Schutzgeiſt ſtets zur Seite ſtand, und mit bewunderungswürdiger Liebe und Hingabe und wahrer Engelsgeduld die Launen des bedauernswerthen Mannes ertrug. Eine wahre Heldenſeele, dieſes Mädchen, ſchloß er, die eines beſſern Looſes würdig wäre. Weitere Angaben konnte mir der Freund nicht machen, von ihm erfuhr ich nur noch ſo viel, daß ihr Verſchwinden ein plötzliches war. Auch ich ward nach dieſer Erzählung ruhelos geworden; ich ſchloß während der folgenden Nacht kein Auge und des Morgens in aller Frühe machte ich mich auf den Weg, überall — nah und fern — Erkundigung über die beiden Flüchtlinge einzuziehen. Endlich nach mehrtägigem, vergeblichen Suchen fiel mir ein, nach Aripo zu gehen. Es war eben wieder die Zeit der Perlenfiſcherei, und da das Glück, beſonders bei dieſem Geſchäfte, „ein blindes“ zu ſein pflegt, raffte ich meinen Mannesmuth zuſammen und entſchloß mich, die Arbeit von Neuem aufzunehmen, und zwar im Intereſſe derer, die ich bisher zwar vergebens geſucht, aber dennoch zu finden hoffte.

Es war ſpät am Abend, als ich in Aripo anlangte. Benachrichtigt, daß heute keine Gelegenheit mehr ſei, zu den Perl-Bänken zu gelangen, und auch von der Reiſe ſehr ermüdet, begab ich mich bald zur Ruhe. Am nächſten Morgen verfügte ich mich ſchon ſehr frühe an Ort und Stelle, um die Einleitungen zu meinem Geſchäfte, in dem ich ſehr bewandert war, zu treffen. Obgleich ich ſehr frühzeitig daran zu ſein glaubte, ſo fand ich doch ſchon wieder Andere mit Reinigen der Schalen und Ausſuchen der Perlen beſchäftigt. Da ich

wegen meines oftmaligen längern Aufenthaltes an dieſem Platze mit mehreren Eingebornen bekannt war, ſprach ich mit dieſem und jenem und erkundigte mich vor Allem, ob ſich unter den Fremden nicht auch mein ehemaliger Prinzipal befände. Meine Nachforſchung blieb einige Zeit vergeblich; dann aber ward ich aufmerkſam auf eine Gruppe Neugieriger, die ihre Blicke einem ſilberhaarigen, ehrwürdigen Greiſe zuwandten, der an der Seite eines jungen Mädchens, die Jedermann für ſeine Tochter hielt, emſig beſchäftigt war, die ſchmutzige, eckelhafte Arbeit, die ſonſt nur von Indiern verrichtet wird, ſelbſt zu thun, und zwar mit anſcheinendem Behagen, die an's Unheimliche grenzte. Meine Zweifel waren gelöſt — die Langvermißten, ich hatte ſie vor meinen Augen; allein ich beſann mich nicht lange, in Einem Momente umarmte ich meinen guten Herrn und grüßte Mary, die mir lieb geworden, wie eine Schweſter. Sie erkannte mich augenblicklich, nicht ſo der Greis, der ſich ſelbſt durch das Stürmiſche meiner Umarmung nicht aus ſeiner Arbeit bringen ließ. Kaum würdigte er mich eines Blickes und ich bemerkte zu meinem größten Leidweſen, daß der gute Vater ſeinen bisher ſo geliebten Sohn nicht erkenne. O Mary, Mary rief ich — was ſoll das bedeuten? Wie kommt Ihr hieher? was veranlaßt Euch, ſolche Arbeit zu verrichten?

„Sieh, Eduard" antwortete ſie mit leiſem Erröthen, „den armen Vater leidet es nirgends, er iſt nicht recht bei ſich," fügte ſie mit gedämpfter Stimme hinzu, und dabei rollten großen Perlen über ihre wieder ſchnell bleich gewordenen Wangen. „Der Vater wollte ausdrücklich und mit aller Gewalt hieher kommen; da muß ich ihm nun von den Fiſchern kleine Häufchen Muſcheln kaufen, und er ſelbſt löſt ſie aus, um, wie er ſagt, ja nicht betrogen zu werden. Seit Deiner Abweſenheit hatte er keinen frohen Tag mehr. Das Geld und der Brief, welchen Du uns in den erſten Monaten geſchickt, erhielten wir allerdings; allein Du vergaßeſt, Deine Adreſſe anzugeben, und darum war es mir auch nicht möglich, den Empfang zu beſtätigen und überhaupt Dir Nachrichten von uns zu geben." — Alſo durch meine eigene Schuld, ſeufzte Eduard — doch ich beſinne mich. Als ich jenen Brief ſchrieb, war ich ſelbſt krank und leidend, da iſt es wohl möglich, daß ich eine ſo wichtige Sache außer Acht ließ; übrigens geſchieht Alles durch Gottes weiſe Vorſehung, welche die Wege des Menſchen beſtimmt. „Es ſind ungefähr fünf oder ſechs Monate," fuhr Mary fort, „ſeitdem wir hier ſind, obgleich die Perlen-Fiſcherei erſt vor vierzehn Tagen wieder begann."

„Aber wie konnteſt Du Dich zu ſo eckelhafter Arbeit herbeilaſſen?“

„Nach dem Wunſche des Vaters“, antwortete das Mädchen geſenkten Blickes, aber mit einem Ausdrucke in der Stimme, der errathen ließ, daß ſie bereit wäre, noch mehr, noch Größeres für den Vater zu thun, obgleich ſie in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande — und ſchon ſeit Langem keine Erwiderung ihrer Liebesweiſe erhielt. O heilige Kindesliebe, ſchöner und dauerhafter und glanzvoller biſt Du, als alle Perlen und Edelſteine der Welt, denn dieſe vergehen mit ihr, jene aber glänzt ewig fort in der Himmelskrone!“

Als ich den Onkel mit ſolcher Begeiſterung ſprechen hörte, unterbrach ich ihn mit dem Ausrufe: „O wie gerne möchte ich dieſe Mary kennen lernen! Nicht wahr Nellie, wir würden ſie zu unſerer dritten Freundin nehmen?“

Dieſe antwortete: „Ganz gewiß, ganz gewiß! aber ſie iſt ſo groß und wir . . . .“ Lächelnd über unſere Einfalt fuhr Onkel Eduard in ſeiner Erzählung weiter. „Nachdem mir Mary zuerſt ihren Kummer mitgetheilt, verſchwieg ſie mir auch nicht, daß ſie geſtern ein unvermuthetes Glück gehabt, indem ſie in einer der Schalen eine ſehr koſtbare Perle gefunden; ſie aber hätte es für klüger gehalten, bis jetzt nicht einmal dem Vater etwas davon zu ſagen, ſondern einen günſtigen Moment abzuwarten. Sie zeigte mir den Schatz — eben dieſe große Perle, die ihr hier ſeht, und die ich um keinen Preis verkaufen möchte, weil ich ſie als eine Art Himmelslohn für kindliche Liebe und Treue betrachte.“

„Wahrhaftig, Eduard,“ ſagte Großmama, „der liebe Gott muß ſolch ein Kind ſegnen, Lulu iſt in der That eine Perle von unſchätzbarem Werthe.“

„Das iſt ſie“ erwiderte der Onkel, „und als ſie mir die Perle in die Hand legte, rief ich freudig überraſcht aus: „O Lulu, welch' ein Glück!“ Und wie die Stimme das ſchlummernde Echo weckt, ſo ſchien dieſes Wort die eingeſchlummerten Geiſteskräfte meines Herrn zu wecken. „Lulu,“ wiederholte er, „komm Lulu, laß uns arbeiten.“ Ach, er hatte mich nicht erkannt, keine Notiz von mir genommen; nichtsdeſtoweniger winkte ich einem Beſchäftigung ſuchenden Malayen und bedeutete ihm, die gröbſte Arbeit, das Waſchen der in Fäulniß übergegangenen Auſtern zu beſorgen, weil ich hoffte, wenn dieſes Geſchäft zu Ende iſt, werde der alte Mann leichter zu bewegen ſein, den Platz zu verlaſſen. Mary bot alle ihre Beredſamkeit zu dieſem Zwecke auf, allein vergebens; erſt nachdem ſie ihm die Perle gezeigt, brachte ſie es dahin, daß er ihr in die arme Wohnung folgte, wo wir ihn ſogleich auf ſein Ruhebett brachten.

Die Perle fest in der Hand haltend, ließ er übrigens mit sich machen, was man wollte. Die ungemeine Schwäche des Pulses ließ mich vermuthen, daß das Lebensflämmlein dem Erlöschen nahe sein mußte, deßhalb beschlossen wir, ihn keinen Augenblick mehr allein zu lassen. Meine Ahnung erfüllte sich nur zu bald, eine Stunde nach Mitternacht erwachte er wie aus einem schweren Traume. Mary schlummerte im nächsten Zimmer, ich aber saß am Kopfende seines Bettes. Er sah mich längere Zeit verwundert an, dann fragte er: „Eduard, bist Du es?"

Voll Freude, daß er mich jetzt doch kenne, antwortete ich: „Ja, ich bin es. — Wünschen Sie etwas?"

„Ach, ich bin so froh, daß Du hier bist. Rufe Mary, ich fühle mich sehr schwach." Mary, die die wohlbekannte Stimme schon bei dem ersten Tone gehört, bedurfte keines Rufes meinerseits, sie stand an dem Lager des geliebten Vaters, ehe ich mich erhoben hatte. Zitternd erfaßte der sterbende Greis ihre Hände und sagte zu mir gewendet: „Das ist meine Lulu, meine kostbare Lulu; Eduard, ich bitte Dich, nimm Dich ihrer an."

„Ich will sorgen für sie," antwortete ich, „wie für mein eigenes Leben. —" Dann murmelte er leise: „Betet für mich Kinder!"

„Wir knieten Beide sogleich nieder; Mary zerfloß in Thränen, ich aber stammelte das einzige Gebet, das ich noch aus den Tagen meiner Kindheit wußte, das ich aber leider bis jetzt sehr vernachläßigt hatte. Ich schämte mich vor dem lieben Gott und mir selbst, und gelobte in dieser Stunde, die Pflichten der heiligen Religion treuer zu erfüllen als ich es bisher gethan. Ich erfuhr an mir selbst, daß das Sterbebett eine rührende Lehrkanzel, und der Tod ein eindringlicher Prediger ist. Nachdem ich mit Mühe das Vater unser gebetet, blickte ich auf den Sterbenden und ich sah, daß die Seele zu ihrem Schöpfer zurückgekehrt war. Nicht ohne Anstrengung zog ich das arme Kind von der entseelten Hülle weg, und nur ungerne fügte sie sich meinem Wunsche, sich noch ein wenig Ruhe zu gönnen. Ich aber erwies mit Beihilfe eines barmherzigen Nachbars dem Heimgegangenen die letzten Liebesdienste. In seiner erstarrten Hand hielt er noch die Perle. . . ." Hier machte Onkel Eduard eine Pause. — Seine Stimme wurde schwächer und schwächer und wir Kinder ließen unsern Thränen freien Lauf. Da war es nun Großmama, die nach einiger Zeit das allgemeine Schweigen mit der Frage unterbrach: „Eduard, wie viele Jahre sind es seitdem?"

„Ungefähr fünf Jahre, liebe Tante; ich blieb noch einige Zeit auf Ceylon, um die rückſtändigen Gelder einzukaſſiren und andere nothwendige Geſchäfte zu beſorgen; hierauf begab ich mich nach Madras und trat in den Dienſt der oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft.“

„Und was iſt aus Mary geworden?“ fragte ich; „Du wirſt ſie doch nicht in Ceylon zurückgelaſſen haben?“

„Nein, gewiß nicht,“ antwortete er lächelnd, „ſie ging ſchon mit mir.“ Indem Nellie in den Ruf ausbrach: „O wie gerne möchte ich ſie ſehen!“ ging mir plötzlich, wie man zu ſagen pflegt, ein Licht auf, und ich brachte allſogleich die Frage auf das Tapet: „Onkel iſt das die Perle, welche Du in London abzuholen gedenkeſt?“

„Ja Kind! Willſt Du denn Deine Tante freundlich bewillkommen?“

„Sie bewillkommen? O ja von ganzem Herzen, ich wollte, ſie wäre ſchon hier.“

Dieſe Unterhaltung ſo intereſſant für uns, wurde durch den Ruf der Tiſchglocke unterbrochen und für heute auch geendet, indem ſich die Zuhörer mit Ausnahme meiner Wenigkeit in den Speiſeſaal begaben, Onkel Eduard aber nach London abreiſte. Ein paar Tage ſpäter kamen Onkel und Tante von London zurück; wie ſie bewillkommt wurden, wird beſſer empfunden als mit Worten beſchrieben, und wenn je wieder eine Erinnerung an die Heimath meiner Feder entfließt, würde ſie noch Manches zu ſagen haben über Tante Lulu, wie wir ſie nannten, und Onkel Eduard.

Sprüche.

Geſammelt von Dr. **Friedrich Beck.**

Früh nieder und früh auf
Verlängert den Lebenslauf.

Vom Funken fängt das Feuer an, vom Feuer brennt das Haus
Verſuchung iſt zu böſer That ein Funke; löſch' ihn aus!

Wer gibt, noch ehe man's begehrt,
Deß Gab' iſt zweier Gaben werth.

Digitized by Google

Die wandernden Muſikanten.

Von **Fr. Pocci.**

(Mit Bild.)

Muſikanten, Muſikanten
Sind wir ja, die wohlbekannten,
Die durch alle Dörfer zieh'n.
Wenn wir heut' zur Kirchweih dudeln,
Laben uns an Bier und Nudeln —
Morgen heißt's „wo anders hin!"

Fröhlich ſpringt und lacht entgegen
In dem Dorf auf allen Wegen
Uns die luſtige kleine Schaar.
Aus den Fenſtern, hinter Hecken
Kinder ihre Köpflein recken,
Und ſo tanzt gleich manches Paar.

Heißa! dann zum Ringelreigen
Spielen wir auf unſ'ren Geigen —
Trägt's auch keinen Heller ein!
Aber Blumen auf uns regnet's
Und zum Dank ein „Gott geſegn' es"
Alle froh zuſammenſchrei'n.

Steh'n wir auf des Friedhofs Raſen,
Wo zur Leiche wir Ein's blaſen,
Geht's aus einem and'ren Ton.
Eines aber freut uns immer:
In dem Krug der helle Schimmer
Und ein guter Liederlohn.

Lock'res Völklein, uns zu schelten
Ist wohl unrecht, doch nicht selten
Trifft sich's, weil wir fröhlich sind.
Ei! das Geigen und das Blasen
Macht uns freilich rothe Nasen,
Und das Wandern bei dem Wind.

Werden oft durchweicht vom Regen,
Wenn wir in dem Wald gelegen,
Innen trocken, außen naß!
Kann uns wohl ein Mensch verdenken,
Wenn wir nach dem Wirthshaus schwenken
Und dann trinken dieß und das?

Ganze Nächte hinzusitzen,
Bei dem Bauernvolk zu schwitzen,
Trocknet uns die Gurgel ein.
Und da sollten wir nicht trinken?
Müßten ja in Ohnmacht sinken;
Wer möcht' Musikant da sein?

Wenn wir einmal ausgesungen
Und das Saitenspiel gesprungen,
Wir nicht kommen nächstes Jahr,
Heißt's: „Wo sind die Musikanten,
Die fidelen wohlbekannten? —
Sind gestorben etwa gar!"

Aus Mozart's Jugendjahren.

Von J. St.

III.

Nach Salzburg zurückgekehrt, reich an glänzenden Erinnerungen, Geschenken, [illegible]ren und Auszeichnungen, begann die Familie Mozart wieder ihre frühere,

schlichte, geregelte Lebensweise. Der Vater war in seinem Dienste sehr angestrengt, und auch die beiden Kinder mußten fleißig studiren, sowohl für ihre musikalische, als auch für ihre allgemeine Ausbildung.

Wolfgang wandte nun alle seine Freistunden vorzüglich dazu an, sich auf der Violine zu üben; er hatte in Wien von einem der jungen Erzherzoge eine kleine, sehr gute Geige bekommen, die ihm gar viele Freude machte, und wollte den Vater, der von seinen neuen Studien keine Ahnung hatte, damit überraschen.

Leopold Mozart unterrichtete damals einen jungen, sehr talentvollen Violinisten, Namens Wenzl, in der Composition. Dieser brachte seinem Lehrer sechs Trio's, die er während dessen Abwesenheit gemacht hatte, und da Freund Schachtner auch gerade anwesend war, schlug Leopold Mozart vor, dieselben gleich zu probiren. Wenzel sollte die erste, Schachtner die zweite Violine, und Mozart selbst, mit der Viola den Baß spielen. Mit einem Male kam Wolfgang mit seiner kleinen Geige, und bat den Vater, anstatt Schachtner die zweite Stimme spielen zu dürfen. „Was fällt Dir ein," erwiderte der Vater, „ein Trio vom Blatt spielen zu wollen, ohne nur das Instrument gelernt zu haben." — „„Um die zweite Violine zu spielen, braucht man nicht erst viel gelernt zu haben,"" erwiderte der Knabe. „Wie einfältig!" rief der Vater ärgerlich, „geh hinaus, und laß uns in Ruhe."

Wolfgang verließ weinend das Zimmer; Schachtner und Wenzl aber baten dringend, ihn zurückrufen zu dürfen, und so gestattete denn endlich der Vater seine Bitte.

„Du kannst meinetwegen mit Hrn. Schachtner spielen," sagte er, „aber so leise, daß man Dich nicht hört, sonst mußt Du gleich fort; verstanden!"

Mit einem dankbaren Blick auf seinen Freund und Fürsprecher, stellte sich nun Wolfgang dicht neben denselben. Man begann, und bald bemerkte Schachtner, daß er ganz überflüßig sei, legte sein Instrument weg, und machte dem Vater ein Zeichen, der vor Ueberraschung und Freude kaum das Stück zu Ende spielen konnte. — Nach einer kleinen Pause wurden sämmtliche sechs Trio's durchgespielt, ohne daß der Knabe nur eine einzige Note gefehlt hatte.

Als sie zu Ende waren, sagte Wolfgang zu Schachtner: „Ihre Buttergeige" (so nannte er eine von Schachtners Violinen, wegen ihres weichen Tones) war neulich um ein Achtel Ton tiefer gestimmt, als diese hier; das klingt angenehmer, lassen Sie sie ja so, wie sie ist."

Alles lachte; Schachtner holte aber eigens die Geige herbei, und es ergab ſich als vollkommen richtig.*)

Von nun an ſtieg Wolfgangs Eifer und Liebe zur Muſik in ſolchem Grade, daß der Vater ihm die Zeit beſtimmen mußte, die er am Klavier zubringen durfte. Schlaf und Eſſen vergaß der Kleine, und man mußte ihn zur Erholung faſt immer nöthigen. Manchmal fragte er: „Papa, wann reiſen wir denn wieder?“ — was dann gewöhnlich mit einem lakoniſchen: „Ich weiß nicht,“ beantwortet wurde. Als aber einmal der Vater anſtatt deſſen erwiderte: „In vierzehn Tagen.“

„„Wohin?““

„Nach Paris.“ —

da fiel ihm Wolfgang jubelnd um den Hals, und lief eilends zur Schweſter, indem er in maßloſer Freude rief: „Nannerl, wir reiſen nach Paris, nach Paris!“ —

Vierzehn Tage ſpäter, den 9. Juni 1763, wurde denn auch wirklich die große Reiſe angetreten. Erſt durch Deutſchland und die Niederlande, dann nach Paris und London. Sie kamen am 11. auf der Durchreiſe nach München. Sobald der Churfürſt dieß erfuhr, ließ er ſie für Abends einladen.

Wolfgang ſpielte erſt ein Concert auf der Violine, dann eine freie Phantaſie auf dem Klavier und erregte allgemeine Bewunderung, wegen der unglaublichen Fortſchritte, die er in den achtzehn Monaten ſeit ſeiner letzten Anweſenheit gemacht. Auch Anna Marie erhielt den lebhafteſten, ungetheilteſten Beifall. Der Vater ſchreibt: „Die Nannerl hat nun von dem Buben nichts mehr zu fürchten, da ſie auch ſo gut ſpielt, daß Alles einſtimmig ihre Fertigkeit bewundert.“

In Augsburg, Leopold Mozarts Vaterſtadt, verweilten ſie einige Tage bei den Verwandten, und gaben auch ein öffentliches Concert, über welches ein noch vorhandener Correſpondenz-Artikel in der Salzburger Zeitung mit großen Lobpreiſungen berichtet. Von da ging's über Stuttgart, Mannheim, Schwetzingen, Mainz und Frankfurt. In allen größeren Städten wurden Concerte gegeben, an allen Höfen ſpielten die Kinder und ärnteten Lob und Ruhm. In Heidel-

*) Schachtner berichtet als Augenzeuge dieſe beiden kleinen Erlebniſſe in einem Briefe an Mozarts Schweſter, die ihn nach ihres Bruders Tod bat, ihr Einiges aus deſſen erſter Kindheit mitzutheilen.

berg spielte Wolfgang in der hl. Geistkirche mit solcher Meisterschaft die Orgel, daß der Stadtdechant seinen Namen nebst Alter und allen Nebenumständen, „zum ewigen Andenken" an die Orgel mit großen Buchstaben anschreiben ließ. Da seitdem aber diese schöne Orgel verkauft wurde, so ist dieses „ewige Andenken" jetzt leider auch zerstört.

Sie reisten nun über Coblenz, Bonn, Köln und Düsseldorf nach Aachen, wo sich damals die Prinzessin Amalie, Schwester Friedrich des Großen, zur Badekur aufhielt. Leopold rühmt ihre große Liebenswürdigkeit gegen die Kinder, setzt jedoch hinzu: „Allein, sie hat leider kein Geld; ja wenn die Küsse, die sie meinen Kindern gibt, Dukaten wären, dann stünd' es gut um uns; aber weder der Wirth noch der Postmeister lassen sich mit Küssen abfertigen."

Von Brüssel aus bittet Leopold Mozart seinen Freund und Hausherrn Hagenauer um einen neuen Kreditbrief. „Meine Kinder", schreibt er, „haben zwar viele kostbare Geschenke bekommen, die ich aber doch nicht zu Geld machen will. Z. B. hat der Wolfgang zwei magnifique Galadegen, den einen vom Erzbischof, den andern vom General Feraris erhalten. Das Mädel bekam kostbare Spitzen, Saloppen, Mäntel, einen englischen Hut, Fächer und Pelzgarnituren. Von Etuis, Tabatièren und derlei Dingen könnten wir bald eine ganze Boutique errichten. Und schon in Salzburg steht eine große Schachtel, die unsere peruanischen Schätze und Kostbarkeiten enthält."

Von Brüssel aus ging die Reise ununterbrochen bis Paris, wo sie dann am 18. November glücklich anlangten. Der bayerische Gesandte, Graf von Eyk und dessen Gemahlin, die eine Tochter des Salzburgischen Oberstkämmerers Grafen von Arco war, nahmen sie freundlich bei sich auf und hatten ihnen in ihrem Hause eine kleine behagliche Wohnung bereitet, wo sie die ganze Dauer ihres fünfmonatlichen Aufenthaltes in Paris bleiben durften.

Vater Mozart suchte nun die verschiedenen Personen auf, an welche er Empfehlungsschreiben mitgebracht, deren er eine große Anzahl von allen Seiten erhalten hatte. Das Erfolgreichste von allen war das einer Kaufmannsfrau aus Frankfurt, an den später berühmt gewordenen Grimm, der seit fünfzehn Jahren in Paris lebte.

Dieser, ein Gelehrter und großer Musikfreund, nahm sich mit ebensoviel Energie als Glück und Geschick seiner deutschen Landsleute an.

Wie sehr er selbst von Staunen und Bewunderung für die seltene Er-

ſcheinung dieſer jugendlichen Künſtler erfüllt war, beweiſt ein Brief von ihm an einen deutſchen Fürſten, der in ſeiner Korreſpondenz abgedruckt iſt.

Während der Vater ſeinen Geſchäften nachging, wollten Mutter und Kinder ſich die herrliche Stadt Paris ein wenig beſehen.

Eines Morgens gingen ſie in dem Tuillerien-Garten ſpazieren. Wolfgang, höchſt vergnügt, lief hin und wieder, und rief Mutter und Schweſter, um ihnen bald dieß, bald jenes zu zeigen. Plötzlich hatte er ſich ſo weit entfernt, daß er keine von Beiden mehr gewahrte. Während er nun ſuchend umherblickte, ſah er zwei Damen, davon die Eine ihn fragte, wer er ſei, und was er hier mache.

„Ich bin Wolfgang Mozart aus Salzburg", antwortete er treuherzig, „und bin mit meinen Eltern und meiner Schweſter hieher gekommen, um vor dem König und der Königin zu ſpielen."

„„Spielen? was willſt Du denn ſpielen?"" fragte die Dame, indem ſie ihrer Begleiterin ein Zeichen machte.

„Was? Klavier, Orgel, Geige, was man will," erwiderte der Kleine. „Haſt Du denn nie etwas von Wolfgang Mozart und ſeiner Schweſter gehört oder geleſen?" fuhr er mit kindlicher Unbefangenheit weiter; „Herr Grimm hat geſtern geſagt, es ſtünde ſchon in den Zeitungen, daß wir hier ſind."

„„Das habe ich allerdings nicht geleſen,"" ſprach die Dame. „„Wenn Du aber ſo geſchickt biſt, und vor dem König und der Königin in Verſailles ſpielen wirſt, dann werde ich Dich wohl dort hören."" — „Kennſt Du die Königin?"

„„O ja.""

„Nun, dann frage ſie nur, die weiß gewiß von uns. Wir waren ja zwei Monate in Wien und haben ſo oft beim Kaiſer und der Kaiſerin geſpielt."

„„Auf Wiederſehen denn"", ſprach die Dame lächelnd, indem ſie weiter ging, während Wolfgang inzwiſchen die Seinigen wieder in kleiner Entfernung erblickte. Die Dame war Maria Leskünska, Gemahlin Ludwig des XV. und Königin von Frankreich.

Wenige Tage darauf erhielt die Familie Mozart eine Einladung nach Verſailles. Dieſelbe war nicht wenig erſtaunt, in der Königin die Dame aus dem Tuilleriengarten wieder zu erkennen. Die Königin aber war es nicht minder, ob der Leiſtungen der beiden kleinen Virtuoſen. Schon am folgenden Tage mußte Wolfgang in der Schloßkapelle die Orgel in Gegenwart des Kö-

nigs und des ganzen Hofes spielen. — Bald waren nun die beiden Kinder Gegenstand des Gespräches und der Aufmerksamkeit von ganz Paris; besonders Wolfgang der Liebling Aller, die ihn kannten.

Am Neujahrstag speiste der französische Hof bei offener Tafel, was man au grand couvert nannte: Der König mit der Königin nebst den Prinzen und Prinzessinnen an einem eigenen, etwas erhöhten Tische, die übrigen hohen Herrschaften rings umher. Dazu wurden Karten ausgegeben, so viel der Raum Zuschauer aufnehmen konnte. Die Königin befahl nun ausdrücklich, daß der Familie Mozart die besten Plätze, zunächst an der kgl. Tafel angewiesen würden. Wolfgang aber mußte sogar zwischen ihr und dem Könige stehen; der Vater schreibt: „Was sagen Sie dazu, daß mein Herr Wolfgangus immer neben der Königin zu stehen, mit ihr beständig deutsch zu plaudern, ihr öfters die Hände zu küssen, und die Speisen, so sie ihm von der Tafel gab, neben ihr zu verzehren die Gnade hatte. Die Königin spricht so gut deutsch wie wir, und hat dem König, der nichts davon versteht, alles verdollmetscht, was unser heldenmüthiger Herr Wolferl sprach."

In Paris komponirte Wolfgang vier Sonaten für Klavier und Violine, das erste Werk, welches von ihm im Druck erschien. Zwei davon sind der jüngsten Tochter Ludwig XV., Madame Victoire de France, zwei der Gräfin Tessé gewidmet.

Von nun an steigerte sich der Enthusiasmus der Franzosen von Tag zu Tage. Die Familie Mozart wurde gezeichnet, gemalt, in Kupfer gestochen; es regnete gleichsam Gedichte, Lobpreisungen, Geschenke und Auszeichnungen auf die Wunderkinder herab, und als sie endlich am 10. April 1764 Paris verließen, um nach England zu gehen, mußten sie versprechen, auf der Rückreise nochmals hinzukommen, weßhalb sie denn auch einen Theil ihrer Sachen bei ihrem Freund Grimm zurückließen.

In London wurden sie wie sehnlich erwartete Freunde empfangen. Der Ruf war ihnen vorausgeeilt, und gleich in den ersten Tagen wurden sie, ohne es erst nachzusuchen, nach Hofe beschieden. Die Aufnahme, die sie hier fanden, übertraf, nach des Vaters Mittheilungen, Alles, was sie bisher an andern Höfen von Wohlwollen und Gnaden erfahren hatten: „Die uns bezeugte Gnade ist unbeschreiblich," schreibt er, „ihr freundschaftliches Wesen ließ uns gar nicht denken, daß es wirklich der König und die Königin von England wären." — Durch diesen vielversprechenden Anfang ermuthigt, richtete sich Leopold Mozart

zu einem längeren Aufenthalte ein, und miethete eine kleine Wohnung zu Chelsea, einer der angenehmsten Vorstädte Londons, dicht an der Themse gelegen. Das war ein neues Schauspiel und eine große Freude für die Kinder. Der prächtige Fluß, die mächtigen Schiffe, die er trug, das bunte Leben am Strande, bot ihnen immer wieder Neues und Sehenswürdiges. Nur zu bald aber kamen trübe Tage.

In Folge einer Erkältung erkrankte plötzlich der Vater und die Aerzte erklärten, sein Leben sei in äußerster Gefahr. Das war eine kummerschwere, jammervolle Zeit.

Die arme Mutter wich Tag und Nacht nicht vom Bette des theuren Kranken und fühlte es, ungeachtet der vielen Beweise von Theilnahme, doch gar tief und schmerzlich, daß sie in der Fremde sei, umsomehr, als sie der Sprache gar wenig mächtig war. Auch die Kinder waren natürlich tief betrübt; Nannerl half der Mutter so gut es ging bei der Pflege, und Wolfgang fragte immer, ob er denn gar nichts für den lieben Papa thun könne. Sehnsuchtsvoll blickte er auf sein Klavier, das während der Krankheit des Vaters nicht berührt werden durfte. Doch plötzlich kam ihm ein Gedanke: „Weißt Du was Nannerl," rief er mit leuchtendem Gesichtchen, „wir wollen dem lieben Papa eine Ueberraschung bereiten, bis er wieder gesund wird. Ich componire eine Symfonie für's ganze Orchester und Du hilfst mir die Stimmen ausschreiben, damit alles ganz fertig ist, bis er aufsteht." — So saßen denn die beiden Kinder oft stundenlang mäuschenstille und schrieben und freuten sich in dem Gedanken, es dem Vater zu zeigen, und meinten, so rasch wie ihre Arbeit, müsse nun auch des Vaters Genesung fortschreiten. Wenn aber die besorgte Mutter aus dem Krankenzimmer kam, und ihre Fragen mit Thränen beantwortete, da weinten sie auch mit ihr und knieten dann nieder vor einem kleinen Marienbildchen, das die Mutter auf allen Reisen mit sich nahm, und beteten heiß und innig für des theuern Vaters Erhaltung. Nach vierzehn Tagen endlich trat die ersehnte Besserung ein, bald konnten sie wieder ihre gewohnten Uebungen vornehmen, und sich zu den großen Concerten vorbereiten, die nun in London stattfinden sollten. Die Symfonie erfüllte vollkommen ihren Zweck, und Wolfgang componirte nun noch sechs Sonaten, die er der Königin von England widmete. Ueberdieß spielte er mit größtem Erfolge häufig die Orgel, und mit seiner Schwester auf zwei Klavieren, sowohl bei Hofe, als in allen höchsten und vornehmsten Kreisen. Der König legte ihm die schwersten Stücke

von alten und neuen Meistern vor, welche Wolfgang fehlerlos vom Blatte las. Dort traf er auch einen der bedeutendsten damals lebenden Musiker, Johann Christian Bach, den jüngsten Sohn des berühmten Sebastian Bach. Dieser war so entzückt von den Leistungen des achtjährigen Künstlers, daß er ihn auf den Arm nahm, küßte, im Zimmer umhertrug, und endlich sich mit ihm an's Klavier setzte. Bach begann eine große Sonate zu spielen; nachdem er einige Takte gespielt, fuhr Wolfgang, auf seinem Schooße sitzend, weiter, und so spielten sie wechselweise das ganze Stück mit einem Einverständniß und einer Präzision, daß Alle, die nicht nahe genug waren, um es selbst zu sehen, behaupteten, Bach allein habe gespielt.

Der reiche, ungetheilte Beifall, der häufig mittelmäßigen Talenten so gefährlich wird, war für unsern jugendlichen Künstler nur ein Sporn zu immer ernsterem Streben. Der Vater selbst spricht es aus, daß seine Fortschritte alle Erwartungen übertreffen. — Die Nachwirkung von Händels großartiger musikalischer Thätigkeit war in London damals noch nicht erloschen, obgleich der große Meister bereits seit zwölf Jahren in der Westmünster Abtei, in der Gruft der Könige schlief, wo die Dankbarkeit Alt-Englands ihm ein Monument zwischen Shakespeare und Newton errichtet hat. Es ist gewiß, daß diese ernste Richtung nicht ohne wesentlichen Einfluß auf Wolfgang Mozart geblieben ist.

Die unläugbaren Beweise einer so ganz außerordentlichen Begabung, die Lösung von Aufgaben, deren Schwierigkeit nur Sachverständige in ihrem ganzen Umfang zu ermessen vermögen, erregten endlich in den Künstlerkreisen Zweifel über Wolfgangs Alter. Obgleich er sogar für seine acht Jahre sehr klein war, behauptete man doch, der Vater verläugne einige Jahre, und der Knabe müsse gemäß seiner geistigen Entwicklung deren wenigstens vierzehn zählen. Während man einmal hierüber stritt in einer Gesellschaft, wo Wolfgang spielte, lief eine Katze durch's Zimmer. Der erste Theil des Stückes war eben zu Ende; da sprang der Knabe, der die Katzen sehr liebte, vom Stuhl, indem er rief: „Ich bitte, lassen Sie mich nur einige Minuten die Katze haben, ich will dann gleich wieder spielen, was und so viel Sie wollen." — „„Das klingt nicht wie vierzehnjährig", sprach Barrington, der später sich durch den bayerischen Gesandten in England, Grafen Haslang, einen Taufschein Wolfgangs zu dessen Rechtfertigung verschaffte. Sobald er hierüber Belege hatte, erstattete Barrington einen ausführlichen Bericht an die kgl. Academie, deren Mitgli

er war, über dieſe außerordentliche Erſcheinung, welcher im Archiv derſelben hinterlegt iſt. Er beginnt mit den Worten: „Wenn ich Ihnen eine beglaubigte Nachricht ſenden würde von einem Knaben, der kaum acht Jahre alt, und ſchon ſieben Fuß hoch wäre, ſo würden Sie dieß gewiß als etwas ganz Außerordentliches anerkennen, und doch iſt das, was ich Ihnen hier mitzutheilen mir erlaube, noch ungleich viel merkwürdiger ꝛc. ꝛc.“

In Folge unabläſſigen Drängens und Zuredens von Seite des holländiſchen Geſandten entſchloß ſich Leopold Mozart endlich, nach langem Widerſtreben, die Rückreiſe durch Holland anſtatt über Calais nach Paris zu machen. Die Prinzeſſin Karoline von Naſſau-Weilburg, Schweſter des Prinzen von Oranien, hatte nämlich wiederholt den lebhaften Wunſch ausgeſprochen, die beiden jungen Virtuoſen zu hören. Dieſe Reiſe war leider von mancherlei Mißgeſchick begleitet. In Lille lag Wolfgang vier Wochen krank, und acht Tage nach ihrer Ankunft im Haag erkrankte Anna Marie ſo ſchwer und gefährlich, daß ſie von den Aerzten aufgegeben und mit den Sterbſakramenten verſehen wurde.

In rührender Weiſe beſchreibt der Vater, wie er und die arme, tiefbetrübte Mutter, ergeben in den Willen Gottes, ihr geliebtes Kind zum Tode vorbereiteten, „indem ſie dasſelbe von der Vergänglichkeit aller irdiſchen Güter und von dem ſeligen Tode der Kinder zu überzeugen ſuchten. „Schenkt ihr Gott das Leben, wie ich jetzt doch hoffe,“ ſetzt er hinzu, „ſo bitte ich ihn nur, daß Er ihr dann auch ſpäter einen ſo glückſeligen Tod ſchenken möge, wie ſie ihn jetzt nehmen würde. Und wiſſen Sie, warum ich jetzt zuverſichtlich hoffe?“, fährt er fort. „An dem Sonntage, wo ſie ſo gar ſchlecht war, da hieß es im Evangelium, das ich in meinem Schmerze zur Hand nahm: „Das Mägdlein ſchläft! Dein Glaube hat Dir geholfen.“

Bald darauf erkrankte Wolfgang, der auch mehrere Wochen das Bett hüten mußte, und ſo verzögerte ſich der Aufenthalt in Holland über alle Erwartung. Während ſeiner Geneſung componirte Wolfgang, großentheils noch im Bette, wieder ſechs Sonaten, welche der Prinzeſſin von Naſſau-Weilburg gewidmet ſind, die der Familie Mozart in dieſer ſchweren Zeit ſo treulich beigeſtanden hatte. Nach vier Monaten endlich wurde die Rückreiſe über Mecheln, Paris und die Schweiz angetreten; dieſelbe nahm aber, da die jungen Künſtler an allen größeren Orten, wo man von ihrer Anweſenheit Kunde erhielt, feſtgehalten wurden, noch geraume Zeit in Anſpruch. Nach einer faſt dreijährigen

Abwesenheit langten sie Anfangs Dezember 1766 wieder in Salzburg an, wo man sie nun neugierig aufsuchte, die als fast unbekannte Menschen abgereist, und nun berühmt zurückgekommen waren.

Das folgende Jahr brachte Wolfgang ruhig in Salzburg zu, mit gründlichem Studium der Werke der bedeutendsten alten Meister. Bald aber machten einerseits Anfragen und Aufforderungen der Wiener Freunde, andererseits die unangenehmen Verhältnisse am Salzburger Hofe, die Reiselust der musikalischen Familie wieder rege. Sie begaben sich nach Wien, wo aber zur selben Zeit die Blattern in solchem Grade herrschten, daß unter zehn daran Erkrankten neun starben. Auch die Erzherzogin Josepha, Braut des Königs von Neapel, erlag dieser fürchterlichen Krankheit. Leopold Mozart flüchtete sich mit den Seinigen nach Olmütz. Aber kaum dort angekommen, erkrankte Wolfgang und die Familie befand sich in einem ziemlich rath- und trostlosen Zustande, da Niemand das blatternkranke Kind im Hause behalten wollte. Wie ein guter Engel erschien ihnen der Graf Potobadsky, den Mozart von Salzburg her, wo er früher Domherr gewesen, kannte, und der ihm bei der Kunde von seiner mißlichen Lage gleich Wohnung für ihn und die Seinigen in seinem Palaste anbot, damit das kranke Kind doch eine gute Pflege und Bedienung habe. — „Diese That," schreibt Leopold Mozart im gerechten, väterlichen Stolze, „wird dem Grafen Segen von Oben bringen; aber auch keine geringe Ehre vor den Menschen machen in der Lebens-Geschichte meines Wolfgangs, die ich einst in Druck geben werde."

Es dauerte übrigens volle zwei Monate, bis die Familie nach Wien zurückkehren konnte. Dort fanden sie am Hofe Kaiser Josephs die schmeichelhafteste Aufnahme.

Sobald Maria Theresia ihre Ankunft erfuhr, ließ sie dieselbe zu sich rufen; der Kaiser selbst kam ihnen bis in's Vorzimmer entgegen, und führte sie zu seiner Mutter. Die hohe Frau, welche inzwischen ihren theuren Gemahl und die schöne, neunzehnjährige Tochter verloren hatte, war tief bewegt bei diesem Wiedersehen. Sie erkundigte sich eingehend bei der Mutter, die sie fortwährend vertraulich bei beiden Händen hielt, über alles inzwischen Erlebte, und sprach unter Thränen von ihren eigenen Verlusten. Kaiser Joseph unterhielt sich während dem mit Vater und Kindern über Musik, über ihre Reisen u. dgl.; zuletzt fragte er Wolfgang, ob er eine komische Oper componiren wolle, was dieser freudig bejahte. Das Buch war von Metastasio, der Titel „die verstellte G

falt." Mit glühendem Eifer ging der zwölfjährige Compositeur an's Werk und in sechs Wochen war die Oper fertig; Metastasio erklärte sie für vortrefflich und sie wurde alsbald zum Einstudiren gegeben. Welche Aussichten auf glücklichen Erfolg! und doch reihte sich, anstatt dessen, eine Kette von Unannehmlichkeiten und Täuschungen daran. — Wolfgang war eben nicht mehr das kleine Wunderkind, das überall Wohlwollen erweckte, und selbst den Neid entwaffnete. Der 3½ Fuß hohe Künstler schien bereits den Andern gefährlich zu werden, und so hatte er, ohne es zu ahnen, eine große Anzahl von Gegnern, die unter allerlei Vorwand, da man es doch nicht wagte, dem Willen des Kaisers offen entgegenzutreten, die Aufführung seines Werkes zu verzögern, und Schwierigkeiten zu erheben suchten, bis endlich Mozart selbst darauf verzichtete.

Ihr Zweck ward indessen doch nur zur Hälfte erreicht, indem gerade zu jener Zeit das Pahlhamer'sche Waisenhaus nebst Kirche eingeweiht wurde, und der Direktor desselben Wolfgang aufgetragen hatte, eine solenne Messe dafür zu componiren und selbst zu dirigiren. Der ganze Hof war zugegen und Kaiser Joseph versicherte dem zwölfjährigen Componisten wiederholt in den freundlichsten Ausdrücken vor der ganzen Versammlung, wie sehr es ihn gefreut, denselben nun doch an der Spitze eines großen Orchesters gesehen zu haben. Ein reiches Geschenk von der Kaiserin bezeugte dem kleinen Meister auch ihre volle Anerkennung und Zufriedenheit. Vater Mozart erbat sich nun noch zur Genugthuung, daß Wolfgang seine Oper in einem Kreise von Sachverständigen auf dem Klavier vortragen dürfe, was denn auch mit bestem Erfolge geschah; die Familie kehrte bald darauf in die Heimath zurück.

Das nächste Ziel aller Wünsche und Pläne war nun Italien, welches damals als die hohe Schule aller Künste, und besonders der Musik galt. Leopold Mozart hielt dieselbe für unumgänglich nöthig zur vollendeten Ausbildung seines Sohnes. Man blieb zuvor ein Jahr ruhig in Salzburg, wo Wolfgang indessen zum Concertmeister mit 12 fl. 30 kr. Jahresgehalt ernannt wurde, wofür er in allen Hofkonzerten mitwirken mußte. — Nebenbei studirte man die italienische Sprache, erfüllt von den schönsten Hoffnungen.

Am 12. Dezember 1769 begaben sich denn Vater und Sohn abermals auf die Wanderschaft; Mutter und Schwester blieben dießmal zu Hause. Die Reise glich, wie alle früheren, einem Triumphzuge. Wir wollen daher unsern jungen Freund diesesmal nur an den Orten aufsuchen, welche von besonderer

Bedeutung für seine künstlerische Laufbahn geworden sind. Kaum wurde seine Ankunft in Mailand bekannt, als schon der Unternehmer des dortigen Theaters eine Oper für den nächsten Carneval bei ihm bestellte. Da er aber bis dahin noch acht Monate vor sich hatte, so sollte ein Theil dieser Zeit dazu verwendet werden, die übrigen bedeutenden Städte Italiens kennen zu lernen. So ging man denn zuerst nach Bologna, dem Sitze der gelehrtesten Musiker, an deren Spitze damals der berühmte Franziskaner, Pater Martini, stand, das musikalische Orakel seiner Zeit.

Der künstlerische Gerichtshof, vor dem Wolfgang hier eine Prüfung bestehen sollte, war ein so strenger, unbestechlicher, daß sein Urtheil eigentlich erst da anfing, wo das des Publikums aufhörte. Aber auch hier, auf dem Gebiete der wissenschaftlich musikalischen Bildung, bestand der dreizehnjährige Meister die Probe so glänzend, daß der alte Pater Martini ihn unter Thränen umarmte, und die philharmonische Academie ihn einstimmig zu ihrem Mitglied ernannte.

Gar zu gerne hätte man Vater und Sohn dort noch länger festgehalten, wäre nicht die Charwoche so nahe gewesen. Diese aber wollten und mußten sie in Rom zubringen.

Rom, die ewige Stadt mit all' dem Großen und Herrlichen, was Vergangenheit und Gegenwart dort vereinen, welch' überwältigenden Eindruck mußte sie machen auf das von religiöser und künstlerischer Begeisterung durchglühte Gemüth unseres jungen Freundes!

Am 11. April 1770 langten unsere Reisenden dort an; am zwölften, als am Gründonnerstage, wohnten sie den Feierlichkeiten im Vatikan bei. Es war bereits in dem Saale, wo die Fußwaschung stattfand, zum Erdrücken voll; doch hatten die Schweizergarden den Auftrag, einen freien Raum für hohe Herrschaften und Fremde zu reserviren. „Man hielt Wolfgang für einen deutschen Kavalier oder gar Prinzen und mich für seinen Hofmeister" schreibt der Vater, „und ich ließ sie dabei. Unsere Kleider, die Sprache, und mein gewohntes freimüthiges Auftreten mochten die Ursache sein. So machte man uns denn überall Platz, und wir schritten unbehelligt in den Kreis der Grafen und Barone."

Alsbald begann die Ceremonie. Aus einer Seitenthüre traten in langen weißen Kleidern die zwölf aus verschiedenen Nationen gewählten Greise, welchen der Papst heute, nach dem Beispiele des Erlösers, die Füße waschen sollte.

Kurz darauf öffnete sich die Hauptthüre. Es erschien der Weihbischof mit Gefolge, sämmtliche Kardinäle, die Nobelgarde, nur aus Edelleuten bestehend, und in ihrer Mitte, auf einem reichen Lehnstuhl, unter einem kostbaren Baldachin, von vier Priestern getragen, Clemens XIV., einer der edelsten und erleuchtetsten Päpste.

Als ihn die Träger niedergesetzt, erhob er sich, um dem Volke den Segen zu spenden. Wie mit einem Zauberschlage lag die ganze Versammlung auf den Knieen; es war ein großer, erschütternder Moment! Gleich Engelsstimmen hallte das Benedictus durch den weiten Raum. Als die Töne verklungen waren und die Menge sich erhoben hatte, legte der Papst, von vier Bischöfen bedient, seinen ganzen Ornat ab, und begann nun, von zwei Kardinälen begleitet, die Fußwaschung. Sobald dieselbe geschehen war, setzten sich die Greise zu Tische, wobei Clemens sie in eigner Person, bis zum Ende der Mahlzeit bediente. Nachdem er dann jeden derselben mit einem Strauß von weißen Blumen und einem Päckchen mit Geld beschenkt hatte, zog er sich zurück, und die Cardinäle gingen nun auch zu der für sie bestimmten Tafel. Durch die Bewegung, welche der Rückzug des Papstes und seines Gefolges unter der Menge verursacht hatte, wurde Wolfgang ganz nahe an die Tafel, zwischen die Stühle zweier Kardinäle hineingedrängt. Die beiden Herrn betrachteten neugierig den jungen Fremden; endlich neigte sich Einer zu ihm mit den Worten: „Wollten Sie nicht die Güte haben, mir zu sagen, wer Sie sind?"

Wolfgang nannte seinen Namen. „Ei, sind Sie der berühmte Knabe, von dem mir schon so viel geschrieben wurde?" sprach, sichtlich erfreut, der Kardinal.

„Und Emminenz sind wohl der Kardinal Pallavicini?"

„Ja der bin ich, wie können Sie das wissen?"

Wolfgang sagte ihm dann, daß er Briefe an Se. Emminenz von dessen Herrn Bruder habe, und um die Gnade bitte, ihm aufwarten zu dürfen.

Der Kardinal unterhielt sich noch lange mit seinem neuen Bekannten, belobte ihn, daß er so gut italienisch spreche, indem er hinzusetzte: „Ick kan auch ein benig deush sprecken" und lud Wolfgang mit dem Vater für die Osterfeiertage zu sich ein. — Wolfgang küßte dem Kardinal die Hand, und dieser nahm, zum Erstaunen der Zuschauer, sehr verbindlich grüßend, das Barret vom Haupte, eine Ehrenbezeugung, die sonst von den Kirchenfürsten nur den Vornehmsten zu Theil wird. — Am selben Abend sollten unsere Freunde noch

das weltberühmte Miserere Allegris in der Sixtinischen Kapelle hören, was nur dort allein zu hören war. Man legte nämlich damals in Rom so hohen Werth auf den Alleinbesitz dieser klassischen Werke, welche dort im Manuscript aufbewahrt, und nur alljährlich in der Charwoche aufgeführt wurden, daß es den Sängern und allen dabei Betheiligten bei strenger Strafe verboten war, irgend etwas davon mitzutheilen. In einer fieberhaften Spannung erwartete Wolfgang den Abend; die Stunden schienen ihm viel länger als gewöhnlich. Endlich traten sie in die Sixtinische Kapelle. Welch' ein Anblick für ein so empfängliches, frommes, leicht erregbares Gemüth! Wie das Gewölbe des Himmels, dehnte sich die riesige Kuppel über den ungeheuren Raum, den mehr als siebenhundert brennende Wachslichter erhellten; fünfzehn armsdicke Kerzen leuchteten von dem kolossalen Kandelaber von Erz mit fünfzehn Armen, der mitten im hohen Chore stand — und dem Eingange gegenüber — Michel Angelo's Meisterwerk, das jüngste Gericht!

Leise zitternd vor Erregung, stand Wolfgang sprachlos mit gefalteten Händen, im Anschauen all' des Großartigen, was ihn hier umgab, verloren.

Da begann die Feier; fast in demselben Momente erloschen die zahllosen Lichter, mit Ausnahme der fünfzehn Riesenkerzen auf dem Kandelaber, und nun ertönte, ohne Instrumental-Begleitung, von zweiunddreißig Stimmen mit höchster Vollendung vorgetragen, das Miserere. Durch die jetzt so dunkle Kirche hallte es, wie überirdischer Gesang; Wolfgang war ganz Ohr, er sah, er dachte in diesem Augenblicke nichts mehr, er hörte nur. Nachdem die Musik längst zu Ende war, und die Menschen aus der Kirche strömten, stand er noch in sich versunken, bis ihn der Vater zum Fortgehen mahnte. Auf dem Heimwege sprach er kein Wort; der Vater beobachtete ihn, ohne ihn anzureden. Zu Hause angelangt aber sagte er: „Nun ist's Zeit, daß Du zur Ruhe kommst, Wolfgang, Du bist müde."

„„O nein Papá,"" erwiderte dieser, „„ich kann jetzt nicht schlafen, ich bin nicht müde, ich muß schreiben.""

„Was willst Du denn heute noch schreiben?"

„„Das Miserere, Papa, ich glaube, ich hab's ganz im Kopfe; ich bitte stören Sie mich nicht!""

Und hastig griff er nach Notenpapier, Tinte und Feder, und setzte sich an den Schreibtisch, nachdem er noch vorerst das Fenster geöffnet, durch welch er im hellen Mondenlichte die prachtvolle Kuppel des Riesendomes sehen kon

Der Vater legte ſich zu Bette, ſchlief aber nicht. Er betete tief bewegt zu Gott, und blickte ſchweigend, aber mit Stolz und Freude nach dem Knaben, der ſchrieb und ſchrieb, faſt bis der Morgen graute. Dann legte er ſeine Notenblätter zuſammen, löſchte die Lampe aus, und begab ſich leiſe zu Bette, um den Vater nicht zu ſtören, den er längſt ſchlafend wähnte. — Der vierzehnjährige Knabe hatte das Unbegreifliche geleiſtet, er hatte jenes ſo eiferſüchtig geheim gehaltene Meiſterwerk, das zum erſten Mal gehörte Miſerere von Allegri, aus der Erinnerung niedergeſchrieben. Am andern Morgen war Wolfgang wieder der fröhliche Knabe, ein Kind für das äußere Leben, ein reifer Mann in allem, was Muſik betrifft.

Einige Tage ſpäter kam in einer größeren Geſellſchaft, wo ſich auch Criſtofori, der erſte Sänger der päpſtlichen Kapelle befand, die Rede auf das Miſerere und das dasſelbe betreffende Verbot. „Hat es denn noch Niemand verſucht, aus der Erinnerung nachzuſchreiben?" fragte Wolfgang. „„Ach,"" erwiderte Criſtofori, „„welche Zumuthung! wie wäre das möglich?"" — Wolfgang öffnete, ohne zu antworten, das Klavier, und ſpielte das Miſerere von Anfang bis zu Ende auswendig. Criſtofori erblaßte vor Ueberraſchung, dann aber ſtritt er mit den übrigen höchſt verwunderten Zuhörern, indem er verſicherte, ſie ſeien ja gar nicht im Stande, ein ſolches Wunder zu würdigen; nur er kenne die Schwierigkeit. Er umarmte Wolfgang unter dem ſteten Ausruf: „Che miracolo!" (Welch ein Wunder!) Die heißeſte Zeit brachten Vater und Sohn in Neapel zu, wo, als Wolfgang in einem Conzert ſpielte, die Zuhörer wegen der außerordentlichen Geläufigkeit ſeiner linken Hand behaupteten, es müſſe ein Zauber in ſeinem Ring ſtecken. Er zog ihn ab — und ſpielte wie vorher. Bei der Rückkehr nach Rom erhielt Wolfgang von Clemens XIV. den Orden nebſt Diplom und hiedurch den Titel Cavaliere, (Ritter von) denſelben, den kurz vorher Gluck erhalten hatte. „Ich könnte mich krank lachen," ſchreibt der Vater, „wenn man den Buben mit Signor Cavaliere anredet." — Wolfgang bekam nun Aufträge, Opern für Neapel, Bologna, Verona und andere Städte zu componiren, was er aber, da alle zur gleichen Zeit fertig ſein ſollten, nicht annehmen konnte. Nachdem ſein Mithridates in Mailand mit großem Beifall zwanzigmal nacheinander gegeben war, traten Vater und Sohn wieder die Rückreiſe an. In München, auf der Durchreiſe, erhielt er den Auftrag, eine komiſche Oper zu ſchreiben; in Salzburg fand er einen Brief des Grafen Firmian, der ihm im Namen der Kaiſerin eine Cantate zur Vermählung des

Erzherzogs Ferdinand bestellte. Beides war in unglaublich kurzer Zeit vollendet, und Mozart dirigirte persönlich sowohl die Cantate in Mailand als die Oper „die verstellte Gärtnerin" in München. Beide fanden einstimmigen Beifall und hatten neue Aufträge zur Folge: für Mailand die Oper Lucio Silla, für München Idomeneo. Außerdem componirte Mozart, theils auf Bestellung, theils ohne solche, eine große Anzahl Sonaten, Symfonien, Litaneien, Messen, und vieles Andere. Inzwischen starb der Fürstbischof von Salzburg und die Wahl seines Nachfolgers erregte wenig Freude in der Stadt, am wenigsten an seinem Hofe, da er ein gar stolzer, rauher Mann war, der wenig Sinn für Künste und Wissenschaft besaß.

Unter diesen Umständen war es ebenso wenig wünschenswerth, als wahrscheinlich, eine feste Stellung für Wolfgang in Salzburg zu finden. Und doch war es an der Zeit und lag dem zusehends alternden Vater gar sehr am Herzen, dieses Ziel zu erreichen. Man dachte an Paris, das damals der Hauptsammelplatz aller Berühmtheiten war, wo die Familie Mozart ein glänzendes Andenken und mehrere gute Freunde zurückgelassen hatte. So schmerzlich es dem Vater war, sich von seinem Liebling zu trennen, so durfte er es doch nicht wagen, abermals einen längeren Urlaub zu verlangen, (obgleich er während desselben jedesmal auf seinen Gehalt verzichten mußte) — um nicht gar seine Stelle zu verlieren. Wolfgang war nun zwanzig Jahre alt, und hätte wohl die Reise nach Paris allein unternehmen können. Da er aber unter der energischen Leitung des Vaters keinen andern Willen und keine andere Thätigkeit kennen gelernt hatte, als in seiner Kunst, so fürchtete dieser, er möchte gar sehr zu Schaden kommen. Es wurde daher beschlossen, daß Wolfgang in Begleitung seiner Mutter die Reise machen sollte. Man kann sich denken, welches Opfer dieser Beschluß der guten Frau Mozart auferlegte. Aber, es war der Wille ihres Mannes, es galt das Wohl ihres Sohnes; so schickte sie sich denn mit schwerem Herzen, aber ohne Widerrede, zur Reise an. Im September 1777 begaben sie sich auf dieselbe, verweilten einige Zeit in München, Augsburg und besonders in Mannheim. Dort lernte Wolfgang eine sehr musikalische Familie kennen, welche ihm den Vorschlag machte, gemeinsam eine Reise nach Italien zu unternehmen. Mozart sollte Opern komponiren, die Tochter, eine jugendliche, sehr geschickte Sängerin, die ersten Rollen darin singen, und ihr Vater die Concerte arrangiren und alles Geschäftliche besorgen. Wolfgang war Feuer und Flamme für diesen Plan und stellte ihn seinem Vater von der glänzend

ſten Seite dar, indem er ſich ſeine Einwilligung erbat. Ganz anders aber ſah Herr Leopold die Sache an. In einem langen Briefe, worin ſich abwechſelnd die innigſte Zärtlichkeit für den Sohn und der ſtrengſte Tadel über ein ſo abentheuerliches Projekt ausſprechen, ſchilt er ihm die Verkehrtheit desſelben, und ſeine Entrüſtung darüber. — Es hätte aber nicht ſolcher Beredſamkeit bedurft; in Mozarts kindlich weichem Gemüthe hatte der Gehorſam gegen den Willen des Vaters noch eine ſo mächtige Stimme, daß ſeine liebſten Wünſche daneben verſtummten. — „Ich habe es wohl gefürchtet," ſchreibt er, „daß Sie mir die Zuſtimmung verweigern; in Gottes Namen! Nach Gott kommt gleich der Papa, war mein Wahlſpruch als Kind, und dabei ſoll's bleiben."

Mutter und Sohn ſetzten dann ihre Reiſe fort und langten Anfangs März glücklich in Paris an. Grimm, obgleich er inzwiſchen Baron und Geſchäftsträger des Herzogs von Gotha geworden war, bewährte ſich als derſelbe hilfreiche Freund, als welchen ſie ihn bei ihrem früheren Aufenthalt in Paris hatten kennen lernen. Mozart ward überall mit offenen Armen empfangen, erhielt Aufträge, Einladungen, Geſchenke, aber noch immer nicht das, was er ſuchte, — eine Anſtellung. Da plötzlich erkrankte die Mutter; ſie ſelbſt betrachtete ihr Leiden erſt als ein vorübergehendes Unwohlſein, das zeitweiſe ab- und zunahm, bis endlich ein heftiges Fieber eintrat, das ihrem ſtillen, pflichttreuen Leben nach wenigen Tagen ein Ende machte. Wolfgang war troſtlos und wich Tag und Nacht nicht von ihrem Bette. Der Gedanke, daß ſie um ſeinetwillen alles verlaſſen, und nun fern von Mann und Tochter in der Fremde ſterben ſollte, erhöhte ſeinen Schmerz. Ihr Tod war ein Schlag aus heitrer Luft. Damals gab es keine Telegraphen, die mit Blitzesſchnelle Nachrichten in die fernſten Gegenden tragen. Erſt nach neun Tagen erhielten Vater und Tochter in Salzburg die Trauerkunde, während ſie eben an die Mutter ſchrieben, und ihr zum Namenstage langes Leben und Geſundheit wünſchten, ihr, die ſchon tief im Grabe lag. Grimm bewies auch hier die thätigſte Theilnahme. Er beſorgte das Begräbniß und alle Geſchäfte, die ſich an ſolche Ereigniſſe reihen. Auch nahm er gleich Mozart zu ſich in's Haus und ſorgte väterlich für ihn. Wie dankbar dieſer ſeine Freundlichkeit anerkannte, hatte er doch von nun an den lebhafteſten Wunſch, Paris zu verlaſſen. Auch der Vater war damit einverſtanden. Es waren nämlich inzwiſchen zwei Muſiker der fürſtlichen Kapelle abgegangen, und der alte Herr leitete die Sache ſo ſchlau ein, daß man fürchtete, auch er wolle gehen. Man bot ihm Zulage an und für Wolfgang

neuerdings die Stelle des Concertmeisters mit 500 fl. Gehalt. Das war das Ziel seiner Wünsche, Wolfgang bei sich und mit ihm zusammen eine Einnahme von tausend Gulden zu haben. Dazu verdiente Nannerl auch noch durch Stundengeben monatlich zehn Gulden. Damit, meinte Vater Mozart, könnte man in Salzburg besser leben, als irgendwo, und rief den Sohn von Paris ab, um seine Stelle anzutreten. So sehr auch dieser sich sehnte, nach Deutschland zurückzukehren, so war es doch abermals ein großes Opfer kindlicher Liebe, daß er sich dem Wunsche des Vaters fügte, und nochmals in Salzburgische Dienste trat. „Ihnen zu Liebe Alles, Alles," schreibt er, „obgleich ich mir nichts Gutes erwarten kann." — Mit großer Ueberwindung ertrug er denn auch während Jahresfrist die unangenehmen Dienstesverhältnisse. Da reiste der Fürst zu längerem Aufenthalt nach Wien, und Mozart benützte die Zeit, in München seinen Idomeneo zu vollenden und in Scene zu setzen, womit eigentlich die klassische Periode seiner Opernkomposition beginnt. Schon bei den Proben, denen der Churfürst selbst jedesmal beiwohnte, erregte das Werk so großen Beifall, daß man fast von nichts anderm mehr sprechen hörte, als von demselben. Am 26. Januar, am Vorabende von Wolfgangs fünfundzwanzigstem Geburtstage, sollte die Aufführung stattfinden. Auch Vater und Schwester kamen dazu nach München. Der Erfolg war glänzend und steigerte sich noch bei jeder Wiederholung. Vater Mozart saß in einer Ecke des Orchesters mit gefalteten Händen, und Thränen rollten über seine Wangen; er gedachte jenes Abends, wo er ahnungsvoll an dem Bettchen seines dreijährigen Kindes gestanden, und dankte Gott, der sein Flehen erhört hatte. — Seine Aufgabe war erfüllt. Wolfgang war überglücklich in dem Gefühle der allgemeinen Anerkennung und seiner gegenwärtigen Freiheit, als plötzlich ein Befehl seines Gebieters ihn nach Wien berief, wo dieser noch weilte. — Dort angekommen, wurde ihm bedeutet, daß er täglich um halb zwölf Uhr zu Tische zu kommen habe, wo er mit zwei Kamerdienern, dem Koch, dem Zuckerbäcker und noch zwei Musikern aus Salzburg, an einem Tische speiste. Mozart gehorchte und schwieg, wie sauer es ihm auch wurde, ihm, der mit Kaisern und Königen gespeist, und der täglich in den höchsten Kreisen eingeladen und gesucht war. Er durfte auch nirgends spielen, ohne die besondere Erlaubniß seines Fürsten, welche ihm oft versagt wurde. Da dieser ihn überdieß meistens noch persönlich sehr ungnädig behandelte, riß ihm endlich die Geduld, und er verlangte auf der Stelle seine Entlassung.

Von nun an verzichtete Mozart darauf, eine Anſtellung zu ſuchen, die ihn erſt auf dem Sterbebett aufſuchte. Er ließ ſich in Wien nieder, wo er ſich auch ſpäter mit Conſtanze Weber vermählte. In Wien lebten Gluck und Haydn, mit denen er ſich bald innig befreundete; dort fühlte er ſich heimiſch und behaglich in einem Kreiſe ſinnesverwandter Menſchen, wenn ſchon ſeine größten Werke auch in Wien damals noch nicht in dem Maaße von der Menge verſtanden und gewürdigt wurden, wie ſpäter. Ueberdieß war er nahe an den beiden muſikaliſchſten Ländern der Erde: Italien und Böhmen. Im Jahre 1781 gründete Kaiſer Joſeph II. eine deutſche Oper in Wien, bisher kannte man nur italieniſche, und gab Mozart den Auftrag, zur Eröffnung die Oper Belmonte und Conſtanze oder die Entführung aus dem Serail zu componiren. Sie wurde mit Begeiſterung aufgenommen, unzähligemal wiederholt, und bald auch auf allen anderen deutſchen Bühnen gegeben. Vor Allem aber war es Prag, wo Mozarts Werke gleich bei ihrem Erſcheinen ſo beurtheilt und verſtanden wurden, wie dieß anderwärts erſt allmälig, nach ſeinem Tode, geſchah. Im Jahre 1783 beſuchte er mit ſeiner jungen Frau Vater und Schweſter in Salzburg. Wie viel Unangenehmes er auch dort in der letzten Zeit erfahren, begrüßte er doch die Heimath ſeiner Kindheit und ſeiner alten Freunde mit jener kindlichen Herzenswärme, die ihm ſo eigen war. Den älteſten derſelben, Michael Haydn, Bruder des berühmten Joſeph Haydn, traf er krank und ſehr niedergeſchlagen. Derſelbe ſollte, auf Befehl des Fürſten, zwei Duo's, für Violine und Viola componiren, und man drohte ihm mit Gehaltabzug, wenn er noch länger damit ſäumte.

„Ei da iſt zu helfen, lieber Freund," rief Mozart heiter, drückte dem Kranken die Hand und ging. Nach zwei Tagen brachte er die Duetten, ſchon rein abgeſchrieben, legte ſie dem Kranken auf's Bett, reichte ihm eine eingetunkte Feder und ſagte: „So, nun ſetzen Sie Ihren Namen da auf's Titelblatt her, mehr braucht's nicht."

Das Geheimniß wurde von beiden Seiten ſtreng bewahrt, und erſt nach Mozarts Tod erſchienen die Duetten unter ſeinem Namen. Zwei Schüler von Michael Haydn erzählen dieſe Anekdote in einer kleinen Biographie ihres gelehrten Meiſters, der, wie ſie hinzuſetzen, dieſes Liebeswerk zu rühmen bis an ſein Ende nicht müde ward, und Mozarts Original-Manuſcript wie ein Heiligthum aufbewahrte.

Nach drei Monaten kehrte das junge Ehepaar nach Wien zurück, wo da-

mals eine berühmte Violinspielerin großes Aufsehen erregte. Signora Strinasachi eilte, sobald sie Mozarts Ankunft vernahm, zu demselben und ersuchte ihn, ihr eine Sonate für Violine und Klavier zu componiren, und dieselbe mit ihr im Konzerte zu spielen. Mozart verspricht es, kommt aber immer nicht dazu. Die Zettel für den folgenden Tag sind gedruckt, die Signora eilt zu ihm und erklärt, sie weiche nicht von der Stelle, bis er wenigstens ihren Theil geschrieben, da sie ja nur mehr die Nacht und den folgenden Tag zum Einstudiren habe. Mozart schreibt ihn, erscheint aber nicht bei der Probe, sondern erst Abends beim Konzert; die Sonate wird meisterhaft von den beiden vorgetragen, und das Zusammenspiel insbesondere bewundert. Kaiser Joseph, der demselben beigewohnt, winkt Mozart in seine Loge. „Lassen Sie mich doch Ihr Notenblatt sehen, Mozart, es schien mir gar wenig d'rauf zu stehen." — Es war ein ganz weißes Notenblatt, worauf nur die Taktstriche angezeigt stunden. „Ew. Majestät," erwiderte der Künstler, „es hat doch keine einzige Note gefehlt."

Im Jahre 1785 besuchte Leopold Mozart seinen Sohn in Wien und war Zeuge der Triumphe, welche derselbe dort feierte. Er komponirte damals Figaro's Hochzeit, die namentlich in Prag solche Begeisterung erregte, daß man allgemein verlangte, Mozart selbst in Prag zu sehen. Graf Thun lud ihn deßhalb zu sich ein, wo er Wohnung, Kost und alle Annehmlichkeit in seinem Hause finden sollte. Mit Freuden benützte Mozart diese Gelegenheit, eine Nation kennen zu lernen, auf welche seine Musik eine solche Wirkung machte. Er kam im Februar 1786 nach Prag, wo am Tage seiner Ankunft Figaro gegeben wurde, und wo er bei seinem Erscheinen im Theater mit einem stürmischen „Willkommen" begrüßt wurde.

Tief bewegt von der Aufnahme, die er in Prag gefunden, schrieb Mozart nun eigens für die dortige Bühne seinen Don-Juan, die Oper aller Opern. Im folgenden Jahr entstand die „verfängliche Wette" nebst einer großen Anzahl anderer Werke für Orchester, Klavier und Violine. Dabei gab Mozart Stunden, da er noch immer keinen Gehalt bezog, bis endlich im Jahre 1789 Kaiser Joseph ihm achthundert Gulden Wartegeld verlieh. Die Leichtigkeit, womit Mozart arbeitete, seine unermeßliche Gutmüthigkeit, und wohl auch der Umstand, daß er bis zu seiner Niederlassung in Wien nie seine Geldgeschäfte selbst besorgt hatte, verursachten, daß er viel mißbraucht wurde, und gar häufig sich in sehr beschränkten Verhältnissen befand. Er arbeitete die

Nächte hindurch und seine Gesundheit litt sichtbar darunter. Im Jahre 1791, dem letzten dieses reichen Lebens, kam Schikaneder, der Director eines Wiener Theaters zu ihm und bat ihn um Hilfe, da er allein ihn vom Verderben retten könne. — „Womit denn?" fragte Mozart. „„Mit einer Oper, wie viel verlangen Sie Honorar?"" „Wenn Sie nichts haben als Schulden", versetzte lachend der Komponist. „Gut ich will's übernehmen." Mozart komponirte seine herrliche Zauberflöte, ohne je einen Heller dafür zu erhalten. Während er noch an der Zauberflöte arbeitete, kam eines Abends ein Mann zu ihm, mit einem Briefe ohne Unterschrift, der die Anfrage enthielt, ob er es wohl übernähme, eine Todtenmesse zu verfassen und um welchen Preis? Er möge aber nicht forschen für wen, da es vergeblich sein würde. Mozart versprach, das Requiem zu komponiren, nur könne er die Zeit nicht genau bestimmen, und verlangte 100 Dukaten. — Nach wenig Tagen kam derselbe Bote wieder, brachte 100 Dukaten, indem er sagte, daß sein Gebieter nach Vollendung des Werkes gerne dieselbe Summe nochmals entrichten würde, da er die Forderung zu gering finde, dem Komponisten aber Muße nach Belieben lasse, das Werk zu vollenden. Inzwischen hatte Mozart den Auftrag erhalten, zur Krönung Kaiser Leopolds für die Prager Bühne die Oper Titus zu schreiben. In dem Augenblick, als er mit seiner Frau in den Reisewagen stieg, erschien der geheimnißvolle Bote wieder, zupfte die Frau am Kleide, und fragte: „Wie steht es nun aber mit dem Requiem?" Mozart versprach es gleich bei seiner Rückkehr vorzunehmen, worauf sich der Bote befriedigt entfernte. Als Mozart wieder nach Wien zurückgekehrt war, wandte er denn auch seine ganze Zeit und Sorgfalt diesem Werke zu. Aber seine Gesundheit war so erschüttert, daß sie die ernstesten Besorgnisse einflößte; dennoch arbeitete er Tag und Nacht. Es war dieß im Spätherbste des Jahres 1791. Seine Anstrengung und Hast wuchs, wie seine Kräfte abnahmen. Oft sagte er: „Ich schreibe das Requiem für mich selber." — Und leider verschlimmerte sich sein Zustand zusehends. Mit geschwollenen Gliedern im Bette liegend, schrieb er noch an demselben. Da erhielt er die Ernennung zum Kapellmeister von Sct. Stephan, eine ehrenvolle einträgliche Stelle und zugleich glänzende Anträge von verschiedenen Höfen. — Auf alle diese Glücks-Nachrichten antwortete Mozart mit feuchten Augen: „Jetzt, jetzt muß ich sterben, wo ich endlich ruhig leben könnte; jetzt muß ich fort, fort von meiner Kunst, von Weib und Kindern, jetzt, da ich im Stande wäre, für ihr Wohl besser zu sorgen!" — Auch unter den heftigsten Schmer-

zen des Leibes und der Seele verläugnete sich seine Herzensgüte und Sanftmuth keinen Augenblick.

Am 5. Dezember 1791 Abends, nachdem er sich vollkommen zum Tode vorbereitet hatte, bat er seine Schwägerin, die Nacht dazubleiben, die er nicht überleben werde, um seiner armen Frau nach seinem Tode beizustehen. Auf seinem Bette lag das Requiem, das er mit feuchten Augen nochmals durchblätterte; bald darauf verlor er die Sprache; da nahm er Süßmeiers, seines Schülers Hand, und zeigte ihm die Stelle auf dem Papier, wo er die Posaunen angebracht haben wollte, durch Aufblasen der schon von des Todes Bläße bedeckten Wangen. — Wenige Minuten vor Mitternacht verschied Mozart, fünf und dreißig Jahre alt. Als am andern Morgen die Kunde seines Todes sich verbreitete, sah man Schaaren von Menschen unter den Fenstern seiner Wohnung stehen, welche weinten und klagten.

Mit Recht wohl sagte damals ein berühmter Mann:

„Mozarts Leben war ein Geschenk des Himmels für die Erde, ein allgemeines Glück; sein Tod ist ein allgemeines Unglück."

Louis Napoleon.

Von Ney.

III.

Boulogne und Ham.

Die Nacht entwich langsam vor dem grauenden Tage, als der Prinz Louis Napoleon mit seiner kleinen Truppe die Höhe des Berges von Boulogne erreichte. Einen Augenblick wurde Halt gemacht. Im ernsten Sinnen schaute der Prinz auf die dunkle Häusermasse, aus der hie und da ein Thurm in die graue Dämmerung des Morgens aufragte, während hinter ihm die dunklen Wogen des Meeres auf- und niedersiegen. Er war verstimmt, und obgleich nicht abergläubisch, hielt er es doch für eine beunruhigende Vorbedeutung, daß der Lieutenant der Zollwache, die sie zu Vimereux überrumpelt hatten, sich e

ſchieden weigerte, ſich der Bewegung trotz einer verſprochenen Penſion von zwölfhundert Franken anzuſchließen. Sollte der Name Napoleon ſeine magnetiſche Kraft für den franzöſiſchen Soldaten verloren haben? Dann wehe ihm! Dann konnte der Tag von Straßburg leicht an Boulogne eine Wiederholung finden. Und doch ſchienen die zu überwindenden Hinderniſſe geringer, als damals, wo der Prinz in Straßburg den erſten Verſuch wagte, das Haus Orleans zu ſtürzen. War doch die Boulogner Garniſon viel kleiner, als jene zu Straßburg und hatte doch der Oberlieutenant Aladenize verſprochen, ihm die Infanterie zuzuführen? Alſo warum ein Mißlingen fürchten? Frankreich war ja bereit, die Aſche ſeines Oheims feſtlich zu empfangen. Sollte es den Neffen kalt zurückweiſen? Darum vorwärts! Was nicht freiwillig zur Fahne Napoleons übergeht, wird überrumpelt und mit Gewalt gezwungen! Die Truppe ſetzte ſich in Bewegung. Der Morgen des 6. Auguſt ſtieg eben über Boulogne empor, als Prinz Napoleon die erſten Häuſer der Stadt erreichte. An der Ecke der Altonſtraße wurde abermals Halt gemacht, um noch einmal die kleine Truppe für die Sache des Prätenden zu begeiſtern und ihr bei bewieſener Bravour per Kopf eine Belohnung von hundert Francs zu verſprechen. Noch glühte der Weinrauſch in den Köpfen und ein mit lallender Zunge ausgerufenes „Vive l'empereur!" bildete gleichſam die Ouverture zu dem beginnenden Drama. Die Schildwachen in der Altonſtraße wurden raſch entwaffnet und im Sturmſchritt auf die Füſilier-Kaſerne vorgegangen. Die Wache am Eingange zum Kaſernenhofe trat in's Gewehr, als die Truppe mit dem lauten Rufe: Vive l'empereur! der Kaſerne gegenüber Poſto faßte. Schon war Aladenize bereit, den Prinzen zu empfangen. Auf ſein Commando präſentirten die Soldaten. Nun donnerte der Generalmarſch auf Befehl des Oberlieutenants durch die ſtillen Räume. Halb angekleidet und mit den Waffen in der Hand ſtürzten die Soldaten auf den Hof. Da trat Napoleon auf einen Voltigeur zu: „Ich bin Napoleon!" rief er ihm zu. „Schließen Sie ſich mir an und Sie ſollen Lieutenant werden und den Orden der Ehrenlegion erhalten." Aber der Soldat zögerte, deßhalb wandte ſich der Prinz raſch an einen zweiten, ihm zurufend: „Ich bin der Sohn Napoleons! Machen Sie gemeinſchaftliche Sache mit der Bevölkerung von Boulogne, welche mich bereits als Kaiſer anerkannt hat." Während dieſes geſchah, ſtreute Aladenize aus ſeinem Tſchako Fünffrankenſtücke aus. Die Soldaten wankten — ſchon ließen einige den Ruf hören: „Vive l'empereur!" In dieſem Augenblicke ſtieg der Adler

Napoleons, der durch eine Dreſſur abgerichtet war, aufzufliegen und auf das Haupt ſeines Herrn zurückzukehren, in die Lüfte empor. Erſtaunt blickten die Soldaten dem Vogel nach, bis er dann in immer kleineren Kreiſen ſich endlich auf den Hut des Prinzen niederließ. Und war es nicht der kleine, niedrige Hut, wie ihn einſt der Kaiſer in ſo mancher ruhmvoll geſchlagenen Schlacht getragen hatte? Da erfaßte eine nicht zu ſchildernde Begeiſterung die Soldaten und aus hundert Kehlen ſtieg der nicht endenwollende Ruf: „Vive l'empereur!“ zum klaren Morgenhimmel empor. Das Unternehmen des Prinzen geſtaltete ſich äußerſt günſtig. Die Infanterie war für ſeine Sache gewonnen, die übrige Beſatzung Boulognes wird ſich ihnen anſchließen und die Bürger den Prinzen als Kaiſer von Frankreich proclamiren. So in der Mitte der Soldaten ſtehend, empfing Napoleon den Obriſten Cal-Pugellier. „Herr Obriſt,“ rief er ihm leuchtenden Auges, „Ihre Soldaten haben mir bereits gehuldigt, folgen Sie mir!“

„Wer ſind Sie?“ entgegnete dieſer finſter.

„Ich bin der Neffe des Kaiſers,“ war die raſche Antwort, „und will mit dem wackern 42. Regimente nach Paris marſchiren.“

„Wagen Sie es, meine Soldaten zu verführen!“ donnerte der Obriſt ihm entgegen. „Ich verhafte Sie als Hochverräther im Namen des Königs.“ Da ſtürzte Perſigny herbei. „Herr Obriſt,“ rief er, „wenn Sie nicht gleich rufen: „Es lebe der Kaiſer! ſo verhaften wir Sie!“

„Nie, nie!“ ſchrie Cal-Pugellier, „es lebe der König! Soldaten, denkt an Euren Eid und an Eure Fahne!“

Die Soldaten zaudern, unſchlüſſig umdrängen ſie den Prinzen. Die Sache nimmt mehr und mehr eine ungünſtige Wendung. Verzweiflungsvoll führt Perſigny mit ſeinem Säbel einen Hieb gegen den Obriſten. Doch Aladenize wirft ſich dem Vertrauten Napoleons entgegen. „Keine Gewaltthätigkeit!“ ruft er und hält die hocherhobene Hand Perſigny's mit eiſernem Griffe feſt. Nur noch an einem Faden hing das Gelingen der Revolte. Schon läuft ein verhängnißvolles Murren durch die Glieder. Blitzſchnell ergreift der Prinz ſeine Piſtole. Der Schuß kracht gegen den Obriſten, aber die zitternde Hand Napoleons verfehlt ihr Ziel, von der Kugel getroffen, ſtürzt ein Grenadier zu Boden. Nun laſſen ſich die Soldaten nicht länger halten und machen Front gegen den Prinzen, während auf den Straßen die ſich heranbrängende Menge ein: Vive l'empereur! nach dem andern Napoleon zujauchzt. Einen Augen-

blick noch zaudert der Prinz, dann commandirt er zum Rückzuge. „Nach der obern Stadt! Nach der Citadelle!“ lautet die Ordre. Gleichzeitig gibt der Prinz den Befehl, die Barken in Bereitschaft zu halten und das Dampfschiff sich der Stadt möglichst nähern zu lassen. Es war keine Minute Zeit zu verlieren. Im Sturmschritt erreicht man die Citadelle, doch die Thore widerstehen dem Anprall, keine Aexte sind bereit, sie zu zertrümmern. In der Stadt rasselt die Trommel durch die Straßen. Da geht der Ruf durch die Reihen der napoleonischen Truppe: „Rette sich, wer sich retten kann!“ und in fliegender Eile stürzt sie nach dem Ufer. Der Prinz folgt ihr langsam. Noch einmal entfaltet Lombard die Tricolore, noch einmal läßt er den Adler steigen, der sich auf der Spitze der Napoleonssäule niedersetzt. Vergebens! Schon rückt die Nationalgarde im Geschwindschritt heran. Da ist kein Halt, keine Subordination mehr. Alles schreit nach den Barken. Man bietet fünfhundert Franken für ein rettendes Boot. Nur wenige Fischer folgen dem verlockenden Versprechen und unaufhaltsam stürzen sich die, welche keine Barke erhalten können, in's Meer, um schwimmend das Dampfschiff zu erreichen. Da kracht das Pelotonfeuer der Nationalgarde hinter den Flüchtigen her.

„Die Elenden,“ ruft Napoleon entrüstet. „Sie verdienen nicht, Franzosen zu sein!“ Doch wieder eine Salve. Die Kugeln schlagen auf das Wasser, daß es hoch aufspritzt. Mit einem Schmerzensschrei sinken die Getroffenen zusammen. Dicht neben dem Prinzen ereilen drei Kugeln Dufaure, wieder ein Schuß und Obrist Voisin liegt röchelnd am Boden. Zum Unglück fährt das größte Boot auf eine Sandbank fest. Vergebens suchen es die Flüchtigen wieder flott zu machen. Schon haben die Soldaten das Ufer erreicht, und stürzen sich in die nun von allen Seiten herbeieilenden Boote, um auf die Truppe Jagd zu machen, während das Kleingewehrfeuer unausgesetzt knattert. Eine halbe Stunde später und Alles ist vorbei. Man hat den Prinzen und die übrigen Schwimmer, die man erreichen konnte, aus dem Wasser gezogen, nur Graf Dumin ist ertrunken, Peter Napoleon und Graf Querelles haben glücklich das Dampfschiff erreicht. Achtundvierzig Stunden später sieht sich der Prinz zwischen den Mauern der Conciergerie von Paris eingekerkert, in demselben Gefängnisse, wo einst der Königsmörder Fieschi gefangen gesessen hatte. Da lebte keine Hortense mehr, um für ihren Sohn um Gnade zu flehen. Wenn er auch nach einigen Tagen den Kerker Fieschi's verlassen durfte, um ihn mit einem andern zu vertauschen, so schwebte doch über seinem Haupte die Anklage auf Leben

und Tod und Louis Philipp war entschlossen, den Hochverräther die ganze Strenge seines Zornes fühlen zu lassen.

Es ist im September desselben Jahres. Der Palast Luxemburg in Paris hat sich gleichsam in ein Feldlager verwandelt. Wohin man blickt, wimmelt es von Soldaten, blitzen Bajonette. Wozu solche kriegerische Anstalten? Befürchtet man eine Revolte, einen Sturm auf das Palais? Nein, Paris ist ruhig. Der Tag von Boulogne ist spurlos an der Bevölkerung vorübergegangen, nur Wenige haben an der Auguströvolte ein lebhafteres Interesse genommen und diese Wenigen sieht man zwischen den Soldaten wartend auf- und abgehen, um die Stunde nicht zu versäumen, in der der große Saal des Palastes geöffnet wird; denn heute soll Louis Napoleon vor der Pairs-Kammer erscheinen und sein Urtheil empfangen. Finden sich denn so wenig theilnehmende Herzen an dem Tage, wo sich sein Schicksal entscheiden soll? Ja, nur wenige. Dazu kömmt noch, daß der Regen strömend herniederfließt, und alle die noch verscheucht, die vielleicht die Neugierde nach der Pairskammer getrieben hätte. Es schlägt zwölf Uhr. Die Thüren des Saales öffnen sich, langsam und gravitätisch treten die Pairs ein und begeben sich nach ihren Plätzen. Folgen wir ihnen. Der Saal bildet einen Halbkreis, amphitheatralisch steigen die Sitze der Pairs empor, und rings an der Wand läuft in der Höhe eines Stockwerks die Tribüne, die nur sehr schwach besetzt ist. Am Fuße der Pairssitze erheben sich ebenfalls amphitheatralisch die Plätze für die Advokaten, hinter denen der Raum für die Angeklagten sich befindet, während rechts von diesem Raume der Präsident und links der Generalprokurator Franc-Carré seinen Sitz hat. Es schlägt halb ein Uhr. Lautlose Stille herrscht im Saal. Die Hauptthür öffnet sich und die Angeklagten treten ein. Voran schreitet Louis Napoleon, schwarz gekleidet, mit dem kaiserlichen Stern auf der Brust. Seine Züge erinnern nur annähernd an die Napoleon I., sind aber ziemlich regelmäßig und daher nicht unschön. Das Haar ist kurz geschnitten, ein hellbrauner Schnurrbart kräuselt sich, in scharfen Spitzen auslaufend, auf der Oberlippe. Die Gestalt ist zwar klein, doch bringt die gerade Haltung sie zur Geltung. Ihm folgen die übrigen achtzehn Angeklagten. Neben dem Prinzen tritt sein Vertheidiger Berryer in den Saal. Die Angeklagten nehmen ihre Plätze ein. Furchtlos blicken sie auf die Versammlung, ja mancher lächelt spöttisch beim Anblick der Pairs, welche mit den verschiedenen Insignien des Ordens der Ehrenlegion geschmü[illegible] sind, ein Ehrenzeichen, das sie einst aus den Händen des Kaisers empfing

dessen Neffen sie jetzt verurtheilen sollen. Nur der Oberlieutenant Aladenize sieht finster vor sich hin. Sein Schicksal — möge es sich günstiger gestalten, als der Arme fürchten muß. Seine Begeisterung für den Kaiser hatte ihn vergessen lassen, daß er der Fahne Ludwig Philipps Treue geschworen. Und war dieser Enthusiasmus für den großen Todten auf Helena nicht gleichsam ein Erbtheil der französischen Armee geblieben? Lebte sie nicht sogar in der Nationalgarde fort? Warum salutirt der Offizier, der den äußeren Posten commandirt, mit dem Säbel? warum tritt die Hälfte der Nationalgarde ohne Commando in Reihe und Glied und präsentirte das Gewehr vor dem Prinzen, als dieser aus seiner Haftstube im Palais Luxemburg nach dem Saale der Pairskammer an ihnen vorüberschritt? Er ist ja der Neffe des Mannes, der Frankreich die Herrschaft über Europa gegeben hatte. Die Sitzung beginnt mit dem Namensaufrufe der Pairs. Der Anklageact wird vorgelesen, Gensdarmen, Soldaten, Douaniers traten als Zeugen ein. Der Untersuchungsrichter Persil erhebt sich und beleuchtet in einer langen Anklage die Umtriebe und Bestechungen der Freunde des Prinzen, um für diesen Anhänger zu gewinnen und seine Landung in Boulogne zu einer erfolgreichen zu machen. Nach Vollendung der Anklage frägt der Kanzler Pasquier den Prinzen, der Form zu genügen, nach Namen und Beschäftigung, worauf dieser antwortet: „Karl Louis Napoleon Bonaparte, französischer Prinz im Exil!" Der Kanzler will das Verhör beginnen, der Prinz bittet um's Wort. Es wird ihm bewilligt. Der Prinz beginnt. Heben wir jedoch aus seiner Rede nur das Wichtigere heraus: „Zum erstenmal in meinem Leben ist es mir vergönnt, in Frankreich meine Stimme zu erheben. Wachen umgeben mich, eine Anklage ruht auf mir, aber ich kann, erfüllt von den Erinnerungen meiner Kindheit, Männern gegenüber, die ich kenne, nicht glauben, daß Sie meine Richter sein können, vor denen ich mich zu rechtfertigen brauche. Wenn ich an die Rechte erinnere, welche die Nation in die Hände meiner Familie niedergelegt hat, so geschieht es bloß, um auf die Pflichten hinzuweisen, welche uns jene Rechte auferlegt haben. Nachdem die Revolution das Prinzip der Volkssouveränetät anerkannt hat, hat die Nation ihren Willen nie feierlicher ausgesprochen, als durch die Annahme der Constitution des Kaiserreiches. Nie hat Frankreich diesen Act der Souveränetät widerrufen. Die unverdiente, grausame Verbannung, welche mich seit fünf und zwanzig Jahren verfolgt und von den Stufen des Thrones in den Kerker schleppte, konnte mich jedoch nicht veranlassen, auch nur einen einzigen

Tag die Würde, den Ruhm, die Rechte und Interessen Frankreichs zu vergessen. Was mein Unternehmen anbelangt, so wiederhole ich nochmals, ich habe keine Mitschuldigen. Niemand wußte meine Plane, kannte meine Hilfsquellen, ahnte meine Hoffnungen. Wenn ich gegen irgend Jemand schuldig bin, so bin ich es nur gegen meine Freunde. Sie verstehen die Motive der Ehre und Klugheit, die mich leiteten, wenn ich Ihnen auch nicht enthüllen darf, wie mächtig meine Gründe waren, auf Erfolg rechnen zu können. Ich repräsentire vor Ihnen ein Prinzip, eine Sache, eine Niederlage. Das Prinzip ist das der Volkssouveränetät, die Sache ist die des Kaiserreiches, die Niederlage ist Waterloo. Das Prinzip ist von Ihnen anerkannt, der Sache haben Sie gedient, die Niederlage wollen Sie rächen. Zwischen mir und Ihnen herrscht keine Meinungsverschiedenheit. Als Vertreter einer politischen Sache kann ich keine politische Gerichtsbarkeit als Richter meines Willens und meiner Absichten anerkennen. In diesem Kampfe gibt es nur Sieger und Besiegte. Bin ich von Ihnen der Besiegte, so habe ich von Ihnen keine Gerechtigkeit zu erwarten, und Großmuth verschmähe ich!" Der Prinz schweigt. Ein Gemurmel des Unwillens geht durch die Reihen der Pairs und der Kanzler Pasquier macht ihm in einer gereizten Stimmung den Vorwurf, daß es besser für ihn gewesen sein würde, wenn er sich von den Illusionen, die ihn schon zweimal zu strafwürdigen Schritten verleiteten, losgesagt hätte. Schweigend nimmt zwar der Prinz diese Zurechtweisung hin, ist aber von diesem Augenblicke an zurückhaltend und einsilbig. Das Verhör nimmt seinen Fortgang. „Haben Sie bei der Landung in Boulogne wirklich die Absicht gehabt, die von 1830 eingesetzte Regierung zu stürzen?" fragt Pasquier den Prinzen. Die Antwort lautet: „Ja, gewiß." „Sie haben auch eine Pistole gegen den Obristen Cal-Pugellier abgefeuert und dabei einen Grenadier verwundet." Eine leichte Röthe fliegt über das bleiche Antlitz des Prinzen. „Der Versuch, die Infanterie für mich zu gewinnen," entgegnete er erregt, „drohte zu scheitern. Verzweiflungsvoll suchte ich mich des Obristen zu entledigen, fehlte aber und verwundete, wie ich später erfahren habe, zu meinem Bedauern einen Soldaten." Der Verwundete tritt nun als Zeuge in den Saal. An seinem schwankenden Gange, sowie an seiner schwachen, kaum vernehmbaren Stimme erkennt man, daß er noch nicht völlig hergestellt ist. Als ihn Louis Napoleon erblickt, ruft er lebhaft aus: „Wie bedauere ich es, einen französischen Soldaten verwundet zu haben und doch fühle ich mich auch glücklich, daß der Schuß keine traurigeren Folgen gehabt hat." Nun schreitet m

zum Verhöre der übrigen Angeklagten, die in Allem zeigen, daß sie ihre frühere Begeisterung für den Kaiser auf den Neffen übertragen haben. Sie entblößen ihre Häupter, so oft der Prinz mit ihnen spricht, und selbst der greise Montholon erhebt sich und verharrt in straffer, militärischer Haltung, so lange der Prinz mit ihm redet. Ist es da nicht selbstverständlich, daß ein jeder der Angeklagten freudig sich zu dem bekennt, was er für die Sache des Prinzen gethan hat? Deßhalb ruft Parquin aus: „Ich bin als Adjutant des Prinzen verpflichtet zu thun, was er mir befiehlt, und werde und muß es heute noch thun.“ Deßhalb gesteht Bataille mit Begeisterung: Ich habe den Prinzen in London kennen gelernt. Sein großer Name hat mir eine Ehrfurcht eingeflößt, die über meine Willenskraft siegte. Aber wie groß auch meine Hingebung für ihn ist, so muß ich doch erklären, daß ich die Sache des Prinzen nicht von der Sache der Nation trennte.“ Die Pairs sind tief erschüttert. So viel Hingebung, so viel freudigen Opfermuth für den Prinzen haben sie nicht erwartet. Wenn ihnen die volle richterliche Freiheit gegeben wäre, gewiß, sie hätten Napoleon und seine Anhänger frei gesprochen. Aber sie kannten die Stimmung und Meinung der Tuillerien und beugten sich einem höheren Willen. Doch noch ist die Sache nicht reif zum Spruche. Der Generalprocurator Franc-Carré, der Vertheidiger Berryer haben noch nicht gesprochen. Da erhebt sich der Gefürchtete, der Name, auf dessen eiserner Stirne kein Erbarmen zu lesen ist, der Generalprokurator. Athemlose Stille — man hört das Rasseln der Regentropfen gegen die Fenster. Soll ich die lange, lange Rede hier wiederholen? Gewiß, junger Leser, Du wirst mit einverstanden sein, wenn ich sie übergehe und Dir nur sage, daß jedes Wort gleich einem Hammerschlag den Prinzen trifft und treffen muß, daß Satz für Satz sich zu einem Verdammungs-Urtheil der Handlungen Napoleons aufbaut. Und dieser? Ohne eine Miene zu verändern, läßt er den Hagel der Beschuldigungen über sich ergehen; als aber der Gerichtshof auf eine Stunde sich zurückzieht, da sagt der Prinz zu Persigny und seine Stimme zittert vor innerer Erregung: „Wenn mir auch keine andere Strafe drohte, so wäre ich doch schon hinreichend gestraft durch die Worte, die ich eben hören mußte.“ Auch der Prinz und seine Mitschuldigen verlassen den Gerichtssaal, um frische Luft zu schöpfen. Wie sehr man dabei dem Range des Prinzen Rechnung trägt, sieht man daraus, daß für Napoleon ein kleiner Salon mit fürstlicher Eleganz ausgestattet, und eine Collation für ihn auf einem der Tische servirt ist, während die übrigen Angeklagten

in einem minder elegant hergerichteten Salon eine Tafel mit Früchten und Erfrischungen erwartet. Doch die Stunde eilt rasch vorüber, die Pairs nehmen ihre Sitze wieder ein, Berryer, der Vertheidiger des Prinzen hat das Wort. Seine Rede ist eine der glänzendsten, die dieser berühmte Advokat gehalten hat. „Soll ich nun," ruft er am Schluße seiner Vertheidigungsrede aus, „von der Strafe sprechen, die sie aussprechen könnten? Es gibt nur eine, wenn Sie sich als Tribunal constituiren, wenn Sie den Strafcodex anwenden: der Tod! Aber trotz Ihres Richteramtes werden Sie einen politischen Act begehen. Sie werden nicht alle Leidenschaften reiben und entflammen, nicht alle Sympathien und Gefühle verletzen wollen, Sie werden nicht an demselben Tage denselben Namen, den Namen Napoleon, an ein glorreiches Grab und an ein Schaffot heften wollen. Nein, Sie werden keine Todesstrafe aussprechen. Werden Sie überhaupt den Prinzen verurtheilen im Augenblick, wo man die Asche des Kaisers von Sct. Helena zurückbringt? Werden Sie ihn verdammen, sein Grab in einer fernen Gegend zu suchen, während einer ruhmvollen Asche ein kostbares Leichenbegängniß wird? Nein, die Todesstrafe, die Deportation, die lebenslängliche Gefangenschaft, eine infamirende Strafe, von all dem ist nichts möglich. Doch ich will einen Augenblick all diese Betrachtungen bei Seite lassen. Wenn ich auf den Ursprung Eurer Existenz zurückgehe, Ihr Herzöge, Grafen, Marquis und Barone, Ihr Minister und Marschälle, sagt doch, wem verdankt Ihr Eure Größe? Eurer anerkannten Capacität gewiß, aber nicht weniger verdankt Ihr es auch der Freigebigkeit des Kaiserreiches, daß Ihr heute in dieser Versammlung sitzet. Glaubt mir, es liegt etwas Bedeutungsschweres in diesen Betrachtungen. Eine Verurtheilung zu einer infamirenden Strafe ist nicht möglich." Berryer hat geendet. Die Pairs ziehen sich zurück, einer kurzen Berathung folgt die Verkündigung des Urtheils: Lebenslängliche Einschließung in einer französischen Festung.

Zu den höchsten und schönsten Gütern des menschlichen Lebens gehört die Freiheit und wie Wenige verstehen es, so lange sie im Vollbesitze derselben sind, sie so zu schätzen, wie sie es verdient. Wie sehr muß daher der Verlust der Freiheit einen Gefangenen niederbeugen, der da weiß, daß ihm nie eine Stunde der Erlösung schlagen wird, der da lebenslänglich hinter die engen Mauern seines Gefängnisses eingekerkert ist und dem nur der Tod einst die Thore der Freiheit öffnen wird. Ist es da wohl noch zu verwundern, wenn ein solcher an Geist und Körper ermattet, wenn er sich namenlos elend fühlt

Auch an Louis Napoleon ist die Wirkung einer langen Gefangenschaft sichtbar. Bleich und eingefallen sind seine Wangen, welch' tiefe Furchen hat der Kummer auf seine Stirne eingegraben! Fünf Jahre sind langsam in der Festung Ham über seinem Haupte dahingezogen, und wer weiß, wie viele, viele Jahre noch kommen und gehen werden!

Vergebens war sein Bittgesuch an Ludwig Philipp gewesen, ihm zu gestatten, an das Sterbelager seines kranken Vaters, des früheren Königs Ludwig von Holland, nach Toskana eilen zu dürfen, um ihn vor seinem Tode noch einmal zu sehen und mit seinem Segen nach Ham zurückzukehren. Mußte ihm da nicht der Gedanke an Flucht kommen? Aber wie sollte er ohne fremde Hilfe die Festung verlassen? Zwar waren ihm mehreremals von Soldaten der Garnison versteckte Anerbieten in dieser Hinsicht gemacht worden; aber durfte er ihnen Vertrauen schenken? Konnten sie nicht Helfershelfer des Gouverneurs sein, um seine Absichten zu erforschen? Also, du Hoffnung auf Freiheit, lebe wohl! In tiefer Traurigkeit sitzt er in seinem großen, hübsch meublirten Zimmer in dem hohen Lehnstuhle neben dem Kamine, vor sich einen mit Büchern und Papieren bedeckten Tisch. Er ist mit Briefschreiben beschäftigt. Er will einen Brief der englischen Romanschriftstellerin Lady Blessington, mit der er schon in London in lebhaftem Verkehre stand, beantworten, er will einige Zeilen an Frau Récamiere richten, die ihn in Ham besucht hatte, und der er ein Buch zu verehren gedenkt. Aber ein langer, hagerer Mann, mit fahlem Gesichte, in Generalsuniform, tritt in sein Gemach. Es ist der Gouverneur, der ihm nach seiner Instruction den gewöhnlichen Morgenbesuch machen will. Verdrießlich legt er, nachdem dieser sich wieder entfernt hat, die Feder nieder, um hinaus auf den Hof der Festung zu gehen und frische Luft zu schöpfen. Er verläßt das Haus, das man ihm als Kerker angewiesen hat. Es ist ein einstöckiges Gebäude mit vergitterten Fenstern und eiserner Thüre. Vor ihm breitet sich sein Gärtchen aus. O, wie gerne besucht er diesen trauten Ort. Wie emsig handhabt er die Gießkanne, um die welken Pflanzen zu erfrischen, und wie sinnend steht er vor dem kleinen Veilchenbeete. Sind doch Veilchen die lieblichen Blumen, die seine selige Mutter so sehr geliebt hat. Nicht weit von ihm dehnt sich die Wallbrüstung aus. Tief bekümmert wirft er einen Blick hinaus in die weite Ebene der Picardie. Vor ihm zeigen sich die 36 Fuß dicken Festungsmauern und die hohen Festungsthürme. Zu seinen Füßen liegt der sumpfige Graben, der sich rings um die Festung zieht, die Thore und die

schweren Zugbrücken, die kleine, öde Stadt und sein Blick folgt den Windungen der Somme, die durch die sumpfige, mit Wasserpflanzen und Wiesenblumen bedeckte Ebene langsam dahinfließt. Da berührt Jemand seine Schulter. Rasch wendet sich der Prinz um und Doktor Conneau steht hinter ihm, Dr. Conneau, der bei der Affaire in Boulogne betheiligt, zu fünfjähriger Haft verurtheilt, die Vergünstigung erhalten hat, diese fünf Jahre in Ham zubringen zu dürfen. „Ich kann Sie nicht länger leiden sehen," redet dieser den Prinzen an. „Sie müssen Ham verlassen, Sie müssen fliehen!"

„Ich bin bereit," entgegnete rasch der Prinz, „je früher, je lieber!" Leise flüsternd wird nun der Plan zur Flucht entworfen und Napoleon kehrt, mit neuen Hoffnungen im Herzen in sein Haus zurück.

Der Tag, der zur Ausführung des Fluchtversuches bestimmt worden ist, bricht an. Es ist ein Donnerstag, an dem der Gouverneur bei Conneau den Thee einzunehmen pflegt. Im Zimmer des Prinzen steht ein Mann in einem schäbigen Maureranzuge, das Haupt mit einem breitkrempigen Arbeiterhute bedeckt. Es ist Louis Napoleon und dieser Anzug ihm vom Doktor verschafft worden, der diese Verkleidung gewählt hat, da gerade Maurer im Hofe beschäftigt sind und der Prinz leicht für einen ihresgleichen angesehen werden und die Festung verlassen kann. „Gehen Sie mit Gott!" ruft der Kammerdiener dem Prinzen nach, als dieser mit klopfendem Herzen das Haus verlassen will. „Ich werde mich an Ihr Bett setzen und thun, als ob ich Sie, der dem Gouverneur als krank gemeldet ist, pflege. Wie zittere ich vor Aufregung!" Der Prinz ist auf dem Hofe. Unbefangen ergreift er ein Brett, legt es sich auf die Schulter und bedeckt mit der breiten Fläche desselben sein Gesicht. Die Schildwachen legen ihm kein Hinderniß in den Weg, sie hatten die Ordre, die Arbeiter unbehelligt passiren zu lassen und es waren ja auch soeben die Wachen abgelöst worden, so daß die Soldaten ihn nicht als einen nicht zum Arbeiterpersonale Gehörigen erkennen konnten. Mit plumpen Schritten schreitet der Prinz an den Arbeitern auf dem Hofe vorüber. Alles geht gut, nur der Thorweg, der ihn von der Stadt trennt, ist noch zu passiren. Da — o Himmel! an der Zugbrücke lehnt ein Offizier. Soll er umkehren? Soll er stillstehen? Beides könnte ihn verrathen. Darum vorwärts! In diesem Augenblicke überreicht eine Ordonnanz dem Offizier ein Papier. Dieser liest es und der Prinz geht ungehindert an ihm vorüber. Kaum ist er aus dem Gesichtskreise der Thorwache, so beflügelt er seine Schritte. Er hat die Landstra

erreicht. Doch kein Augenblick iſt zu verlieren. Man könnte ſeine Flucht entdecken und ihn einholen. Darum weiter, weiter! Endlich nach einer Stunde erreicht er einen ſchattigen Hohlweg. Hier erwartet ihn ein Wagen, welchen die Tochter des Bäckers, die Ham mit Backwerk verſah, beſorgt hat. Der Prinz wirft ſeine Verkleidung ab, und eilt in den Wagen. „Wenn Du mich vor Abend über die Grenze bringſt, ſo erhältſt Du tauſend Franken!“ ruft er dem Kutſcher zu. Dieſer peitſcht die Pferde an und in ſauſendem Galoppe geht es Sct. Quentin und der belgiſchen Grenze zu.

Und in Ham? Wohl nie war Dr. Conneau geſprächiger und unterhaltender geweſen, als am Nachmittage des vorhin genannten Donnerſtages; die kleine Geſellſchaft, aus dem Gouverneur und einigen Offizieren beſtehend, die ſich die Langweiligkeit des Garniſonlebens durch das ſogenannte Donnerſtagskränzchen zu verkürzen ſtrebte, hatte ſich ſelten ſo gut amuſirt, als heute. Ein Scherz jagte den andern und des Gelächters war kein Ende. Wie konnte aber auch Conneau pikant erzählen und wie unerſchöpflich war ſein Schatz von Anekdoten und humoriſtiſchen Reiſeabentheuern eigenen Erlebniſſes. Und doch — warum zuckt es manchmal ſo plötzlich wie ein Wetterleuchten über ſein Geſicht? Warum blickt er dann ſo ängſtlich nach der Pendule auf ſeinem Schreibſecretair? Aber nur einen Augenblick — dann ſegelt der Doktor wieder im Fahrwaſſer der Unterhaltung dahin. Die Sonne war ſchon untergegangen, der Diener hatte brennende Lichter auf den Tiſch neben die brodelnde und ziſchende Theemaſchine geſtellt und das ſoeben eingetroffene Zeitungspacket dem Doktor übergeben, als ſich der Gouverneur raſch erhob. Conneau ſchrack ſichtlich zuſammen, ſein Geſicht wurde bleich, und er mußte ſich auf die Lehne ſeines Stuhles ſtützen. „Kommen Sie“, ſagte der Gouverneur, „wir wollen unſern Patienten beſuchen?“ „Der Prinz wird wohl bei ſeiner großen Schwäche wieder ſchlafen,“ entgegnete der Doktor ſo unbefangen als möglich, „der Kammerdiener bewacht ſeinen Schlummer. Es wäre wohl beſſer, wenn ihn jetzt Niemand ſtörte.“

„Aber meine Pflicht, meine Inſtruction,“ erwiderte der Gouverneur. „Es thut mir leid, aber ich muß den Prinzen beſuchen. Ich hätte es ſchon um fünf Uhr thun ſollen und jetzt iſt es bald neun Uhr.“

Noch einmal blickte Conneau nach der Uhr — der Prinz konnte jetzt die [illegible]giſche Grenze, wenn ihm kein Unglück zugeſtoßen war, erreicht haben. Deßhalb folgte er ohne Widerſpruch dem Gouverneur, der nach dem Zimmer Na-

poleons voranſchritt. Tiefe Dunkelheit herrſchte in demſelben und nur auf einem kleinen Seitentiſche brannte ein Licht, nicht vermögend, den Raum zu erleuchten, wo das Krankenbett ſtand, an dem der Kammerdiener, wie es ſchien, tiefbetrübt ſaß. Raſch trat der Gouverneur auf das Bett zu und griff mit der Hand nach dem Prinzen. Doch — das Bett war leer. Sprachlos, ſtarr ſtand er einen Augenblick dem Doktor gegenüber, dann ſtürmte er nach der Kaſerne und wenige Minuten ſpäter heulte die Allarmtrommel durch die Feſtungsräume, im Sturmſchritt verließ die Beſatzung den Hof und eilte in die Ebene, um den Entflohenen wo möglich noch zu erreichen. Fackelglanz irrte durch die Nacht, kein Gebüſch blieb ununterſucht, kein Haus unbetreten. Doch der Morgen graute bereits und vom Prinzen war keine Spur gefunden worden. Mit ſchwerem Herzen meldet nun der Gouverneur nach Paris: Prinz Louis Napoleon iſt aus Ham entflohen und nicht aufzufinden.

Achtundvierzig Stunden ſpäter landete Napoleon an Englands gaſtfreien Küſten, um nach zwei Jahren wieder nach Frankreich zurückzukehren. Die Februarrevolution hatte den Thron Orleans zertrümmert; als Flüchtlinge eilten die Glieder dieſer Familie demſelben Lande zu, das dem Prinzen Napoleon bisher ein Aſyl gewährt hatte. Die Zeit der Verbannung war für den Prinzen nun vorüber, Frankreichs Thore ſtanden ihm wieder offen. Kaum gelangte daher die erſte Nachricht von dem Ausbruche der Revolution nach London, als Napoleon ſogleich nach Paris abreiſte. In raſcher Folge drängten ſich nun die Ereigniſſe, die ihn auf den Thron ſeines Oheims führten. Im April 1848 iſt Napoleon in Paris, einige Monate ſpäter Mitglied der Nationalverſammlung, noch einige Monate ſpäter legt Frankreich die höchſte Gewalt in ſeine Hände und es iſt am 20. Dezember, als der Prinz den Eid als Präſident der Republik leiſtet und wieder iſt es ein Dezembertag, der zweite des Jahres 1851 — da bahnt er ſich durch einen Staatsſtreich den Weg zum Throne.

Das tägliche Brod.

Parabel.

„Könnteſt Du nicht eine paſſendere Zeit für Deine Lieder wählen? Was für eine abſurde Idee, in dieſer Jahreszeit zu ſingen, wo alle vernünftigen Weſen die Ruhe ſuchen.“

Dieſe Klage richtete eine übelgelaunte Schildkröte an ein Rothkelchen, welches auf einem Weißdornſtrauch ſitzend, ſeine fröhlichen Triller hören ließ.

„Ich bitte um Verzeihung," erwiderte das liebenswürdige Rothkelchen, „ich wollte Euch nicht ſtören."

„Du biſt ſo ſorglos und unpraktiſch; ich habe den ganzen Morgen damit zugebracht, mir ein kleines Lager zwiſchen den Blättern und Holzſcheiten zurecht zu machen. Ich möchte gern meine Wohnung hier aufſchlagen; aber jedes Mal, wenn ich einſchlafen will, fängſt Du Deine ſterbenslangweilige Melodie wieder von vorn an."

Ihr leidet nicht an allzu großer Höflichkeit, meine gute Dame, denn Ihr legt meinen Melodieen keine ſehr ſchmeichelhafte Eigenſchaft bei, und dann ſeid Ihr auch ungerecht, wenn Ihr meine Sorgloſigkeit tadelt, denn dies iſt das erſte Jahr, in welchem ich dieſen Garten bewohne. Im Frühling ſchien Euch mein Geſang nicht zu mißfallen, wie konnte ich ahnen, daß er Euch jetzt läſtig ſein würde?"

„Das hätte Dir Dein Verſtand ſagen können," antwortete brummend die Schildkröte. „Wenn es zur rechten Zeit ſich hören läßt, iſt das Gezwitſcher der Vögel nicht unangenehm, im Gegentheil, es erheitert. Im Frühling z. B. wenn die Temperatur milder wird, wenn die Pflanzen wachſen und grünen und ich aus meinem Winterſchlaf erwache, dann höre ich gern Euer Zwitſchern. Aber in dieſer kümmerlichen Jahreszeit, wo es keine Früchte und Blumen gibt, wo man kaum noch den Löwenzahn oder einige trockene Beeren findet, wo das Wetter alle Tage kälter wird, kommt mir Deine Fröhlichkeit wie affectirte Sorgloſigkeit vor. Denn Du wirſt doch nicht ſo anmaßend ſein, behaupten zu wollen, daß Du glücklich biſt?"

„Ich bitte um Verzeihung, meine verehrte Dame, ich bin ſehr glücklich."

„Du haſt demnach eine beſondere Vorliebe für Kälte, Näſſe und kahle Bäume?"

„Nein, wenn ich zu wählen hätte, würde ich die ſchönen Tage vorziehen. Aber iſt es nicht unvernünftig, Vergleiche zu machen, wenn man doch nichts ändern kann? Im Grunde geht es mir ja nicht ſchlecht; meine Nahrung bietet wenig Abwechslung, aber ich habe genug, und meiner Meinung nach iſt Genug das ſchmackhafteſte Mahl. Warum ſollte ich nicht zufrieden ſein?"

„Zufrieden? wie einfältig! aber das liegt wohl an Deiner Jugend und an Deinem Mangel an Erfahrung. Was wirſt Du denn machen, wenn der Erd-

boden gefriert und Du nicht mehr Deine Lieblingswürmer aus demſelben picken kannſt?“

„Wißt Ihr gewiß, daß es ſo kommen wird?“

„Früher oder ſpäter ganz gewiß. Die Witterung kann ſich täglich ändern, deßhalb wünſche ich zu ſchlafen, um gegen das ſchlechte Wetter geſchützt zu ſein.“

„Und ſollte es auch ſo kommen,“ ſagte der Vogel vertrauensvoll, „ich kümmere mich nicht darum. Es gibt ja noch Beeren in den Gebüſchen.“

„Aber ſtelle Dir nur vor, der Winter bräche herein und Du fändeſt nirgends mehr etwas“, ſagte die Schildkröte, ärgerlich darüber, daß ihre traurigen Prophezeiungen das Rothkelchen nicht zum Schweigen gebracht hatten.

„Ja, wenn wir uns auf Vermuthungen einlaſſen wollen; aber ich glaube nicht, daß es ſo ſchlimm kommen wird, und ich werde nicht ſo thöricht ſein, mir im Voraus Sorgen zu machen. Laß uns die Freuden genießen, die jeder Tag uns bringt!“ Darauf ließ es ſeine ſchönſten Lieder erſchallen.

„Laß wenigſtens andere Leute in Ruh!“ fuhr die Schildkröte fort, welche vor allen Dingen zu ſchlafen wünſchte. „Ich würde Dir ſehr verbunden ſein, wenn Du Dir einen andern Strauch zum Aufenthalt wähltеſt.“

„Von Herzen gern,“ erwiderte höflich der kleine Sänger. „Lebt wohl und genießt eines wohlthätigen Schlummers.“

Und er flog auf einen andern Buſch, wo er nach Herzensluſt ſingen konnte und die Schildkröte verkroch ſich unter die Blätter; aber der Tag war ſchöner als ſie gedacht und ſie kam wieder hervor, um ihre Schale von den Sonnenſtrahlen beſcheinen zu laſſen. Das war ihr größtes Vergnügen in dieſer Jahreszeit.

Der Vogel hatte ſich in ein Gebüſch zurückgezogen; als er aufgehört hatte zu ſingen, dachte er über die ſonderbaren Worte der Schildkröte nach. Wie konnte man Luſt haben, ſich zu verſtecken und zu ſchlafen, wenn die Sonne ſchien wie im Frühling? Hätte er nicht gefürchtet, für unbeſcheiden gehalten zu werden, er wäre zurückgeflogen, um ſeiner Nachbarin zu ſagen, wie rein und mild die Luft ſei. Doch bemerkte er bald, daß er der einzige Sänger des Gehölzes war. Vor Kurzem ließ ſich noch die Nachtigall hören, jetzt wußte man nicht, wohin ſie ſich zurückgezogen hatte. Und die Amſel? warum ſchwieg ſie? Das Rothkelchen wurde nachdenklich; wäre es wohl möglich, daß, wie die Schildkröte ſagte, ſie es Alle für weiſer hielten, einen Zufluchtsort zu ſuchen, wo ſie ſchlafen könnten?

Dieſe Zweifel beunruhigten es faſt und es beſchloß, Erkundigungen einzuziehen. Bald darauf begegnete es einer Amſel, redete ſie an und fragte, warum ſie nicht mehr ſinge. Dieſe ſah verwundert das Rothkelchen an. „Wer möchte wohl im Herbſt und Winter ſingen, das kann nur ſolch ein Ohneſorge wie Du. Vielleicht außerdem noch die Lerche, aber ihr wunderbares, in höheren Sphären verbrachtes Leben kann uns nicht als Regel dienen. Wir leben in einer Jahreszeit, wo jedes vernünftige Geſchöpf an die Zukunft denkt; Dein Gezwitſcher läßt ſich nur mit Deinem Mangel an Erfahrung und Deinem jugendlichen Leichtſinn entſchuldigen.“

„Es wäre liebenswürdiger, wenn Du meine Heiterkeit auf Rechnung meines glücklichen Characters ſchreibſt,“ erwiderte heftig das Rothkelchen, deſſen Federn ſchon anfingen, ſich zu ſträuben. „Ich genieße des Segens, welchen jeder Tag mir bringt, und mehr verlange ich nicht; aber Du vernachläſſigſt den Genuß der Gegenwart aus Furcht vor der Zukunft. Und das hältſt Du für Weisheit? In meinen Augen iſt es Thorheit und Undankbarkeit.“ — Und darauf flog das Rothkelchen eiligſt fort, denn es fühlte wohl, daß ſeine Antwort voreilig geweſen war; es war noch zu jung, um Anderen die Leviten zu leſen. Aber die Rothkelchen ſind nun einmal von Natur unerſchrocken und hitzig.

Obgleich das Rothkelchen feſt daran glaubte, daß es Recht habe, nahm doch ſeine gute Laune ab, je mehr der Winter vorwärts rückte. Noch jetzt würde es ſeine Meinung mit der ganzen Kraft ſeines kleinen Schnabels vertheidigt haben; aber unwillkürlich ſtörte ihn etwas in ſeiner Heiterkeit. Es dachte traurig und für ſeine Seelenruhe viel zu oft an das, was Schildkröte und Amſel geſagt hatten. Je mehr die Kälte zunahm, je beſorgter wurde es. Faſt hätte es gewünſcht, einſchlafen zu können wie die Schildkröte; aber als tapferer kleiner Vogel voll Leben und Muth beſchloß es, das Räthſel, was es quälte, zu ergründen; es wollte eine Lerche aufſuchen, welche ein benachbartes Gehölz bewohnte. Unterwegs hörte es mehrere Lerchen ſingen und ſah, wie ſie ſich in die Luft erhoben. Das war genug, um dem Rothkelchen ſeine Heiterkeit wiederzugeben und ſeine Sorgen zu zerſtreuen. Es bemerkte nicht, daß ſeine Freundin, die Lerche, mehr traurig als fröhlich ſang und zögerte nicht, ihr zu ihrer guten Laune Glück zu wünſchen. Die Lerche bekannte ihm, daß ſie im Grunde ein wenig beſorgt ſei. Sie hatte nur noch wenig Korn übrig und wenn ihre Vorräthe erſchöpft waren, konnte ſie ja Hungers ſterben.

„Denn,“ fügte ſie hinzu, „wenn die Erde mit Schnee bedeckt iſt, ſo iſt es

nur ein glücklicher Zufall, wenn ſich irgend ein Körnchen oder ein Würmchen findet."

„Aber ich glaubte, Du hätteſt ſchon mehrere Jahre hier verbracht?" ſagte das Rothkelchen, das wieder Muth gefaßt hatte.

„Ja gewiß," ſeufzte die Lerche.

„Nun und Du biſt ja vergangenes Jahr nicht geſtorben."

„Augenſcheinlich nicht," antwortete ernſt die Lerche und ſeufzte von Neuem.

„Du biſt auch den vorletzten Winter nicht umgekommen, nicht wahr?"

„Es fehlte wenig daran."

„Und den vorhergehenden Winter auch nicht?"

„Natürlich nicht, ſonſt wäre ich ja nicht hier," verſetzte ungeduldig die Lerche.

„Was haſt Du denn gemacht, als die Erde mit Schnee bedeckt war und Dir keine Nahrung mehr bot?" fragte das Rothkehlchen wieder.

„Ich habe nicht geſagt, daß es gar nichts gab; von Zeit zu Zeit habe ich etwas gefunden, aber aus Zufall; darauf kann man nicht immer rechnen."

„Nun, meine verehrte Freundin, wenn dieſer Zufall Dir jeden Tag das für die Zukunft Nöthige beſcheerte, warum willſt Du Dich denn jetzt betrüben?"

„Was Du da ſagſt, iſt ſehr wahr; was ſo oft geſchehen iſt, kann wieder geſchehen, und jedenfalls werde ich mein Schickſal durch unnöthige Sorgen nicht verbeſſern. Ich will verſuchen, heiter zu ſein. Kleines Rothkelchen, Du biſt ſehr weiſe, Du machſt mir wieder Muth; es wundert mich gar nicht, daß Du das ganze Jahr glücklich biſt."

Sie trennten ſich. Das Rothkelchen war völlig getröſtet durch die Betrachtungen, welche das glückliche Schickſal der Lerche in ihm erweckt hatte. Es kehrte in ſeinen Garten zurück und baute ſich an einer mit Epheu überwachſenen Mauer eine gemüthliche kleine Winterwohnung.

Die traurige Jahreszeit kam nur zu bald, der Schnee deckte alles Land mit ſeinem weißen Leichentuch zu; der Augenblick war gekommen, wo das arme Rothkehlchen Beweiſe von Ergebung und Thatkraft geben ſollte.

„Ach," ſagte es, von einem Aſt zum andern hüpfend, „es gibt noch Beeren" und es entdeckte einen Eibenbaum, einen großen Strauch mit rothen Beeren geſchmückt. Der Strauch wurde nun ſeine Vorrathskammer; doch zehrte es nicht allein aus derſelben, Vögel aus der Nachbarſchaft verſammelten ſich von Zeit zu Zeit zu einem Mahle dort. Sie waren traurig und ſchweigſam und tadelten die Heiterkeit des Rothkehlchens. Dieſes aber blieb fröhlich und vertrauen

voll; es war nicht einmal ärgerlich darüber, daß sein Vorrath von Andern geplündert wurde. Doch es wurde kälter und kälter und zwei ganze Tage konnte Rothkehlchen sein mit Epheu zugedecktes Lager nicht verlassen. Endlich trieb es der Hunger zum Eibenbaum; aber wie groß war sein Erstaunen, als die mit Beeren bedeckten Zweige verschwunden waren. In seiner Trostlosigkeit flog es hin und her und bemerkte endlich am Boden die abgehauenen, aufeinander gethürmten Zweige. Es pickte zwei oder drei rothe Beeren ab, und schickte sich soeben an, eine tüchtige Mahlzeit zu halten, als der Gärtner kam und die Zweige forttrug. Es war der Tag vor Weihnachten und die grünen Zweige waren dazu bestimmt, am morgenden Festtage den großen Saal zu schmücken. Das war ein harter Schlag für das arme Rothkehlchen. Es folgte dem Gärtner bis an das Haus; aber die Thüre schloß sich, und das arme Vögelchen sah sich seiner täglichen Nahrung beraubt. „Ich habe gegessen," sagte es zu sich selbst, „ich muß dankbar sein. Es ist genug, daß ein jeder Tag seine eigene Plage habe, ich will geduldig auf neue Hülfe warten." Es kehrte zu dem kahlen Strauch zurück und fing wieder an zu singen. Und was lag wohl in der silberhellen Melodie dieses nur halbgesättigten Vögleins? Drückte sie nur das Vertrauen des armen Rothkelchens aus, das sich seiner Nahrung beraubt sah? War sie nicht vielmehr eine Stimme vom Himmel, die den Menschen Friede und Hoffnung in's Herz rief?

In diesem Augenblick kehrte der Eigenthümer des Gartens nach Hause zurück. Trübe Erinnerungen zogen durch seine Seele. Vor einem Jahr an diesem Tage war seine Frau gestorben. Im Laufe des Jahres hatten zwei seiner Söhne eine weite Reise angetreten. Das wiederkehrende Weihnachtsfest rief ihm nur Verluste und Schmerzen zurück. Er war traurig, trotz der Freude seiner jüngsten Kinder, welche ihn am Heimathheerd erwarteten.

Ach der Herbst des Lebens kommt über den Menschen, wie der Herbst des Jahres über die Erde; Wolken und Regen gesellen sich zu den wenigen Sonnenstrahlen, welche noch glänzen.

Auf einmal drang der Gesang des Rothkehlchens an das Ohr des traurigen Mannes. Erstaunt und gerührt über diese fröhliche Melodie an einem Wintertage bleibt er stehen und sieht sich um. Der Gesang des Vogels scheint sein Herz zu beruhigen. Singe, singe Du nur, hoch oben auf Deinem kahlen Strauch. Du kleiner, heit'rer, hoffnungsvoller Sänger! wiederhole das Lied, das Gott Dich gelehrt hat. Aber solltest Du allein Vertrauen haben, sollte

des Menschen Blick nicht die Wolken durchdringen, da Du Dir doch in den Prüfungen eines langen Winters Frieden und Freude bewahrst? — Der kleine Vogel beendete sein hübsches Lied und näherte sich der Wohnung, denn er erinnerte sich gewiß, daß dort seine letzten Beeren verschwunden waren. Plötzlich öffnet sich das Fenster, das Rothkehlchen fliegt erschreckt davon. Eine wohlthätige Hand streut einige Krumen aus. Das Fenster schließt sich wieder. Der kleine Vogel kehrt beruhigt zurück und findet ein köstliches Festmahl aufgetischt, welches er mit dem größten Appetit verzehrt, während die Kinder des Hauses ihm durch das Fenster zusehen und vor Freuden laut aufjauchzen. — „Man findet doch immer noch ein Krümchen," sagte Rothkehlchen, als es zu seiner Schlafstätte unter dem Epheu zurückkehrte. Es hatte recht, sein Vertrauen hatte es nicht getäuscht.

Einige Tage später war eine große Veränderung in seinem Leben vorgegangen. Es saß auf einem Strauch neben der schlafenden Schildkröte und sang seine glücklichsten Lieder. Dann dachte es an Alles, was es seiner schlafenden Freundin zu erzählen haben würde, wenn sie erwachte. O, was hatte es ihr nicht Alles mitzutheilen! Seine neuen Bekannten bereiteten ihm regelmäßig alle Tage ein Mahl, es hatte eine kleine bequeme Wohnung von Heu und Baumwolle, fast zu warm für seinen kräftigen kleinen Körper und seine Beziehungen zur Familie waren so freundschaftlich geworden, daß man ihm sogar erlaubte, beim Mittagsessen um den Tisch herumzuflattern.

„Nun, nun, mein kleiner Freund", sagte die Schildkröte, als sie im Frühjahre aus ihrem Loch herauskroch und die merkwürdige Geschichte hörte, „ich habe lange geschlafen, Du gewiß auch; die schönen Dinge, von denen Du da erzählst, hast Du alle geträumt. Doch ich freue mich, Dich am Leben zu finden und weniger mager, als ich erwartet hätte. Aber was Deinen Gesang, Deinen Ueberfluß, Dein Glück betrifft, so sprich nicht mehr davon, ich glaube es doch nicht. Köpfe, wie ich, lassen sich mit dergleichen Mährchen nicht ein."

Und sie glaubte fest, daß, was sie nicht gesehen habe, auch nicht geschehen sei.

„Aber ich lebe ja," antwortete ihr der Vogel, „ich muß also doch zu essen gefunden haben."

Dieser Beweisgrund machte unsere Schildkröte ein wenig verlegen und sie that, was man in ähnlichen Fällen zu thun pflegt, sie ging ihrer Wege.

Gleichniſſe.

Von **Alexandra**, k. Prinzeſſin von Bayern.

I.

Ein Bild der Freundſchaft.

Der Epheu, welcher zwei Heckenroſen-Sträuche feſt umranket, bietet ein Bild wahrer Freundſchaft dar, die mit einem ſanften Bande zwei Seelen vereinigt.

Gleich den Wohlgerüchen, welche aus den Roſenkelchen ſich erheben und im Zephyr ſich zu einem Dufte vereinigen: — entſteigen auch den Seelen der beiden Freunde Gedanken und Gefühle innig verwandter Art, die im Austauſche ſich mit einander vermiſchen, ſo, daß die beiden Seelen gleichſam nur eine Seele bilden.

II.

Die Kaiſerkrone.

Als ich an einem Frühlingsmorgen an einem prächtigen Garten vorüberging, trat ich in denſelben ein, um eine wunderſchöne Kaiſerkrone in der Nähe zu betrachten. In dem Schatten dieſer herrlichen Pflanze blühte eine Menge gelber Blümchen, welche die hohe Blume mit Neid zu betrachten ſchienen. Denn ſie ſahen nicht die perlengleichen Tröpflein tief verborgen in ihren purpurnen Blüthenkelchen.

Auf gleiche Weiſe erregen Krone und Purpur, die Sinnbilder irdiſcher Macht, oft den Neid derjenigen, welche die verborgenen Thränen nicht zu ſehen vermögen.

Kindesdank.

Von **Iſabella Braun.**

An die Lehrerin oder den Lehrer beim Austritt aus der Schule.

Des Lernens Jahr iſt nun zu Ende,
Beſchloſſen Deiner Mühe Laſt;
Es mögen Deine müden Hände
Sich ſenken zur verdienten Raſt;

Es mög' Dein Geiſt der Ruhe pflegen,
Auf daß er wieder kräftig ſei
Zu ſpenden Deiner Lehre Segen,
Beginnend friſch der Jahre Reih'.

Wir aber müſſen Dich verlaſſen,
Im Scheiden nun für immerdar
Und wollen Deine Hände faſſen,
Dies ſegensreiche, liebe Paar!
Die Lippen möchten gerne drücken
Im Herzensdanke ſich darauf,
O, laß ſie mit der Thräne ſchmücken,
Die aus der Seele ſteigt herauf.

Wir denken all' der ſchweren Stunden
Auf die des Jahres Zeiger weiſt,
In welchen Du mit uns verbunden
Erweckteſt, klärteſt unſern Geiſt.
Du nahmſt auf Dich der Mühe Sorgen,
Wie fällt ſo ſchwer ſie in's Gewicht!
Uns aber ward an jedem Morgen
Nur leichter ſtets die kleine Pflicht. —

Wir eilten fröhlich dann nach Hauſe,
Zu Veſperbrod, zu Scherz und Spiel,
Doch Dir vergönnt war kurze Pauſe,
Und fern lag Deiner Ruhe Ziel.
Was wir gefehlt in Schrift und Zahlen,
Und was verlangt der nächſte Tag,
Bis zu der Sonne letzten Strahlen
Vor Deinem müden Blicke lag.

Noch gröſs're Fehler laſtend ruhten
Auf Deinem Herzen ſchwer und bang;
Sie machten oft es ſchmerzlich bluten,
Manch' Seufzer aus der Tiefe drang:

Die Fehler, nicht auf's Blatt geſchrieben —
Der jungen Seele Kindesſchuld,
Mit denen all' Dein treues Lieben
In Sorge rang und in Geduld.

So manchen haſt Du wohl bezwungen
Und wo das Unkraut ſich gezeigt,
Haſt emſig Du mit ihm gerungen,
Bis Deiner Hand es ſich geneigt.
Dann legteſt Du den guten Samen
Mit Herzensinnigkeit hinein,
Hervor die zarten Hälmchen kamen
Und wuchſen in der Gnade Schein.

Wir denken deſſen heut' mit Thränen
Und weihen Dir der Reue Zoll;
Das Herz begehrt mit heißem Sehnen
Daß Gott es Dir vergelten ſoll.
Wir denken heute Deiner Güte
Und Rührung füllt die junge Bruſt,
Es iſt ein jegliches Gemüthe
Sich ſeiner Dankesſchuld bewußt.

Zu dieſer Dankesſchuld bekennen
Wir uns zu jeder Lebenszeit!
Ja, laß uns Deine Schuldner nennen,
Und Liebe ſei zum Zins geweiht;
Zum Zins von jenem Kapitale,
Das in dem Lebensbuche ſteht,
Ein Jedes ihn voll Freude zahle
Mit täglich brünſtigem Gebet. —

Im Verlage von **Braun & Schneider** in **München** sind die nachverzeichneten Werke erschienen und in jeder Buchhandlung zu haben:

Prachtbilderwerk für die Jugend.

Münchener Bilderbogen.

Herausgegeben von

Braun & Schneider.

1.—19. Buch oder Bogen 1—456. — Preis für den Bogen 3 kr. oder 1 Sgr.
Preis für das Buch 1 fl. 12 kr. oder 24 Sgr.
Alle Jahre erscheint ein neues Buch von 24 Bogen.

Die **Münchener Bilderbogen** nach Originalzeichnungen tüchtiger Künstler sind das vollendetste und billigste Bilderwerk, was je der Jugend geboten wurde. Die Mannigfaltigkeit der gebotenen Gegenstände, sowie die natur- und wahrheitsgetreue Darstellung bilden den Sinn des Kindes und entflammen das Herz für das Schöne. Der außerordentlich billige Preis derselben gestattet jeden Eltern, ihre Kinder in den Besitz dieses großartigen Bilderwerks zu setzen.

Schnaken und Schnurren

von **Wilhelm Busch.**

Eine Sammlung humoristischer kleiner Erzählungen in Bildern.

1. Theil.

Elegant cartonirt und colorirt.

Preis 1 fl. 24 kr. oder 25 Sgr.

Lustige Gesellschaft

Bilderbuch von **Franz Pocci.**

32 höchst komische Bilder mit feinem Colorit. Elegant cart. 2 fl. oder 1 Rthlr. 7½ Sgr.

Schreiliesel.

Eine lustige und lehrreiche Geschichte für Kinder von 4 bis 8 Jahren von Dr. Ernst.

Fein colorirt und elegant cartonirt. Preis 1 fl. 12 kr. oder 21 Sgr.

Peter, der Mohrenkönig.

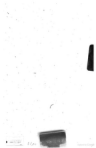
Eine lehrreiche Geschichte für Kinder von Dr. Ernst.

Mit fein colorirten Bildern, elegant cartonirt. Preis 1 fl. 24 kr. oder 25 Sgr.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google